Das Neunzehnte Jahrhundert.

Geschichtlicher & kulturhistorischer Rückblick

von Dr. E. A. Zimmermann.

Verlag von E. A. Zimmermann, Milwaukee Wis.

Class D 358
.5
Book .Z72
Copyright No.

COPYRIGHT DEPOSIT.

Proklamierung des neuen deutschen Kaiserthums im Schloß zu Versailles am 18. Januar 1871.

(Nach dem Gemälde von A. v. Werner in der Ruhmeshalle des Zeughauses zu Berlin).

Das

Neunzehnte Jahrhundert.

Geschichtlicher und kulturhistorischer Rückblick

von

Dr. G. A. Zimmermann.

Zweite Hälfte.

Erster Theil,

enthaltend:

Die Völker- und Staatengeschichte von 1851—1871,

sowie:

Die Fortschritte von Wissenschaft und Kultur während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Mit 175 Illustrationen und Karten, sowie 335 Portraits und 20 Modebildern.

Milwaukee, Wis.

Druck und Verlag von Geo. Brumder.

1901.

H358
.5
.Z72

THE LIBRARY OF
CONGRESS,
TWO COPIES RECEIVED
MAR 28 1902
COPYRIGHT ENTRY
Jan. 30-1902
CLASS a XXc. No.
29731
COPY B.

Entered according to act of Congress in the year 1900, by
GEO. BRUMDER.
In the Office of the Librarian of Congress at Washington, D. C.

THE LIBRARY OF
CONGRESS

Vorbemerkung.

Um dem reichen Material, welches die Völker- und Kulturgeschichte der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert darbietet, einigermaßen gerecht zu werden und mehr als eine bloße Aufzeichnung von Namen und Thatsachen darzubieten, mußte diese zweite Hälfte in zwei Theile getheilt werden. Der erste Theil, welcher nunmehr vorliegt und ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, umfaßt die umwälzende Völker- und Staatengeschichte der zwanzig Jahre 1851—1871, d. h. vom Staatsstreich des dritten Napoleon bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums, sowie eine eingehende Darstellung der Fortschritte von Wissenschaft und Kultur während der ganzen zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der zweite Theil der zweiten Hälfte, welcher binnen Jahresfrist erscheinen soll und das ganze Werk zum Abschluß bringen wird, bringt die Völker- und Staatengeschichte der letzten dreißig Jahre d. h. bis zur unmittelbaren Gegenwart, sowie eine umfassende Darstellung der großartigen Entwicklung von Technik und Industrie, Handel und Verkehr während der letzten fünfzig Jahre.

G. A. Z.

Inhaltsverzeichniß.

I. Völker- und Staaten-Geschichte während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Erster Theil: Vom Staatsstreich des dritten Napoleon bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums. 1851—1871.

Erster Abschnitt.

Von der Herstellung des Imperialismus in Frankreich bis zur Entstehung des Königreiches Italien.

Erstes Kapitel. Seite

Napoleon III. — Sein Staatsstreich. — Kaiser der Franzosen. — Vermählung mit Eugenie. — Charakteristik des Kaiserpaares. — Die Orientalische Frage. — Entstehung derselben. — Nikolaus I. und der „kranke Mann am Bosporus". — Kriegserklärung. — Frankreich und England kommen der Türkei zu Hülfe. — Leichtfertige Betreibung der Vorbereitungen zum Krimkriege. — Längere Thatenlosigkeit der Heere und der Flotten. — Eroberung der Festung Bomarsund in der Ostsee. — Sieg an der Alma. — Furchtbare Verheerungen durch die Cholera. — Todleben befestigt Sebastopol. — Sardinien kommt den Verbündeten zu Hülfe. — Plötzlicher Tod des Zaren Nikolaus I. — Denkwürdige Belagerung von Sebastopol. — Erstürmung des Malakow durch Mac Mahon. — Kapitulation von Kars. — Friedenskongreß in Paris 1856. — Annahme der vier Forderungen der Alliierten seitens Rußland. — Umgestaltung des Kriegsrechtes. — Frankreich die erste Großmacht 3

Zweites Kapitel.

Alexander II. — Innere Reformen. — Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern. — Zweiter polnischer Aufstand. — Mit Strenge unterdrückt. — Preußen schließt, auf Rath seines Ministerpräsidenten v. Bismarck, einen Geheimvertrag mit Rußland. — Pflege des Altrussenthums und des Panslavismus. — Entstehung des Nihilismus. — Das neue Fürstenthum Rumänien. — Sultan Abdul Asis. — Agitationen in Serbien. Milan Obrenowitsch zum Fürsten gewählt. — König Otto von Griechenland zur Abdankung gezwungen. — Wahl des Prinzen Wilhelm von Dänemark zum König. — Uebernimmt die Regierung als Georgios I. — Englands Machtausbreitung in Asien. — Kriege unter Viktoria. — Militäraufstand in Ostindien. — Die Sipahis. — Erstürmung von Delhi. — Nanna Sahib belagert Lucknow. — Indisches Kaiserreich. — Die Bewegung der Taipings gegen die Mandschu in China. — England's und Frankreich's gemeinschaftlicher Krieg mit China 23

Seite

Drittes Kapitel.

Höhepunkt des zweiten Kaiserreiches. — Napoleons Thätigkeit auf dem Gebiete der inneren Verwaltung. — Sinken der allgemeinen Moral. — Die italienische Frage. — Mordanschläge auf Napoleon durch Italiener. — Der große italienische Staatsmann Cavour. — Verständigung mit Napoleon. — Völlige Vertreibung der Oesterreicher aus Italien das Endziel. — Viktor Emanuel. — Ausbruch des französisch-sardinisch-österreichischen Krieges. — Schlechte Zustände in der französischen Armee. — Zauderndes Verhalten des österreichischen Generals Gyulai. — Garibaldi. — Gefechte bei Montebello und Palestro. — Schlacht bei Magenta. — Siegreicher Einzug Napoleons und Viktor Emanuels in Mailand. — Der Triumphbogen in Mailand. — Entscheidende Niederlage der Oesterreicher bei Solferino. — Ueberraschende Zusammenkunft Napoleons mit Viktor Emanuel. — Vertrag von Villafranca. — Frieden von Zürich. — Napoleons Beweggründe. — Beginn seines Niederganges. 36

Viertes Kapitel.

Die italienische Einheitsbewegung nicht mehr aufzuhalten. — Die mittelitalienische Liga. — Vereinigung mit Piemont. — Das erste italienische Parlament. — Abtretung von Savoyen und Nizza an Frankreich. — Pius IX. und der Kirchenstaat. — Das Königreich Neapel und Sizilien. — Tollkühnes Unternehmen Giuseppe Garibaldis. — Landung bei Marsala auf Sizilien. — Einzug in Neapel. — Viktor Emanuel schlägt bei Castelfidardo die päpstlichen Söldnerschaaren. — Vereinigter Einzug mit Garibaldi in Neapel. — König von Italien. — Tod Cavours. — Garibaldi will Rom durch einen Freischaarenzug erobern. — Wird bei Aspromonte verwundet und gefangen. — Septemberkonvention zwischen der französischen und italienischen Regierung. — Verlegung der italienischen Hauptstadt von Turin nach Florenz..... 51

Zweiter Abschnitt.

Die großen Kriege der sechziger Jahre.

Fünftes Kapitel.

Die Ver. Staaten. — Ursprung der Sklavereifrage. — Missouri-Kompromiß. — Webster, Clay und Calhoun. — Das Jahr der Kompromisse, 1850. — Kansas-Nebraska-Bill. — Präsident Buchanan. — Die Kluft zwischen Norden und Süden wird immer größer. — Präsident Lincoln. — Die Südstaaten erklären ihren Austritt aus der Union. — Beschießung von Fort Sumter. — Beginn des Bürgerkrieges. — Die Lage im Norden und im Süden. — Staatssekretär Seward.—Mißerfolge der Bundestruppen am Bull Run. — Fort Donelson ergiebt sich an Grant. — Schlacht bei Shiloh. — Kampf zwischen den Panzerschiffen Merrimac und Monitor. — Farragut bezwingt New Orleans. — McClellan und Lee in siebentägigem Kampfe vor Richmond. — Beiderseitige Erschöpfung. — Schlacht bei Antietam am 17. September 1862. — Lincolns Proklamation betr. Emanzipation der Negersklaven. — Seward's drohende Haltung gegen England. — Niederlage Hookers bei Chancellorsville. — Sieg Meade's bei Gettysburg. — Niederlage Rosecrans' bei Chickamauga. — — Grant's Sieg bei Chattanooga. — Erstürmung des Missionary Ridge. — Grant und Sherman entwerfen den Feldzugsplan für 1864. — Blutige Schlacht in der Wildeniß. — Niederlage bei Cold Harbor. — Belagerung von Petersburg. — Early und Sheridan im Shenandoahthal. — Hood räumt die von Sherman belagerte Stadt

Seite

Atlanta. — Shermans kühner Zug nach Savannah. — Farragut in der Bay von Mobile. — Konföderierte Kreuzer fügen dem Handel der Union ungeheuren Schaden zu. — Kampf zwischen der Alabama und der Kearsarge. — Wiederwahl Lincolns. — Entscheidungsschlacht bei Five Forks. — Lee ergiebt sich bei Appomatox Court House. — Ende des blutigen Krieges. — Ermordung Lincolns durch Wilkes Booth. 59

Sechstes Kapitel.

Vizepräsident Andrew Johnson. — Geräth ob zu großer Milde gegen den Süden mit dem Kongreß in Streit. — Wird wegen Verfassungsverletzung in Anklagezustand versetzt, aber freigesprochen. — Annahme des 13., 14. und 15. Amendements zur Konstitution. — Vollendung des ersten transatlantischen Kabels. — Bau der Pacificbahn. — Besiedlung des Westens. — Die Alabama-Frage. — England durch das Genfer Schiedsgericht zur Schadenersatzzahlung verurtheilt. — Napoleons Pläne eines lateinischen Kaiserreiches in Mexiko. — Benito Juarez zum Diktator von Mexiko ernannt. — Expedition Englands, Spaniens und Frankreichs. — Erstere zwei ziehen sich zurück. — Erzherzog Maximilian Kaiser von Mexiko. — Schlimme Lage. — Die Union stellt an Napoleon eine Alternative. — Er zieht die Schmach des Rückzugs einem Krieg vor. — Maximilian gefangen genommen und kriegsrechtlich erschossen. — Die Hinrichtung. — Wiederherstellung der Republik in Mexiko. 92

Siebentes Kapitel.

Gründung des deutschen Nationalvereins. — Wilhelm, Prinzregent von Preußen. — Tod Friedrich Wilhelms IV. — Wilhelm I. und seine Militärreorganisation. — Krönung in Königsberg. — Bruch mit der Volksvertretung, welche blos eine zweijährige Dienstzeit eingeführt wissen wollte. — Berufung Bismarcks zum Ministerpräsidenten. — „Durch Eisen und Blut." — Verfassungskonflikt. — In Oesterreich führt Franz Joseph die konstitutionelle Staatsform ein. — Mißerfolg des deutschen Fürstenkongresses wegen Wegbleibens Wilhelms I. — Die schleswig-holsteinische Frage. — Entstehung derselben. — Christian IX. von Dänemark. — Friedrich von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein ausgerufen. — Bismarcks meisterhafte Diplomatie. — Zwingt Oesterreich, mit Preußen gemeinsame Sache zu machen. — Verhindert Eingreifen der übrigen Großmächte. — Deutsch-Dänischer Krieg. — Die Dänen geben die Danewerk-Stellung auf. — Die Oesterreicher besetzen Flensburg. — Seekrieg. — Die Preußen belagern die Düppeler Schanzen. — Sturm auf dieselben. — Die Dänen geben das Festland auf. — Erfolglose Konferenz in London. — Uebergang der Preußen nach Alsen. — Ende des Krieges. — Friede von Wien am 30. Okt. 1864. — Schleswig-Holstein von Dänemark getrennt. 105

Achtes Kapitel.

Meinungsverschiedenheiten zwischen Preußen und Oesterreich wegen der Elbherzogthümer. — Bismarcks geniale Diplomatie. — Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland. — Der Vertrag von Gastein. — Bündniß Preußens mit Italien. — Ausbruch des Krieges von 1866. — Der Krieg in Böhmen. — Entscheidungsschlacht bei Königgrätz. — Gewaltiger Eindruck in ganz Europa. — Niederlage der Italiener bei Custozza. — Glänzender Seesieg der Oestereicher bei Lissa. — Die Operationen im westlichen Deutschland. — Treffen bei Langensalza. — Siegreiches Vordringen der preußischen Main-Armee. — Einzug in Frankfurt a. M.

Seite

— Der Bundestag in Augsburg. — Blutige Kämpfe in Bayern. — Franz Joseph tritt Venetien an Frankreich ab. — Napoleon drängt sich als Vermittler auf. — Die Preußen vor Wien. — Präliminarfriede zu Nikolsburg. — Friede von Prag. — Friedensschlüsse mit den süddeutschen Staaten. — Geheime Schutz- und Trutzbündnisse mit Preußen. — Der deutsche Bund für aufgelöst erklärt. — Frieden mit Sachsen, und zwischen Oesterreich und Italien. — Innerer Friede in Preußen. — Das neue Königreich Preußen 125

Dritter Abschnitt.

Von der Gründung des norddeutschen Bundes bis zur Errichtung des neuen deutschen Reiches und dem Frankfurter Frieden.

Neuntes Kapitel.

Gründung des Norddeutschen Bundes. — Der konstituierende Reichstag. — Die Luxemburger Frage. — Das Verhältniß zwischen dem Bund und den süddeutschen Staaten. — Umgestaltung des Zollvereins und das Zollparlament. — In Oesterreich kommt ein Ausgleich mit Ungarn zustande. — Die neuen Staatsgrundgesetze. — Schwierige Nationalitätenfrage. — Englands Parlamentsreform. — Gladstone regt eine irische Reformpolitik an. — Rußland breitet seine Machtsphäre in Mittelasien aus. — Die Pforte und der Khedive von Aegypten. — Rumänien. — Garibaldi's mißglückter Handstreich auf Rom. — Pius IX. und Antonelli berufen ein ökumenisches Konzil. — Opposition gegen das Dogma der Unfehlbarkeit. — Verlauf des Konzils. — Annahme des Dogmas. — Ende der weltlichen Herrschaft des Papstes. — Rom's Anschluß an das Königreich Italien. — Die altkatholische Bewegung. — Revolution in Spanien. — Isabella dankt ab. — Don Karlos. — Serrano Regent. — Gen. Prim Ministerpräsident. — Suche nach einem König 147

Zehntes Kapitel.

Die zweite Weltausstellung in Paris. — Opposition gegen Napoleon und das Kaiserthum. — Zugeständnisse. — Emile Ollivier an der Spitze der Regierung. — Armeeorganisation durch Marschall Niel und Kriegsminister Leboeuf. — Die spanische Regentenfrage. — Erbprinz Leopold von Hohenzollern die Krone angeboten. — Hetze gegen Preußen. — Bismarck in Berlin. — Benedetti stellt unverschämte Forderungen an König Wilhelm in Ems. — Abfertigung durch letztern. — Die Emser Depesche. — Mobilmachung in Frankreich. — König Wilhelm in Berlin. — Mobilmachung der gesammten norddeutschen Armee. — Die süddeutschen Staaten schließen sich an. — Kriegserklärung Frankreichs. — Bismarcks Enthüllungen über Napoleons Eroberungslust. — Drei deutsche Armeen. — Die französische Rheinarmee. — Schlechte Verwaltung und Unordnung. — Die militärische Komödie von Saarbrücken. — König Wilhelm trifft mit dem Großen Hauptquartier an der Grenze ein. — Blutiges Treffen bei Weißenburg. — Der erste deutsche Sieg. — Mangelhafte Verfolgung. — Mac Mahon bei Wörth aufs Haupt geschlagen. — Wilde Flucht. — Schlacht bei Spicheren. — Erstürmung der Höhen. — Sturz des Ministeriums Ollivier-Gramont. — Gen. Trochu Gouverneur von Paris. — Der strategische Aufmarsch der drei deutschen Armeen in Lothringen vollendet. 161

Seite

Elftes Kapitel.

Demoralisation und Unentschlossenheit im französischen Hauptquartier. — Bazaines Abzug nach Chalons verhindert. — Schlacht von Colombey-Nouilly. — Blutige Schlacht bei Vionville-Mars la Tour. — Schlacht bei Gravelotte-St. Privat. — Die französische Rheinarmee in Metz eingeschlossen. — Mac Mahon gezwungen, Bazaine zu Hülfe zu eilen. — Rechtsschwenkung der beiden deutschen Heere. — Schlacht bei Beaumont. — Entscheidender Kampf bei Sedan. Napoleon ergiebt sich und wird als Gefangener nach Wilhelmshöhe bei Kassel abgeführt. — Proklamation der Republik in Paris. — Kaiserin Eugenie flieht nach England. — Regierung der nationalen Vertheidigung. — „Kein Fuß breit von unserm Land, kein Stein von unsern Festungen". — Gambetta organisiert Volksheere. — Die deutschen Armeen schließen Paris ein. — Bombardement und Kapitulation von Straßburg. — Metz ergiebt sich. — Schwere Kämpfe der Bayern gegen die Loire-Armee. — Besetzung von Orleans. — Entscheidende Schlacht bei Le Mans. — Goeben vernichtet bei Saint Quentin die Nordarmee. — Schwere Kämpfe Werders mit der Ostarmee Bourbakis. — Glänzender Sieg in der Schlacht an der Lisaine bei grimmiger Winterkälte. — Die Belagerung von Paris. — Ausfälle der Besatzung. — Beginn des Bombardements. — Gründung des deutschen Reiches. — Proklamierung der Kaiserwürde im Spiegelsaale zu Versailles am 18. Januar 1871.. 184

Zwölftes Kapitel.

Letzter Ausfall aus Paris. — Schlacht am Mont Valérien. — Dreiwöchiger Waffenstillstand vom 28. Januar an. — Fortdauer des Krieges im Südosten. — Kämpfe bei Dijon. — Bourbakis und Clinchants Armee tritt auf Schweizer Gebiet über. — Kapitulation von Belfort. — Französische Nationalversammlung in Bordeaux. — Friedensverhandlungen in Versailles. — Annahme des Vertrages am 1. März. — Theilweiser Einzug deutscher Truppen in Paris. — Rückkehr Kaiser Wilhelms nach Berlin. — Eröffnung des ersten deutschen Reichstags. — Friedenskongreß in Brüssel. — Aufstand der Kommune in Paris. — Ihre theilweise Berechtigung. — Schreckensregiment der Rothen. — Kampf mit den Regierungstruppen. — Ende des Aufstandes. — Endgültiger Friedensschluß mit Deutschland. — Der Friede zu Frankfurt unterzeichnet..... 218

Biographien der hervorragendsten politischen Persönlichkeiten; 1851—1871.

1. Alexander II., Kaiser von Rußland..... 230
2. Papst Pius IX. 231
3. Napoleon III., Kaiser von Frankreich..... 231
4. Giuseppe Garibaldi 233
5. Viktor Emanuel, König von Italien 236
6. Graf Camillo Cavour 236
7. Maximilian, Kaiser von Mexiko 237
8. Abraham Lincoln 237
9. Ulysses S. Grant 240
10. Kaiser Wilhelm I. 242
11. Fürst Bismarck 244
12. Ludwig II., König von Bayern. 246
13. Helmuth v. Moltke 248
14. Leon Gambetta 249
15. Jules Favre 250

II. Fortschritte von Wissenschaft und Kultur während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

1. Literatur und geistiges Leben.

Seite

Deutschland: Reaktion gegen das „junge Deutschland" und die „politische Lyrik" — Geibel. — Die realistische Schule: Redwitz, Bodenstedt, Freytag, Keller, Stifter, Auerbach. — Fanny Lewald, Hahn-Hahn, Nathusius, Wildermuth, Spyri. — Neue Weltanschauung bei Wilh. Jordan. — Scheffel. — Aesthetiker: Spielhagen, Heyse, Wilbrandt, Meyer, Hamerling, Dahn, u. s. w. — Die Lyriker Fontane, Greif, Leuthold. — Kriegspoesie von 1870/71. — Dialektdichtung: Anzengruber, Rosegger, Holtei, Groth und besonders Fritz Reuter. — Dramatiker: Wildenbruch, Blumenthal u. s. w. — Die neue Dichtung: Liliencron, Bleibtreu. Der Naturalismus: Sudermann, Hauptmann, Schlaf, Fulda, Halbe. — Neuzeitliche Novellisten: Ebner-Eschenbach, Suttner, Schubin, Boy-Ed, Hillern, Werner, Heimburg. — Lyriker: Henckell, Carmen Sylva, Ambrosius. — Geschichtsschreibung: Niebuhr, Droysen, Mommsen, Curtius, v. Ranke, Sybel, Schlosser, Oncken, Weber. — Kirchenhistoriker: Neander, Hagenbach, Schaff, Nippold, Sohm. — Macauley und Buckle. — Philosophie: Materialisten Vogt, Moleschott, Büchner, Häckel, — Lotze, Fechner, Wundt, Du Bois-Reymond. — Friedrich Nietzsche. — Conte und Littré. — Mills und Spencer. — England: Swinburne, Arnold, Kipling. — Nordamerika: Longfellow, Harte, Mark Twain, Emerson. — Beecher-Stowe, Holmes, Lowell. — Frankreich: Dramatiker Augier, Dumas, Sardou. — Parnassier, Prud'homme, Coppée, Lisle. — Arbeiterdichtung: Rabineau, Matthieu, Dupont. — Drama: Erckman-Chatrian, Rostand. — Naturalisten: Gebrüder Goncourt, Zola. — Daudet, Maupassant, Loti, Ohnet. — Neu-Idealisten: Huysmans und Maeterlinck. — Dänemarck: Brandes, Drachman, Jacobsen. — Schweden: Tegner, Topelius, Strindberg. — Norwegen: Björnson, Ibsen, Garborg. — Rußland: Aksakow, Herzen, Turgenjew, Dostojewsky, Gogol, Graf Leo Tolstoi. — Polen: Mickiewicz, Slowacki, Krasinski. — Sienkiewicz. — Ungarn: Doczi, Jokai. — Italien: Manzoni, Leopardi, Pellico, Steichetti. — Ada Negri, d'Annunzio. — Spanien: Echegaray. 253

2. Naturwissenschaften.

a. Physik und Chemie.

Physik: Förderung der Lehre von der Elektrizität. — Herstellung der Geißler'schen Röhren. — Optik: Erfindung des Augenspiegels durch Helmholtz. — Sein berühmtes „Handbuch der physiologischen Optik". — Chemie: Stahlerzeugung durch Bessemer. — Begründung der Gährungsindustrie durch Louis Pasteur. — Entwicklung der Anilinfarbenindustrie durch die Forschungen Hofmanns u. a. — Neue Mittel aus Steinkohlentheer. — Begründung der Petroleumindustrie. — Die Spektralanalyse von Bunsen und Kirchhoff. — Beschreibung des Spektralapparates. — Gewaltige Umwälzung auf allen Wissensgebieten. — Schwefelsäure- und Soda-Fabrikation. — Herstellung des Dynamits und des rauchlosen Pulvers. — Indigofarbstoff. — Die Zuckerrübenindustrie. — Staßfurt und seine Kalisalzlager. — Moissans elektrischer Ofen. — Acethlen-Gas. — Welsbachs Gasglühlicht. — Lindes flüssige Luft. — Verbesserung des Mikroskops. 286

Seite

b. Elektrizität.

Hertz's bahnbrechende Untersuchungen der elektrischen Schwingungen. — Fortgeführt durch Tesla. — Entdeckung der X-Strahlen durch Röntgen. — Röntgen-Apparat. — Webers Phonautograph. — Vervollkommnet durch Thomas Edison in seinem Phonographen. — Erfindung des Telephons durch Philipp Reiß. — Vervollkommnung durch Graham Bell. — Hughes' Mikrophon. — Marconis Telegraphie ohne Draht..... 307

c. Astronomie.

Erforschung der Kometen- und Meteorerscheinungen. — Schiaparellis große Verdienste. — Der donatische Komet. — Die Natur der Meteore und Sternschnuppen. — Entdeckung kleinerer Planeten. — Photographische Methode der Himmelsforschung. — Monde. — Die Spektralanalyse. — Das Spektrum der Sonne. — Protuberanzen und Flecken. — Nebelflecken. — Fixsterne. — Die Frage der Bewohnbarkeit der Weltkörper. — Verbesserung der Fernrohre..... 318

d. Zoologie, Biologie und Entwicklungslehre.

Zoologie: Cuvier gegen Linné. — St. Hilaire und Oken. — Bahnbrechende Untersuchungen von K. E. v. Baer. — Chas. Lyell. — Die Entwicklungslehre von Chas. Darwin. — Kurze Darlegung derselben. — Einwirkung auf alle Gebiete menschlichen Wissens. — Thomas Huxley. — Ausbildung zu einem naturphilosophischen System durch Ernst Häckel. — Die Darwinisten Lubbock, Taylor und Spencer. — Die Deutschen Virchow, Bastian, Weißmann, Gegenbaur. — Die materialistischen Darwinisten Vogt, Moleschott und Büchner. — Die Grenzen des Naturerkennens nach Du Bois-Reymond und Helmholtz. — Biblische Weltanschauung. 329

3. Heilkunde und Gesundheitspflege.

Umwälzung der Heilkunde in Folge des Aufschwunges der Naturwissenschaften. — Auffinden ganz neuer Heilmittel. — Anatomie und Histologie: Josef Hyrtl, Jakob Henle. — Physiologie: Helmholtz, Du Bois-Reymond. — Gust. Fechner und Wilhelm Wundt. — Hoppe-Seyler und die Blutchemie. — Pathologie: Die Wiener Schule Skoda, v. Rokitansky, die Berliner Traube, Virchow. — Bakteriologie: Robert Koch. — Auffindung der Bazillen und Herstellung von Reinkulturen. — Emil Behrings Heilserum. — Die Kliniker Wunderlich, Frerichs, Kußmaul, Oppolzer. — Wasserbehandlung: Seb. Kneipp. — Elektrotherapie: Duchain und Remack.—Massage.— Bereicherung des Arzneimittelschatzes. — Chirurgie: antiseptische Wundbehandlung durch Joseph Lister. — Esmarchs künstliche Blutleere bei Operationen. — Billroths Kehlkopf- und Magenpförtner. — Exstirpation. — Bardeleben, Bergmann, Nußbaum, Volkmann u. a. — Augenheilkunde: Albrecht v. Gräfe. — Ohrenheilkunde: Kramer, v. Tröltsch, Yearsley, Toynbee. — Kehlkopfheilkunde: Czermack. — Geburtshilfe: Semmelweis, Wells, Sims u. a. — — Psychiatrie: Pinel-Conolly'sche Behandlung der Irren. — Nervenkrankheiten: Charcot. — Oeffentliche Gesundheitspflege: Max v. Pettenkofer. — Populäre Literatur: Bock, Reclam. — Faubel und die Cholera. — Geschichtliches über Gesundheitspflege. — Wasserversorgung der Städte. — Entwässerung. — Reinhaltung der Flüsse von Abwässern. — Müllbeseitigung. — Straßenreinigung. — Schlachthäuser und sanitäre Kontrolle. — Oeffentliche Bäder. — Rauchverzehrung. — Staats- und städtische Gesundheitsämter. — Begräbnißplätze. — Feuerbestattung..... 336

Seite

4. Musik und Theater.

Berlioz, die Verbindung zwischen Beethoven und Wagner. — Franz Liszt, der erste Klavirvirtuose der Welt. — Richard Wagner. — Sein Leben und Wirken. — Seine hervorragendsten Schöpfungen. — Aufschwung der Instrumentalmusik. — Opernliteratur: Gounod, Bizet, Verdi. — Die Veristen. — Mascagni, Leoncavallo. — Humperdinck und Kienzl. — Musikalische Epik und Lyrik: Johannes Brahms und Anton Bruckner. — Nationale Färbung bei Dvorak, Tschaikowsky, Grieg, Smetana. — Moderne Oper: Goldmark, Massenet, Saint-Saëns. — Operette: Millöcker, Strauß, Sullivan. — Moderne Kapellmeister: Bülow, Levi, Weingartner, Richter, Seidl, Thomas u. a. — Klavierspieler: Rubinstein, d'Albert, Paderewsky. — Geigenkünstler: Joachim, Wilhelmj. — Gesangskünstler: Patti, Lucca, Materna, Lehmann, Brandt; Niemann, Vogl, Betz, Stockhausen. — Das Theater und seine Entwicklung. — Die Schauspielkunst. — Das Wiener Burgtheater die erste deutsche Bühne. — Laube und Schreyvogel. — Die Meininger. — Frankreich und England. — Die Ver. Staaten: Booth, Jefferson. — Das Artistenthum und Variététheater 361

5. Baukaunst, Malerei und Bildhauerkunst.

Baukunst: Gottfried Sempers epochemachendes Wirken. — Die Wiener Schule: Siccardsburg, Hansen, Ferstel, v. Schmidt. — Wallot's Reichstagsgebäude in Berlin. — Raschdorfs Dom. — Kirchenbauten. — Neureuther in München und Egle in Stuttgart. — Frankreich: Baron Hausmann. — Garniers große Oper. — Emil Boeswillwald und die Restauration alter Kathedralen. — Mengoni in Italien. — Ver. Staaten: Henry Richardson in Boston und John Root in Chicago. — Kirchenbauten. — Die himmelanstrebenden Thurmbauten. — Malerei: Realistisch-koloristische Richtung. — Französische und belgische Maler. — Louis Gallaits gewaltiger Einfluß. — Meissonier, Chavannes, Bonheur, Millet. — Doré's Bibel. — Wiertz in Belgien. — Deutschland: Piloty und seine Schule. — Makart in Wien. — Genre Malerei: Knaus, Vautier, Defregger, Schmid, Beyschlag. — Die Zeichner Richter, Pletsch, Hendschel, Böttcher, Allers. — Landschaftsmalerei: Lessing, Achenbach. — Moderner Realismus: Adolf Menzel und seine Schule. — Die Schlachtenmaler Camphausen und Bleibtreu. — Porträtmaler: Lenbach, Herkomer. — Der exzentrische Arnold Böcklin. — Religiöse Malerei: Hofmann, Plockhorst, Uhde. — Bildhauerkunst: Realistische Richtung. — Begas, Schilling, Siemering, Schaper, Encke. — Monteverde in Italien. — Ver. Staaten: Gaudens, French u. A..... 383

6. Forschungsreisen und Ausgrabungen.

Afrika. — Heinrich Barths epochemachende Reisen in den Sudan. — Gerh. Rohlfs. — David Livingstone und die Lösung des Sambesiproblem. — Speke, Burton und Grant entdeckten den Nilquell. — Ad. Bastian, der Gründer der modernen Völkerkunde. — Gust. Nachtigal's Erforschung des östlichen Sudan. — Stanley findet Livingstone. — Cameron's Durchquerung des Kontinents. — Lösung der Kongofrage durch Stanley. — Wißmann, Schweinfurth, Junker. — Emin Pascha und sein Wirken. — Asien. — Die Gebrüder Schlagintweit. — Prschewalskij. — Maltzan in Mekka. — Forschungen in Australien, Süd- und Nordamerika. — Nordpolexpeditionen: Petermann und Koldewey. — Payer's österreichische Expedition. — Nordenskjöld und De Long. — Greeleys Fahrt. — Nansen. — Andrée's Ballonfahrt. — Der Herzog der

Seite

Abruzzen. — Die Expeditionen nach der Südpolarwelt. — Ausgrabungen: Pompeji. — Interessante Funde. — Ein römisches Haus. — Forschungen in Aegypten. — Lepsius, Mariette, Brugsch, Dümichen, Ebers. — Ninive und Babylon. — Bayard, Smith, Hilprecht. — Griechenland. — Schliemann in Mykenä. — Olympia. — Troja. — Forschungen in Pergamon. — Ephesos. — Kreta. — Amerika. — Mounds und Cliff-Wohnungen. — Mexiko, Centralamerika und Peru. — Prähistorische Funde. — Pfahlbauten in der Schweiz. — Grabfeld bei Hallstatt in Oberösterreich..... 405

7. Innere Entwickelung der Staaten.

a. Rechtsentwickelung und Gesetzgebung. — Strafgesetzgebung und Gefängnißwesen. — Polizei. — Völkerrecht. — Statistik, Versicherungswesen und Arbeiterschutz.

Entwicklung der Rechtswissenschaft durch Ihering, Gneist u. a. — Schaffung neuer Rechtsverhältnisse im deutschen Reiche. — Das Strafrecht. — Lombroso's Auffassung. — Gefängnißwesen. — Polizei. — Kriminalpolizei. — Bertillon's Anthropometrie. — Völkerrecht. — Bluntschli, Holtzendorff. — Verzeichniß der wichtigsten internationalen Staatsverträge und Konventionen. — Die Genfer Konvention. — Der Verein des rothen Kreuzes. — Konventionen in handelspolitischem, sowie gewerblichem, technischem, literarischem und artistischem Interesse. — Verträge zur Förderung und Erleichterung des Verkehrs. — Weltpostvertrag. — Die Abrüstungskonferenz im Haag.—Entwicklung der Statistik.—Moral- und Kriminalstatistik. — Versicherungswesen. — Schutz gegen die Folgen von Unfall und Krankheit. — Arbeiterschutz im engeren Sinn. — Deutschland an der Spitze. — Die übrigen Länder. — Arbeiterwohnungsfrage. — Schutz gegen Arbeitslosigkeit. — Arbeiterkolonien des Pastors v. Bodelschwingh. — Arbeitslosen-Versicherung..... 454

b. Kapitalismus, Sozialismus und Anarchismus.

Die städtisch-gewerbliche Entwicklungg im 19. Jahrhundert. — Entstehen des Kapitalismus. — Seine Licht- und seine Schattenseiten. — Der Sozialismus, die Weltanschauung der Lohnarbeiter. — Sein Ziel. — Lösung der Schwierigkeiten nur in der Richtung, daß „das kapitalistische Mehl mit sozialistischem Sauerteig durchsäuert" wird. — Ueberblick über die sozialistischen Bewegungen und Kämpfe. — England und die Ver. Staaten. — Die Sozialdemokratie in Deutschland. — Die Theoretiker Marx, Rodbertus und Engels. — Der sozialistische Agitator Ferd. Lassalle. — Sein Leben und Wirken. — Die Genossenschaftsbestrebungen von Schulze-Delitzsch. — Sozialdemokratische Gewerkvereine. — Wilhelm Liebknecht und August Bebel. — Der Anarchismus. — Proudhon und Max Stirner. — Der Russe Michael Bakunin und seine Wirksamkeit. — Die Internationale. — Johannes Most. — Anarchismus in den Ver. Staaten. — Niedergang infolge der Hinrichtung von vier am Heumarkt-Aufruhr zu Chicago betheiligten Anarchisten. — Die Sozialisten Henry George, Bellamy u. a. — Erneute Agitation durch die Anarchistin Goldman. — Ermordung McKinleys durch den Anarchisten Czolgosz..... 475

c. Die Frauenbewegung.

Die Frauenfrage. — Entstehung der Frauenbewegung. — Die extreme Richtung. — Will Emanzipation d. h. unterschiedslose Gleichstellung beider Geschlechter in sozialer und politischer Beziehung. — Die gemäßigte Richtung und ihre berechtigten und vernünftigen Bestrebungen. — Elisa-

Seite

beth Fry, Florence Nightingale, Amalie Sieveking. — Luise Otto-Peters gründet den ersten deutschen Frauenverein. — Der Lette-Verein. — Lina Morgenstern's Wirken. — Gymnasien für Frauen. — Helene Lange und Käte Windscheid. — In den Ver. Staaten und England. — Hervorragende Frauen in den europäischen Kulturländern. — Die Leiterinnen der Frauenbewegung in den Ver. Staaten. — Sophie Germain und Sonja Kowalewska, zwei europäische Berühmtheiten 485

d. Protestantismus und Katholizismus. — Kirchenwesen und christliches Leben.

Entwicklung des Protestantismus. — Liberalismus und Positivismus. — Ritschl und Wellhausen. — Stellung zur Natur- und Geschichtswissenschaft. — Katholizismus. — Hinstreben zur unbedingten Herrschaft des Papstes. — Vertiefung des Mariendienstes. — Unfehlbarkeitserklärung. — Große religiös-politische Macht. — Entwicklung der christlichen Kirche in den Ver. Staaten. — Statistische Uebersicht. — Die katholische Kirche. — Die protestantischen Denominationen. — Aeußere oder Heidenmission. — Die Leistungen seitens der Ver. Staaten. — Innere Mission oder Mission in der Heimat. — Deutschland. — Uebersicht über die innere Mission in den Ver. Staaten.—Die christlichen Einrichtungen für die Jugend, die Armen und Verlassenen, die Kranken. — Die Hauptgesellschaften. — Endeavorers, Young Mens Christian Association u. s. w. — Die Heilsarmeen. — Social Settlements. — Weibliche Diakonie. — Innere Mission auf sozialpolitischem Gebiet in Deutschland 492

e. Erziehung und Unterricht.

Allgemeine Volksbildung am Anfang des Jahrh. etwas Unbekanntes. — Pestalozzi, der Gründer der Volksschule. — Das öffentliche Volksschulsystem in den Ver. Staaten. — Horace Mann und Henry Barnard. — Gegenwärtiger Stand. — Kindergärten und Handfertigkeitsunterricht. — Verbesserte Lehrmethoden. — Fachschulen.—Landwirthschaftliche und technische. — Colleges und Universitäten. —University-Extension. — Chautauqua. — Philanthopische Anstalten. — Cooper-Institut. — Bibliotheken. — A. Carnegie. — Stiftungen reicher Bürger 516

Anhang.

Trachten und Mode. — Sport und Spiel.

Die Frauenkleidung im 19. Jahrhundert. — Die Krinoline. — Rückkehr zu glatten, die Körperlinien hervorhebenden Kleidern. — Das "tailor-made"-Kleid. — Die männliche Kleidung zu Anfang des Jahrh. — Die heutige Mode nach englischem Muster. — Der dem Menschen innewohnende Nachahmungstrieb sorgt stets für eine einheitliche Tracht der Mode. — Sport. — Pferderennen. — Ruder- und Segelsport. — Dauerlauf-Schwimmen. — Das Radfahren. — Das Rad als Sport- und Vergnügungsmittel. — Als Heilmittel und als Verkehrsmittel. — Das Turnen. — Eine spezifisch deutsche Kunst. — In den Ver. Staaten. — Spiele. — Das moderne Ballspiel. — Lawn Tennis, Cricket und Golf. — Baseball- und Fußballspiel. — Billiard und Kegel. — Spiel und Sport als wichtige Kulturfaktoren 523

Verzeichniß der Illustrationen.

Seite

Titelbild: Die Proklamation des neuen deutschen Kaiserthums im Spiegelsaale des Schlosses zu Versailles, 18. Jan. 1871. (Nach dem Gemälde von Anton von Werner).

1. Die Störer des Weltfriedens..... 11
2. Die Führer der englischen und französischen Landstreitkräfte im Krimkrieg 12
3. Beschießung von Bomarsund am 15. August 1854 14
4. Schlacht an der Alma: Angriff der englischen Garden 16
5. Die Festungswerke Sebastopols während der Belagerung 18
6. Erstürmung der Malakow-Festungswerke durch die Franzosen am 8. September 1855 20
7. Der Kongreß von Paris 1856..... 21
8. Einnahme von Delhi: Kampf am Kaschmirthor 31
9. Die Generäle Havelock und Outram begrüßen Sir Campbell, den Befreier von Lukuow 33
10. Das Attentat Orsinis auf Napoleon III. am 14. Januar 1858..... 38
11. Karte des französisch-sardinisch-österreichischen Kriegsschauplatzes.. 41
12. Der Uebergang der französischen Truppen über den Mont Cenis.... 43
13. Kampf um Magenta am 4. Juni 1859 45
14. Der Friedens- oder Triumphbogen in Mailand 47
15. Guiseppe Garibaldi 53
16. Garibaldi's Landung bei Marsala in Sizilien 55
17. Garibaldi's Wohnhaus auf Caprera.. 57
18. Der Hafen von Charleston (Karte).. 64
19. Beschießung des Fort Sumter (nach einer gleichzeitigen Darstellung).. 65
20. Szene aus der Schlacht bei Shiloh.. 70
21. Kampf zwischen den Panzerschiffen „Monitor" und „Merrimac"..... 72
22. Karte von Kentucky und Tennessee.. 73
23. Farragut erzwingt den Durchgang vor New Orleans 74
24. Schlacht bei Malvern Hill..... 76
25. Aus der Schlacht bei Gettysburg.... 79
26. Schlacht bei Chattanooga..... 81
27. Erstürmung des Missionary Ridge.. 82
28. Uebersichtskarte zu den Kämpfen in Virginia 85
29. Karte zu Sherman's Marsch zur See 86
30. Angriff von Panzer-Kanonenbooten auf das Blockade-Geschwader von Charleston 88
32. Ermordung Abraham Lincolns..... 89
33. Der „Great Eastern" 95
34. General Juan Prim zu Pferd..... 97
35. Belagerung von Pueblo: Erstürmung des Forts Xabier durch die Franzosen unter General Bazaine..... 99

Seite

36. Die letzten Augenblicke Kaiser Maximilians von Mexiko 102
37. Die Fregatte „Novara" 104
38. Die Krönung König Wilhelms I. in Königsberg am 18. Okt. 1861..... 109
39. Erstürmung der Düppeler Schanzen am 18. April 1864. (Nach dem Gemälde von B. Camphausen)..... 119
40. Eroberung der Insel Alsen..... 122
41. Uebersichtskarte des dänischen Kriegsschauplatzes 124
42. Uebersichtskarte des böhmischen Kriegsschauplatzes 129
43. Szene aus dem Kampfe bei Gitschin.. 131
44. Karte zur Schlacht bei Königgrätz.... 133
45. Szene aus dem Kampfe bei Chlum.. 135
46. Kampf zwischen der österreichischen und der italienischen Flotte bei Lissa am 20. Juli 1866. (Nach dem Gemälde von L. Schönchen).. 139
47. Attacke der Cambridge-Dragoner auf ein preußisches Carré in dem Treffen von Langensalza..... 141
48. Karte „Umgegend von Wörth..... 178
49. Die Vernichtung der französischen Kürassierregimenter Bonnemains in der Schlacht bei Wörth am 6. August 1870 179
50. MacMahons Flucht durch Frösch-weiler 181
51. Karte „Umgegend von Metz"..... 185
52. Oberst v. Cranach führt bei Marsla Tour die Trümmer der 38. Brigade aus dem Feuer 187
53. Die 11. Husaren bei Bionville am 16. August 1870 189
54. Szene aus der Schlacht bei Gravelotte 191
55. Karte von Sedan und Umgebung.... 193
56. König Wilhelm mit Stab auf der Höhe von Floing 195
57. Umzug in Paris am Abend des 4. September nach der Proklamation der Republik 197
58. Schloß La Ferrieères bei Paris, vom September bis 5. Oktober 1870 Hauptquartier des Königs von Preußen 199
59. Die Präfektur von Versailles, Hauptquartier des Königs Wilhelm..... 201
60. Die Beschießung von Straßburg..... 203
61. Das Steinthor in Straßburg am Tage der Uebergabe 204
62. Szene aus der Entscheidungsschlacht bei Le Mans 207
63. Die Kämpfe Werders an der Lisaine: Die Landwehr vertheidigt den Eisenbahndamm bei Bethoncourt 210
64. Sturm der Garde auf Le Bourget am 30. Oktober 1870 212

Seite

65. Karte von Paris und den Befestigungen und Forts in der Umgegend.. 214
66. Preußische Belagerungsbatterie vor Paris 215
67. Friedensverhandlung in Versailles zwischen Bismarck und den beiden französischen Bevollmächtigten Jules Favre und Adolphe Thiers.... 221
68. Einzug der Deutschen in Paris: Ankunft auf dem Konkordienplatz.. 223
69. Ordnungsdemonstration auf dem Vendomeplatz in Paris am 22. 22. März 1871 227
70. Bismarck und Napoleon nach der Schlacht bei Sedan vor dem Weberhäuschen bei Donchery 232
71. Der Kronprinz von Preußen wird nach der Schlacht bei Wörth von den deutschen Truppen begrüßt.... 235
72. Das Soldatendenkmal zu Indianapolis 239
73. Der Todesritt der Brigade Bredow in der Schlacht bei Marsla Tour am 16. August 1870 241
74. Das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. in Berlin..... 242
75. Das Reichstagsgebäude in Berlin.... 245
76. Fürst Bismarck im Jahre 1894. (Nach dem Gemälde von Franz v. Lenbach) 245
77. Die preußische Garde und die Sachsen erstürmen S.t Privat am 18. August 1870 247
78. Graf Leo Tolstoi beim Pflügen..... 283
79. Fitzeaus Apparat zur Messung der Geschwindigkeit des Lichtes 287
80. Augenspiegel 288
81. Ringofen von Hoffmann (Vertikal- und Horizontal-Durchschnitt 290
82. Louis Pasteur in seinem Laboratorium 291
83. Petroleumquellen in Pennsylvanien 295
84. Bunsen-Element 296
85. Bunsen's Spektralapparat. Fig. 1.. 297
86. Ditto, Fig. 2 und Fig. 3..... 298
87. Proben von rauchlosem Pulver (natürliche Größe) 300
88. Moissans elektrischer Ofen..... 305
89. Linde's Apparat zur Erzeugung flüssiger Luft 306
90. Ein modernes Mikroskop..... 307
91. Untersuchung mittels Röntgenstrahlen 309
92. Apparat für die Versuche mit Röntgenstrahlen 310
93. Hand eines jungen Mädchens..... 311
95. Schematische Skizze des ersten Reiß'schen Telephons von 1860 314
94. Thomas Alwa Edison und sein Phonograph 313
96. Schematische Darstellung des Reiß'schen Telephons von 1863..... 315
97. Schematische Darstellung des heutigen Fernsprechers 315
98. Marconi und sein Apparat zur Telegraphie ohne Draht 317
99. Der Donatische Komet von 1858..... 319
100. Planetenfund mit Hilfe der Photographie 321
101. Dunkle Linien im Sonnenspektrum.. 322
102. Die Sonne mit dem großen Fleck vom Februar 1892..... 323
104. Spiral-Nebel 325
103. Sonnen-Protuberanzen..... 324

Seite

105. Das Innere des Lick Observatoriums in Californien 326
106. Der Mechanismus des Yerkes Teleskops 327
107. Das Yerkes Observatoriums zu Williams Bay, Wisconsin..... 328
108. Tuberkelbazillen. — Kommabazillus der Cholera. — Diphtheriebazillen 343
109. J. M. Charcot in seiner Klinik in der Salpetrière zu Paris 351
110. Feuerbestattungsanstalt in Heidelberg 360
111. Das Festspielhaus zu Bayreuth..... 367
112. Henriette Sontags Beisetzung in Mexiko 377
113. Das neue Burgtheater in Wien.... 378
114. Das Opernhaus in Wien..... 384
115. Das Parlamentsgebäude in Wien.. 385
116. Das Buchhändlerhaus in Leipzig.... 386
117. Das neue Hoftheater zu Dresden.. 387
118. Die große Oper in Paris..... 388
119. Das Reichsmuseum zu Amsterdam.. 388
120. Deutsches Reichsgesundheitsamt zu Berlin 389
121. Die Gallerie Vittorio Emanuele in Mailand 390
122. Presbyterianerkirche in Pittsburg.. 391
123. Columbus Memorial Building, Chicago 392
124. Masonic Temple, Chicago 392
125. Rookery Building, Chicago..... 393
126. Livingstone, einen Fluß passirend.. 408
127. Karte des Nilquellen-Gebietes..... 409
128. Ein Akka .....q 411
129. Thurm in den Ruinen von Simbabwe (Mashona-Land) 414
130. Die Viktoria-Fälle des Sambesi.... 415
131. Livingstone begrüßt den mit der Hilfs-Expedition eintreffenden Stanley in Uiiji am 28. Oktober 1871 417
132. Neueste Karte des Seengebietes von Afrika, entworfen von Fleming.. 419
133. Das deutsche Regierungsgebäude in Kamerun 422
134. Die Kaaba in Mekka 424
135. Die Kane-Expedition im Eise des Smith-Sundes 425
136. Das Wrack der „Hansa“..... 427
137. „Nie zurück!“ (Oesterr. Nordpol-Expedition 1872—1874). Nach dem Gemälde von J. v. Paher.. 429
138. Rettung der Greely'schen Expedition am 23. Juni 1884 431
139. Stand der Nordpol-Forschung am Ende des 19. Jahrhunderts 434
140. Karte der neu geplanten Nordpol-Expeditionen 435
141. „Gauß“, das Schiff der deutschen Südpol-Expedition 437
142. Die noch unerforschten Theile der Erde 438
143. Pompeji 439
144. Ausgrabungs-Arbeiten in Pompeji.. 440
145. Grundriß eines pompejanischen Wohnhauses 440
146. Die Gräberstraße vor dem Herkulaner Thor zu Pompeji 441
147. Wandgemälde in der Casa da Vettii zu Pompeji 442
148. Die Alexanderschlacht. (Pompejanisches Mosaikbild) 443

Seite

149. Die Enthüllung der Mumie eines Hohenpriesters im Museum von Bulak bei Kairo 445
150. Das Löwenthor in Mykenä..... 447
151. Ausgrabungs-Arbeiten an der Burgmauer von Troja 449
152. Athena-Gruppe vom großen Altar zu Pergamon. (Nach dem Original im Museum zu Berlin)..... 450
153. Das Forum Romanum zu Rom.... 451
154. Eine moderne Gefängnißzelle..... 458
155. Die Vorrichtungen zur Vornahme anthropometrischer Messungen 459
156. Polizeibeamte im Messen von Verbrechern begriffen 460
157. Die verschiedenen Arten der anthropometrischen Messung 461
158. Anthropometrische Meßkarte 462
159. Das Schulze-Delitzsch-Denkmal in Berlin 480
160. Das Denkmal für Luise Otto-Peters in Leipzig 487
161. Der Kölner Dom 493
162. Die Todteninsel (nach dem Gemälde von Arnold Böcklin im Museum zu Leipzig) 495

Seite

163. Das Sieges-Denkmal in Leipzig.... 499
164. Kirchenbau in den Ver. Staaten.... 507
165. Ein typischer Tennementhaus-Block in New York 515
166. Der Salontyroler (Gemälde von Franz Defregger) 519
167. Eine Krinoline 524
168. Modekarrikatur aus der Krinolinenzeit 525
169. Napoleon auf dem Rückzuge aus Moskau. (Gemälde von Meissonier) 528
170. Modernes Sportkostüm 529

Beigabe: Deutsche und französische Trachten aus den Jahren 1851—1899.

Uebersichtskarte des Kriegsschauplatzes in Frankreich 1870/71 mit Angabe der hauptsächlichsten Marschrouten der deutschen Armeen.

Kolorierte Karte von Afrika nach dem Stand der Forschungen am Anfang und am Ende des 19. Jahrhunderts. S. 418—419.

Verzeichniß der Portraits.

Seite

1. Louis Napoleon Bonaparte..... 5
2. Eugen Rouher 6
3. Eugenie, Kaiserin der Franzosen.... 7
4. Omar Pascha 13
5. Florence Nightingale 15
6. Janowitsch Totleben 15
7. Lord Palmerston 17
8. Kaiser Alexander II. von Rußland.. 24
9. Alexander Gortschakow 25
10. Marhan Langiewicz 25
11. Abdul Asis 26
12. Georgios I. von Griechenland..... 27
13. General Campbell 29
14. Naña Sahib 30
15. Baron Haußmann 37
16. Camillo Cavour 39
17. Guiseppe Garibaldi 40
18. Viktor Emanuel 40
19. Graf Ghulai 42
20. Franklin Pierce 60
21. Stephen A. Douglas 61
22. James Buchanan 62
23. Abraham Lincoln 63
24. Jefferson Davis 64
25. Gen. Lee 66
26. Edwin Stanton 67
27. William Henry Seward 67
28. Gen. McDowell 68
29. Gen. McClellan 68
30. Gen. Franz Sigel 69
31. Gen. Geo. H. Thomas 69
32. Gen. U. S. Grant 71
33. Gen. Beauregard 71
34. Gen. Johnston 71
35. Kommodore Farragut 75
36. Gen. Bragg 75
37. Gen. Rosecrans 75
38. Gen. Stonewall Jackson 77
39. Gen. Sherman 78
40. Gen. Hooker 80
41. Gen. Phil. Sheridan 84

Seite

42. Gen. J. Early 84
43. Andrew Johnson 93
44. Cyrus W. Field 94
45. Benito Juarez 96
46. Kaiser Maximilian 98
47. Kaiserin Charlotte 100
48. Marschall Bazaine 101
49. König Friedrich Wilhelm IV. 106
50. Prinz Wilhelm von Preußen 107
51. Albrecht von Roon 108
52. Anton v. Hohenzollern-Sigmaringen 108
53. Franz Deák 111
54. König Friedrich VII. von Dänemark 112
55. Christian IX. von Dänemark 113
56. Friedrich von Augustenburg 113
57. Prinz Friedrich Karl 115
58. Freiherr von Gablenz 116
59. Feldmarschall v. Wrangel 116
60. Gen. Vogel v. Falkenstein 117
61. Gen. Herwarth v. Bittenfeld 120
62. Gen. v. Blumenthal 121
63. Bismarck im Jahre 1866 126
64. Erzherzog Albrecht von Oesterreich.. 127
65. Feldzeugmeister v. Benedek 128
66. König Georg V. v. Hannover 128
67. Gen. von Fransecky 132
68. Admiral Persano 138
69. Prinz Karl von Bayern 142
70. Gen. Ed. v. Manteuffel 143
71. Ismail Pascha 153
72. Kardinal Antonelli 154
73. J. von Döllinger 155
74. Don Karlos 159
75. Henry Rochefort 162
76. Emile Ollivier 162
77. Erbprinz Leopold v. Hohenzollern... 163
78. Graf Benedetti 165
79. Ludwig II., König von Bayern..... 169
80. König Karl I. von Württemberg..... 170
81. Großherzog Friedrich von Baden.... 170
82. Hellmuth v. Moltke 171

Seite

83. „Unser Fritz", Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen 173
84. General Frossard 175
85. Gen. L. v. Podbielski 176
86. Gen.-Leutn. Hugo von Obernitz..... 180
87. Gen. Trochu 182
88. Gen. v. Alvensleben II. 186
89. Kronprinz Albert v. Sachsen 190
90. Graf v. Palikao 194
91. Gen. v. Wimpffen 196
92. Leon Gambetta 200
93. Gen. A. von Werder..... 202
94. General Uhrich 202
95. Gen. von der Tann 205
97. Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin 206
98. Gen. Faidherbe 208
99. Gen. August von Goeben..... 208
100. Minister M. F. Delbrück..... 213
101. General Clinchant 219
102. Emanuel Geibel 254
103. Friedrich Bodenstedt 255
104. Gustav Freytag 256
105. Gottfried Keller 257
106. Johanna Spyri 258
107. Berthold Auerbach 258
108. Ludwig Ganghofer 259
109. Viktor Scheffel 259
110. Friedrich Spielhagen 260
111. Paul Heyse 260
112. K. F. Meyer 261
113. Robert Hamerling 261
114. Georg Ebers 261
115. Theodor Storm 262
116. Wilhelm Jensen 262
117. Theodor Fontane 263
118. Max Schneckenburger 263
119. Karl Wilhelm 264
120. Ludwig Anzengruber 264
121. P. K. Rosegger 265
122. Klaus Groth 265
123. Fritz Reuter 266
124. Ernst von Wildenbruch 266
125. Detlev v. Liliencron 267
126. Ludwig Jakobowski 267
127. Hermann Sudermann 268
128. Gerhart Hauptmann 268
129. Marie v. Ebner-Eschenbach 269
130. Carmen Sylva 269
131. J. Gustav Droysen 269
132. Ernst Curtius 270
133. Heinrich v. Sybel 270
134. K. R. Hagenbach 270
135. Theodor Mommsen 271
136. Heinrich v. Treitschke 271
137. Tomas L. Macauley 271
138. Eduard v. Hartmann 273
139. Friedrich Nietzsche 273
140. John Stuart Mill 273
141. Alfred Tennyson 274
142. Rudyard Kipling 275
143. Henry W. Longfellow 275
144. Mark Twain 275
145. Harriet Beecher-Stowe 276
146. Ralph Waldo Emerson 276
147. W. H. Prescott 276
148. F. L. Motley 276
149. Oliver W. Holmes 277
150. Alex. Dumas d. J. 277
151. Victorien Sardou 278
152. Edmond de Goncourt 278
153. Emile Zola 279
154. Alphonse Daudet 279

Seite

155. Guy de Maupassant 280
156. Georg Brandes 280
157. Björnstjerne Björnson 281
158. Henrik Ibsen 281
159. Iwan Turgenjew 282
160. Graf Leo Tolstoi 282
161. H. Sienkiewicz 284
162. Gustav Robert Kirchhoff 287
163. Hermann v. Helmholtz 288
164. John Henry Bessemer 289
165. A. W. Hofmann 292
166. Robert v. Bunsen 296
167. Alfred Nobel 299
168. Henri Moissan 304
169. Prof. Linde 306
170. Heinrich Hertz 308
171. Prof. Wilh. Konr. Röntgen..... 308
172. Wilhelm Weber 312
173. Philipp Reiß 314
174. J. V. Schiaparelli 318
175. Charles Lyell 331
176. Charles Robert Darwin 332
177. Thomas Huxley 333
178. Ernst Häckel 334
179. Herbert Spencer 335
180. Josef Hyrtl 338
181. Jakob Henle 339
182. Emil Du Bois-Reymond 339
183. Wilhelm Wundt 340
184. Felix Hoppe 340
185. Josef Skoda 340
186. Karl v. Rokitansky 341
187. Rudolf Virchow 341
188. Ludwig Traube 342
189. Robert Koch 342
190. Emil Behring 344
191. Sebastian Kneipp 345
192. Josef Lister 345
193. Theod. v. Billroth 346
194. Bernh. v. Langenbeck 346
195. Ernst v. Bergmann 347
196. Richard v. Volkmann 347
197. Nikolaus Senn 348
198. John B. Murphy 348
199. Albrecht v. Graefe 349
200. Herzog Karl Theodor v. Bayern.... 349
201. Edward Jenner 350
202. Ign. Phil. Semmelweis 350
203. Max v. Pettenkofer 352
204. Karl Ernst Bock 352
205. Hector Berlioz 362
206. Franz Liszt 362
207. Richard Wagner 363
208. Hans v. Bülow 366
209. Carl Taussig 366
210. Richard Strauß 368
211. Ambroise Thomas 369
212. Charles Grunod 369
213. Georges Bizet 370
214. Giuseppe Verdi 370
215. Pietro Mascagni 371
216. Engelbert Humperdinck 371
217. Johannes Brahms 372
218. Franz Abt 372
219. Peter Tschaikowsky 373
220. Friedrich Smetana 373
221. Lorenzo Perosi 373
222. Karl Millöcker 374
223. Hermann Levi 374
224. Hans Richter 375
225. Felix Mottl 375
226. Theodor Thomas 376

	Seite
227. Anton Rubinstein	376
228. Eugen d'Albert	376
229. Albert Niemann	377
230. H. und Therese Vogl	377
231. Ernst v. Possart	379
232. Laube	379
233. Maria Seebach	380
234. Adolf Sonnenthal	380
235. Charlotte Wolter	380
236. Fried. Haase	381
237. Georg II. v. Sachsen-Meiningen	381
238. Coquelin	382
239. Gottfried Semper	384
240. Paul Wallot	385
241. Gottfr. Neureuther	387
242. Jos. v. Egle	387
243. Henry Richardson	391
244. John W. Root	392
245. Louis Gallait	394
246. Ernst Meissonier	394
247. Chavannes	395
248. Rosa Bonheur	395
249. Gustave Doré	395
250. Karl v. Piloty	396
251. Hans Makart	396
252. Ludwig Knaus	396
253. Franz v. Defregger	397
254. Benjamin Vautier	397
255. Mathias Schmid	397
256. Ed. Böttcher	398
257. C. W. Allers	398
258. Karl Fr. Lessing	398
259. Oswald Achenbach	399
260. Andr. Achenbach	399
261. Alex. Calame	399
262. Adolf Menzel	400
263. W. Camphausen	400
264. Georg Bleibtreu	400
265. Franz v. Lenbach	401
266. H. Herkomer	401
267. Arnold Böcklin	401
268. Max Klinger	402
269. Fritz v. Uhde	402
270. Reinhold Begas	402
271. Johannes Schilling	403
272. Rudolf Siemering	403
273. Fritz Schaper	403
274. Erdmann Encke	404
275. Giulio Monteverde	404
276. Heinrich Barth	406
277. Gerhard Rohlfs	407
278. David Livingstone	407
279. Adolf Bastian	410
280. Gustav Nachtigal	412
281. Karl Mauch	413
282. Henry Morton Stanley	416
283. Herman von Wißmann	418
284. Georg Schweinfurth	420
285. Wilhelm Junker	420
286. Emin Pascha	421
287. Robert Flegel	421
288. Hermann v. Schlagintweit	423
289. Otto Ehlers	423
290. Elisha Kent Kane	426
291. A. Petermann, Karl Koldewey, Rich. Hildebrand	428
292. Nils Adolf Erik Freih. v. Nordenskjöld	430
293. Fridtjof Nansen	432
294. S. A. Andrée	433
295. C. E. Borchgrevink	436
296. Erich v. Drygalski	436
297. Richard Lepsius	443
298. Heinrich Brugsch	443
299. Heinrich Schliemann	448
300. Rudolf v. Ihering	455
301. Rudolf v. Gneist	455
302. Cesare Lombroso	456
303. Johann Caspar Bluntschli	464
304. Franz von Holtzendorff	464
305. Clara Barton	465
306. Karl Marx	478
307. Ferdinand Lassalle	479
308. Wilhelm Liebknecht	481
309. August Bebel	481
310. Michael Bakunin	482
311. Fürst Krapotkin	483
312. Louise Michel	483
313. Enrico Malatesta	484
314. Johann Most	484
315. Henry George	484
316. Emma Goldman	484
317. Adolf Lette	488
318. Minna Cauer	489
319. Lina Morgenstern	490
320. Past. F. W. Walther	501
321. Past. F. C. D. Wyneken	502
322. Prof. Phil. Schaff	503
323. Dr. Wilhelm Nast	504
324. Past. A. Baltzer	505
326. Past. W. Binner	505
327. Past. Jos. Hartmann	506
328. Miss. Gottl. Christaller	509
329. Past. Fritz Fliedner	510
330. Rev. Francis E. Clark	513
331. Sir George Williams	514
332. Rev. W. Booth	514
333. Horace Mann	517
334. Henry Barnard	518
335. Andrew Carnegie	519

I. Völker- und Staaten-Geschichte

während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Erster Theil.

Vom Staatsstreich des dritten Napoleon bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaiserthums.

1851 — 1871.

Erster Abschnitt.

Von der Herstellung des Imperialismus in Frankreich bis zur Entstehung des Königreiches Italien.

Erstes Kapitel.

Napoleon III. — Sein Staatsstreich. — Kaiser der Franzosen. — Vermählung mit Eugenie. — Charakteristik des Kaiserpaares. — Die Orientalische Frage. — Entstehung derselben. — Nikolaus I. und der „kranke Mann am Bosporus". — Kriegserklärung. — Frankreich und England kommen der Türkei zu Hülfe. — Leichtfertige Betreibung der Vorbereitungen zum Krimkriege. — Längere Thatenlosigkeit der Heere und der Flotten. — Eroberung der Festung Bomarsund in der Ostsee. — Sieg an der Alma. — Furchtbare Verheerungen durch die Cholera. — Todtleben befestigt Sebastopol. — Sardinien kommt den Verbündeten zu Hülfe. — Plötzlicher Tod des Zaren Nikolaus I. — Denkwürdige Belagerung von Sebastopol. — Erstürmung des Malakow durch Mac Mahon. — Kapitulation von Kars. — Friedenskongreß in Paris 1856. — Annahme der vier Forderungen der Alliirten seitens Rußland. — Umgestaltung des Kriegsrechtes. — Frankreich die erste Großmacht.

Wie der erste Napoleon durch einen Gewaltstreich (am 18. November 1799) sich die erste Stelle im Staate errang, so gelang es auch dem dritten Napoleon, sich durch einen Staatsstreich an die Spitze Frankreichs zu schwingen. Es war am 2. Dezember 1851, dem Jahrestag der Krönung Napoleons I. und der Schlacht bei Austerlitz, daß der Prinz-Präsident der französischen Republik Louis Napoleon Bonaparte den mit dem ihm ganz ergebenen Viktor Fialin, nachmaligem Herzog von Persigny, entworfenen Plan zur Ausführung brachte. Nur wenige der vertrautesten Anhänger waren in das Geheimniß eingeweiht: an erster Stelle der Kriegsminister Saint-Arnaud, ferner der Abgeordnete Graf Morny, ein natürlicher Bruder des Prinz-Präsidenten von mütterlicher Seite, der Polizeipräfekt Maupas, General Magnan, Kommandeur der ersten Militärdivision, und Fleury, der Ordonnanzoffizier Napoleons.

Am Vorabend fand im Elysée-Palast zu Paris eine glänzende Gesellschaft statt, während welcher die letzten Vorbereitungen getroffen wurden. Um Mitternacht ließ der Polizeipräfekt, unter dem Vorwand einer sozial-

demokratischen Verschwörung, gegen hundert einflußreiche Personen in ihren Wohnungen verhaften, darunter die Generale Changarnier, Cavaignac, Bedeau, Leflô, Oberst Charras, auch Thiers und andere Politiker. Gleichzeitig wurden die wichtigsten Punkte der Stadt von den Truppen besetzt und über Paris und zehn Departements der Belagerungszustand verhängt. Ferner wurde der Nation ein Verfassungsentwurf vorgelegt, über den das Volk in Urwählerversammlungen entscheiden sollte. Er stellte eine getreue Kopie der Konsularverfassung von 1799 dar: Louis Napoleon auf zehn Jahre verantwortliches Staatsoberhaupt mit blos ihm verantwortlichen Ministern. Die 200 gegen diesen Staatsstreich protestierenden Abgeordneten wurden verhaftet; weitere Verhaftungen (nach amtlicher Angabe 26,642) und Deportationen nach Cayenne und Algerien krönten das Werk, und als nun unter dem Druck der erlassenen Ausnahmegesetze und der schärfsten Polizeimaßregeln am 20. und 21. Dezember die Volksabstimmung über die vorgelegten Entwürfe stattfand, ergab sie 7,419,000 Stimmen dafür und blos 650,000 dagegen.

Der Prinz-Präsident setzte durch Dekret vom 14. Januar 1852 ohne Mitwirkung der Volksvertretung die vom Ministerpräsidenten Rouher im Einzelnen ausgearbeitete Verfassung in Kraft. Dann wurde das Gehalt des Prinzen auf 12 Millionen Franken erhöht, was dringend nöthig war, da er bis über den Kopf in Schulden steckte; zugleich wurden aber auch, um die Arbeiterbevölkerung zu gewinnen, 80 Millionen zur Ausführung öffentlicher Bauten verlangt und bewilligt. Nach der jetzigen Verfassung war von der Republik im Grunde nur noch der Name übrig, und ein großer Theil des französischen Volkes war ihrer auch in der That überdrüssig. Diese Stimmung förderte der Präsident, indem er eine große Sorgfalt für das Gedeihen der materiellen Wohlfahrt des Landes bekundete, und als er eine Rundreise durch Frankreich unternahm, scholl ihm bereits vielfach der Ruf entgegen: „Es lebe der Kaiser!" Bei einem Bankett in Bordeaux sagte er: „Frankreich scheint zum Kaiserthum zurückkehren zu wollen", setzte aber, um naheliegenden Befürchtungen zu begegnen, gleich hinzu: „Das Kaiserthum, meinen manche, sei der Krieg. Nein, meine Herren, das Kaiserthum ist der Friede!"

Unverzüglich wurde nun in ganz Frankreich ein Adressensturm in Szene gesetzt, welcher die Wiederherstellung des Kaiserthums verlangte. Der Senat faßte am 7. November 1852 mit allen gegen eine Stimme einen Beschluß, der das Erbkaiserthum wieder herstellte und Louis Napoleon als Kaiser Napoleon III. auf den Thron berief. Die Volksabstimmung vom 21. und 22. November bestätigte diesen Senatsbeschluß durch 8,157,752 bejahende Stimmen gegenüber 254,501 verneinenden und 63,699 ungültigen. Am 2. Dezember 1852, am Jahrestage des Staatsstreiches, wurde Napoleon III. als Kaiser der Franzosen „durch die Gnade Gottes und durch den Nationalwillen" ausgerufen. Der Neffe des großen Napoleon, den viele bei seinem Hervortreten in die Oeffentlichkeit erst als einen nicht ernst zu nehmenden Phantasten und dann als einen bloß zeitweilig vom Glücke begünstigten Abenteurer angesehen hatten, hielt als Herrscher seinen feierlichen Einzug in die Stadt und in das Schloß der Tuilerien.

Die Anerkennung des neuen Monarchen seitens der übrigen Staaten Europas erfolgte überraschend schnell und ohne jeden Vorbehalt; nur der Zar Nikolaus I. konnte es sich nicht versagen, seiner Geringschätzung dadurch

Louis Napoleon Bonaparte.

Ausdruck zu geben, daß er dem Kaiser statt der sonst zwischen gekrönten Häuptern üblichen Anrede „Mein Herr Bruder" nur ein beinahe spöttisches „Mein guter Freund" zugestand, was ihm von Napoleon III. nicht verziehen wurde; derselbe rächte sich durch Annäherung an den unversöhnlichsten Gegner Rußlands, an England. Als der neue französische Kaiser sich dann mit der

Prinzessin aus einem der alten Herrscherhäuser vermählen wollte, brachten seine geheimen Abgesandten bloß Körbe für ihn heim, und nun entschloß er sich, die ihm zugetheilte Rolle des Emporkömmlings („Parvenü") auch vollständig durchzuführen: „ein glorreicher Titel, wenn man durch den freien Willen eines großen Volkes emporkommt." Er vermählte sich am 30. Januar 1853 mit der blendend schönen spanischen Gräfin Eugenie de Montijo, und erklärte den versammelten Senatoren und Deputierten: „Ich habe eine Frau, welche ich liebe und achte, irgend einer Unbekannten vorgezogen, deren Hand mir Vortheile gebracht, aber auch Opfer gekostet hätte, und indem ich Unabhängigkeit, Herzensgüte, Familienglück über dynastische Vorurtheile und berechnenden Ehrgeiz stelle, verliere ich nichts an Kraft, da ich an Freiheit gewinne."

Eugen Rouher.

Ein Blick auf die Persönlichkeit der jungen Kaiserin ließ die Wahl auch ohne die Begründung, die Napoleon ihr zu geben für nöthig fand, wohl begreiflich erscheinen. „Nie sah man eine geschmeidigere und harmonischer gebaute Gestalt, nie einen anmuthigeren, mit Goldhaaren geschmückten Kopf. Ein blendender Teint", so schilderte sie ihr Zeitgenosse Graf Dürckheim, „schöne, von langen, feinen Wimpern verschleierte Augen, ein herrlicher Wuchs und graziöse, einnehmende Manieren verliehen ihr einen Glorienschein weiblicher Anmuth — ein Bild, das nur ein Tizian in seinem Farbenschmelz und seiner ganzen Zartheit hätte darstellen können." In Eugenie de Montijos Adern rollte spanisches und englisches Blut: die Mutter, eine schottische Adelige von nicht immer einwandsfreier Lebensführung, hatte sich zur Zeit des ersten Kaiserreiches mit einem spanischen Granden, dem späteren Herzog von Teba, vermählt und diesem zwei Töchter geboren, deren zweite, Eugenie, theils in einem französischen Kloster, theils in einem englischen Pensionat erzogen wurde. Nach ihrem frühen Eintritt in die große Welt hatte ihre ungewöhnliche Schönheit überall das größte Aufsehen erregt; wo sie sich zeigte, war sie von Bewunderern umringt, unter denen sich nicht nur die glänzendsten Kavaliere, sondern seit dem Frühjahr des Jahres 1848 auch der Präsident der Republik befand. Nach dem Staatsstreich fehlte sie fast niemals in der Umgebung des Prinzen. Trotz seiner Behauptung, daß er sie liebe, war das Eheglück aber nicht von langer Dauer; die zahllosen galanten Abenteuer des Kaisers entfremdeten die Gatten einander schon nach wenigen Jahren mehr und mehr.

Der große Einfluß, den die Kaiserin in späteren Jahren auf die Leitung des französischen Staatswesens, und dadurch mittelbar auch auf die Geschicke der halben Welt gewann, rechtfertigt ein näheres Eingehen auf das Wesen Eugeniens und das Leben an ihrem Hofe. „In den ersten Jahren",

Eugenie, Kaiserin der Franzosen.
(Nach dem Gemälde von Winterhalter.)

so berichtet Bulle in seiner Geschichte des zweiten Kaiserreiches, „begnügte sich ihr Ehrgeiz damit, die Mode zu regieren und die Königin der Feste zu sein, deren Zeugen die Tuilerien, St. Cloud, Compiègne und Fontainebleau wurden; an Glanz und Pracht ließen dieselben nichts zu wünschen übrig, aber Geist und Geschmack vermißten selbst getreue Anhänger nicht selten und maßen die Schuld daran wohl nicht ohne Grund der geringen litterarischen Bildung der Kaiserin bei. Die Ausgelassenheit, die bei den Festen des Hofes herrschte, überschritt gar oft das erlaubte Maß, und die Kaiserin zeigte sich in diesem Punkte außerordentlich nachsichtig. Ihre persönliche Haltung konnte man mit Grund nicht anklagen, sie blieb dem Kaiser zärtlich ergeben, obgleich dessen Liebschaften ihr nicht verborgen waren; aber sie beging das große Unrecht, ihre Umgebung mit wenigen Ausnahmen schlecht zu wählen und eine Leichtfertigkeit des Tones zu gestatten, die fremden Besuchern unfaßlich war. Oft genug stieg das Bedürfniß, für Unterhaltung zu sorgen, so tief herab, daß man anrüchige Sängerinnen aus den Cafés der Hauptstadt kommen ließ, um aus ihrem Munde die beliebtesten neuen Gassenhauer zu hören, und Jahre lang bildeten das Tischrücken und Geisterzitieren die Lieblingsbeschäftigung des Hofes. Am ausgelassensten waren die sogenannten Montage der Kaiserin, heitere Gesellschaften in den Tuilerien, bei denen die Pariser Laune zum Durchbruch kam. Das Uebermaß des Luxus, das man der Kaiserin zum Vorwurf machte, trat vorzugsweise bei den großen Festen in den Tuilerien hervor; besonders die Kostümbälle, die seit dem Jahre 1855 in Schwung kamen, erforderten einen fabelhaften Aufwand. Das häusliche Leben des Herrscherpaares war dagegen anspruchslos, beinahe einförmig. Die Kaiserin ging wenig aus und beschäftigte sich weder mit weiblichen Arbeiten, noch mit Lektüre. Großes Interesse wandte sie allen wohlthätigen Bestrebungen zu, viel Zeit erforderte die Erfüllung ihrer religiösen Pflichten. Neue Beschäftigung fand sie, als sie Mutter geworden war (März 1856), denn an ihrem einzigen Sohne „Lulu" hing sie mit der zärtlichsten Liebe; auch die politische Thätigkeit ihrer späteren Jahre wurde vor allem durch den Wunsch bestimmt, dem Prinzen den Thron zu sichern. An Sorgen und Kummer hat es der Kaiserin nicht gefehlt und sie ist darin unverkennbar gereift.... Der Kaiser dagegen suchte Zerstreuung und Erholung von den Regierungsgeschäften theils in Liebesaffairen, die der Skandalchronik nur allzureichen Stoff boten, theils in gelehrten Studien. Mit gutem Recht hat man von ihm gesagt, daß er so vielseitig gebildet war, wie selten ein Fürst; er sprach deutsch, englisch, spanisch und italienisch wie seine Muttersprache, hatte eine gute klassische Bildung, gründliche Kenntnisse in Mathematik und Physik und Erfindungsgabe in der Mechanik. Litterarische Thätigkeit war ihm, im schroffen Gegensatz zu seiner Gattin, geradezu Bedürfniß, er verfaßte Zeitungsartikel, ja sogar Skizzen zu Romanen. Er konnte zu Zeiten eine wahre Gelehrtenexistenz führen und die Politiker seiner Umgebung durch die Versenkung in seine Julius Cäsar-Studien zur Verzweiflung treiben."

Diesem Privatleben des Herrscherpaares entsprach auch das öffentliche Leben während der ganzen Dauer des zweiten Kaiserreiches — überall ein seltsames Gemisch von ernstem Streben und seichter Frivolität. „An der

Spitze des Staates sah man schiffbrüchige Existenzen, die zum Lohn für die Dienste, die sie bei der Wiederherstellung der Monarchie geleistet hatten, mit reichdotierten Ehrenstellen oder einflußreichen Posten belohnt worden waren, auf denen sie Gelegenheit fanden, im Verein mit Spielern und Spekulanten Hunderttausende an der Börse zu verdienen; aber neben den Morny, Magnan, Fleury und wie sie alle hießen, fanden sich auch thatkräftige, hochbegabte Männer, denen es rasch gelang, auf Frankreich, in erster Linie aber auf Paris, wieder die bewundernden Blicke der ganzen Welt zu lenken." Napoleon wußte nur allzugut, daß er mit jedem seiner Unterthanen, dem er ein sorgenfreies Leben sicherte, den „sozialistischen Theorien einen Rekruten abwendig" machte, und er begann deßhalb seine Regierung mit einer Fülle von Projekten, die dem Gemeinwohl dienten. Schon im Laufe des Jahres 1852 gab er die Erlaubniß zum Bau von 3,200 Kilometern neuer Bahnlinien, was nahezu eine Verdoppelung des Eisenbahnnetzes von Frankreich bedeutete; neue Kanäle und Straßen wurden in Angriff genommen, die Schiffahrt erleichtert, die Häfen vergrößert und die bekannten großartigen, Milliarden verschlingenden Boulevardanlagen und sonstigen Verschönerungen der Hauptstadt begonnen. Sein Regierungssystem war das des „Cäsarismus", welches theoretisch den Grundsatz der Volkssouveränetät festhielt, praktisch aber sich eine fast unumschränkte Gewalt zu sichern verstand durch ein dem Herrscher ergebenes Heer und Beamtenthum und durch die Ausnutzung schroffer sozialer Gegensätze, während es die Volksgunst sich durch Pflege der materiellen Interessen, Prunk und kriegerischen Ruhm zu erhalten strebte.

Daß Napoleon III. trotz seiner Betheuerungen der friedlichen Aufgabe des Kaiserreiches begierig auswärtige Verwicklungen ausnutzen werde, war von vorneherein klar. Die erste Gelegenheit sollte ihm dazu geboten werden, als durch Rußland die sogen. Orientalische Frage wieder einmal in Fluß gebracht wurde. Unter dieser Frage versteht man bekanntlich seit dem Niedergange des türkischen Reiches im 18. Jahrhundert die politischen Beziehungen der Türkei zu den Nachbarn in Europa, Asien und Afrika und namentlich zu ihren christlichen Unterthanen oder Vasallen. Nur mit Ingrimm ertrugen die christlichen Völker auf der Balkanhalbinsel die rohe Gewaltherrschaft der Türken, die auf ihnen lastete, und ihre Blicke wandten sich naturgemäß dem mächtig aufblühenden, glaubens- und stammverwandten Rußland zu, das ihnen nur zu bereitwillig entgegenkam. Schon Peter der Große hatte sich offen als Befreier der unter dem Türkenjoch seufzenden Glaubens- und Stammesgenossen angekündigt. Wenn sein Plan, Konstantinopel zu erobern und sich die oströmische Kaiserkrone aufzusetzen, nicht in Erfüllung ging, so war doch dem russischen Ehrgeiz das Ziel gesteckt, und das Netz geheimer Verbindungen, das er mit den christlichen Unterthanen des Osmanen angeknüpft hatte, blieb bestehen. Unablässig unterwühlten seitdem russische Sendlinge den Thron des Sultans. In dem Frieden, den Katharina II. nach ihrem ersten Türkenkrieg 1774 abschloß, gab der Sultan das Versprechen freier Religionsübung für die Christen in der Moldau und Wallachei, woraus Rußland ein Schutzrecht über diese Donaufürstenthümer ableitete und sich die Handhabe zu beständiger Einmischung

in die inneren Angelegenheiten der Pforte schuf. In ihrem zweiten Türkenkriege beabsichtigte Katharina sogar, im Verein mit Joseph II. von Oesterreich zur förmlichen Theilung der Türkei zu schreiten und in Konstantinopel den Thron für einen ihrer Enkel aufzurichten. Aber diese russisch-österreichischen Theilungspläne stießen auf den entschlossenen Widerstand des großen britischen Ministers Pitt, der es als Staatsgrundsatz feststellte, daß England die Türkei nicht in die Hände einer anderen europäischen Großmacht fallen lassen dürfe. Die Türkei war eines der Hauptabsatzgebiete der englischen Industrie, das sich diese nicht wollte verschließen lassen; auch war es für die britische Herrschaft in Indien keineswegs gleichgültig, ob eine fremde feindliche Macht an den östlichen Gestaden des Mittelmeeres herrsche. Vor den Kriegsdrohungen Englands, dem sich Preußen und Holland anschlossen, mußte Katharina für einmal auf ihre Pläne verzichten, wie auch die Franzosen zur Zeit Napoleons vor der britischen Flotte aus Aegypten weichen mußten. Aber wenn Großbritannien die Eroberungslust der äußern Feinde des Osmanenreiches zügelte, so vermochte es die innere Zersetzung desselben nicht zu verhindern. Die Montenegriner, Serben, Griechen machten sich unabhängig. In Aegypten geberdete sich der kühne Emporkömmling Mehemed Ali immer selbstherrlicher; ja er verfolgte sogar den Plan, sich an die Stelle seines Oberherrn zu setzen und von Aegypten aus die Herrschaft im Orient an sich zu reißen. Er trotzte dem Sultan Kreta und Cypern ab; in offenem Kampfe entriß er ihm Syrien, und als der Sultan 1839 einen Versuch machte, ihm dasselbe wieder abzunehmen, erlitt das türkische Heer eine völlige Niederlage, und Mehemed Ali drohte in Konstantinopel einzuziehen, als ihn ein Bund der vier Großmächte, mit Ausschluß Frankreichs, das seine Pläne begünstigte, zum Rückzug zwang und wieder auf das Nilthal beschränkte. Dabei waren Rußland und England Hand in Hand gegangen, jenes, weil es fürchtete, Mehemed Ali möchte im Besitz Konstantinopels ein gefährlicherer Gegner sein, als der Sultan, dieses aus Eifersucht gegen Frankreich, welches durch den Aegypter den herrschenden Einfluß im Oriente zu gewinnen trachtete. Jetzt nun hielt der Zar Nikolaus I. die Zeit für gekommen, um dem „kranken Mann am Bosporus" ein Ende zu bereiten und in seine Erbschaft einzutreten. Denn einen ernsthaften Widerstand bei den übrigen Großmächten glaubte er nicht befürchten zu müssen. Preußen hatte sich in Warschau und Olmütz so gefügig gezeigt und des Zaren Einfluß in Berlin war so gewaltig, daß er den König und Schwager Friedrich Wilhelm IV. seinen Wünschen jederzeit willfährig zu finden erwartete. Dem österreichischen Kaiser hatte er 1849 seinen Staat gerettet und Frankreich wähnte er zu sehr isoliert und mit den eigenen inneren Angelegenheiten beschäftigt, als daß es sich auf große auswärtige Unternehmungen einlassen könne. England aber, mit dessen Premierminister Lord Aberdeen der Zar auf sehr gutem Fuße stand, hoffte er für seine Pläne gewinnen zu können; er schlug ihm vor, Bulgarien, Bosnien und Serbien zu selbständigen Staaten zu machen, über die nebst der Moldau und Wallachei Rußland das Protektorat übernähme, und dafür sollte sich England dann in den Besitz von Aegypten und von der Insel Kreta setzen. Allein England lehnte entschieden

ab, da es klar voraussah, daß jenes russische Protektorat in Wahrheit eine russische Herrschaft bedeuten werde. So entschloß sich dann Nikolaus, auf eigene Hand vorzugehen.

Den Vorwand mußte ihm das bis dahin unbestrittene französische Schutzrecht über die katholischen Bewohner im Heiligen Lande bieten. Er stellte nämlich an die Pforte das Verlangen der Einräumung eines Protektorats über alle zur orientalisch-orthodoxen Kirche gehörigen Unterthanen des Sultans. Als ein Ferman des Sultans Abdul Medschid 1852 zwar die Rechte der griechischen Kirche auf den Besitz des Heiligen Grabes in Jerusalem

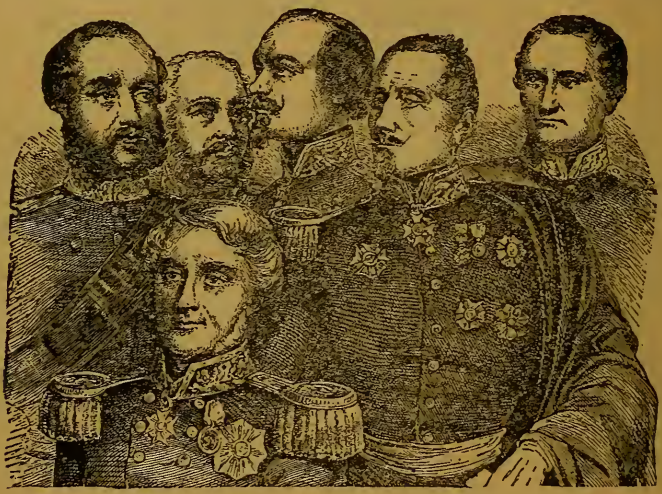
Fürst Menschikow. Graf Nesselrode. Großfürst Alexander. Zar Nikolaus. Großfürst Konstantin.

Die Störer des Weltfriedens.

(Nach einer gleichzeitigen Lithographie von Alophe.)

anerkannte, zugleich aber den von Napoleon III. unterstützten Römisch-Katholischen (Lateinern) die Erlaubniß gewährte, in der Kapelle des Oelbergs Messe zu lesen, forderte Rußland für die Rechte der angeblich dadurch benachtheiligten Griechisch-Katholischen Bürgschaft von der Pforte durch einen Vertrag. Fürst Menschikow erschien als des Zaren Abgesandter am 2. März 1853, sich absichtlich über die Regeln der Etikette hinwegsetzend, im Ueberrock und mit bestaubten Stiefeln in der feierlichen Sitzung der türkischen Minister zu Konstantinopel und überbrachte jene Forderung. Sie wurde abgelehnt, worauf Menschikow unter Drohungen wieder abreiste.

Der Sultan beeilte sich nun, in einem neuen Ferman den Christen seines Reiches die früher zugestandenen Rechte zu bestätigen, um ihren Abfall zu verhüten, und rief die Hilfe der Westmächte, Frankreich und England, an. Napoleon III. war sofort bereit, auf dies Gesuch einzugehen und wußte auch das englische Kabinet, trotz des Zauderns des wenig thatkräftigen Lords Aberdeen, im gleichen Sinne zu beeinflussen. Frankreich und England schickten ihre Flotten ab, die sich am 14. Juni 1853 in der Besikabai, am Eingang der Dardanellen, vor Anker legten. Daraufhin ließ Kaiser Nikolaus, der schon zuvor im Süden seines Reiches das Heer und die Flotte gerüstet hatte, zwei Armeecorps unter dem Fürsten Michael Gortschakow den Pruth überschreiten, um die Donaufürstenthümer als „materielles Pfand" bis zur Erfüllung seiner Forderungen durch die Pforte zu besetzen.



Der Herzog von Cambridge. General Brown. Lord Raglan. Canrobert. Saint-Arnaud. Prinz Napoleon.

Die Führer der englischen und französischen Landstreitkräfte.

Auch die Türkei rüstete nun aufs Eifrigste und erklärte am 4. Oktober Rußland den Krieg, falls es nicht sofort die Donaufürstenthümer wieder räume. Die Antwort des Zaren war das am 1. November erlassene Kriegsmanifest, worauf die ersten Kämpfe begannen.

Ueber den Umfang der Koalition, welche dem hart bedrängten Sultan nun zu Hülfe eilte, hatte sich Nikolaus getäuscht; nicht Frankreich und England allein, wie er geglaubt hatte, auch Oesterreich, das ihm seit der nachbarlichen Hilfe zur Niederwerfung des ungarischen Aufstandes im Jahre 1848 zu Dank verpflichtet war, trat offen auf die Seite jener, die sich bereit erklärten, mit Waffengewalt für den unveränderten Fortbestand der Türkei einzutreten, und im Kielwasser der habsburgischen Politik mußte, trotz der russenfreundlichen Politik seines Königs, auch Preußen segeln. Nicht minder

falsch war des Zaren Ansicht über den Schauplatz der bevorstehenden Schlachten; er erwartete Angriffe überall, nur dort nicht, wo sie thatsächlich erfolgten. So kam es, daß über 200,000 Mann in den Ostseeprovinzen, 140,000 in Polen, 180,000 an der Donau und in Bessarabien, auf der Halbinsel Krim aber nur 50,000 Mann standen, und von diesen wieder kaum 40,000, unter dem Befehl des Fürsten Menschikow, in der wichtigen Seefeste Sebastopol; gerade gegen diese sollte aber der erste und beinahe einzige Hauptstoß der Verbündeten geführt werden. Freilich, über ihre Ziele waren sich auch die Westmächte bei Beginn des Krieges keineswegs im Klaren. Fest stand allein, daß die verbündeten Flotten in der Ostsee und im Schwarzen Meer gleichzeitig vorgehen sollten; an Landtruppen glaubte man anfangs nur 9,000 Mann zu bedürfen und erhöhte diese lächerliche Ziffer erst nach langem Zögern auf 30,000 Franzosen und 20,000 Engländer, die „nach dem Orient" verschifft werden sollten. In den Oberbefehl theilten sich zunächst der heißblütige Marschall Saint-Arnaud und der einarmige Lord Raglan, der zur Zeit des ersten Napoleon in Spanien Wellingtons Adjutant gewesen war.

Omer Pascha.

Einen bestimmten Feldzugsplan hatte man weder in London noch in Paris ausgearbeitet, und daß man die Ausrüstung der Truppen ebenso leichtfertig betrieben, sollte sich bald furchtbar rächen, denn Typhus und Cholera forderten fast mehr Opfer als Pulver und Blei. „Ich erkläre es Ew. Majestät voll Schmerz: so wie wir jetzt sind, können wir nicht Krieg führen; wir haben nur 24 bespannte Kanonen und 500 Pferde. Der Rest wird Gott weiß wann ankommen. Ich habe Zwieback für zehn Tage und brauche ihn für wenigstens drei Monate; man hielt es für Scherz, als ich drei Millionen Rationen forderte — aber ohne Brot, ohne Schuhe, ohne Kochgeschirr kann man keinen Krieg führen", so klagte Saint-Arnaud schon unmittelbar nach seiner Landung auf türkischem Boden. „Abenteuerlich im vollsten Sinne des Wortes", so urtheilt Graf Vitzthum, „waren die Anfänge dieses Krieges — ein wahrer Argonautenzug. Ohne festen Plan, ohne zu wissen, was man eigentlich wollte, warf man die Truppen zuerst in die ungesunden Niederungen der Dobrutscha, wo sie von der Cholera dezimiert wurden, überließ es den Türken, sich der Russen (unter Paskiewitsch) in Silistria zu erwehren, und den Oesterreichern, ohne Kriegserklärung an Rußland, die Räumung der Donaufürstenthümer zu erwirken. Die größte Flotte, die Europa seit der spanischen Armada gesehen, lag bei Varna vor Anker, aber ihre Leistungen beschränkten sich anfangs auf die Säuberung des Schwarzen Meeres von russischen Kriegsschiffen und das

ziemlich harmlose Bombardement von Odessa. Nach langem Hin- und Hertappen glaubte man endlich die Achillesferse des russischen Riesen in der Krim entdeckt zu haben und setzte die Truppen dorthin über, in der Hoffnung, Sebastopol von der Landseite unbefestigt zu finden und wie ein Fischerdorf einnehmen zu können." Den ersten positiven Erfolg im Feldzug des Jahres 1854 errangen denn auch nicht die Engländer oder Franzosen, sondern die Oesterreicher, deren energische Haltung die Russen veranlaßte, die Donaufürstenthümer zu räumen. Oesterreich, das offenbar Krieg führen wollte — Preußen folgte ihm nicht, wozu namentlich die Abmachungen des Herrn von Bismarck-Schönhausen beitrugen, der damals preußischer Gesandter

2. Engl. Uferbatterie. 3. Franz. Batterie. 4. Abgebranntes Dorf. 5. Fort Tzee in die Luft springend. 6. Engl. Batterie. 7. Hafen. 8. Fort Nottick. 9. Hauptfort. 10. Fort Prästoe. 11. Insel Prästoe. 12. Auf Prästoe-Fort feuernde Schiffe. 13—21. Französische und englische Kriegsschiffe.

Beschießung von Bomarsund am 15. August 1854.

am Bundestag in Frankfurt a. M. war —, besetzte nun sofort die Fürstenthümer und zwar gemeinsam mit türkischen Truppen, welche unter dem Oberbefehl des tapferen Generals Omer Pascha (1806—1870) standen.

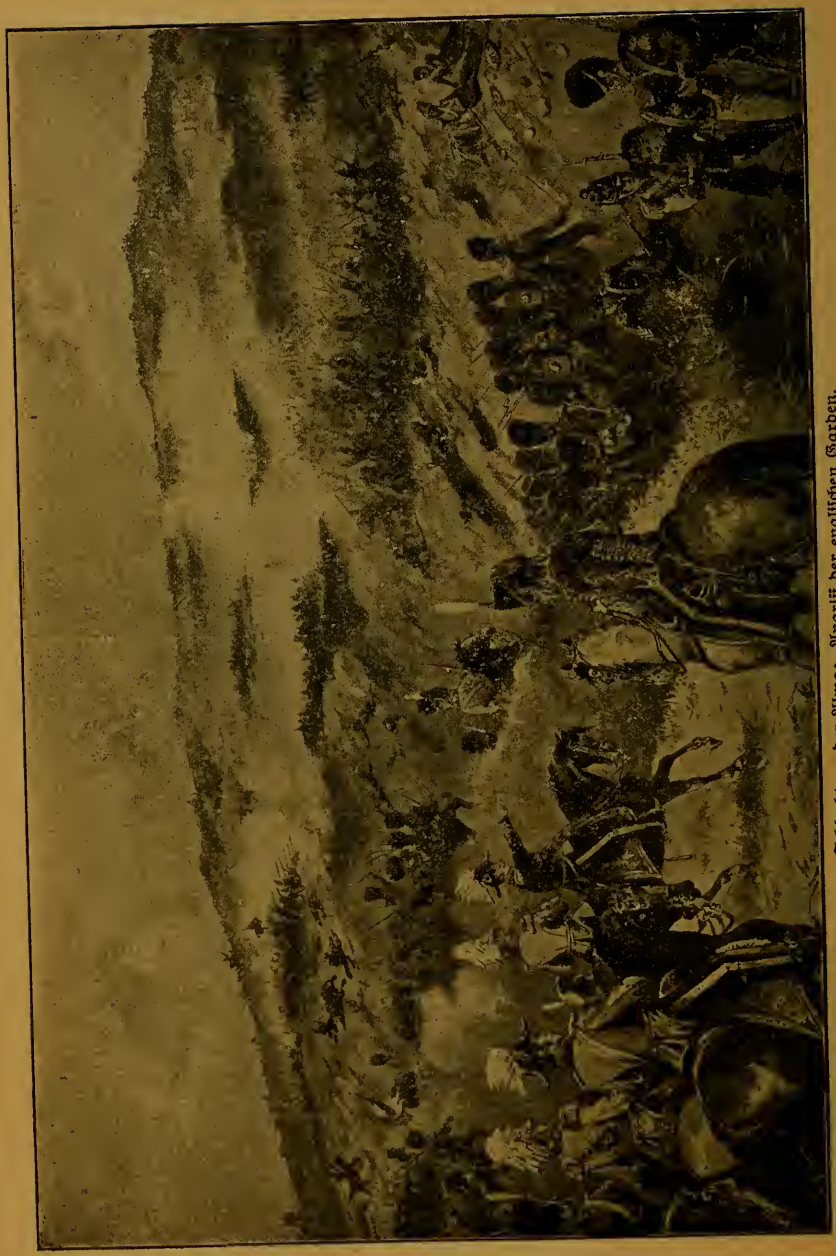
Der Planlosigkeit der englisch-französischen Führer entsprach die Thatenlosigkeit der Heere und der Flotten. Zwar erschien eine zweite englisch-französische Flotte unter den Admiralen Charles Napier und Baraguay d'Hilliers in der Ostsee, um gegen Kronstadt und Petersburg vorzudringen, vermochte aber gegen jene Festung, die in den letzten Jahren geradezu uneinnehmbar gemacht worden war, nichts auszurichten. Die Franzosen nahmen am 16. August die kleine Festung Bomarsund auf einer der Alandsinseln, dann kehrte die Flotte im Herbst wieder zurück. Schweden wurde vergeblich zum Anschluß an die Westmächte zu bewegen versucht; im Süden mußten die letzteren durch Entsendung von

Schiffen und Truppen nach Griechenland mit Gewalt die dortige nationale Bewegung gegen die Türkei niederhalten, um den Kriegsschauplatz sich nicht noch mehr ausdehnen zu lassen.

Im Hochsommer 1854 wurde endlich die Expedition nach der Krim beschlossen, um Sebastopol zu erobern, das man von der Landseite unbefestigt wähnte, und die russische Flotte des Schwarzen Meeres zu vernichten. Am 14. September landeten die verbündeten Truppen nebst 6,000 Türken bei Eupatoria auf der Westseite der Krimhalbinsel und schlugen am 20. September die vom Fürsten Menschikow, dem Gouverneur der Krim, geführten Russen an dem Flüßchen Alma. Unmittelbar darauf wurde die Belagerung der vom damaligen Ingenieuroberſten Eduard Janowitsch Totleben in schier unglaublich kurzer Zeit gewaltig verstärkten Festung Sebastopol von der Südseite her in Angriff genommen. Dem lebhaften Temperament Saint-Arnauds entsprechend, wäre gewiß sofort ein Sturm unternommen worden; allein gerade in diesem Augenblick erlag der Marschall der Cholera, die neun Monate später auch Lord Raglan dahinraffte. Canrobert, der nunmehr die Führung der Franzosen übernahm, versprach sich wenig von der sofortigen Berennung; man beschränkte sich zunächst auf ein heftiges Bombardement am 17. Oktober, dessen Schäden jedoch von den Russen in einer Nacht ausgebessert werden konnten. Um die Fortsetzung der Beschießung zu vereiteln, versuchte Fürst Menschikow am 25. Oktober bei Balaklawa vergeblich, die Engländer zu vernichten; daß es ihm trotz seiner Uebermacht weder dort, noch am 5. November bei Inkerman gelang, war das Verdienst der ausgezeichneten Offiziere der verbündeten Armee und der Tapferkeit der englischen Infanterie, die damals vielleicht die beste der Welt war. Um sich gegen ähnliche Ueberfälle zu sichern, ward der Hauptangriff auf Sebastopol so lange hinausgeschoben, bis bessere Vertheidigungsmittel geschaffen waren; zugleich wurden aus der Heimath Verstärkungen herbeigeholt, die rascher eintrafen, als das, was bei dem nahenden Winter viel dringender nöthig war, warme Kleidung und Zelte, die gegen die Herbststürme wirklichen Schutz bieten konnten. Die Zahl der Kranken erreichte eine schauerliche Höhe, für ihre Verpflegung und Heilung wurde dagegen so wenig gesorgt, daß es öffentlicher Hinweise auf das Elend

Florence Nightingale.

Janowitsch Totleben.



Schlacht an der Alma: Angriff der englischen Garden.

vor Sebastopol bedurfte, um wenigstens einige muthige barmherzige Frauen zu veranlassen, zur Pflege der hilflos Dahinsiechenden nach der Krim zu eilen. Wahrhaft Großartiges leistete Florence Nightingale, die sich zuerst nach Skutari und dann nach Balaklawa begab, den in den Militär-Hospitälern eingerissenen Mißbräuchen steuerte und eine neue Ordnung einführte.

Das langsame Tempo der Kriegführung erregte in Paris wie in London, wo Lord Palmerston an der Spitze stand, großen Unwillen; an beiden Orten war man sich aber auch darüber klar, daß die Truppensendungen nach der Krim die mit der Sicherheit der Heimath vereinbare Grenze längst erreicht hatten und neue Bundesgenossen nöthig waren, um einen entscheidenden Schlag zu führen. Oesterreich schloß zwar, ohne vorherige Verständigung mit Preußen, das in eine für Rußland wohlwollende Neutralität zurücktrat, ein Bündniß mit den Westmächten, allein es blieb seltsamerweise bei Truppenansammlungen in Ungarn und Galizien stehen. So kam es den Verbündeten sehr erwünscht, daß im Januar 1855 Sardinien auf die Seite der Gegner Rußlands trat und sich verpflichtete, sofort 15,000 Mann nach dem Orient zu senden. Während dieser Vorbereitungen zur raschen Beendigung des Krieges durchflog plötzlich die Kunde die Welt, daß der Zar am 2. März nach kurzer Krankheit aus dem Leben geschieden und die Krone des Zarenreiches damit auf den Großfürsten Alexander übergegangen war. Obwohl man die Friedensliebe des jungen Herrschers kannte und die Diplomaten unablässig mit der Ausarbeitung von Ausgleichentwürfen beschäftigt waren, hatte der Regierungswechsel doch zunächst keinerlei Folgen. Vor Sebastopol nahmen die Belagerungsarbeiten ruhig ihren Fortgang; dank der türkischen und sardinischen Unterstützung standen allmählich 130,000 Verbündete mit etwa 500 Geschützen 50,000 Russen gegenüber, die allerdings über beinahe 1,000 Geschütze verfügten. Allein seit Saint-Arnauds Tode fehlte die treibende Kraft im Lager der Verbündeten, man verschwendete ungeheure Mengen Pulver — am 9. und 10. April wurden z. B. auf beiden Seiten nicht weniger als 250,000 Geschosse abgefeuert — schritt aber niemals zum Sturm, der Sebastopols Schicksal besiegeln mußte. Erst nachdem Canrobert durch General Pelliſſier im Oberkommando abgelöst worden war, ging man rascher vor, erstürmte in der dritten Maiwoche die Außenwerke und drängte die

Lord Palmerston.

1. Schwarzes Meer. 2. Wespen-Batterie. 3. Telegraph. 4. Nord-Fort. 5. Fort Constantin. 6. Fort Catherine. 7. Fort Sukara. 8. Stadt. 9. Garten-Batterie. 10. Wall. 11. Kasernen-Batterie. 12. Fort Paul. 13. Kasernen. 14. Spital. 15. Militär-Institute. 16. Englische Schanzen. 17. Laufgraben nach dem Mamelon. 18. Laufgraben nach den Steinbrüchen. 19. Englische Batterie.

Die Festungswerke Sebastopols während der Belagerung.

Russen in die Stadt zurück. Vierzehn Tage später wurden auch die russischen Befestigungen bei den Steinbrüchen und auf dem Mamelon genommen, der am 18. Juni auf die Hauptwerke, den Großen und den Kleinen Redan und den Malakow unternommene Sturm dagegen abgeschlagen.

Im Hochsommer des Jahres 1855 war die Kriegslage eine beinahe komische: im Lager der Verbündeten herrschte, namentlich seit Lord Raglan am 28. Juni der Cholera erlegen war, genau dieselbe verzweifelte Stimmung, wie in Sebastopol, dessen Vertheidiger seit der schweren Verwundung Totlebens die Hoffnung auf längeren Widerstand schwinden sahen. Beide Theile begrüßten es deßhalb dankbar, daß der Führer der russischen Feldarmee, Fürst Gortschakow, der beim Tode des Zaren Nikolaus an Menschikows Stelle getreten war, der quälenden Ungewißheit durch einen Kampf ein Ende machte, den er den Verbündeten am 16. August an der Tschernaja lieferte; die Russen verloren auch diese letzte Schlacht. Bald darauf entschied sich das Schicksal der Festung: Nach einem dreitägigen furchtbaren Bombardement, das in der Stadt kaum ein Dutzend Häuser unversehrt ließ und alle Befestigungen in Trümmer legte, begann um die Mittagsstunde des 8. September der Sturmangriff auf den Malakow, den eine von General Mac-Mahon geführte französische Division nach mörderischem Ringen eroberte. Obwohl die Engländer den großen Redan nicht zu nehmen vermochten und auch die übrigen Bastionen sich hielten, gab Gortschakow nach dem Fall des die Stadt beherrschenden Hauptwerkes am Abend des 8. September den Befehl, alle noch nicht zerstörten Festungstheile zu sprengen, die Magazine in Brand zu stecken, die Schiffe zu versenken und dann die verwüstete Stadt zu verlassen. Am Morgen des 9. September 1855 waren die rauchenden Trümmer von Sebastopol im Besitz der Verbündeten.

Dieß brachte die Entscheidung, und als Rußland kurz nachher auch einen Erfolg auf dem kleinasiatischen Kriegsschauplatz errang, indem General Murawiew die von dem Engländer Williams mit zäher Tapferkeit vertheidigte Bergveste Kars, das „Bollwerk Kleinasiens" zur Kapitulation zwang, war Alexander II. der Eintritt in Friedensverhandlungen erleichtert. Als Grundlage der Einigung hatten die Verbündeten vier Forderungen gestellt, nämlich Aufhebung des russischen Schutzrechts in den Donaufürstenthümern und Serbien, Freiheit der Donauschiffahrt, Beseitigung des russischen Uebergewichtes im Schwarzen Meere und jeder Schirmherrschaft einer einzelnen Großmacht über christliche Unterthanen des Sultans. Diesem Verlangen hatte auch Oesterreich mit der Drohung sich angeschlossen, daß eine Ablehnung der vier Bedingungen die Wiener Regierung zum offenen Kampfe zwinge. Um Rußland noch nachgiebiger zu stimmen, hielten die Befehlshaber der Verbündeten in Paris einen großen Kriegsrath ab, bei dem vereinbart wurde, mit einer Armee von 250,000 Mann zunächst gegen Simferopol vorzurücken, wenn der Friede nicht bald zum Abschluß käme. Der Ausführung des Planes bedurfte es nicht mehr — am 16. Januar 1856 nahm der Zar das ihm gestellte Ultimatum an, und zwei Wochen später konnte in Wien der Präliminarfriede unterzeichnet werden, dem weitere Verhandlungen in Frankreichs Hauptstadt folgen sollten. Daß der Kongreß zur endgültigen Regelung aller

Erstürmung der Malakow-Festungswerke durch die Franzosen am 8. September 1855.
(Nach dem Gemälde von W. Simpson.)

Cavour Cowley Buol Orlow Bourqueney Hübner Manteuffel Walewsky Djemil Benedetti Clarendon Brunnow Ali Hatzfeldt Villamarina.

Der Kongreß von Paris 1856.
(Nach dem Gemälde von Dubuis.)

seit dem Jahre 1853 aufgeworfenen Fragen in Paris zusammentreten würde, erfüllte Napoleon mit stolzer Genugthuung; war doch damit vor aller Welt zum Ausdruck gebracht, daß Frankreich wieder „als Eckstein der europäischen Politik" anerkannt wurde. Die Forderungen der verbündeten Mächte, die vordem in den obengenannten vier Punkten aufgestellt worden waren, gelangten mit einigen Milderungen zur Annahme; nicht minder bedeutsam war die Aufnahme der Türkei in die Reihe der gleichberechtigten Großmächte, das „europäische Konzert", und die Verbürgung der Unverletzlichkeit ihres Gebietes. Einen Tag vor dem Ablauf der Waffenruhe, am 30. März 1856, wurde das Friedensprotokoll unterzeichnet.

Der Pariser Kongreß setzte seine Berathungen gleichwohl noch einige Wochen fort; an die Erledigung der schwebenden Fragen knüpfte sich die Erörterung einiger Punkte von prinzipieller Bedeutung, die schließlich zu einer wichtigen Umgestaltung des bis dahin geltenden Kriegsrechtes führte: Auf Englands Vorschlag gab der Kongreß dem Wunsche Ausdruck, daß künftig die europäischen Staaten bei drohenden Verwickelungen die Vermittelung einer befreundeten Macht anrufen sollten. Dann wurde durch die Seerechtsdeklaration vom 16. April die Kaperei abgeschafft und der Grundsatz festgelegt, daß feindliche Waare unter neutraler Flagge und neutrale Waare unter feindlicher Flagge (mit Ausschluß von Kriegsmaterial) geschützt und unwirksame Blokaden ungültig sein sollten. Die wichtigsten Folgen des Krimkrieges für die europäische Politik aber waren zunächst die Sprengung der heiligen Allianz und die Verfeindung Oesterreichs mit dem allerdings auf lange hinaus stark geschwächten Rußland. Letzteres mußte den Vorrang jetzt wieder an Frankreich abtreten, das unbestritten als erste Großmacht dastand. Ferner die durch Preußens Entgegenkommen angebahnte Freundschaft des Zarenreiches mit diesem Staate und die enge Verbindung Sardiniens mit den Westmächten, besonders mit Frankreich.

Zweites Kapitel.

Alexander II. — Innere Reformen. — Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern. — Zweiter polnischer Aufstand. — Mit Strenge unterdrückt. — Preußen schließt, auf Rath seines Ministerpräsidenten v. Bismarck, einen Geheimvertrag mit Rußland. — Pflege des Altrussenthums und des Panslavismus. — Entstehung des Nihilismus. — Das neue Fürstenthum Rumänien. — Sultan Abdul Asis. — Agitationen in Serbien. — Milan Obrenowitsch zum Fürsten gewählt. — König Otto von Griechenland zur Abdankung gezwungen. — Wahl des Prinzen Wilhelm von Dänemark zum König. — Uebernimmt die Regierung als Georgios I. — Englands Machtausbreitung in Asien. — Kriege unter Viktoria. — Militäraufstand in Ostindien. — Die Sipahis. — Erstürmung von Delhi. — Nanna Sahib belagert Lucknow. — Indisches Kaiserreich. — Die Bewegung der Taipings gegen die Mandschu in China. — England's und Frankreich's gemeinschaftlicher Krieg mit China.

Ehe wir nun die weitere Entwicklung der napoleonischen Herrschaft betrachten, sei ein Blick geworfen auf Rußland und den Orient während der nächsten Jahre nach dem Krimkrieg. Gleich nach Abschluß des Pariser Vertrags berief Kaiser Alexander II. den bisherigen Botschafter in Wien, den Fürsten Alexander Gortschakow an die Spitze des auswärtigen Ministeriums und verlieh ihm später, 1862, den Titel Reichskanzler. Und nachdem er, schon ein Jahr nach dem Pariser Frieden, in Stuttgart am Hof des Königs Wilhelm I. von Würtemberg mit dem Franzosenkaiser die freundschaftlichen Beziehungen wieder hergestellt, schien er sich als aufgeklärter und wohlmeinender Fürst zunächst ganz den innern Reformen widmen zu wollen, deren Rußland so sehr bedurfte. Eisenbahnen wurden gebaut, Handelsverträge abgeschlossen, das Unterrichts- und namentlich das Justizwesen verbessert. Und 1861 wagte er sogar die große reformatorische That der Aufhebung der Leibeigenschaft, welche beim Antritt seiner Regierung noch auf ungefähr 23 Millionen Menschen lastete. Ihre Durchführung war natürlich sehr schwierig, da die ganzen agrarischen Verhältnisse auf der Leibeigenschaft beruhten. Den Hauptgrundzügen nach setzte sie fest, daß jeder Bauer fortan nicht blos frei sein, sondern auch eine umzäunte Wohnstätte erhalten und in Stand gesetzt werden sollte, binnen 12 Jahren durch Geld oder anderweitige Leistungen an den Grundherrn sich das freie Eigenthumsrecht an ein Stück Grund und Boden zu erwerben. Durch diese ein-

schneidenden Reformen wurde freilich auch gegen seine Absicht eine fortschrittliche Bewegung im Zarenreich angebahnt, die zu dem, am überlieferten Absolutismus festhaltenden Kaiser bald in einen scharfen Gegensatz gerieth.

Auch die Polen suchte Alexander durch Reformen mit der russischen Herrschaft zu versöhnen, allein hier fand er keinen Erfolg, und es kam dadurch seine reformatorische Wirksamkeit überhaupt zum Stillstand. So tief war der Haß des unglücklichen Volkes gegen seine Unterdrücker eingewurzelt, daß die versöhnlichen Maßregeln des Statthalters Fürst Konstantin den größten Theil des Adels, die Geistlichkeit und die Studenten sowie die Bürgerschaft der meisten Städte, besonders die von Warschau blos zu schärferer Opposition aufstachelte, wobei man Hilfe von Frankreich erhoffte. Eine weitverzweigte Verschwörung zur Ermordung des Großfürsten bewog dann die Regierung einzugreifen. Sie veranstaltete für die Nacht des 14. Februar 1863 eine gewaltsame Militäraushebung, durch die man sich aller verdächtigen jungen Leute bemächtigte, die dann unter die Soldaten gesteckt wurden. Nun brach die offene Revolution gegen Rußland aus, geleitet von einem geheimen Centralkomite, das alle zum Volkskriege gegen die Unterdrücker aufrief. Es wurde eine provisorische Nationalregierung gebildet, die auch das Landvolk zur Erhebung fortzureißen suchte, indem man die Bauern für die freien und erblichen Eigenthümer der von ihnen bebauten Grundstücke erklärte, stieß aber damit durchweg auf Mißtrauen. Zum Diktator wurde der aus den Jahren 1848 und 1849 bekannte General Mieroslawski ernannt, mußte aber schon nach einigen Tagen, von den Russen geschlagen, über die Grenze flüchten.

Kaiser Alexander II. von Rußland.

An seine Stelle trat alsdann der Insurgentenführer Maryan Langiewicz, der am 12. März eine Zivilregierung ernannte. Die Russen wandten jetzt alle verfügbaren Truppen gegen ihn, schlugen ihn wiederholt und drängten den Rest seines Corps am 19. März auf österreichisches Gebiet. Er selbst wurde von den österreichischen Behörden zuerst in Tarnow, dann in Josephstadt interniert und erhielt erst 1865 seine Freiheit wieder. Die Nationalregierung übernahm nun wieder die Leitung des Aufstandes; da aber nur größere Banden, keine Heere den Russen gegenübergestellt werden konnten, so mußte die Bewegung der Uebermacht gegenüber doch schließlich erliegen. Nachdem im Oktober 1863 der thatkräftige General Berg nach Polen gesandt worden war, erlosch der Aufstand mit dem Ende des Jahres,

da ihm keine auswärtige Hilfe zu Theil wurde und das Landvolk durchweg nicht daran theilnehmen wollte. Immerhin war seine Niederwerfung Rußland schwer genug geworden und hatte manche Opfer erfordert. Napoleon III. hatte allerdings in Gemeinschaft mit England und Oesterreich eine Intervention zu Gunsten der Polen versucht, allein Alexander II. wies diese Einmischung schroff zurück. Die letzte Spur der polnischen Nationalität, die Sprache selber sollte verschwinden und dem Russischen Platz machen; selbst den Krämern und Wirthen wurde der Gebrauch des Polnischen im Verkehr mit ihren Kunden bei Strafe verboten. Dagegen wurde nun auch in Polen die Leibeigenschaft aufgehoben und die Bauern von jeder Abhängigkeit vom Adel befreit.

Alexander Gortschakow.

Anders als die genannten drei Mächte verhielt sich in der Polenfrage Preußen, dessen äußere Politik seit dem 8. Oktober 1862 der zum Ministerpräsidenten ernannte Otto v. Bismarck leitete. Es wollte vor allem verhüten, daß der Aufstand von Polen nach Posen hinübergetragen werde, zudem lag Bismarck aber auch sehr daran, im Hinblick auf spätere Möglichkeiten sich den Zaren noch mehr zu verpflichten, als dies während des Krimkrieges bereits geschehen war. Preußen schloß daher am 8. Februar 1863 mit Rußland einen Geheimvertrag zur Unterdrückung des Aufstandes, wonach jeder von beiden Staaten die Grenzen des Nachbargebietes überschreiten durfte. Die Einladung, sich der Intervention der Westmächte und Oesterreichs anzuschließen, wurde dagegen entschieden abgelehnt. Das Bekanntwerden jener Konvention erregte den Unwillen der Liberalen in Preußen, deren Abneigung gegen Rußland an und für sich freilich erklärlich genug war. Als aber Bismarck deßwegen in der Abgeordnetenkammer angegriffen wurde, erklärte der zielbewußte Realpolitiker, dessen Bedeutung damals freilich noch von keiner Seite geahnt wurde: „Die Neigung, sich für fremde Nationalitäten und Nationalbestrebungen zu begeistern, auch dann, wenn diese nur auf Kosten des eigenen Vaterlandes verwirklicht werden können, ist eine politische Krankheitsform, deren geographische Verbreitung sich leider auf Deutschland beschränkt."

Marjan Langiewicz.

Der polnische Aufstand hatte, wie gesagt, die Wirkung, daß Kaiser Alexander II. von seiner bisher befolgten Reformpolitik abgelenkt wurde. Die Partei, welche diese hauptsächlich unterstützt hatte, und an deren Spitze Männer wie Tscherkaßki, Miljutin, Samarin, Katkow und Aksakow standen, vollzog nämlich während jener Krisis eine Schwenkung, indem sie statt der

früher angestrebten freiheitlichen Ziele jetzt die nationalen in den Vordergrund stellte. Fortan galten daher die Pflege des Altrussenthums und der sogenannte Panslawismus, das ist die Vereinigung aller orthodoxen Slawen unter russischer Führung, als die Aufgaben der russischen Politik; im Einklange damit ward die Russifizierung aller Unterthanen des Reiches angestrebt. Von einer Konstitution wollten jene Führer in ihrer Abneigung gegen die westliche Kultur nichts wissen. Es geschah aber auch nichts, um den Krebsschaden der Verwaltung, die Unredlichkeit und Käuflichkeit des Beamtenthums zu beseitigen, und in Folge dessen fehlte dem Staate das Organ, um den Bauernstand auf eine höhere Stufe zu heben und durch Verbesserung der Landwirthschaft eine gesunde Grundlage für Gewerbe und Handel zu schaffen. Die vorstehend gekennzeichnete Politik war nach außen hin allerdings erfolgreich; im geheimen wuchs aber mit ihr auch der Nihilismus groß, der auf den völligen Umsturz alles Bestehenden ausging.

Abdul Asis.

Gleich Rußland ging auch die Türkei, trotzdem sie auf der schließlich siegreich gebliebenen Seite gestanden, wesentlich geschwächt aus dem Krimkrieg hervor und konnte es nicht hindern, daß die Donaufürstenthümer unter den gemeinsamen Schutz der Großmächte gestellt und später vereinigt zu einem der Pforte blos tributpflichtigen Fürstenthum Rumänien erhoben wurden, in welchem an Stelle des zur Abdankung gezwungenen despotischen Hospodar Cusa 1866 Prinz Karl von Hohenzollern zum Fürsten gewählt wurde. Und gleich Alexander II. begann der neue Sultan Abdul Asis mit allerlei Reformen seine Regierung, allein das bald genug hervortretende Mißverhältniß zwischen Wollen und Können rief bei ihm Schwermuthsanfälle und Ausbrüche von Despotenlaune hervor. Er erfüllte die Versprechen betreffend der christlichen Unterthanen nicht und ließ die fanatischen Mohamedaner im Libanon und in Damaskus ungestört gegen Christen wüthen.

In Serbien wurde 1858 der der Pforte ergebene und zu Oesterreich hinneigende Fürst Alexander Karageorgiewitsch von der russisch gesinnten Nationalpartei zur Abdankung gezwungen. Seit dem Anfang des Jahrhunderts kämpfte mit den Karageorgiewitsch die Familie Obrenowitsch um den Vorrang. Letztere wurde jetzt zurückberufen, und der alte Milosch Obrenowitsch, der von 1817 bis 1839 in Serbien regiert hatte, wieder auf den Fürstenstuhl erhoben. Fortan wurde das Land der Herd großserbischer und panslawistischer Agitationen, die 1861 auch einen Aufstand in der Herzegowina erregten. Nach dem Tode des alten Milosch (1860) wurde sein Sohn Michael III. Obrenowitsch, der auch schon von 1839 bis 1842 regiert hatte, Fürst. Unter ihm setzten die Serben es mit Unterstützung der Großmächte durch, daß die Pforte allen im Lande lebenden Türken mit Ausnahme

der Besatzungstruppen die Auswanderung gebot; 1867 wurden dann auch die serbischen Festungen von den türkischen Besatzungen geräumt. Am 10. Juni 1868 wurde der Fürst von Verschwörern, die Alexander Karageorgiewitsch angestiftet hatte, ermordet, worauf die Skuptschina oder Volksvertretung den vierzehnjährigen Milan IV. als einzigen noch lebenden Obrenowitsch zum Fürsten wählte. Vier Jahre lang führte eine Regentschaft für ihn die Regierungsgeschäfte; am 22. August 1872 aber wurde er für volljährig erklärt und trat die Regierung an.

In Griechenland endlich gärte es seit dem Krimkrieg unaufhörlich. Damals waren die sog. panhellenischen (großgriechischen) Ideen, welche begeisterte Patrioten schon früher gehegt und verkündet hatten, wieder mächtig angeregt worden. Die Aufstandsversuche in den angrenzenden türkischen Provinzen und russische Agenten reizten das griechische Nationalgefühl immer mehr auf. In Folge stürmischer Kundgebungen in Athen mußte die dortige türkische Gesandtschaft die Hauptstadt verlassen, und die Hauptparteigänger schwärmten bereits von einer Herstellung des alten byzantinischen Reiches. Da schritten aber, wie schon erwähnt, die Westmächte ein; ihre Flotte erschien im Piräus, und eine französische Brigade landete, weitere Feindseligkeiten gegen die Türkei verhindernd.

Georgios I. von Griechenland.

Dem inneren Gedeihen des Landes war diese erzwungene Aufrechterhaltung des Friedens in hohem Grade förderlich, doch das befriedigte das leicht erregbare und ehrgeizige Volk nicht. Es schob die Schuld des bisherigen Mißlingens aller Vergrößerungspläne ganz allein auf den König Otto, den Bayernprinzen, der durch seinen Mangel an militärischen Gaben und ehrgeizigem Unternehmungssinn seine anfängliche Volksthümlichkeit rasch eingebüßt hatte. Ebenso unbeliebt war seine Gemahlin Amalie, eine oldenburgische Prinzessin. Am 13. Februar 1862 brach in Nauplia eine von Kanaris angezettelte Militärrevolte aus. Sie wurde freilich unterdrückt, und am 20. April Nauplia von treugebliebenen Truppen besetzt; es gelang dem König indessen nicht, durch Straferlasse und angekündigte Reformen die Gärung zu beseitigen.

Als Otto im Oktober 1862 mit der Königin den Peloponnes bereiste, brachen Aufstände in Vonizza, Patras, Korinth und zuletzt auch in Athen aus. Es kam in der Hauptstadt zur Bildung einer provisorischen Regierung, welche die Thronentsagung Ottos aussprach. Auf diese Nachricht hin eilte das Königspaar zurück und kam am 23. Oktober im Piräus an. Nach einer Konferenz mit den Gesandten der Mächte wagte Otto jedoch keine Landung mehr, sondern faßte den Entschluß, nach Bayern zurückzukehren, ohne indessen weder für sich noch für sein Haus endgültig auf die Krone zu verzichten. Nach einer Periode heftigster Parteistreitigkeiten kam es endlich auf einen

Erlaß der provisorischen Regierung hin zur Wahl eines neuen Königs.

Zuerst wurde gewählt der englische Prinz Alfred, zweiter Sohn der Königin Viktoria (der jetzige Herzog von Sachsen-Koburg und Gotha), dessen Wahl das englische Kabinet nicht annahm, weil die drei Schutzmächte an der Bestimmung von 1830 festhielten, welche Mitglieder ihrer Dynastien vom Throne ausschloß; dann wählte man den Herzog Ernst von Koburg, der ablehnte, wie es auch der Herzog von Aumale und König Ferdinand, Vater des Königs von Portugal, schon im voraus thaten. Endlich wurde mit Genehmigung der Schutzmächte einstimmig am 30. März 1863 zum König gewählt der Prinz Wilhelm von Dänemark (geboren 1845), zweiter Sohn des durch das Londoner Protokoll zum dänischen König bestimmten Prinzen Christian von Holstein-Glücksburg, ein Bruder der Prinzessin von Wales. Zur Bedingung seiner Annahme machte dieser die Vereinigung der unter englischer Oberhoheit stehenden Jonischen Inseln mit Griechenland. Da die Wahl dieses Prinzen den Wünschen Englands entsprach, so willigte es in die Abtretung der Inseln. Der neue König landete dann am 30. Oktober 1863 im Piräus und übernahm als Georgios I. die Regierung.

Blicken wir weiter nach Osten, nach Asien, so brachten die Jahre gleich nach dem Krimkrieg für England in seinen dortigen Besitzungen schwere Kämpfe. Unausgesetzt ist bekanntlich England auf Ausdehnung seiner Macht bedacht, und es hat unter der Regierung der Königin Viktoria, welche länger als irgend ein englischer Herrscher vor ihr auf dem Thron saß, nämlich von 1837 bis 1901, also 63 Jahre, im Innern und nach Außen, im Krieg und im Frieden große Erfolge und Fortschritte auf allen Gebieten zu verzeichnen gehabt. Es hat aber auch beinahe ununterbrochen Kriege zu führen gehabt, wie eine Zusammenstellung der unter Viktoria's Herrschaft bis zu ihrem Tode geführten Kriege zeigt: Afghanischer Krieg 1838—1840, erster chinesischer Krieg 1841, Sikhkrieg 1845—1846, Kaffernkrieg 1846, zweiter chinesischer Krieg und zweiter afghanischer Krieg 1849, zweiter Sikhkrieg 1848—49, birmanischer Krieg 1850, zweiter Kaffernkrieg 1851—1852, zweiter birmanischer Krieg 1852 bis 1853, Krimkrieg 1854, dritter chinesischer Krieg 1856—1858, indischer Aufstand 1857, Maorikrieg 1860—1861, weitere Kriege mit China 1860 und 1862, zweiter Maorikrieg 1863—1866, Aschantikrieg 1864, Krieg in Bhutan (Ostindien) 1864, abessinischer Krieg 1867—1868, dritter Maorikrieg 1868—1869, Krieg mit den Luschais 1871, zweiter Aschantikrieg 1873—1874, dritter Kaffernkrieg 1877, Zulukrieg 1878—1879, dritter afghanischer Krieg 1878—1880, Krieg in Basutoland 1879—1881, Transvaalkrieg 1879—1881, ägyptischer Krieg 1882, Sudankriege 1884—1885 und 1889, dritter birmanischer Krieg 1885—1892, Sansibar 1890, Indien 1890, Matabelekriege 1894 und 1896, Tschitralfeldzug 1895, dritter Aschantikrieg 1896, zweiter Sudankrieg 1896, Feldzug gegen die Bergvölker an der ostindischen Nordwestgrenze 1897, dritter Sudanfeldzug 1898—1899, Anfang des Burenkrieges 1899. Diese fast ununterbrochene Folge von größeren und kleineren Kriegen in verschiedenen Welttheilen wurde nicht zur Vertheidigung des eigenen Landes geführt, sondern nur um außer-

halb des letzteren den Einfluß des Reiches aufrecht zu erhalten oder zu vermehren, um sein Macht- und Handelsgebiet zu erweitern, die Reichsgrenzen immer mehr auszudehnen und ihm gold- oder diamantreiche Gebiete einzuverleiben.

Zu Großbritannien gehörten bereits vor 1837 Australien, Canada, Indien, und ein großer Theil von Südafrika. Diese unentwickelten und noch wenig bevölkerten Kolonien galten aber mehr als Anhängsel, die sich möglicherweise in späterer Zeit vom Mutterlande wieder ablösen könnten. Der „Imperialismus", das heißt der Gedanke eines weltumspannenden Reiches aller Rassen, gehört erst dem Zeitalter der Königin Viktoria an, während deren Regierung dem britischen Reiche im Verlaufe des 19. Jahrhunderts mehr als 3½ Millionen (engl.) Quadratmeilen und über 150 Millionen Bewohner angegliedert wurden. Jene fortgesetzten Kriegsunternehmungen bekam das Mutterland dank seiner insularen Lage, seinem unerschöpflichen Reichthum und seiner unbestrittenen Vorherrschaft zur See, auf die gestützt man im Landheere gänzlich veraltete Einrichtungen ungestraft wähnte beibehalten zu dürfen, bis in die allerneueste Zeit kaum zu verspüren. Die großen Erfolge, welche die Engländer erzielten, haben aber auch dazu beigetragen, daß sie einerseits mit einem übertriebenen Selbstbewußtsein auf andere Völker herabzusehen sich angewöhnten, und andererseits es übel empfanden, sobald diese sich anschickten, etwas von dem für sich zu begehren, was die Briten als ihre alleinige Domäne ansahen. Die beneidenswerthe Kraft der Initiative, welche von jeher das englische Volk ausgezeichnet hat, und der es nicht allein seine Welt- und Handelsmacht, sondern auch die gewaltigen Leistungen auf so vielen anderen Gebieten menschlichen Schaffens zu danken hat, verleitet die Briten oft dazu, im Verkehr mit fremden Nationen anmaßend und selbst brutal zu werden, und dies alles hat die Sympathien für England im Auslande stark vermindert.

General Campbell.

Eine unmittelbare Folge des Krimkrieges waren Verwicklungen in Asien. Der Schah von Persien, Nassreddin, hatte nämlich, aufgereizt durch Rußland, im Widerspruch zu den früher mit England abgeschlossenen Verträgen, im Oktober 1856 Herat besetzen lassen, das für die Engländer sowohl in strategischer wie in kommerzieller Hinsicht sehr werthvoll ist. England erklärte ihm darauf den Krieg, und eine nach dem persischen Meerbusen geschickte Flotte eroberte am 10. Dezember Buschir, das nun zu einem unter britischer Oberhoheit stehenden Militärposten erklärt wurde. General James Outram besiegte die persischen Truppen zweimal, worauf am 4. März 1857 zu Paris wegen des Friedens unterhandelt und dieser auch am 14. April zu Teheran abgeschlossen wurde. Persien mußte Herat räumen und das Ver-

sprechen abgeben, in allen späteren Streitigkeiten mit Herat wie mit Afghanistan vor einer Kriegserklärung erst Englands Vermittelung anzurufen.

Viel ernstlicher war aber für England der Militäraufstand in Ostindien 1857—1859, welcher seine Herrschaft daselbst bis auf den Grund erschütterte. Indien war damals eine Domäne der Englisch-Ostindischen Company, einer Gesellschaft von Kaufleuten, welche ein Reich von etwa 180 Millionen Menschen beherrschte und für ihre Handelsinteressen ausbeutete. Im Jahre 1600 gegründet, war sie mit so weitgehenden Privilegien ausgestattet, daß sie mit dem Aufblühen ihres Handels auch eine fast uneingeschränkte staatliche Selbständigkeit gewann. Dies führte jedoch bei der engen Verbindung der Angelegenheiten der Gesellschaft mit den allgemeinen politischen Staatsangelegenheiten zu großen Uebelständen, weßhalb im Jahre 1784 jene unabhängige Stellung der Compagnie auf Handelssachen beschränkt wurde, während von jetzt ab die Anstellung ihrer höheren Beamten, Richter und Heerführer unter staatlicher Aufsicht geschah. Später wurden noch weitere Einschränkungen vorgenommen. Das durch diese kaufmännische Gesellschaft begründete indobritische Reich hatte sich bis zu Beginn der 50er Jahre ein ungeheures Gebiet dienstbar gemacht. Es gab von der afghanischen Grenze bis zu dem hinterindischen Reiche von Ava, vom Himalaya bis zum Kap Komorin und einschließlich Ceylons keinen eingeborenen Staat mehr, der nicht unmittelbar oder doch mittelbar unter der Ostindischen Compagnie stand. Lord Ellenborough hatte von 1842 bis 1844 für sie das Reich der Sindh am unteren Indus erworben, das nach der Einnahme von Haidarabad zur britischen Provinz gemacht wurde. 1845 erhoben sich die Sikh und mußten 1846 einen Frieden schließen, der die Selbständigkeit des Reiches Lahore oder Lahaur vernichtete. 1848 griffen sie von neuem zu den Waffen, wurden aber am 21. Februar 1849 bei Gudschrat entscheidend geschlagen. Ihr ganzes Reich wurde hierauf mit Britisch-Indien vereinigt, ebenso 1852 Pegu in Hinterindien nach einem Krieg mit Birma erworben, Audh (Oudh) 1856 einverleibt. Zugleich legte der Oberstatthalter Lord Dalhousie den Grund zu dem, alle diese Erwerbungen verbindenden großartigen Bahn- und Telegraphennetze Indiens, wie er auch die große Heerstraße Kalkutta-Peschawar

Nanna Sahib.

Einnahme von Delhi: Kampf am Kaschmirthor.

vollendete und den riesigen Gangeskanal eröffnete. Allein das despotische Wesen der Engländer, welche keine Rücksicht auf nationale Vorurtheile nahmen und das Volk schnöde ausbeuteten, rief einen tiefen Haß hervor, und ganz im Geheimen entstand eine sich unheimlich rasch ausdehnende Verschwörung, welche kleine Brötchen, die man von Hand zu Hand reichte, als Erkennungszeichen benutzte. Dieser zum Untergange der Engländer geschlossene Bund, von dem diese nichts ahnten, wurde für sie um so gefährlicher, als er sich bald auch in dem anglo-indischen Heere verbreitete, das großentheils aus Eingeborenen, Sepoys; oder richtiger Sipahis, bestand. (Sipâhi ist nach Schlaginweit ein aus dem Persischen in die Hindostanî-Sprache übergegangenes Wort und bedeutet einfach einen Soldaten; die Engländer hatten daraus „Sepoy" gemacht.) Bereits die ersten Gouverneure der Englisch-ostindischen Compagnie hatten auch Eingeborene für militärische Zwecke in Dienst genommen. Seit Mitte des 18. Jahrhunderts begann dann die Bildung eigener Sipahi-Compagnien unter dem Befehl europäischer Offiziere, und die Zahl solcher Truppenkörper nahm rasch zu, als sich die Unmöglichkeit herausstellte, genügend weiße Rekruten durch Anwerbung aufzutreiben.

Zu Beginn des Jahres 1857 waren von den etwa 300,000 Mann starken ostindischen Truppen nur etwa 30,000 Engländer, die übrigen Sipahis. Die Anzahl der nicht dem Militärstande angehörigen Europäer in Indien belief sich auf ungefähr 10,000 mit Einschluß der Frauen und Kinder. Ein einziger Fehlgriff der ostindischen Armeeverwaltung genügte, den blutigen Aufstand zu entfesseln, nämlich die Einführung neuer, mit Rindstalg und Schweineschmalz eingefetteter Patronen. Die Patronen mußten bekanntlich früher vor dem Einführen in den Lauf von den Soldaten abgebissen werden. Hierdurch wurden nun die eingeborenen Soldaten und zwar sowohl Hindu als Mohammedaner in ihren religiösen Anschauungen tief verletzt. Den Mohammedanern ist nämlich das Schwein ein Greuel, während dem Hindu Kühe und Rinder als heilig gelten. In Folge jener verkehrten Anordnung wurden binnen kurzer Zeit fast alle eingeborenen Truppen in den vier Regierungsbezirken Bengalen, Allahabad, Madras und Bombay der Sache der Verschwörung gewonnen.

Zum offenen Ausbruch kam der Aufstand am 23. Juni 1857 in Mirut, unweit der alten Mogul-Hauptstadt Delhi, durch Tödtung und Verjagung der Engländer, und setzte sich zunächst in Delhi fort, wohin von allen Seiten her die Rebellen strömten, welche diese Stadt mittelst der dort massenweise aufgehäuften Kriegsvorräthe zum Bollwerk des Aufstandes machten. Gleichzeitig brach in anderen Garnisonsstädten Bengalen's der Aufstand aus, den allenthalben Mord, Raub und Grausamkeiten aller Art bezeichneten. Die gräßlichste Unthat wurde zu Cawnpur von Nanna Sahib, einem seines Erbes beraubten Hindufürsten und Anführer eines Rebellenhaufens begangen, der mit satanischer Hinterlist 278 Engländer (darunter 88 Offiziere) erschießen und ihre Frauen und Kinder, 120 an der Zahl, entkleiden, nacheinander abschlachten und ihre Leichname in einen Brunnen werfen ließ. Nur da, wo man gleich durch zuvorkommende Entwaffnung der einzelnen Regimenter oder durch entschlossene Strafeinschreitung (Erhängen oder

Die Generäle Havelock und Outram begrüßen Sir Campbell, den Befreier von Luknow.
(Nach dem Gemälde von Thom. J. Barker.)

massenhaftes Erschießen durch Kanonen) den Rebellen entgegentrat oder in eine feste Citadelle sich zurückzog, konnte man sich gegen den Aufstand halten. Ein besonderes Glück war es, daß das eigentliche Volk der Hindus sich nicht dem Aufstand anschloß, ja sogar mancher Hindu das Leben und Eigenthum seines englischen Herrn schützte.

Die Rettung Indiens kam aus der, der englischen Regierung seit 1849 unterworfenen Provinz Pendschab mit der Hauptstadt Lahore, wohin ein Telegramm aus Delhi die Nachricht gebracht hatte, so daß von dort aus sogleich die Generale Reed und Wilson mit treuen Sikhs = Sipoys= Regimentern gen Delhi zu Hülfe geschickt wurden, welche diese Stadt belagerten und endlich erstürmten, worauf ein schweres Strafgericht erfolgte. Noch schwebte besonders die Stadt Luknow, die von Nanna Sahib belagert und mit Ausnahme der Citadelle eingenommen war, in höchster Gefahr, bis auch vom Pendschab her die Generale Havelock und Outram mit Hülfe erschienen und ersterer in die von Henry Lawrence vertheidigte Citadelle gelangte und, als dann von Kalkutta her Sir Colin Campbell (nachmals Lord Clyde) heranzog, in Vereinigung mit Outram die Eingeschlossenen befreite und die Stadt dem Feind entriß. Doch dauerte der Krieg gegen einzelne Rebellenführer (Nanna Sahib, Tantia Topi u. a.) noch fort. Erst nach ihrer Besiegung konnte am 28. Juli 1859 ein Dankfest das Ende dieses Militäraufstandes bezeichnen. Noch während des Aufstandes hatte das englische Parlament die Privilegien der Ostindischen Compagnie vollständig für aufgehoben erklärt und am 28. August 1858 die Regierung Indiens in die Hände der Königin Viktoria gelegt. Trotzdem dauerte auch nach der Wiederherstellung der Ruhe im Lande, wozu der zum ersten Vizekönig ernannte Lord Canning durch weise Mäßigung wesentlich beitrug, die Gährung unter den Mohammedanern noch einige Zeit fort. 1863 wurde in Patna eine Verschwörung entdeckt, jedoch gleich im Keim erstickt; auch mußten die fanatischen Sekten der Wahabi im Pendschab und Mophla (Mapilla) in Malabar durch strenge Ausnahmegesetze im Zaum gehalten werden. 1863 wurde im Himalayalande Bhutan, im Nordosten Bengalens, eine kriegerische Expedition unternommen, durch die einige Bergdistrikte an Assam kamen und die Sicherung des Reiches gegen räuberische Einfälle erzielt wurde. Im allgemeinen aber konnten sich die Vizekönige fortan eine lange Reihe von Jahren hindurch mit der Entwickelung der materiellen Hilfsquellen des Reiches und den Reformen in seiner Verwaltung befassen, ohne durch innere Störungen oder Aufstände in dieser friedlichen Thätigkeit unterbrochen zu werden. Durch Parlamentsakte vom 29. April 1876 legte sich die Königin Viktoria den Titel „Kaiserin von Indien" (Empress of India, Kaiser-i-Hind) bei, und der Vizekönig Lord Lytton verkündete am 1. Januar 1877 in Delhi unter großen Feierlichkeiten die Errichtung des Indischen Kaiserreiches.

Gleichzeitig mit der Unterdrückung des gefährlichen, eine kurze Zeit die ganze Weltstellung Englands in Frage stellenden Aufstandes in Indien wurde England auch mit China in Krieg verwickelt: Dort hatte nämlich im Jahre 1850 die große Bewegung der Taipings gegen die herrschenden Mandschu und ihre Dynastie begonnen. Die Taipings, eine after=

christliche Sekte, durchzogen unter fanatischen Führern das Land von Westen nach Osten, vertilgten schonungslos in allen Städten und Orten, die sie einnahmen, alle Mandschu-Anhänger und eroberten 1853 Nanking, wo der Taipingkaiser seine Residenz aufschlug. Von dort näherten sie sich den Hafenstädten Shanghai und Amoy und forderten die dortigen Engländer auf, ihnen zu huldigen: denn Christus habe ihnen die ganze Welt zur Regierung gegeben. Als die Taipings auch die Stadt Canton bedrohten, schickte der Mandschukaiser einen äußerst strengen Statthalter Namens Yeh dahin, der alle den Taipings geneigten Bewohner dieser Stadt und Provinz in Massen hinrichtete. Da Yeh auch ein Dutzend Chinesen, die sich ins englische Lager vor Canton geflüchtet hatten, mit Gewalt daraus wegführen ließ, traten die Engländer mit Ernst auf, zerstörten Yeh's Palast und begannen wieder den Krieg gegen die Chinesen. Sie eroberten unter Lord Elgin, und zwar in Verbindung mit den Franzosen, die Stadt Canton, segelten an die Mündung des Peiho und zwangen durch Eroberung der dortigen Forts die Chinesen zu einem Vertrage, den aber der Kaiser nicht hielt, weßhalb sie auf einer zweiten Expedition und, da diese nicht glückte, auf einer dritten von Shanghai aus die Hauptstadt Peking angriffen, wobei die Franzosen den prachtvollen Sommerpalast des Kaisers ausplünderten und zerstörten. Da fügte sich der entflohene Kaiser und bewilligte im Frieden von 1860 Kriegsentschädigung, Handelsfreiheit und Schonung des Christenthums. Der Kampf der Mandschu-Chinesen gegen die Taipings nahm indessen seinen Fortgang. Die Fortschritte der letztern, die auch noch Ningpo einnahmen, waren fortwährend mit Mord, Plünderung und Grausamkeit bezeichnet. Trotzdem scheuten sich die Engländer und Franzosen lange Zeit, einzugreifen. Endlich aber, als die Taipings 1862 zum drittenmal Shanghai angriffen, traten die Engländer aus ihrer Neutralität heraus, entrissen ihnen mit den Chinesen Ningpo wieder und drängten sie weiter zurück. Doch verbot nachher die englische Regierung in den direkten Krieg überzugehen und bestand nur auf dem Schutz der fünf, den Europäern im Jahre 1842 geöffneten Hafenplätzen Canton, Amoy, Futscheu, Ningpo und Shanghai.

Drittes Kapitel.

Höhepunkt des zweiten Kaiserreiches. — Napoleons Thätigkeit auf dem Gebiete der inneren Verwaltung. — Sinken der allgemeinen Moral. — Die italienische Frage. — Mordanschläge auf Napoleon durch Italiener. — Der große italienische Staatsmann Cavour. — Verständigung mit Napoleon. — Völlige Vertreibung der Oesterreicher aus Italien das Endziel. — Viktor Emanuel. — Ausbruch des französisch-sardinisch-österreichischen Krieges. — Schlechte Zustände in der französischen Armee. — Zauderndes Verhalten des österreichischen Generals Gyulai. — Garibaldi. — Gefechte bei Montebello und Palestro. — Schlacht bei Magenta. — Siegreicher Einzug Napoleons und Viktor Emanuels in Mailand. — Der Triumphbogen in Mailand. — Entscheidende Niederlage der Oesterreicher bei Solferino. — Ueberraschende Zusammenkunft Napoleons mit Viktor Emanuel. — Vertrag von Villafranca. — Frieden von Zürich. — Napoleons Beweggründe. — Beginn seines Niederganges.

Die unmittelbar auf den Pariser Frieden folgenden Jahre, etwa bis 1860, bildeten den Höhepunkt des zweiten Kaiserreiches und mögen wohl die glücklichsten gewesen sein, die Napoleon III. als Herrscher verlebte. Damals durfte er hoffen, daß es ihm gelingen werde, Frankreich für die Dauer ebenso zum Angelpunkt der internationalen Politik zu machen, wie er Paris rasch zum Sammelpunkte der elegantesten Welt gemacht hatte. Mit Spannung blickte ganz Europa nach den Tuilerien; in den Kabinetten der Minister, in den Salons der fremden Souveräne, in den Börsensälen und am Stammtisch der politisierenden Bürger erörterte man mit aus Spott und Beängstigung gemischten Gefühlen die Pläne, die „Er" — den Namen brauchte Niemand zu nennen, um verstanden zu werden — allem Anschein nach spann; an der Themse war das Mißtrauen ebenso groß wie an der Donau und an der Spree. Blos die reaktionären und konservativen Kreise der europäischen Staaten glaubten durch seine Einsetzung eine Stütze gewonnen zu haben; denn jetzt brauchte man ja sicherlich auf lange Zeit hinaus keine Furcht vor einer Revolution zu haben. Sie betrachteten den dritten Napoleon in der That als den „Retter der Gesellschaft", wie er sich von seinen Lobrednern gern nennen ließ. Die Klugheit, mit der er das Szepter führte, ließ die zweifelhafte Art und Weise, wie er auf den Thron gelangt war, in Vergessenheit gerathen; dem schärfer Blickenden konnten aber schon in jener Zeit des Glanzes die tiefen Schlagschatten nicht entgehen, welche diesem beigemischt waren.

Für den Augenblick bildete das Ruhebedürfniß der Nation die sicherste Stütze des Kaiserthums, das sein Regiment — wie schon erwähnt — ganz ähnlich ausübte wie das cäsarische im alten Rom. Seine Verfassung gründete sich bloß zum Schein auf das Prinzip der Volkssouveränität; an letztere sollte in entscheidenden Fragen appelliert werden, allein diese Berufungen wurden durch die Wahlmaschinerie des jedem Winke von oben blind gehorchenden Präfektenthums gefälscht. Rücksichtslos wurden auf diese Weise die Wahlen zum Gesetzgebenden Körper beeinflußt, die Presse geknebelt, und das Versammlungsrecht beschränkt. Solange aber der Erfolg ihm treu blieb, erfreute sich der Kaiser im eigenen Lande unstreitig einer gewissen Volksthümlichkeit. Die „große Nation" hatte sich während der letzten Jahrzehnte lebhaft in ihrem Stolze gekränkt und sich ungebührlich zurückgesetzt gefühlt dadurch, daß Frankreich nicht mehr bei der Gestaltung der politischen Dinge in Europa die führende Rolle spielte. Je mehr Napoleon III. nun sein Ansehen bei den fremden Mächten festigte*), je mehr er der französischen Ruhm- und Ehrliebe nebst ihrer Genossin, der Eitelkeit, Spielraum zur Entfaltung gab, um so mehr befestigte er seinen Thron, während gleichzeitig die gärenden Elemente eine Ablenkung nach außen hin erfuhren.

Baron Haußmann.

Zunächst schien Napoleon in jener Zeit nur den inneren Angelegenheiten sein Interesse zuzuwenden, und er leistete in der That Anerkennenswerthes auf dem Gebiete der inneren Verwaltung. Der unter Baron Haußmann (1809—1891) durchgeführte Umbau von Paris gab den ärmeren Volksklassen Arbeit und schaffte ihnen Licht und Luft. Die rastlose und rücksichtslos durchgreifende Thätigkeit dieses energischen und unternehmungslustigen Mannes hat dem Bilde des heutigen Paris seinen eigenartigen Charakter gegeben. Ganze Viertel wurden niedergelegt, die engen und winkeligen Gassen und Durchgänge verschwanden, und durch das Entstehen neuer, schöner Stadttheile und breiter und in geraden Linien geführten Straßen wurde nicht nur den Anforderungen moderner Hygieine Rechnung getragen, sondern gleichzeitig mit jenen auch die besten Stützpunkte der früheren Aufstände und Revolutionen beseitigt. Den sozialen Fragen wandte der Kaiser ebenfalls große Fürsorge zu; war er doch überzeugt von der Nothwendigkeit, den Arbeiterstand zu heben und seine Angehörigen vor Mangel und unverschuldetem Elend zu schützen. Dem vierten Stande wurde eine demokratisch scheinende Fürsorge gewidmet, die freilich in erster Linie den am meisten zu fürchtenden Pariser Arbeitern zugute kam, während für die Verbesserung ihrer Lage in den Provinzen fast nichts geschah. Auch die großen Ausstellungen in 1855 und 1867,

*) In seiner Hauptstadt fanden die Konferenzen der Jahre 1857, 1858 und 1859 statt, welche in Gemäßheit jenes Friedensvertrages die neuen Grenzen zwischen der Türkei und Rußland festsetzten, die Verhältnisse der Donaufürstenthümer regelten u. s. w. Auch ein Konflikt zwischen Preußen und der Schweiz bezüglich des Kantons Neuenburg wurde im Jahre 1857 auf einer Konferenz zu Paris beigelegt.

Das Attentat Orsinis auf Napoleon III. am 14. Januar 1858.

welche Ströme von Besuchern nach Paris lockten, trugen sehr dazu bei, die Stadt bei guter Stimmung zu erhalten. Der persönlichen Einsicht des Kaisers entsprangen die Handelsverträge mit England und anderen Völkern, die zu den bemerkenswerthesten Thaten seiner Regierung zu rechnen sind. Je mehr aber Handel und Industrie gediehen, um so üppiger entwickelte sich auch der Börsenschwindel, den neben den Finanzgrößen auch die Lebemänner des zweiten Kaiserreiches, wie Graf Morny und andere, so eifrig betrieben, daß die Zeiten des Bürgerkönigthums bald weit überboten wurden. Die Staatsausgaben erreichten eine schwindelnde Höhe, und weil der Ausfall sich nur durch immer neue Anleihen decken ließ, gewannen naturgemäß die Finanzwelt und die Spekulation eine höchst bedenkliche Macht. Die Sucht, ohne Mühe reich zu werden, drang wie eine geistige Epidemie in alle Klassen ein. Sogar dem Kaiser selbst wurde vorgeworfen, daß er durch Fould die von ihm wenn nicht beeinflußten, so doch vorhergesehenen Schwankungen der Staatspapiere für sein eigenes, immerfort sehr großes Geldbedürfniß ausnutzen lasse. Die höchsten Würdenträger klagte man laut der Bestechlichkeit an, ohne daß etwas dagegen geschah. Ein so autokratisches Regiment braucht eben das Höflingsthum und den Servilismus, und mit der Moral am Hofe sank auch die allgemeine Moral in sehr weiten Kreisen immer tiefer.

Camillo Cavour.

Trotz all dieses Interesses an den inneren Angelegenheiten reifte aber gerade in jenen Jahren in Napoleon der folgenschwere Plan, die Sardinier im Kampfe gegen Oesterreich zu unterstützen und damit der Einigung Italiens den Weg zu ebenen. Die italienische Frage trat gerade in den letzten fünfziger Jahren immer mehr in den Vordergrund, und dafür, daß sie allerorten mit Napoleons Namen in Verbindung gebracht wurde, sorgten nicht zuletzt die Mordanschläge, die von fanatischen, über des Kaisers wahre Absichten schlecht unterrichteten Italienern wiederholt gegen Napoleon unternommen wurden. Der letzte, ein gleich den früheren Versuchen mißglücktes Bombenattentat, das der freiheitsdurstige Felice Orsini am Abend des 14. Januar 1858 gegen das zur Oper fahrende Kaiserpaar wagte, ward für die innere und äußere Politik Frankreichs gleich bedeutungsvoll, denn er führte zu drakonischen „Sicherheitsgesetzen" im eigenen Lande, zu scharfen Beschwerden an den Höfen der Staaten, die den Verschwörern Unterschlupf geboten, und zu dem Entschluß des Kaisers, sich vor den italienischen Gewaltstreichen dadurch zu sichern, daß er den Dank der heißblütigen Südländer erwarb. „Befreien Sie mein Vaterland und der Segen von 23 Millionen Bürgern folgt Ihnen in die Nachwelt!", das Wort, das Orsini angesichts des Todes, den er auf dem Schafott

erleiden mußte, Napoleon zurief, sollte nicht ungehört verhallen; schon ein Jahr später sah man in Oberitalien Franzosen und Italiener Schulter an Schulter gegen Oesterreich kämpfen.

Giuseppe Garibaldi.

Napoleon rechnete bei seiner Stellungnahme zu Gunsten der Italiener auf den Gewinn Savoyens und Nizzas und versprach sich für Frankreichs Stellung im Mittelmeer große Erfolge; er träumte sich als Führer der romanischen Nationen und glaubte seinem Lande dadurch erst die rechte feste Grundlage für den beherrschenden Einfluß in Europa zu verschaffen. Auch den moralischen Glanz, als Vorkämpfer des Nationalitätsprinzips aufzutreten und auf Grund desselben die verhaßten Ordnungen des Wiener Kongresses durch ein ganz neues System der europäischen Machtvertheilung zu setzen, unterschätzte er nicht. Den besten Helfer, den er sich wünschen konnte, fand der Kaiser in dem leitenden Staatsmann Sardiniens, dem Grafen Camillo Cavour. Dieser hatte gleich Hunderten seiner Stammesgenossen die Befreiung und Einigung der ganzen Halbinsel von Jugend auf erstrebt; aber er hatte sich weder Mazzini noch einem der übrigen Geheimbündler angeschlossen, sondern stets der Ansicht Ausdruck gegeben, daß die Zeit der Verschwörungen vorüber sei und die Befreiung der Völker nicht mehr auf dem Wege des Komplottes oder der List erfolgen könne, vielmehr die nothwendige Folge des Fortschrittes der Civilisation und der Aufklärung sein müsse. Der Vorkämpfer der Einheit Italiens wurde weder durch seine äußere Erscheinung noch durch eine glänzende Rednergabe unterstützt. „Ihm schadeten", so schilderte ihn einst sein Zeitgenosse Brofferio, „seine Korpulenz, das Gewöhnliche seiner Erscheinung, die unfeinen Geberden und unangenehmes Organ. Von litterarischer Bildung besaß er keine Spur, die Kunst war ihm fremd. Das Wort kam herbe, in ungelenkem und ungefügem Satzbau über seine Lippen, und Fehler stellten so häufig sich ein, daß es kaum möglich gewesen wäre, sie mit den Sprachgesetzen in Einklang zu bringen." Die hohe gewölbte Stirn

Victor Emanuel, König von Italien.

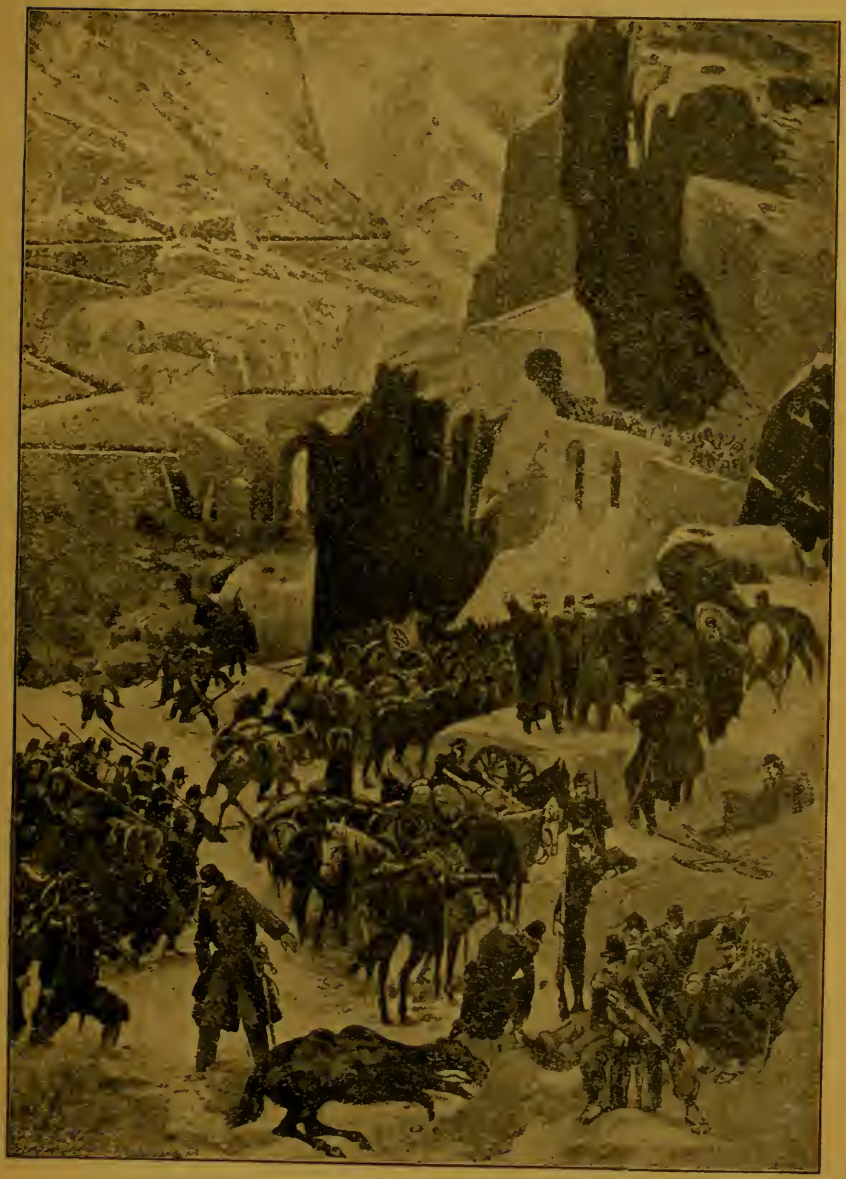
Karte des französisch-sardinisch-österreichischen Kriegsschauplatzes.

ließ allerdings auf ungewöhnliche Intelligenz schließen, und in der Hitze der parlamentarischen Gefechte gewann seine Rede rasch an Schwung und Ueberzeugungskraft. Schon mit 40 Jahren war er Ministerpräsident, der populärste Mann Italiens, der Fahnenträger aller Patrioten.

Allerdings gelang es ihm auf dem Pariser Kongreß nicht, als Dank für die Betheiligung der sardinischen Truppen am Krimkriege „auch das kleinste Herzogthum" zu erlangen, allein am 20. und 21. Juli 1858 kam er im Bade Plombières zu einer Verständigung mit Napoleon, wonach dieser Sardinien in seinem Kampfe mit Oesterreich zu unterstützen versprach, falls der Krieg so eingeleitet werde, daß er sich diplomatisch und vor der öffentlichen Meinung rechtfertigen lasse. Im Einzelnen wurde die völlige Vertreibung der Oesterreicher aus Italien vereinbart; Lombardo-Venetien, die päpstlichen Legationen und die Marken sollten mit Sardinien vereinigt, dem Papste Rom mit seiner Umgebung belassen und der Rest mit Toskana zu einem mittelitalienischen Königreiche unter dem Prinzen Napoleon verbunden werden; Neapel wollte man dem Prinzen Murat zutheilen. Die drei Reiche sollten dann gemeinsam mit dem Kirchenstaate einen Bund bilden, dessen Vorsitz dem Papste zugedacht war. Savoyen und Nizza wurden Frankreich als Preis seiner Beihilfe in Aussicht gestellt; eine Heirath zwischen dem Prinzen Napoleon mit der ältesten Tochter Viktor Emanuels sollte dieses Bündniß besiegeln.

Graf Gyulai.

In Sardinien begann man bald nach der Rückkehr des leitenden Staatsmannes mit den Rüstungen zu dem Kriege, von dessen Ausbruch anscheinend nur noch wenige Monate trennten. Zu diesen Vorbereitungen gehörten nicht zuletzt die Verhandlungen mit den Führern des weitverzweigten Nationalvereins, dessen Mitglieder im rechten Augenblick in den Herzogthümern Aufstände erregen sollten, und mit dem populären Freischarenführer Garibaldi, der Cavours Pläne mit Feuereifer zu unterstützen versprach. Im Dezember 1858 war alles bereit, am Neujahrstag des Jahres 1859 konnte Napoleon bei dem üblichen Empfang des diplomatischen Korps die Maske, die er bis dahin getragen hatte, fallen lassen: „Ich bedauere es", sagte er zu dem ihm persönlich höchst unsympathischen österreichischen Gesandten Baron von Hübener, „daß die Beziehungen meiner Regierung zu jener Ihres Landes nicht mehr so gute sind, wie früher; aber ich bitte Sie, Ihrem Kaiser zu sagen, daß meine persönlichen Gesinnungen für ihn sich nicht geändert haben." Damit war für alle Welt klar, daß ein Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich bevorstehe, in welchem es sich um Italien handelte. Noch deutlicher bekundete König Viktor Emanuel dies bei der Eröffnung der sardinischen Kammern, indem er erklärte, daß er



Der Uebergang der französischen Truppen über den Mont Cenis.

„trotz aller Achtung vor den Verträgen nicht unempfindlich sein könne für den Schmerzensschrei, der aus so vielen Theilen Italiens zu ihm töne". Am 31. Januar fand die Vermählung der Prinzessin Klotilde von Savoyen mit dem Prinzen Napoleon statt, und am 17. Februar wurde der sardinischen Regierung in den Kammern ein Kredit von 50 Millionen Lire zur Verfügung gestellt. Wie Frankreich und Sardinien, begann nun auch Oesterreich eilends seine Rüstungen, um früher Versäumtes nachzuholen. Erzherzog Maximilian, ein Bruder des Kaisers, der als Generalgouverneur des lombardisch-venetianischen Königreiches dort ein mildes Regiment geführt hatte, wurde abberufen, und das Land unter Belagerungszustand gestellt; zahlreiche Truppensendungen gingen nach Oberitalien.

Zwar entfalteten die englische, preußische und russische Diplomatie großen Eifer zu vermitteln, allein zu einem Resultate führten die Unterhandlungen nicht. Noch in letzter Stunde machte Oesterreich den Versuch, Preußen zur sofortigen Aufstellung seiner Armee am Rhein zu vermögen, damit es Napoleon unmöglich gemacht werde, zur Unterstützung Sardiniens Truppen nach Italien zu schicken; allein auch da kam es zu keiner Verständigung, weil sich ergab, daß Oesterreich nicht nur seine Stellung in Italien ungeschmälert aufrecht erhalten, sondern auch Sardinien möglichst unschädlich machen wollte. Außerdem gedachte es auch noch mit Hilfe Preußens und des übrigen Deutschlands Napoleon zu stürzen und statt seiner den Grafen Chambord auf den französischen Thron zu bringen. Auch diese Zumuthungen lehnte Preußen ab, und nun stellte Oesterreich plötzlich am 23. April in Turin ein Ultimatum, das die sofortige Abrüstung und eine bejahende oder verneinende Antwort binnen drei Tagen verlangte.

Schlag auf Schlag fielen nun die wichtigsten Entscheidungen: am 24. April erbat Cavour in aller Form von Frankreich Beistand, am 25. trafen die ersten Hilfstruppen auf sardinischem Boden ein, am Nachmitag des 26. lehnte Sardinien Oesterreichs Ultimatum ab und drei Tage später erschienen in Wien und Turin die Kriegsmanifeste. In den österreichischen hieß es: „Der Feind hat sich mit der Umsturzpartei verbündet, er ist unterstützt von dem Souverän von Frankreich, der sich unter unbegründeten Vorwänden in die Angelegenheiten der Halbinsel mischt. Wieder ist Oesterreich berufen, mit seinem guten Schwert nicht nur sein gutes Recht, sondern auch das aller Völker, aller Staaten, der heiligsten Güter der Menschheit gegen die Umsturzlehren zu vertheidigen, die jetzt sogar von Thronen aus geschleudert werden!" Dagegen erklärte Viktor Emanuel: „Oesterreich überfällt Piemont, weil ich in den Berathungen Europas die Sache des gemeinsamen Vaterlandes geführt habe. So zerreißt es denn die Verträge, die es nie gehalten hat. Damit ist heute das Recht der Nation hergestellt, und ich kann mit bestem Gewissen das auf dem Grabe meines heldenmüthigen Vaters geleistete Gelübde erfüllen. Indem ich zur Vertheidigung meines Thrones und der Freiheit meiner Völker die Waffen ergreife, kämpfe ich zugleich für das Recht der ganzen Nation. Ich habe keinen Ehrgeiz als den, der erste Soldat für die Unabhängigkeit Italiens zu sein." Napoleon III. endlich gab in seinem Kriegsmanifest den Entschluß kund, Italien sich selbst widerzugeben;

Kampf um Magenta am 4. Juni 1859. (Nach dem Gemälde von Yvon in der Nationalgalerie zu Versailles.)

frei bis zum adriatischen Meer!" — Napoleons Lage war zu Beginn des Feldzuges keineswegs günstig, war es doch, wenn auch nicht wahrscheinlich, so doch immerhin möglich, daß die auf Beschluß des Bundestages mobilisierte deutsche Bundesarmee am Rhein eine drohende Stellung einnahm, die Frankreich zwang, einen beträchtlichen Theil seiner Streitkräfte vom eigentlichen Kriegsschauplatze fern zuhalten. Von dieser Sorge befreite ihn indeß bald Preußens streng neutrale Haltung und die Bemühungen der übrigen Großmächte, den Krieg in jedem Falle auf Italien zu „lokalisieren". Weit gefahrdrohender war die schlechte Verfassung der französischen Feldarmee, deren Ausrüstung und Schlagfertigkeit trotz der im Krimkrieg gemachten trüben Erfahrungen nicht verbessert worden war. Wie damals Marschall St. Arnaud, so mußte jetzt Napoleon, der selbst den Oberbefehl führte und mit seinen hervorragendsten Generalen Canrobert, MacMahon, Niel am 12. Mai in Genua gelandet war, bittere Klagen beim Kriegsminister Vaillant führen: „Ich seufze nach meinem Belagerungspark und vor allem nach meinen gezogenen Zwölfpfündern.*) Es giebt Korps, die noch immer keine Töpfe haben, um Suppe zu kochen. Sie müssen außerordentliche Anstrengungen machen, in ganz Frankreich Zwieback herstellen und Heu aufkaufen lassen! Ich richte meine Anklage gegen das allgemeine System, das die Schuld daran trägt, daß Frankreich niemals zum Krieg bereit ist." Daß trotz aller Klagen die Mißwirthschaft in der Armeeverwaltung kein Ende nahm, haben die Ereignisse des Jahres 1870 nur allzu klar bewiesen; damals war der Kriegsminister Leboeuf auch „bis zum letzten Gamaschenknopf" fertig und „überraschte" erst bei Beginn des Krieges die Armee mit der Mitrailleuse.

Zum Glück für Italien lag die Leitung des österreichischen Heeres in den Händen eines unbegabten Zauberers, des Grafen Franz Gyulai, der seine zur Zeit des französischen Aufmarsches bereits schlagfertigen Korps bald vorwärts, bald rückwärts, bald rechts, bald links marschieren ließ, statt sofort gegen das fast wehrlose Turin vorzugehen und die Vereinigung der Streitkräfte der Verbündeten zu hindern. Französischerseits wurden 120,000 Mann mit 312 Geschützen nach Italien geschafft; die Truppen marschierten theils über den Mont Cenis auf der s. Z. von Napoleon I. von 1803—1810 erbauten Straße, die aber zu dieser Jahreszeit noch tief mit Schnee bedeckt war, theils über den Mont Genèvre, der größere Theil gelangte zur See nach Genua. In den ersten zwei Maiwochen gelang es dann Napoleon, seine Truppen um Alessandria zu sammeln. Am 20. Mai kam es zum ersten Zusammenstoß, in dem es bei Montebello der französischen Division Forey gelang, den mit 22,000 Mann ihr begegnenden General Stadion zum Rückzug zu zwingen. Drei Tage später brach Garibaldi, der seinem Versprechen getreu von dem Felseneiland Caprera herbeigeeilt war, mit seinen Freiwilligen vom Südende des Lago Maggiore aus in die Lombardei ein und zwang dadurch Gyulay, ein paar Regimenter von der Hauptarmee loszulösen und mit der Beobachtung des Freikorps zu betrauen. Am 28. Mai

*) Auf diese gezogenen Kanonen that sich Napoleon viel zu gute; sie waren bisher streng geheim gehalten worden und sollten zum erstenmal erprobt werden.

bot sich den Sardiniern Gelegenheit, sich allein mit ihren Todfeinden zu messen und unter den Augen ihres Königs bei Palestro zu siegen.

Der Friedens- oder Triumphbogen in Mailand.

Diesen kleineren Gefechten folgte fast unmittelbar die erste der beiden Hauptschlachten des kurzen Feldzuges, die Schlacht bei Magenta

am 4. Juni. Um nämlich den Franzosen die Straße nach Mailand zu sperren, hatte Gyulay hinter dem Ticinofluß bei Magenta die Vertheidigungsstellung bezogen, die von den Franzosen unter MacMahon angegriffen und von den Oesterreichern heldenmüthig vertheidigt wurde. Stundenlang wogte der Kampf unentschieden hin und her, bis es endlich am Abend gelang, den Haus für Haus vertheidigenden Oesterreichern Magenta zu entreißen. Die Folge dieser Niederlage war die Räumung aller Stellungen bis zum Mincio (Pavia, Piacenza, Parma, Modena, Ancona, Bologna, Ferrara) und der lombardischen Hauptstadt Mailand, durch deren Thore die Sieger Napoleon und Viktor Emanuel am 8. Juni unter stürmischen Huldigungen des aufjubelnden Volkes ihren Einzug halten konnten. An dieses Ereigniß erinnert der berühmte, von Luigi Cagnola erbaute Arco della Pace, der Friedens- oder Triumphbogen in Mailand. Ursprünglich sollte er als „Verbindungsthor von Paris und Mailand" vermittelst der von Napoleon I. erbauten Simplonstraße des Kaisers Thaten verherrlichen. Diesen Plan veränderten die politischen Ereignisse von 1814; der Bogen ward 1822 dem „Wahrer des Friedens", Kaiser Franz I. von Oesterreich, geweiht und nun Arco della Pace genannt. Die Siege des ersten Napoleon wurden seit 1826 in dessen Niederlagen umgewandelt, und 1837 erhielt das Triumphthor die neue kaiserliche Weihe. Nach dem Einzuge Napoleons III. und Viktor Emanuels wurden die pomphaften Inschriften zur Feier des angeblichen Glückes der Lombardei unter Oesterreichs Herrschaft entsprechend abgeändert. Sie besagen seitdem: „Bei Einzug der Befreier Napoleon III. und Viktor Emanuel mit ihren ruhmvollen Armeen löschte das jubelnde Mailand die knechtischen Inschriften dieses Marmors aus und schrieb die Unabhängigkeit Italiens darauf." Auf der anderen, der Stadt zugewandten Seite ist zu lesen: „Den Hoffnungen des italienischen Reiches, unter dem Schutz Napoleons I. weihten die Mailänder den Bogen 1807; glücklich befreit von der Knechtschaft, stellten sie ihn 1859 wieder her."

Daß dieser erste große Sieg nicht genügen konnte, Italiens Unabhängigkeit von Oesterreich zu sichern, verhehlte Napoleon sich keinen Augenblick, und er zögerte darum nicht, die Lombarden zum Kampf aufzurufen: „Organisiert euch militärisch! Eilt unter das Banner des Königs, der euch so hochherzig den Weg der Ehre vorgezeichnet hat! Beseelt von dem heiligen Feuer der Vaterlandsliebe seid heute nichts als Soldaten — morgen werdet ihr die freien Bürger eines großen Landes sein!" Während an zahlreichen Stellen Nord- und Mittelitaliens (so in Parma, Modena, Toskana) die Bevölkerung den bisherigen Machthabern den Gehorsam aufkündigte und Viktor Emanuel zujubelte, rüsteten sich beide Heere — im Lager der Oesterreicher war inzwischen Kaiser Franz Joseph selbst eingetroffen — zur Entscheidungsschlacht, die am 24. Juni bei dem Dorfe Solferino, südlich vom Gardasee geschlagen wurde und nach furchtbarem Ringen in brennender Sonnenglut mit einer schweren Niederlage der Oesterreicher endete. Die letztern gingen noch in der Nacht wieder in ihre alten Stellungen hinter dem Mincio zurück und am 28. bis hinter die Etsch, um das Eintreffen von Verstärkungen abzuwarten. Die Verbündeten überschritten ebenfalls den Mincio und zogen

am 3. Juli das bei Casalmaggiore am Po eingetroffene französische Reservekorps des Prinzen Napoleon zu sich heran. Eine französische Flotte erschien vor Venedig, und alles schien auf eine längere Dauer des Krieges hinzudeuten.

Da wandte sich ganz überraschenderweise, ohne Rücksicht auf die Bundesgenossen, Napoleon am 6. Juli direkt an den Kaiser Franz Joseph und bot ihm die Hand zur Verständigung. Am 8. Juli wurde ein Waffenstillstand vereinbart, und am Tage darauf begannen die Unterhandlungen. Am 11. Juli fand dann in Villafranca, südwestlich von Verona, eine persönliche Zusammenkunft der beiden Monarchen statt, die zu einem Präliminarvertrag führte, in dem Oesterreich die Lombardei ohne Mantua und Peschiera an Frankreich und durch dieses an Sardinien abtrat, wogegen Toskana und Modena an die früheren Herrscher zurückfallen sollten.

Die Kunde von den in Villafranca eingeleiteten Friedensverhandlungen, die am 10. November in Zürich zum endgültigen Frieden führten, erregte in ganz Europa die lebhafteste Ueberraschung. Mit Erstaunen fragte man sich, was denn wohl den Kaiser Franz Joseph veranlaßt habe, nach einer Schlacht, die er allerdings verloren, die den Feinden aber doch sehr starke Verluste gebracht und sie wesentlich geschwächt hatte, ohne weiteres den Kampfpreis für einen Friedensvertrag hinzugeben, und welche Motive Napoleon III. dazu bewegen könnten, nach zwei Siegen sich nur mit der Hälfte an Stelle des Ganzen zu begnügen und die von ihm selber ausgegebene Losung „Italien frei bis zur Adria!" wieder fallen zu lassen. Die Gründe, welche für den Franzosenkaiser entscheidend waren, liegen jetzt ziemlich klar am Tage. Für das Ruhmesbedürfniß der „großen Nation" war bereits genug geleistet, zugleich aber hatten die bisherigen Kämpfe die Reihen seiner Truppen schon stark gelichtet, und ob das Kriegsglück auch fernerhin den Verbündeten treubleiben werde, erschien sehr zweifelhaft. Napoleon III. selbst machte nachher dem ihm befreundeten Herzog von Koburg gegenüber kein Geheimniß daraus, daß er seine italienischen Siege als den reinsten Zufall ansehe, und daß er mehr Glück gehabt habe, als er je erwartet. Sein Heer sei im schlechtesten Zustande gewesen, und seine Generäle hätten keine Befähigung bewiesen, eine große Armee zu führen. Die Oesterreicher hätten sich viel besser geschlagen als die Franzosen, und es sei kein Zweifel, daß sie Solfernio genommen hätten, wenn man die Reserven hätte vorrücken lassen. Sie hätten den Feldzug nur durch einen gewissen Mangel an Energie verloren und schließlich durch ein Erbübel des Absolutismus, „durch übertriebene Angst der einzelnen Führer vor jeder Verantwortung". Ferner mußte den Kaiser die Entwickelung der italienischen Sache doch mit einiger Bedenklichkeit erfüllen; nach allem schien es jetzt darauf hinauszulaufen, daß Sardinien versuchen werde, die ganze Halbinsel an sich zu reißen und zu einem einheitlichen Staate zu machen, der keines französischen Protektors bedurfte. Das ging aber weit über die Vereinbarungen von Plombières hinaus, und Napoleon glaubte deswegen vorbauen zu müssen, um Sardinien, dem jetzt schon der Besitz der Lombardei, voraussichtlich auch der Herzogthümer gesichert schien, nicht allzu mächtig werden zu lassen. Sehr besorgt machte den Kaiser endlich der Hinblick auf

Deutschland, wo inzwischen der Prinzregent von Preußen sein ganzes Heer mobil gemacht und am 25. Juni beim Bunde die Mobilmachung der zwei süddeutschen Armeekorps, am 4. Juli auch die des sächsischen und des hannoverschen Korps beantragt hatte. In Deutschland und in Preußen besonders war damals eine zwiespaltige Strömung. Während man in Süddeutschland eine offene Unterstützung Oesterreichs verlangte, hätten die liberale und die Einheitspartei in Preußen und in Norddeutschland überhaupt es gern gesehen, wenn der Prinzregent mit Frankreich und Sardinien gemeinsame Sache gegen Oesterreich gemacht hätte, um nach dessen Niederlage die Einheit Deutschlands unter preußischem Szepter zu gründen. Der preußische Prinzregent wollte für Oesterreichs italienischen Besitzstand eintreten, jedoch nicht als Vasall, sondern als europäische und deutsche Großmacht und verlangte daher für Preußen den Oberbefehl über die ganze deutsche Streitmacht und die unbeschränkte Verfügung darüber.

Sein rücksichtsloses Vorgehen trug Napoleon den Groll Viktor Emanuels und des Grafen Cavour ein, allein darüber sowie über die Flüche der so schmählich in ihren Hoffnungen getäuschten Bevölkerung Mittelitaliens glaubte er sich leicht hinweg setzen zu können. Viel peinlicher empfand er den frostigen Empfang, den ihm Paris bei seiner Heimkehr bereitete, um ihm zu zeigen, daß der Ausgang des verlustreichen Feldzuges keineswegs den hochgespannten Erwartungen entsprach. Nirgends hatte sich somit Napoleon Freunde geschaffen, — das zweite Kaiserreich hatte seinen Höhepunkt bereits erreicht; dem Jahrzehnt des raschen Aufschwungs folgte, wie wir später sehen werden, das Jahrzehnt des jähen Niederganges.

Viertes Kapitel.

Die italienische Einheitsbewegung nicht mehr aufzuhalten. — Die mittel-italienische Liga. — Vereinigung mit Piemont. — Das erste italienische Parlament. — Abtretung von Savoyen und Nizza an Frankreich. — Pius IX. und der Kirchenstaat. — Das Königreich Neapel und Sizilien. — Tollkühnes Unternehmen Giuseppe Garibaldis. — Landung bei Marsala auf Sizilien. — Einzug in Neapel. — Viktor Emanuel schlägt bei Castelfidardo die päpstlichen Söldnerschaaren. — Vereinigter Einzug mit Garibaldi in Neapel. — König von Italien. — Tod Cavours. — Garibaldi will Rom durch einen Freischaarenzug erobern. — Wird bei Aspromonte verwundet und gefangen. — Septemberkonvention zwischen der französischen und italienischen Regierung. — Verlegung der italienischen Hauptstadt von Turin nach Florenz.

Trotz Napoleons Treubruch verzweifelten Cavour und Garibaldi an der glücklichen Durchführung ihrer hohen Aufgabe nicht. Die Einheitsbewegung war nicht mehr aufzuhalten, und die Bevölkerung Mittelitaliens nahm die Sache jetzt selbst in die Hand. Am 7. September 1859 hatte schon die in Bologna zusammengetretene Nationalversammlung erklärt, daß die sogenannte Emilia, welche den ganzen nördlichen Theil des Kirchenstaates umfaßte, sich an Sardinien anschließe. Die von provisorischen Regierungen zu Toskana, Parma und Modena berufenen gesetzgebenden Versammlungen sprachen sich im gleichen Sinne aus und setzten einstimmig die alten Regierungen ab. Alle diese Staaten bildeten nun eine mittelitalienische Liga und stellten eine gemeinsame Armee auf, deren Organisation Manfred Fanti von Modena, ein alter Freiheitskämpfer, übernahm. Ein in Paris geplanter Kongreß zur Ordnung der italienischen Verhältnisse scheiterte an der Weigerung des Papstes, ihn zu beschicken, wenn nicht von vornherein die völlige Integrität des Kirchenstaates gesichert würde. Napoleon III. ließ in der Schrift „Der Papst und der Kongreß" die Vereinigung Mittelitaliens einschließlich der Legationen mit Piemont befürworten, verhielt sich aber sonst scheinbar ablehnend gegen die sardinischen Pläne, bis er durch das englische Kabinet, dem er anfangs 1860 einen vortheilhaften Handelsvertrag mit dem Rechte der Meistbegünstigung zugestand, Oesterreich dazu hatte bestimmen lassen, von einem kriegerischen Einschreiten südlich des Po abzustehen.

Im Januar 1860 übernahm Cavour, der nach Napoleons Treubruch zurückgetreten war, wieder die Leitung der Geschäfte in Sardinien und am

12. März erfolgten mit Genehmigung des französischen Kaisers überall die Volksabstimmungen, welche die Emilia, wie jetzt Parma, Modena und die Romagna gemeinsam genannt wurden, mit Sardinien endgültig vereinigten. Viktor Emanuel nahm noch in demselben Monat in den annektierten Staaten persönlich die Huldigung entgegen, während Papst Pius IX. den Bann gegen alle schleuderte, die sich an diesem „Länderraube" betheiligt hätten. Am 2. April wurde in Turin das erste italienische Parlament eröffnet, in dem elf Millionen Italiener vertreten waren. „Unser Vaterland ist nicht mehr das Italien der Römer", verkündete die Thronrede, „noch das des Mittelalters; es soll nicht mehr der freie Tummelplatz sein für fremde Ehrsucht: es sei fortan das Italien der Italiener!"

Den Protest Oesterreichs, des Herzogs von Modena, der Regentin von Parma und des Großherzogs von Toskana, sowie den Bann des Papstes hatten Viktor Emanuel und Cavour unbeachtet gelassen; freilich mußten sie auch die Forderung Frankreichs, Abtretung von Savoyen und Nizza, gewähren.

So war nun also die mittelitalienische Frage gelöst. Allein die mit den bisherigen Errungenschaften nicht zufriedene Aktionspartei nahm sofort die gesammtitalienische Frage auf und drang auf eine Einverleibung Neapels und des Kirchenstaates in das neue Königreich Italien. Ein Theil des päpstlichen Besitzthums, die Romagna, entschloß sich auch, dem Beispiel der mittelitalienischen Staaten zu folgen. Allein in dem Augenblick, da diese Schmälerung der weltlichen Macht des Papstes in Frage kam, verdoppelte sich das Interesse der katholischen Staaten an den Vorgängen auf der Appenninenhalbinsel, und in Italien selbst wiederholte manch ernster Politiker nachdenklich das Wort, das Napoleon während des Feldzugs des Jahres 1859 ausgesprochen hatte: „Mit dem Papst wird man nicht durch Kanonenschüsse fertig!" Schon während des Feldzugs in Oberitalien hatte Pius IX. gegen jede Schmälerung seines Besitzes lauten Protest erhoben und in einer Encyklika feierlich erklärt, daß dem heiligen Stuhle das weltliche Fürstenthum vonnöthen sei, damit es „in Freiheit ohne irgend ein Hemmniß zum Besten der Religion seine heilige Gewalt ausüben könne." Jetzt erstanden ihm da und dort Vertheidiger, deren Macht sich allerdings zumeist nur auf die Herrschaft über Feder und Tintenfaß erstreckte; der mächtigste katholische Fürst, der Kaiser der Franzosen, vermochte sich der Berechtigung der Forderungen der Bürger von Bologna, Ferrara und Ravenna nicht zu verschließen und rieth darum dem Papste, sich in das Unvermeidliche zu fügen und seine Herrschaft auf die nächste Umgebung der Siebenhügelstadt zu beschränken. Allein Pius IX. sträubte sich mit aller Macht gegen den Gedanken, daß der Kirchenstaat denselben Weg wandeln sollte, den allmählich alle geistlichen Fürstenthümer gegangen waren, und begann sein Söldnerheer zu verstärken, um sein Recht mit Gewalt zu behaupten.

Unterdessen richtete die Aktionspartei ihr Augenmerk auf das Königreich Neapel und Sizilien. Hier hatte nach dem Tode Ferdinands II. sein junger, durchaus einseitig erzogener und in den Regierungsgeschäften ganz unerfahrener Sohn Franz II. (geboren 1836) am 22. Mai

Giuſeppe Garibaldi.

1859 als König den Thron bestiegen. Dieser war ganz in den Händen seiner Stiefmutter, Marie Thereſe von Oesterreich, und der Camarilla, und versuchte, völlig unbelehrt durch die drohenden Zeichen der Zeit, wie sein Vater in den Bahnen des Despotismus und Absolutismus weiterzuwandeln. Das von Viktor Emanuel ihm vorgeschlagene, von England und Frankreich befürwortete Vorgehen gegen Oesterreich lehnte er rundweg ab, gleichzeitig alle Mahnungen der Mächte zu Reformen von der Hand weisend. Seine Gewaltthätigkeiten riefen im Lande eine zunehmende Gärung hervor, und die von der Eidgenossenschaft veranlaßte Verabschiedung seiner besten Truppen, der Schweizer Söldner, machte seine Stellung zu einer sehr gefährdeten. Als im April 1860 die ersten Unruhen in Palermo und Messina ausbrachen, gelang es den neapolitanischen Truppen zwar noch, sie zu unterdrücken, allein durch das Eingreifen Giuseppe Garibaldis, des gefeierten Führers der Aktionspartei, wurde noch im Laufe jenes Jahres der Sturz der bourbonischen Dynastie und das Ende des neapolitanisch-sizilischen Doppelreiches herbeigeführt.

In der Nacht vom 5. auf den 6. Mai 1860 schiffte sich Garibaldi im Hafen von Genua auf zwei zum Schein gewaltsam weggenommenen Dampfern ein, um mit seinem aus Abenteurern aller Länder, dem berühmten „Tausend", bestehenden Freikorps Sizilien zu erobern. In Wirklichkeit waren es 1067 Mann. Ohne die heimliche Unterstützung der sardinischen Regierung wäre dies Unternehmen unmöglich gewesen, wie ohne die der Engländer die Landung bei Marsala an der Westküste Siziliens, wo Garibaldi am 11. Mai anlangte. Neapolitanische Kriegsdampfer wollten die Ausschiffung des Korps hindern, wurden aber durch eine englische Fregatte, die sich schützend vor die Schiffe Garibaldis legte, davon abgehalten. Erst als der letzte Mann die Küste Siziliens betreten hatte, gab der Engländer den Weg frei, worauf die Neapolitaner sofort die Schiffe Garibaldis zerstörten. Den kühnen Abenteurern war also der Rückweg abgeschnitten, und es hieß nun siegen oder sterben. Nach der Landung besetzte Garibaldi mit seinen Leuten sofort alle Anhöhen rings um Marsala und unternahm noch am selben Abend eine Rekognoszierung nach Trapani hin, um die Stellung der königlichen Truppen zu erkunden. In der Nacht vom 11. bis zum 12. Mai biwakierte der Freischaarengeneral in der Klosterruine Santa Maria delle Palude, wo er am folgenden Tage die Abgesandten der im Aufstande befindlichen sizilianischen Landbevölkerung empfing. (Vergleiche das beigegebene Bild). Die Sizilianer trafen Garibaldi bei einem Feuer, auf dem soeben die frugale Mahlzeit bereitet wurde. Um ihn versammelt waren seine Getreuen: Bixio, der ihm über die Schulter hinwegsieht; der ungarische Patriot Türr, der, seine Pfeife stopfend, ihm zur Rechten sitzt, während Caceri zu seiner Linken an einer Säule der Ruine lehnt. Der mit bloßen Armen ihm gegenübersitzende, als Koch Beschäftigte, ist sein Freund, der Engländer Peard. Am folgenden Tage kamen sämmtliche Chefs der sizilianischen Aufständischen, um ihre Scharen mit den „Tausend" Garibaldis zu vereinigen, der nun den Oberbefehl übernahm und sich „im Namen Viktor Emanuels, des Königs von Italien" zum Diktator der Insel erklärte. Die Italiener

Garibaldis Landung in Sizilien.

(Nach dem Gemälde von C. Werner.)

hielten bei Trapani nicht Stand, und am 18. Mai schlug Garibaldi bei Catalafimi mit seinen zum Theil zerlumpten und schlecht bewaffneten Schaaren den neapolitanischen General Landi. Dann schritt er am 27. Mai zum Angriff auf Palermo und zwang am 6. Juni die an Zahl weit überlegenen königlichen Truppen zur Uebergabe der Hauptstadt. Bis zum Ende des Monats war ganz Sizilien in der Gewalt des Diktators, bis auf die Citadelle von Messina, welche die Königlichen noch einige Zeit hielten.

Nun wurde die Regierung in Neapel im Drange der Noth plötzlich liberal und konstitutionell; am 2. Juli entschloß sich Franz II. zur Verkündigung der Verfassung und der Preßgesetze von 1848 und knüpfte Verhandlungen mit Turin an, allein jetzt war es bereits zu spät. Eine ähnliche Komödie hatten die Bourbonen in Süditalien schon zu oft gespielt, als daß sie Glauben dafür hätten beanspruchen können. Unaufhaltsam schritt die Revolution ihren Gang weiter. Um den übrigen Kabinetten gegenüber den Schein zu wahren, forderte die Regierung Viktor Emanuels Garibaldi allerdings auf, das neapolitanische Festland nicht anzugreifen, allein seine Antwort lautete: „Erlauben mir Eure Majestät, diesmal nicht zu gehorchen!" Er setzte in der Nacht vom 20. auf den 21. August auf das Festland nach Reggio über; die ihm entgegengeschickten königlichen Truppen liefen fast ohne allen Widerstand auseinander, und am 7. September zog Garibaldi in Neapel ein, nachdem Franz II. es mit dem Reste seiner Truppen tagszuvor verlassen hatte.

Viktor Emanuel und Cavour waren durch dieses stürmische Vorwärtsdrängen Garibaldis in eine peinliche und gefährliche Lage gerathen; die Revolution in Neapel zu unterstützen, hieß den Zorn der Großmächte reizen, dem Freischaarenführer nicht in den Arm fallen, hieß die Gefahr einer Aufwiegelung ganz Italiens und neue kriegerische Verwickelungen heraufbeschwören. In Turin mußte man rasch sich entscheiden, und der König entschied sich dafür, mit einem Theil seiner Armee in den Kirchenstaat einzubrechen, sich dann auf neapolitanischem Gebiet mit Garibaldi zu vereinigen und ihn zum Verzicht auf den Plan, schon jetzt ganz Italien zu befreien, zu bewegen. Am 18. September stießen die sardinischen Truppen bei Castelfidardo unweit Ancona mit den Söldnerschaaren des Papstes zusammen, welche unter dem Oberbefehl des aus Frankreich verbannten Generals Lamoricière standen, und schlugen sie in die Flucht; kurz darauf ergab sich Ancona selbst den Piemontesen. Viktor Emanuel eilte nun Garibaldi entgegen, hielt mit ihm am 7. November seinen feierlichen Einzug in Neapel, und veranlaßte ihn, mit den bisher erreichten Erfolgen sich zu begnügen. Derselbe kehrte denn auch unter Ablehnung jeglichen Lohnes und jeder Auszeichnung nach seinem stillen Eilande Caprera zurück.

Hierauf nahmen die Kriegsoperationen einen schnellen Fortgang. Bis zuletzt hielten sich zwei Festungen des ehemaligen Königreichs Neapel, nämlich Capua und Gaëta; in letzterem Platze befand sich König Franz selbst mit seiner Gemahlin Maria, einer Tochter des Herzogs Maximilian von Bayern, die während der Belagerung hohen persönlichen Muth und aufopfernde Liebe bei der Pflege der Verwundeten bethätigte. Capua mußte sich am 2. Novem-

der 1860 ergeben; nach tapferer Vertheidigung fiel Gaëta am 13. Februar 1861, und einen Monat später auch die Citadelle von Messina. Am 14. März 1861 nahm Viktor Emanuel mit Zustimmung des am 18. Februar in Turin zusammengetretenen Parlaments den Titel eines „Königs von Italien durch Gottes Gnade und durch das Volk" an. Sein Reich umfaßte jetzt 22 Millionen Einwohner; es verband mit Ausnahme von Venetien und der zu Rom gehörenden Gebietstheile nach zweijährigen Kämpfen alle Provinzen der Halbinsel zu einem Einheitsstaate.

Das neue Reich wurde noch im Sommer desselben Jahres von der Mehrzahl der einflußreichen Staaten anerkannt; nur die habsburgische Monarchie, der Papst und die spanische Königin Isabella grollten weiter. Cavours Lebenswerk war noch nicht beendet, die schwierige römische Frage war noch nicht gelöst und Venetien noch nicht einverleibt, als der große Staatsmann

Garibaldis Wohnhaus auf Caprera.

auf der Höhe des Ruhmes am 6. Juni 1861 seine Augen für immer schloß. Sein früher Tod ersparte ihm das peinliche Schauspiel des Kampfes von Patrioten gegen Patrioten, das Garibaldi im Sommer des Jahres 1862 heraufbeschwor, als der Feuergeist Rom wie vordem Neapel durch einen verwegenen Freischaarenzug erobern wollte und damit die italienische Regierung zwang, ihre Truppen gegen den Mann marschieren zu lassen, dem das Vaterland soviel verdankte. Das Abenteuer fand ein rasches Ende: Garibaldi wurde bei Aspromonte verwundet und gefangen; als er nach kurzer Haft begnadigt wurde, trug er kein Verlangen mehr nach neuen Aufständen, und die Regierung konnte nunmehr ihre ganze Kraft den inneren Angelegenheiten des Königreichs zuwenden.

Napoleon hielt es auf Grund der nicht lange hernach beginnenden deutsch-dänischen Verwicklungen sowie der amerikanischen Verhältnisse für geboten, sich Italien wieder mehr zu nähern und der Stimmung des Landes Rechnung zu tragen. Andererseits mußte er bezüglich der römischen Frage vorsichtig sein und auch die italienische Regierung in diesem Sinne beein-

flussen, um sich die Klerikalen nicht zu unversöhnlichen Feinden zu machen. Nach längeren Verhandlungen kam am 15. September 1864 ein Abkommen, die sogenannte Septemberkonvention, zwischen der französischen und italienischen Regierung zu Stande, worin sich letztere verpflichtete, Rom nicht anzugreifen, vielmehr gegen Angriffe von außen zu schützen, sowie die Reorganisation des päpstlichen Heeres geschehen zu lassen, wofern dieses nicht einen für Italien bedrohlichen Charakter annehme. Ferner übernahm sie einen Theil der Schulden des Kirchenstaates, wogegen Napoleon, der außerdem der italienischen Regierung für ihre Nachgiebigkeit in der römischen Frage seinen Beistand bei der Erwerbung von Venedig zusicherte, seine Besatzungstruppen binnen zwei Jahren aus Rom zurückzuziehen versprach. Die letzten Franzosen verließen auch in der That am 12. Dezember 1866 die ewige Stadt. Durch ein nachträgliches Protokoll versprach die italienische Regierung endlich noch, binnen sechs Monaten die Hauptstadt Italiens von Turin nach Florenz zu verlegen. In Turin wollte man wohl zu Gunsten von Rom, nicht aber von Florenz auf jenen Vorrang verzichten; es kam dort deßwegen zu Unruhen, als das Parlament die Verlegung bestätigte. Am 3. Februar 1865 verließ Viktor Emanuel die bisherige Hauptstadt und verlegte seine Residenz nach der schönen Arnostadt Florenz, wo am 15. September auch das neugewählte Parlament zusammentrat. Die römische Frage war damit für Italien vertagt, sie sollte erst gelöst werden, als auch die große deutsche Frage ihren endgültigen Abschluß durch eine staatliche Neuschöpfung gefunden hatte.

Zweiter Abschnitt.

Die großen Kriege der sechziger Jahre.

Fünftes Kapitel.

Die Ver. Staaten. — Ursprung der Sklavereifrage. — Missouri-Kompromiß. — Webster, Clay und Calhoun. — Das Jahr der Kompromisse, 1850. — Kansas-Nebraska-Bill. — Präsident Buchanan. — Die Kluft zwischen Norden und Süden wird immer größer. — Präsident Lincoln. — Die Südstaaten erklären ihren Austritt aus der Union. — Beschießung von Fort Sumter. — Beginn des Bürgerkrieges. — Die Lage im Norden und im Süden. — Staatssekretär Seward. — Mißerfolge der Bundestruppen am Bull Run. — Fort Donelson ergibt sich an Grant. — Schlacht bei Shiloh. — Kampf zwischen den Panzerschiffen Merrimac und Monitor. — Farragut bezwingt New Orleans. — McClellan und Lee in siebentägigem Kampfe vor Richmond. — Beiderseitige Erschöpfung. — Schlacht bei Antietam am 17. September 1862. — Lincolns Proclamation betr. Emanzipation der Negersklaven. — Seward's drohende Haltung gegen England. — Niederlage Hookers bei Chancellorsville. — Sieg Meade's bei Gettysburg. — Niederlage Rosecrans' bei Chickamauga. — Grant's Sieg bei Chattanooga. — Erstürmung des Missionary Ridge. — Grant und Sherman entwerfen den Feldzugsplan für 1864. — Blutige Schlacht in der Wildernis. — Niederlage bei Cold Harbor. — Belagerung von Petersburg. — Early und Sheridan im Shenandoahthal. — Hood räumt die von Sherman belagerte Stadt Atlanta. — Shermans kühner Zug nach Savannah. — Farragut in der Bay von Mobile. — Konföderierte Kreuzer fügen dem Handel der Union ungeheuren Schaden zu. — Kampf zwischen der Alabama und der Kearsarge. — Wiederwahl Lincolns. — Entscheidungsschlacht bei Five Forks. — Lee ergibt sich bei Appomatox Court House. — Ende des blutigen Krieges. — Ermordung Lincolns durch Wilkes Booth.

Der erste der großen Kriege, welche mit ihren Stürmen das ganze Jahrzehnt 1861—1871 erfüllten, brach in der neuen Welt und zwar in unsern Ver. Staaten aus. Wie dem Kampfe zwischen Oesterreich und Preußen, lag auch dem Streit unsrer Nord- und Südstaaten eine alte Rivalität zu Grunde; aber während zwischen Habsburg und Hohenzollern nur rein politische Fragen in Betracht kamen, hatte die blutige Auseinandersetzung zwischen unserm Norden und Süden ihre Ursache in den wirthschaftlichen Gegensätzen

beider Unionshälften, die ihrerseits wieder auf der Verschiedenheit der Erwerbsverhältnisse und Lebensgewohnheiten der Bevölkerung beruhten. Das Gebiet südlich etwa des 36. Breitegrades war vorwiegend Eigenthum von Großgrundbesitzern, welche zur Bestellung ihrer weitgedehnten Baumwolle- und Zuckerrohrplantagen zahlreicher und billiger Arbeitskräfte bedurften. Als solche kamen im Wesentlichen nur Neger in Betracht, die trotz der denkwürdigen „Erklärung der Menschenrechte" in der Unabhängigkeitserklärung vom Jahre 1787 überall noch in harter Sklaverei lebten. Unsern Norden dagegen bevölkerten vorwiegend europäische Einwanderer, die auf zerstreuten kleinen Farmen oder als Gewerbetreibende in den rasch aufblühenden Städten die Kultur der alten Welt zu verbreiten und ihren oft noch recht kümmerlichen Unterhalt zu erringen strebten. Der Gegensatz zwischen den von der Arbeit Anderer und dem reichen Ertrag des fruchtbaren Bodens vielfach in Ueppigkeit und Ueberfluß lebenden „Baronen" des Südens, und den sich schwer mühenden, unter dem Wettbewerb der zahlreichen Europamüden mehr oder weniger leidenden Bewohnern („Plebejern") des Nordens spitzte sich schließlich zu einem scharfen Konflikt zu, dessen Angelpunkt die Sklavereifrage bildete.

Franklin Pierce.

Schon im Jahre 1819 — die Union zählte damals elf Sklaven haltende und elf sklavenlose Staaten — war über das Verlangen des Territoriums Missouri, unter Beibehaltung der Sklaverei als „Staat" anerkannt zu werden, ein Streit ausgebrochen, der nach langen Debatten durch den sog. Missouri-Kompromiß beigelegt wurde; darnach durfte Missouri zwar die Sklaverei beibehalten, aber diese wurde im Uebrigen bis zum 36. Breitegrad unbedingt beschränkt. Wie indeß Kompromisse überhaupt selten zum Frieden führen, so auch dieser nicht. Denn es sollte nun eine Zeit vierzigjähriger schier endloser Vergleiche folgen. Im Vordergrunde des Kampfes standen damals die großen Redner und Staatsmänner Webster, Clay und Calhoun. Besonders in seiner überwältigenden Rede gegen Hayne am 26. Januar 1830 zeigte Webster, wie unmöglich es sei, daß der Norden und der Süden friedlich und vortheilhaft neben einander bestehen könnten. „Es ist Betrug und Thorheit", so schloß er, „erst Freiheit, dann Union —

Nein! Liberty and Union, now and forever, one and inseparable!" — Calhoun jedoch erklärte immer wieder, „die südlichen Staaten können nicht mit Sicherheit in der Union bleiben." Eine friedliche Trennung von Nord und Süd sei die einzige Lösung des Zwistes. Ein Konvent der Staatenrechtler, der sogenannten „Nullifiers", drohte, Süd-Carolina von den Ver. Staaten loszulösen. Aber Präsident Jackson erklärte prompt: „Die Gesetze der Ver. Staaten müssen und sollen aufrecht erhalten werden, auch mit bewaffneter Hand." Clay, der „große Friedensstifter", sagte, daß er keinen Norden und Süden, keinen Osten und Westen kenne. Und im Kongreß waren fortan Nullifikation, Sezession, Rebellion die Stichworte, um die sich die heftigen Debatten drehten.*) Da lenkte der Krieg mit Mexiko die Gedanken ab. Aber kaum war derselbe siegreich geendet und ein riesiges Gebiet den Ver. Staaten einverleibt, da tauchte wieder die Frage auf: „Soll in diesem Gebiet die Sklaverei eingeführt werden?"

Stephen A. Douglas.

Aus den beiden Parteien der Whigs und der Demokraten heraus hatte sich schon vor dem Kriege eine dritte, die Abolitions-Partei, gebildet, welche für die Abschaffung der Sklaverei in allen Staaten agitierte. Wilmot, der Abgeordnete von Pennsylvanien, stellte auch im Repräsentantenhause den Antrag, die Sklaverei in allen neuerworbenen Territorien zu verbieten — das Wilmot-Proviso — ein Antrag, der indessen abgewiesen wurde.

Wie tief die Antisklavereibewegung jedoch schon die Parteien ergriffen hatte, zeigte sich darin, daß bei der nächsten Präsidentenwahl die Demokraten des Nordens und Westens, auch Whigs sich zur „Party of Free Soilers" verbanden, die „freien Boden für freie Leute" forderte. Diese neue Partei stellte den früheren Präsidenten Van Buren auf. Die Demokraten nominierten General Caß, die Whigs General Zachary Taylor. Parteizersplitterung verhalf Taylor zum Sieg mit Millard Fillmore als Vize-Präsident. Am 5. März (der 4. war ein Sonntag) trat Taylor als der 12. Präsident sein Amt an. Aber schon am 9. Juli starb Taylor, worauf Fillmore die Präsidentschaft übernahm.

Nun kam das Jahr 1850, — das Jahr der Kompromisse. Californien, welches nach den Bestimmungen des Missouri-Kompromisses hätte getheilt werden müssen, wurde ganz als Freistaat in die Union aufgenommen. Darob erhob sich im Süden ein Sturm der Entrüstung. Ein neuer Kompromiß, die sog. „Fugitive Slave Bill", wodurch dem Süden die Auslieferung der

*) Vergl. Band I Seite 254, sowie in des Verfassers „Vierhundert Jahre amerikanischer Geschichte" S. 315—316.

entlaufenen Sklaven garantiert wurde, beruhigte zwar einigermaßen die Gemüther, allein das Feuer der Sezessionslust glomm weiter, wenn auch unter der Asche immer neuer Kompromisse. Inzwischen war Franklin Pierce von New Hampshire, der Kandidat der Demokraten, auf Grund der Kompromisse von 1850 und '51 zum Präsidenten gewählt worden. Er erwies sich als ein entschiedener Freund des Südens, der Jefferson Davis, den späteren Rebellenpräsidenten, zu seinem Kriegsminister machte. In seine Präsidentschaft fallen verschiedene Forschungsreisen, Pläne zur Erbauung von Eisenbahnen quer durch den Kontinent, Expeditionen nach der Behringsstraße, und eine Weltausstellung in New York.

Gegen das Ende seines Amtstermins, im Jahre 1854, fachte der „kleine Riese" von Illinois Stephen A. Douglas die Gluth, welche Norden und Süden trennte, wieder an durch die Kansas-Nebraska-Bill, wonach es diesen Staaten überlassen bleiben sollte, sich durch Abstimmung als Freistaat in die Union aufnehmen zu lassen. Die Bill wurde nach heftigen Debatten angenommen und damit der Missouri-Kompromiß einfach annulliert. Die Folge war, daß angrenzende Sklaven-Staaten, besonders Missouri, geworbene Raufbolde (Border Ruffians) nach Kansas sandten, die mit List oder blutiger Gewalt große Landstrecken besetzten und Kansas zum Sklavenstaat machten trotz der Freibodenleute, die aus dem Norden in hellen Haufen zuströmten. Die Unruhen hörten erst auf, als unter Präsident Buchanan Kansas als freier Staat aufgenommen wurde. Unter solchen Umständen mußte die nächste Präsidentenwahl eine sehr erregte werden. Die alten Parteien waren der Auflösung nahe — als neuer Faktor trat die Amerikanische oder Knownothing-Partei in die Politik ein, so genannt, weil sie auf alle Fragen nach ihrer Stellung behauptete "to know nothing". Diese Partei ließ die Sklavenfrage unbeachtet, wollte aber jeden Fremdeneinfluß beseitigt wissen. Der Kandidat der Freiboden- oder Volkspartei war John C. Fremont, der Kandidat der Demokraten James Buchanan. Dieser ging als Sieger aus dem Wahlkampfe hervor. Buchanan berief in sein Kabinet mehrere Parteiführer der Sezessionisten, und diese wurden alsbald die

James Buchanan.

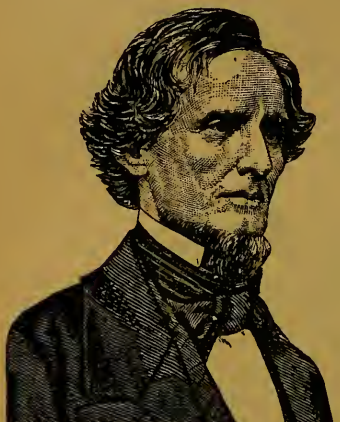
leitenden Geister darin. Besonders brachte die achtjährige Verwaltung des Kriegsministeriums durch zwei Südliche, Jeff. Davis und Floyd, dem Süden entschiedene Vortheile. Nicht nur wurden durch sie die südlichen Baracken und Arsenale mit Munition und Kriegsvorräthen angefüllt, sondern es wurde auch in Texas das meiste Militär konzentrirt. So schlugen dann die Wogen der Erregung immer höher. Im Herbst 1859 wuchs der Sturm noch mehr durch den tollen Versuch John Brown's von Kansas, eine allgemeine Empörung unter den Sklaven anzuzetteln. Er erstürmte das Arsenal zu Harper's Ferry, um die Sklaven zu bewaffnen. Zwei Tage lang hielt sich Brown gegen die Nationaltruppen und die Miliz von Virginia, bis dreizehn seiner Leute fielen. Der Anführer und sechs seiner Genossen wurden zum Tode verurtheilt und gehängt.

Abraham Lincoln.

Die Kluft zwischen Nord und Süd der Union, in welche auch noch Minnesota und Oregon als neue Staaten aufgenommen waren, so daß sie deren jetzt 34 zählte, wurde immer größer. Gar beängstigend standen die Dinge, als in 1860 die Zeit zur 16. Präsidentenwahl herankam; wußte man doch im Süden und Norden, daß der Ausfall der Wahl von entscheidender Bedeutung für die alles überragende Sklavenfrage sein würde. Die Entscheidung war indeß doppelt schwer vorauszusehen, weil sowohl die republikanische wie die demokratische Partei sich in zwei Lager gespalten hatte, die in der Hauptfrage verschiedener Meinung waren: die mehr Konservativen unter den Republikanern wollten vom Süden zwar Konzessionen verlangen, sich aber den Sklavenbaronen, deren Zahl 300,000 überstieg, nicht völlig unterwerfen und stimmten darum für den gemäßigten Demokraten Douglas, welcher die Bestimmung über die Einführung der Sklaverei den einzelnen Territorien überlassen wollte, oder für John Bell; das Gros der jungen republikanischen Partei aber, zu der die Mehrzahl der eingewanderten Deutschen gehörte, war entschlossen, die Macht der Sklavenhalter zu brechen und schrieb die Bekämpfung aller und jeder Sklaverei auf ihr Banner, zu dessen Träger Abraham Lincoln auserkoren wurde. Die extremen sezessionistischen Demokraten endlich wiesen nicht nur jede Einmischung zurück, sondern beanspruchten auch den weitgehendsten

staatlichen Schutz für ihren „Besitz"; ihr Bannerträger war John C. Breckinridge.

Bei der am 6. November 1860 vollzogenen Wahl ging Lincoln als Sieger hervor — der Würfel war gefallen, alle Fälschungen, Gewaltthätigkeiten und Betrügereien der Sklavenpartei hatten den Sieg der Republikaner nicht verhindern können; sie entschloß sich deshalb zur Anwendung von Gewalt, wozu man sich übrigens schon längst im stillen vorbereitet hatte, und die drei Monate bis zur Inauguration Lincolns am 4. März 1861 wurden zu diesem Zwecke eifrig benutzt durch Armierung und Besetzung der Forts im Süden.



Jefferson Davis.

Der erste thatsächliche Schritt geschah, gleich nachdem die Wahl Lincolns entschieden war, in Süd-Carolina. Schon am 5. November 1860, also schon vor der Wahl, hatte der heißspornige Gouverneur Gist in nicht mißzuverstehender Weise angeordnet, die Legislatur solle noch in Sitzung bleiben, um die Elektoren für die höchsten Aemter zu wählen, damit also der Wille des Volkes geschehe. Und am 20. Dezember erklärte denn auch die Legislatur: „Süd-Carolina hat jede Verbindung mit der Union aufgelöst und bildet nun und für immer ein freies, unabhängiges Staatswesen." Die leitende Zeitung der Stadt Charleston, der „Mercury", brachte die Sezessionsordinanz in einem Extra mit der Ueberschrift: „Die Union ist aufgelöst!" Bald folgten andere Staaten mit Austrittserklärungen, Mississippi am 9. Jan. 1861, Florida am 10., Alabama am 11., Georgia am 19., Louisiana am 26., und Texas am 1. Februar. Am 4. versammelten sich schon die Vertreter der ausgeschiedenen Staaten und machten Jefferson Davis zum Präsidenten und A. Stephens zum Vizepräsidenten der „Konföderierten Staaten von Amerika". Am 17. April trennte sich Virginia von der Union, am 6. Mai Arkansas, und am 20. Mai folgte Nord-Carolina. So war unter düsteren Vorboten Buchanan's Termin zu Ende gegangen und unter drohenden Zeichen einer Revolution Lincoln's Präsidentschaft inauguriert worden. So furchtbar war die Lage, daß der neue Präsident es für gerathen hielt, unerkannt bei Nacht

Der Hafen von Charleston.

Beschießung des Fort Sumter am 12. April 1861. (Nach einer gleichzeitigen Darstellung.)

in Washington einzuziehen. Trotz der Sezession schreckte indeß Lincoln und sein Kabinet vor Gewaltmaßregeln so lange zurück, bis endlich die Beschießung des Fort Sumter im Hafen von Charleston, am 12. April 1861, aller Welt kund that, daß die Südstaaten den Bürgerkrieg wollten.

Dieser blutige Krieg, der sich auf einem ungeheuren Gebiete in zahlreichen Kämpfen und Schlachten abspielte und in dessen Verlauf von beiden Seiten über eine Million Streiter aufgeboten wurden, dauerte von 1861 bis 1865. Nach der Einwohnerzahl hatten die Nordstaaten zwar das entschiedene Uebergewicht, da sie mit Einschluß der Territorien 22½ Millionen Weiße und noch immer ½ Million Sklaven aufwiesen, während die Südstaaten nur 5½ Millionen Weiße und 4 Millionen Sklaven zählten. Allein jene wurden durch den Ausbruch des Krieges völlig überrascht, auch waren sie durchaus unvorbereitet, während diese, wie bereits bemerkt, fast alle Waffen und Geschütze in ihren Arsenalen hatten und die wenig zahlreiche Flotte über alle Meere zerstreut war. Außerdem lag die Leitung der südstaatlichen Angelegenheiten in den Händen einer energischen, zweckbewußten und dabei staatsmännisch geschulten Aristokratie. Die meisten und gerade die hervorragendsten Offiziere des Heeres und der Flotte, wie General Robert Edmund Lee (1807 bis 1870), Beauregard, Johnston, Bragg, Jackson und andere, stammten aus dem Süden; sie schlossen sich daher beim Ausbruch des Krieges diesem an und organisierten die Streitkräfte der Konföderierten.

General Lee.

Das Heerwesen der Nordstaaten dagegen war gänzlich vernachlässigt, und der Süden jenem daher zunächst bedeutend überlegen. Lincoln rief am 15. April 75,000 Freiwillige unter die Waffen, die auch ungesäumt diesem Rufe folgten, aber aller Organisation und Schulung entbehrten. Die Einzelstaaten ernannten die Offiziere und stellten ihre Truppen auf Zeit; das Oberkommando bekam zunächst der mittlerweile zum Greise gewordene General Winfield Scott, der es aber schon im Oktober niederlegen mußte, und der Kriegsminister Simon Cameron verstand ganz und gar nichts vom Kriege. Ausrüstung und Verpflegung ließen daher gleichfalls zunächst viel zu wünschen und wurden erst allmählich, namentlich durch die Bemühungen von Camerons großem Nachfolger im Amte, Edwin Stanton, besser. Aus all diesen Gründen erlitten die Nordstaaten im Anfang schwere Mißerfolge; nur um so mehr befestigte sich aber der Entschluß, bis zum Siege, unter dem die völlige Niederwerfung der Rebellenstaaten verstanden wurde, auszuharren. So steigerte denn der Norden seine Anstrengungen mit jedem Jahr, bis die Ueberlegenheit der Gegner ausgeglichen war; er benutzte seine ganze Erfindungsgabe und seinen bewunderungswürdigen Unternehmungsgeist zur Herstellung und Verwendung von Kriegsmitteln, und als sich dann mit der zunehmenden Schulung seiner Truppen auch

tüchtige Führer heranbildeten, da mußte ihm endlich der Sieg zu theil werden.

Geschickt und energisch leiteten während der ganzen Dauer des Krieges Präsident Lincoln und sein ungemein tüchtiger Staatssekretär William Henry Seward die auswärtigen Angelegenheiten der Union. Dadurch gelang es ihnen, die wiederholt drohende Einmischung der europäischen Westmächte zu verhüten, die namentlich aus handelspolitischen Gründen mit dem Süden sympathisierten. In England kam noch hinzu, daß es in einer Schwächung der Union eine Stärkung der eigenen Stellung zur See erblickte, während Napoleon III. sie lebhaft wünschte, um in Mexiko freie Hand zu bekommen. Es kam zwar zur Anerkennung der Konföderierten als kriegführender Macht durch die Westmächte, allein diese gingen angesichts der im übrigen Europa vorherrschenden Stimmung über eine jenen wohlwollende Neutralität doch nicht hinaus.

Edwin Stanton.

Da alles für einen Krieg Nöthige erst geschaffen werden mußte, nahmen die Ereignisse zuerst einen ungemein schleppenden Verlauf. Die Entscheidungen fielen auf der Linie zwischen den beiderseitigen Hauptstädten, Washington und Richmond in Virginien; doch erstreckte sich der Krieg nicht nur über das gesammte Grenzgebiet zwischen den feindlichen Staatengruppen, sondern er dehnte sich allmählich über beinahe alle Südstaaten aus, wodurch der Norden den letztern immer mehr Hilfsmittel abschnitt, so daß sie schließlich ungeachtet aller Tapferkeit und Tüchtigkeit ihrer Führer unterliegen mußten.

Die erste Aufgabe der noch gänzlich unorganisierten Nordstaaten-Regimenter bestand zunächst im Schutz der Bundeshauptstadt, die nur durch den Potomacfluß von dem sezessionistischen Virginien getrennt war und von einer Armee der Konföderierten unter Führung des Gen. Beauregard bedroht wurde. Als General McDowell gegen ihn vorrückte, wurde er am 21. Juli 1861 am Flüßchen Bull Run geschlagen und nur durch die aus Deutschamerikanern bestehende Nachhut unter dem aus dem pfälzischen Revolutionskrieg bekannten Oberst Ludwig Blenker vor gänzlicher Vernichtung bewahrt. Der junge General mußte das Kommando an General McClellan abtreten, der aus der schmählichen Niederlage seines Vorgängers die ernste Lehre zog, daß er zunächst die über 500,000 Köpfe starken Miliztruppen und Freiwilligen zum Felddienst erziehen müsse, bevor sie eine neue Schlacht wagen könnten. An den Küsten war man unterdessen nicht

William Henry Seward.

müßig gewesen und hatte alles aufgeboten, um trotz des Mangels an brauchbaren Schiffen die Blokade der Häfen der Konföderierten wirksam durchzuführen und ihnen damit die wichtigste Hilfsquelle, die Ausfuhr der Bodenprodukte, zu verschließen. Eben dieser Mangel an Schlachtschiffen gab beiden Parteien Veranlassung zur Construktion einer Reihe seltsamer, aber zum Theil äußerst wirksamer, neuer Arten von Panzerfahrzeugen, deren erfolgreiche Thätigkeit für alle späteren Seekriege unseres Jahrhunderts bedeutungsvoll wurde und den heute noch nicht abgeschlossenen Kampf zwischen Geschütz und Panzer ins Leben rief.

Gen. McDowell.

Alles was der Norden an Erfolgen im ersten Jahre aufzuweisen hatte, war die Behauptung von Missouri, wo unter General Lyon der deutsche Flüchtling, Oberst Franz Sigel, mit der von ihm geworbenen deutschen Freiwilligenlegion focht, der, nachdem Lyon am 10. August bei Wilsons Creek gefallen war, in seine Stelle aufrückte; dann die Besetzung des Forts Hatteras und Clark in Nordkarolina und vor allem die Einnahme des wichtigen Hafens Port Royal in Südkarolina am 7. November. Um diese Zeit schifften sich zwei konföderierte Kommissäre, Slidell und Mason, die trotz der Blockade glücklich nach Havana durchgekommen waren, dort auf dem englischen Post- und Passagierdampfer „Trent" ein, um in London und Paris für ihre Sache thätig zu sein. In Washington hatte man aber Kunde davon erhalten; eine Kriegsfregatte unter Kapitän Wilkes lauerte dem englischen Schiff auf und zwang es durch Drohungen zum Halten. Ohne sich an die Proteste des englischen Kapitäns zu kehren, nahmen bewaffnete Unionssoldaten die beiden Kommissäre nebst zwei Begleitern gefangen und brachten sie nach New York. In England, wo man ohnehin wegen der Stockung der Baumwollenzufuhr sehr unzufrieden mit dem Kriege war, erregte dieser Gewaltstreich gegen Personen, die sich unter den Schutz der britischen Flagge gestellt hatten, eine lebhafte Erregung. Die Regierung verlangte sehr energisch die Herausgabe der Gefangenen und rüstete zum Kriege für den Fall, daß die Forderung nicht erfüllt wurde. Einige Heißsporne im Kongreß wollten den Krieg in der That aufnehmen, allein auch hier erwies sich Lincoln als der weitsehende Staatsmann und ließ durch Seward jede Verantwortlichkeit für das Vorgehen des Kapitäns Wilkes ablehnen sowie die Gefangenen freigeben, womit England sich zufriedengestellt erklärte.

Gen. McClellan.

Zu Anfang des Jahres 1862 standen bereits mehr als 500,000 Mann Bundestruppen im Felde, wovon nahezu die Hälfte unter McClellan bei Washington; die übrigen unter Buell bei Louisville in Kentucky. Am 19. Januar schlug Gen. Thomas die Konföderierten bei Will Spring in Kentucky, in welcher Schlacht einer ihrer Anführer,

Gen. Zollikoffer, seinen Tod fand. Dann wandten sich die Unionstruppen gegen die beiden Forts Henry und Donelson. Das eine lag am Tennessee-, das andere am Cumberland-Flusse. Kommodore Foote erzwang mit seiner, den ersteren Fluß herauf fahrenden Flotte die Räumung des Forts Henry, worauf er sich den Cumberland-Fluß hinauf begab, während Gen. Ulysses Grant mit einer Landarmee von 30,000 Mann Fort Donelson zu belagern begann. In letzterm befanden sich 10,000 Konföderierte unter Gen. Buckner; sie leisteten trefflichen Widerstand, mußten sich indeß am 16. Februar ergeben, worauf sie ganz Kentucky räumten. Grant rückte nun längs des Cumberland-Flusses vor und schlug nach zweitägigem blutigen Ringen, am 6. und 7. April, bei Shiloh die Konföderierten unter Beauregard und Johnston, welch letzterer während der Schlacht getödtet wurde. Zu gleicher Zeit gelang es Gen. Pope, 10,000 Konföderierte, welche von der Insel Nr. 10 im Mississippi zu entkommen suchten, gefangen zu nehmen, und dem Kommodore Davis am 6. Juni die Stadt Memphis zu erobern. Jenseits des Mississippi schlugen im März 1862 die Generäle Curtis und Franz Sigel bei Pea in Arkansas 20,000 Konföderierte und Indianer unter McCulloch, McIntosh und Pike.

Gen. Franz Sigel.

In denselben Märztagen 1862, nämlich am 8. und 9. März, kam es an der atlantischen Küste zu einem der denkwürdigsten Ereignisse der Geschichte des Seekrieges, indem es bewies, daß die Zeit des Holzschiffes vorbei und hinfort das Panzerschiff die Meere beherrschen werde. Am 8. März sah man nämlich von den Bastionen der Bundesfestung Monroe, wie ein seltsames Fahrzeug, das wie ein schwimmendes Dach aussah, den Hafen von Norfolk verließ und auf die in der Bucht ankernde Unionsflotte zusteuerte. Es war der südstaatliche Panzer „Merrimac", mit 10 Kanonen armiert. Ohne sich um das Feuer der feindlichen Schiffe, der Fregatten „Cumberland" mit 20, „Congreß" mit 40 Kanonen und der drei Dampfer „Roanoke", „Minnesota" und „St. Lawrence" zu kümmern, fuhr das Ungethüm auf den „Cumberland" los und bohrte ihn durch Anrennen mit dem Sporn in den Grund. Dann wendete es sich gegen den „Congreß" und hatte das mächtige Schiff nach einer halben Stunde völlig kampfunfähig gemacht. Die drei Dampfer hatten sich, stark beschädigt, ans flache Ufer flüchten müssen,

Gen. Geo. H. Thomas.

Szene aus der Schlacht bei Shiloh.

wohin ihnen der „Merrimac“ wegen der inzwischen eingetretenen Dunkelheit nicht zu folgen wagte. Er zog sich nach Norfolk zurück, um am anderen Morgen sein Zerstörungswerk fortzusetzen und der ganzen Unionsflotte den Untergang zu bereiten. Der Tag hatte gezeigt, daß Holz gegen Eisen nichts mehr vermochte. Ein allgemeiner Schrecken bemächtigte sich der Unionsarmee. Da erschien in der Nacht als Retter das nordstaatliche Panzerschiff „Monitor“, eine vom Ingenieur Ericsson in hundert Tagen erbaute schwimmende Batterie mit drehbarem Panzerthurm und nur zwei, aber sehr schweren Geschützen. Er war gerade auf der Fahrt nach dem Süden, und sein Eintreffen in diesen verhängnißvollen Stunden ein zufälliges. Als der „Merrimac“ am anderen Morgen herankam, und sein Feuer auf die „Minnesota“ eröffnete, stellte sich ihm der „Monitor“ entgegen, und nun entbrannte der Kampf von Eisen gegen Eisen. Vergebens suchte der „Merrimac“ den „Monitor“ zu rammen; sein Sporn verbog sich an dem Eisenleib des Gegners; die beiden furchtbaren Kämpen maßen ihre Kräfte von 8½ Uhr bis 10 Minuten nach 12 Uhr ohne entscheidendes Ergebniß. Dann waren die Mannschaften erschöpft, der „Merrimac“ sah ein, daß er dem bedeutend kleineren, aber stärkeren Gegner nicht gewachsen sei, und räumte das Schlachtfeld. Aber noch mit ein paar Seitenhieben hatte er während des Gefechtes die „Minnesota“ schrecklich zugerichtet und zwei nordstaatliche Kanonenboote, die sich zu nah heranwagten, schwer beschädigt.

Gen. U. S. Grant.

Die Erfolge in Kentucky und Tennessee ermuthigten die Leiter der Bundestruppen, den Mississippi nun auch von dessen Mündung aus zu öffnen. Zu diesem Zwecke wurde anfangs April eine starke Flotte unter Kommodore Farragut abgeschickt, welche gemeinschaftlich mit einer Landarmee unter General Butler sich der Stadt New Orleans bemächtigen sollte. Den Zugang zu dieser Stadt beherrschten die beiden Forts Jackson und St. Philip, welche ungefähr dreißig Meilen oberhalb des Golfes an beiden Ufern des Mississippi einander gegenüber lagen. Farragut ließ diese Forts sechs Tage lang beschießen, jedoch ohne Erfolg. Da unternahm er einen kühnen Zug. Am 27. April vor Tagesanbruch drang er mit seinem Geschwader zwischen den beiden Forts hindurch und zerriß die Kette, welche

Gen. Beauregard.

Gen. Johnston.

Kampf zwischen den Panzerschiffen „Monitor“ und „Merrimac“.

die Rebellen hier quer über den Strom gelegt hatten. Dann fuhr er unter einem Kugelregen von den Forts den Mississippi hinauf und stieß bald auf die Flotte der Konföderierten, welche nach einem furchtbaren Kampfe fast gänzlich vernichtet wurde. Am nächsten Tage, den 28. April, erschien Farragut vor New Orleans. Die konföderierte Besatzung, fast 20,000 Mann stark, zog sich zurück und die Stadt ergab sich ohne Weiteres. General Butler besetzte dieselbe mit 15,000 Mann Bundestruppen; er wurde Kommandant der Stadt und verfuhr gegen die Bewohner mit großer Strenge. Drei Tage darauf ergaben sich auch die beiden Forts Jackson und St. Philip dem Admiral Porter.

Nun drangen zwei starke Divisionen der Konföderierten unter Gen. Kirby Smith und Gen. Bragg wieder in Kentucky ein, eroberten Lexington und Frankfort und bedrohten sowohl Cincinnati wie Louisville; doch gelang es Gen. Wallace und Gen. Buell sie zurückzutreiben. Bragg sammelte seine Streitkräfte bei Murfreesboro, wurde aber von Gen. Rosecrans, dem der Befehl über die Cumberland-Armee verliehen worden, nach zweitägigem Kampfe am 31. Dezember und am 2. Januar 1863 geschlagen und zum Rückzug nach Chattanooga gezwungen.

Weniger glücklich für den Norden waren im Jahre 1862 die Kämpfe im Osten, wo die konföderierten Generale Lee und Stonewall Jackson ebenso geschickt wie erfolgreich operierten, während auf der Seite des Nordens gegenseitige Eifersüchtelei und Unentschlossenheit der Führer einen wiederholten Wechsel im Kommando zur Folge hatten. McClellan eröffnete in Vir-

Farragut erzwingt den Durchgang vor New Orleans.

ginia den Kampf im März durch ein allgemeines Vorrücken gegen Richmond, die von Gen. Lee geschützte Hauptstadt und den wichtigsten Stützpunkt der Konföderierten. Ehe er aber diesen Plan ausführen konnte, wurde der rechte Flügel der Bundesarmee am 25. Juni bei Oak Grove von Lee angegriffen. Eine wüthende Schlacht entspann sich, doch der Sieg blieb unentschieden. Ein neuer Zusammenstoß fand am nächsten Tage bei Mechanicsville statt und die Bundestruppen behaupteten das Feld. Am folgenden Morgen erneuerte Lee den Kampf bei Gaines' Mill und war siegreich. Am 29. Juni wurde McClellan's Armee bei Savage's Station angegriffen, doch die Konföderierten errangen keine Vortheile. Am Tage darauf fand eine Schlacht bei Glendale statt, und spät am Abend erreichte die Bundesarmee Malvern Hill, zwölf Meilen unterhalb Richmond. Lee beschloß, diesen Platz durch Sturm zu nehmen, und so wandte sich am Morgen des ersten Juli die ganze Armee der Konföderierten dahin. Der Kampf dauerte den ganzen Tag und erst gegen neun Uhr Abends zog sich Lee mit seinen Truppen zurück. Sieben Tage hatten die vorgenannten Kämpfe gewährt, nämlich vom 25. bis zum 1. Juli, und sie werden deßhalb als die „sieben Tage vor Richmond" bezeichnet. McClellan's Armee war die stärkere von den beiden gewesen; sie zählte mehr als 100,000 Mann; der Verlust auf beiden Seiten war groß, indem die Bundesarmee über 15,000, die Konföderierten fast 20,000 Mann verloren. Eine Entscheidung aber war nicht herbeigeführt, wohl aber eine solche Erschöpfung der Unionstruppen, daß McClellan mit ihnen über den Potomac zurückwich. Darauf wurde ihm der Oberbefehl abgenommen und dem General Halleck übertragen. Unter ihm kam es zu einer zweiten Schlacht am Bull-Run (29. und 30. August), in der der Unionsgeneral Pope gleichfalls geschlagen und auf Washington zurückgeworfen wurde.

Kommodore Farragut.

Gen. Bragg.

Gen. Rosecrans.

Gen. Lee faßte nun den Plan, einen Einfall in Maryland und Pennsylvanien zu machen und ging am 4. September über den Potomac. Er wurde aber am 17. September von McClellan, der inzwischen den Oberbefehl zurückbekommen hatte, in der blutigen Schlacht bei Antietam besiegt und zum Rückzug nach Virginia genöthigt. McClellan unterließ es, diesen Sieg, wie die Unionsregierung verlangte, durch entschiedenes, angriffsweises Vorgehen auszunützen, und wurde deßhalb am 17.

Schlacht bei Malvern Hill.

November durch Burnside im Oberkommando ersetzt, der nun gegen Richmond vorrückte. Derselbe wurde jedoch in der Schlacht bei Fredericksburg am 13. Dezember mit furchtbarem Verluste zurückgeschlagen, so daß also am Ende des Jahres 1862 die Hauptarmeen ihre Stellung zwischen den beiderseitigen Hauptstädten behielten, ohne daß es zu einer Entscheidung gekommen wäre.

Kurz vorher hatte Präsident Lincoln in der Sklavenfrage eine bedeutsame Entscheidung getroffen. Bereits am 22. September war ein Erlaß erschienen, wonach in allen Landestheilen, die sich am 1. Januar 1863 noch im Aufruhr befänden, die Sklaven frei sein sollten. Zu diesem Termin erließ er dann seine berühmte Proklamation betreffs der Emanzipation aller Negersklaven in Amerika, in der es hieß: „So bezeichne ich, Abraham Lincoln, Präsident der Vereinigten Staaten, Kraft der mir übertragenen Machtvollkommenheit, als Oberbefehlshaber der Armee und Flotte der Vereinigten Staaten zur Zeit des thatsächlich bestehenden bewaffneten Aufruhrs gegen die Behörden und die Regierung der Vereinigten Staaten, als die Staaten und Theile von Staaten, deren Bevölkerung an diesem Tage im Aufruhr gegen die Vereinigten Staaten begriffen ist, die folgenden: es sind Arkansas, Texas, Louisiana, Mississippi, Alabama, Florida, Georgia, Süd-Karolina, Nord-Karolina, Virginia. Und kraft der vorbesagten Machtvollkommenheit bekräftige und erkläre ich, daß alle Sklaven in den aufgezählten Staaten und Theilen von Staaten frei sind und fortan frei sein sollen! Und hierzu, indem ich es aufrichtig als einen Akt der Gerechtigkeit erkläre, der von der Verfassung gestattet ist bei militärischer Nothwendigkeit, rufe ich das ruhige Urtheil der Menschen und die Güte und Gnade des allmächtigen Gottes an."

Stonewall Jackson.

Auch den europäischen Mächten gegenüber zeigte die Unionsregierung, trotzdem der Krieg jetzt eine ungeahnte Ausdehnung angenommen, große Entschlossenheit. Napoleon III. hatte nämlich England und Rußland zu bestimmen versucht, zwischen den beiden kriegführenden Parteien zu vermitteln, und als diese Mächte ablehnten, selbst Vorschläge nach Washington gesandt. Dieser Aufdringlichkeit machte der Staatssekretär Seward am 9. März 1863 ein Ende, indem er dem amerikanischen Gesandten in Paris die Beschlüsse des Kongresses mittheilte, in welchen jede Vermittlung in bestimmtester Weise abgelehnt und darauf aufmerksam gemacht wurde, daß der Kongreß sich ge-

nöthigt sehe, jeden weiteren Versuch in dieser Richtung als einen unfreundlichen Schritt zu betrachten. Gegen England aber nahm die Unionsregierung sogar eine drohende Haltung an, indem sie sich darüber beschwerte, daß in englischen Häfen Kriegsschiffe auf Rechnung der rebellischen Staaten ausgerüstet würden. Seward ließ der englischen Regierung erklären, daß die Vereinigten Staaten Schadenersatz für jede von solchen Schiffen angerichtete Zerstörung verlangen würden. Der englische Minister erwiderte darauf, daß die englische Regierung in der Sache nichts thun könne und solche Forderungen niemals anerkennen würde. Mittlerweile fuhr man mit dem Bau der Schiffe fort. Im August erklärte Seward, daß wenn diese Schiffe ausliefen, die Fortdauer des Friedens zwischen den zwei Ländern unmöglich sein würde.

General Sherman.

Diese kräftige Sprache hatte den gewünschten Erfolg. Die englische Regierung traf jetzt die nöthigen Maßregeln, um das Auslaufen jener Schiffe zu verhindern.

Nach der Niederlage bei Fredericksburg mußte Burnside den Oberbefehl an Gen. Hooker abgeben, doch auch dieser hatte Lee und Jackson gegenüber nicht mehr Glück als vor ihm McClellan, Halleck, Pope, und Burnside. Nachdem er nämlich im April 1863 über den Rapidan gegangen war, wurde er vom 2. bis 4. Mai bei Chancellorsville empfindlich geschlagen und mußte den Oberbefehl an General Meade abgeben. Lee unternahm nun seinerseits einen zweiten Einfall in Maryland und Pennsylvanien, wurde indessen am 2. und 3. Juli durch Meade in einer der blutigsten Schlachten des ganzen Krieges bei Gettysburg entscheidend geschlagen, und damit wurde endlich dem Siegeslaufe der Südländer Einhalt geboten. An demselben 3. Juli, an dem Lee seinen Rückzug über den Potomac antreten mußte, bezwang im Westen der Unionsgeneral Grant nach langer Belagerung, wobei er durch die Flotte unter Admiral Porter unterstützt wurde, das von den Konföderierten stark befestigte Vicksburg, wo 27,000 Mann die Waffen strecken mußten.

Diese beiden Ereignisse bildeten den entscheidenden Wendepunkt des ganzen Krieges zu Gunsten der Union. Das Mississippigebiet war jetzt völlig im Besitze der Nordstaaten, nachdem auch Port Hudson, die letzte Festung, sich ergeben hatte, und der Süden thatsächlich in zwei Hälften zerrissen, von Texas und Arkansas abgeschnitten. Er hatte trotz der Tapferkeit seiner Truppen und der Ueberlegenheit seiner Feldherren unwiederbringliche Verluste erlitten, und bereits trat seine Erschöpfung an

Aus der Schlacht bei Gettysburg am 3. Juli 1863.

Geld wie an Menschenkräften unverkennbar zu Tage. Der Norden dagegen konnte bei seinen geradezu unerschöpflichen Hilfsquellen die bisher gebrachten ungeheuren Opfer rasch ersetzen und seine ganze Macht jetzt gegen Virginia vereinigen.

Auf dem zentralen Kriegsschauplatz, wo die Heere im Frühjahr 1863 ziemlich unthätig sich gegenüberstanden, gelang es gegen Ende Juli Gen. Rosecrans zwar, den Gen. Bragg aus dem mittleren Tennessee zu verdrängen, allein er wurde von dem, durch Johnston und Longstreet verstärkten Bragg am 19. September am Chickamauga Creek geschlagen und verlor fast 19,000 Mann. Nunmehr wurde Gen. Grant, obschon er sich von den Folgen eines Sturzes mit dem Pferd noch nicht erholt hatte, der Oberbefehl über alle westlichen Truppenkörper übertragen, und unterstützt von den Corps der Generäle Sherman und Hooker griff er am 23. November den bei Chattanooga stehenden Gen. Bragg an. Dieser hatte den Fehler begangen, 20,000 Mann nach Knoxville gegen Burnside abzusenden und sein Heer dadurch für den Entscheidungskampf zu schwächen, der am 25. November stattfand. Braggs Linien um Chattanooga (der indianische Name bedeutet Habichtsnest) erstreckten sich längs der Hügelketten vom Missionary Ridge bis zu dem Lookout Mountain und waren jedenfalls zu weit ausgedehnt. Schon Tags vorher hatten die Nördlichen, um näher an den Feind zu kommen, 116 Boote mit 4,000 Mann den Tennessee hinunterschwimmen lassen, die glücklich ihr Ziel erreichten und eine zum Angriff günstige Stellung einnahmen, während General Hooker die Lookoutberge erstürmte und eine erhebliche Anzahl Gefangene machte. Am anderen Morgen entbrannte dann die Hauptschlacht. Beide Theile fochten mit großer Tapferkeit, besonders heftig wüthete der Kampf um den Missionary Ridge, dessen Erstürmung durch die Unionstruppen die Niederlage der Konföderierten vollendete. Bragg büßte außer 6000 Todten und Verwundeten noch ebensoviel Mann an Gefangenen ein und zog sich in der Richtung auf Atlanta zurück. Dieser Sieg Grants gab ihm ganz Tennessee preis und setzte ihn in den Besitz Chattanoogas, des „Ausfallthores" in die Südstaaten.

General Hooker.

In Folge dieses entscheidenden Schlages trat bei den Konföderierten große Entmuthigung und bei den Unionanhängern erneute Siegeszuversicht ein; doch sollte der erbitterte Krieg auch im Jahre 1864 sein Ende noch nicht erreichen. Das Unionsheer bezifferte sich in Folge eines erneuten Aufrufes

Lincolns auf nahezu 700,000 Mann, während der Süden über 224,000 altgediente Soldaten verfügte, zu denen im Frühjahr 120,000 neue ausgehoben

Schlacht bei Chattanooga.

wurden. Zunächst erfolgte ein nochmaliger Wechsel im Oberkommando der Unionstruppen, indem nun die sämmtlichen Streitkräfte dem energischen

Erstürmung des Missionary Ridge.

General Grant unterstellt wurden, den die glänzenden Siege des Vorjahres populär gemacht hatten und an dessen Person der Erfolg geknüpft schien. Im Einvernehmen mit Lincoln, Halleck und dem Kriegsminister Stanton hatten Grant und sein genialer Genosse, Gen. Sherman, gemeinsam den Feldzugsplan für das Jahr 1864 entworfen. Die Potomacarmee unter Meade, bei der sich Grant selbst aufhalten und die er führen wollte, sollte über den Rapidan und Rappahannock gegen Lees Armee vordringen, sie vernichten oder zurückdrängen und Richmond nehmen. Sigel sollte im Shenandoahthal, Butler auf dem James-River vorgehen und sich wo möglich Richmonds und Petersburgs noch vor dem Eintreffen der Hauptarmee bemächtigen, während Banks von Louisiana aus, unter Mitwirkung eines Theils der Flotte, Mobile angreifen und sich dann gegen Norden wenden sollte. Sherman war die Aufgabe zugewiesen, von Chattanooga aus in Georgia einzudringen und Johnston zurückzuwerfen, Atlanta war das Ziel seiner Operationen. Aber seine Pläne gingen schon damals weiter, er wollte in das Herz der Südstaaten dringen, die Eisenbahnen und alle Verbindungen zerstören, um so die Heere der Konföderierten zu isolieren und ihnen die Subsistenzmittel zu entziehen; schon seit langem beschäftigte ihn dieser Gedanke, und alle geographischen Verhältnisse des Kriegstheaters hatte er genau studiert.

Am 3. Mai 1864 begann die Potomacarmee den Uebergang über den Rapidan, gleichzeitig mit den vereinbarten Operationen Shermans, Butlers und Sigels. Obwohl Grant mit einer großen Uebermacht gegen Lee vordrang, wußte dieser sich in der blutigen Schlacht in der Wilderneß (Wildniß) am 5. Mai siegreich zu behaupten, mußte dann aber doch zurück und konnte in dem waldigen, wenig übersichtlichen Gelände während der folgenden Nacht unbemerkt nach Spottsylvania abrücken. Grant folgte ihm und griff ihn dort von neuem an. Auch diese Kämpfe waren nicht entscheidend, nöthigten aber Lee, der seine Verluste nicht ergänzen konnte, während Grant immer wieder Verstärkungen an sich zog, doch zu abermaligem Zurückweichen. Nunmehr gedachte der Oberfeldherr des Nordens eine Umgehung des feindlichen rechten Flügels in einem weiten Bogen zu bewerkstelligen, um dann auf Richmond vorzugehen. Lee bemerkte diese Absicht und zog sich in Eilmärschen südlich, um nicht von Richmond abgeschnitten zu werden. Als Grant den Nord-Anna bei Hannovertown überschritt, stand Lee daher schon am oberen Chikahominy, wo er den Vortheil der „inneren Linie" (Standort im Mittelpunkte eines Kreises mit der Möglichkeit, die kürzeren inneren Verbindungslinien gegen den getheilten Gegner auszunutzen) hatte. Grant verlegte nun unter Benutzung der in diesem Kriege wiederum eine bedeutende Rolle spielenden Eisenbahnen und der schiffbaren Stromläufe seine Operations- und Verpflegungslinie an den York-River und griff nach mehreren kleineren Gefechten seinen Gegner am 3. Juni bei Cold Harbor am Chickahominy, unweit Richmond, an. Das Ergebniß war eine Niederlage der Unionstruppen und ein nochmaliger Wechsel der Operations- und Verpflegungslinie, die Grant an den James-River verlegte, ohne daß Lee es verhinderte. Ein Versuch, Petersburg durch Ueberrumpelung am 18. Juni zu nehmen, mißlang, so daß Grant sich zur Belagerung des Platzes

entschließen mußte. Erst im Herbst gelang es ihm unter fortwährenden blutigen Kämpfen, im Verein mit Sherman, der im Shenandoahthale operierte, die Defensivstellung Lees bei Richmond zu durchbrechen und sich auf dem rechten Ufer des Jamesflusses zu behaupten.

Gen. Phil. Sheridan.

Zur selben Zeit fanden im Shenandoahthale wichtige Bewegungen statt. Als nämlich Grant sich, wie berichtet, vom Rapidan in Bewegung setzte, ging Gen. Sigel mit seiner Armee das genannte Thal hinauf bis New Market, wurde aber geschlagen, und die Armee mußte sich nach West-Virginien zurückziehen. Da auf diese Weise der Weg zum Potomac frei geworden, gab Lee dem General Early den Auftrag, über die Blue Ridge zu gehen, in Maryland einzufallen und Washington zu bedrohen, hoffend, daß Grant dadurch veranlaßt würde, die Belagerung von Petersburg-Richmond aufzugeben und der Bundeshauptstadt zu Hülfe zu eilen. Early gelang es mit 20,000 Mann, die Bundestruppen über den Potomac zu treiben und einen Plünderungszug nach Pennsylvanien zu unternehmen, wobei er die Stadt Chambersburg theilweise niederbrannte. Nun trat ihm aber Gen. Philipp Sheridan mit 40,000 Mann entgegen, schlug ihn bei Winchester am 19. September und errang drei Tage später einen neuen Sieg bei Fischer's Hill; auch verwüstete er auf seinem Rückmarsche das blühende Shenandoahthal. Early, über seine Niederlage wüthend, sammelte seine Streitkräfte und überraschte am 19. Oktober die Unionstruppen, die sich so sicher gefühlt hatten, daß Sheridan nach Washington gegangen war. Sie wurden in die Flucht geschlagen. Glücklicherweise war in der Nacht vorher Sheridan wieder in Winchester angekommen, ritt, sobald er von dem Unheil gehört, zwölf Meilen in vollem Galopp, brachte die Fliehenden zum Stehen und vernichtete Early's Armee.

Gen. Sherman hatte am 7. Mai von Chattanooga aus seinen Marsch gegen Atlanta angetreten und nach häufigen blutigen Kämpfen diese Stadt belagert, welche schließlich von Gen. Hood geräumt wurde, der dann in der Nähe von Nashville von Gen. Thomas vollständig geschlagen wurde. Nachdem seine Truppen dann gerastet hatten und die nöthigen Verstärkungen und Vorräthe herangezogen worden waren, ging Sherman muthig und entschlossen an die Ausführung seines kühnen Planes, bis nach Savannah an der Küste vorzudringen. Damit der Feind weder die Stadt Atlanta nach seinem Abmarsch besetzen, noch die Bahn benutzen könne, ließ der General die Stadt in Asche legen, die dortigen Brücken und die Bahnlinie auf eine genügende Strecke zerstören. Am 16. November war die Armee, die aus 55,000 Mann und 10,000 Reitern bestand, aus den rauchenden Trümmern von Atlanta nach

Gen. J. Early.

Süden abmarschiert; fünfundzwanzig Tage später stand sie nach Zurücklegung von fast 250 Meilen, wobei der Feind in zahlreichen, allerdings

unbedeutenden Gefechten zurückgeworfen wurde, vor Savannah am Atlantischen Ozean, wo Sherman nach der Erstürmung von Fort McAllister

die Verbindung mit der Unionsflotte herstellte. Er rückte am Morgen des 22. Dezember in die Stadt ein und telegraphierte an den Präsidenten Lincoln: „Ich bitte, Ihnen als Weihnachtsgabe die Stadt Savannah mit 150 schweren Geschützen, vielen Vorräthen und etwa 25,000 Ballen Baumwolle überreichen zu dürfen."

Mittlerweile hatten sich auch wichtige Ereignisse am Golf von Mexiko zugetragen. Anfangs August näherte sich Admiral Farragut den Befestigungswerken von Mobile, dessen Hafen durch eine Flotte der Konföderierten, in welcher sich das große eiserne Widderschiff Tennessee

C. Opitz, geogr. art. Anst. Naust Leipzig

befand, vertheidigt wurde; er drang am 5. August an den beiden Forts Morgan und Gaines mit seiner Dampfflotte vorbei in den Hafen. Um die Bewegungen seiner Schiffe besser leiten zu können, bestieg der alte Admiral den Mastkorb des Schiffes Hartford und gab von dort aus die Befehle während der Schlacht. Eines der Bundesschiffe fuhr gegen einen Torpedo und sank; die übrigen aber wandten sich gegen das Geschwader der Konföderierten und jagten dasselbe auseinander. Schon schien die Schlacht gewonnen, als das Widderschiff Tennessee mit voller Dampfkraft herankam und sich gegen die Hartford wandte. Ein verzweifelter Kampf entspann sich jetzt, doch schlossen die Unionsschiffe das feindliche Fahrzeug ein und bewältigten dasselbe nach harter Gegenwehr. Von einem Landheere unterstützt,

bemächtigte sich Farragut sodann der beiden Forts, die Stadt Mobile selbst aber wurde erst im folgenden Jahre genommen. Im Oktober d. J. bestieg Leut. Cushing mit einer Anzahl Freiwilliger einen kleinen Dampfer und lief in den Roanokefluß ein. In der Nähe des Hafens von Plymouth entdeckten sie ein riesiges Widderschiff, Albemarle genannt. Cushing näherte sich demselben vorsichtig, brachte einen Torpedo unter demselben an und sprengte es in die Luft. Dieses Abenteuer kostete fast allen das Leben; Cushing selbst und einem seiner Begleiter gelang es, zu entkommen.

Angriff von Panzer-Kanonenbooten auf das Blockade-Geschwader von Charleston.

(Nach einer gleichzeitigen Darstellung).

Während des Jahres 1864, wie überhaupt im Verlaufe des ganzen Krieges wurde dem Handel der Union durch die Kreuzer der Konföderierten ungeheurer Schaden zugefügt. Das erste derartige Schiff war die Savannah, welches aber an demselben Tage von den Bundesschiffen genommen wurde, an welchem es von Charleston abfuhr. Im Juni 1861 durchbrach der Kreuzer Sumter die Blockade bei New Orleans und richtete unter den dortigen Handesschiffen eine große Verwüstung an. Im Februar des folgenden Jahres gelang es einem Bundeskriegsschiffe, den Kreuzer in den Hafen von Gibraltar zu treiben. Hier wurde es scharf überwacht und am Auslaufen verhindert und Kapitän Semmes, der Führer des Schiffes, war schließlich genöthigt, dasselbe zu verkaufen. Das Kaperschiff Nashville lief von Charleston aus und kehrte mit einer Beute von über 3 Millionen Dollars zurück, doch gelang es im März 1863, dasselbe auf dem

Savannahflusse zum Sinken zu bringen. Am verderblichsten erwies sich der in Liverpool erbaute, von Kapt. Semmes befehligte Dampfer Alabama, welcher in verhältnißmäßig kurzer Zeit 66 Handelsschiffe zerstörte und erst am 19. Juni 1864 von Kapt. Winslow, dem Befehlshaber des Unionsdampfers Kearsarge, im Hafen von Cherbourg in Frankreich überrascht und nach einstündigem Kampfe in Grund gebohrt wurde.

Im Herbst 1864 hatte die neue Präsidentenwahl stattgefunden, für die General McClellan als Kandidat der Versöhnungspartei, der Freunde des

Sturm auf die Festungswerke von Charleston.

(Nach einer gleichzeitigen Darstellung).

Südens und Gegner des Krieges aufgestellt war. Mit großer Mehrheit war jedoch am 8. November Abraham Lincoln wiedergewählt worden; Vizepräsident wurde Andrew Johnson, der als Gouverneur von Tennessee beim Beginn des Krieges energisch gegen die Rebellen aufgetreten war. Damit verschwand für die Konföderierten auch die letzte Hoffnung auf eine Nachgiebigkeit der Union, und der Krieg nahm in dem neuen Jahre abermals seinen unerbittlichen Fortgang.

Inzwischen hatte Sherman wiederum einen neuen kühnen Plan entworfen. Er wollte das ganze Eisenbahnnetz in Süd- und Nord-Carolina zer-

stören und dann nach der Isolierung oder Einnahme von Charleston und Wilmington über Raleigh gegen Petersburg in Virginia ziehen. Im

Ermordung Abraham Lincolns.

Februar 1865 rückte er nach Norden ab, marschierte durch Süd- und Nord-Carolina, worauf am 22. März seine Vereinigung mit den von Wilmington

herangerückten Streitkräften der Generale Terry und Shofield erfolgte. Nun wurde der zu spät zum Oberfeldherrn aller Heere der Konföderierten ernannte General Lee, der mit ungefähr 60,000 Mann die durch die Eisenbahn verbundenen, als Doppelfestung zu betrachtenden Plätze Richmond und Petersburg deckte, durch die von Grant, Sherman und Sheridan befehligten Truppen vollständig eingeschlossen. Grant konnte alsdann den Gegner am 31. März und 1. April zu der Entscheidungsschlacht bei Five Forks zwingen und am 3. April Petersburg und Richmond, die beide geräumt worden waren, besetzen. Als Lee, der nur noch etwa 27,000 Mann unter den Waffen hatte, einsah, daß keine Aussicht mehr auf das Gelingen eines Durchbruchsversuches bestand, ergab er sich mit der Hauptarmee bei Appomator Court House dem General Grant. Es war am 9. April im einfachen Hause des Farmers McLean. Lee ritt auf einem Rothschimmel heran und trat in die einfache Wohnung. Bald stellte sich auch Grant ein, gefolgt von mehreren Offizieren, worunter auch Sheridan war. In dem Zimmer befand sich nur ein Tisch und drei Stühle. Da stand der schöne, stattliche Lee, ein ächtes Bild südlicher Aristokratie, in glänzender Generalsuniform mit prächtigem Säbel, ernst, feierlich. Ihm gegenüber stand sein Besieger, schlicht und einfach, in einem alten, vom langen Ritt bestaubten Soldatenrock, und ohne Säbel, ruhig und entschlossen, aber ohne jede Spur eines Triumphgefühles. Es war ein welthistorischer Moment der größten Bedeutung.

Am 26. April streckte dann auch die Südarmee der Konföderierten unter Johnston bei Raleigh vor Sherman die Waffen; der letzte Rest unter Kirby Smith ergab sich am 26. Mai jenseits des Mississippi. Jefferson Davis aber, der südstaatliche Präsident, gerieth auf der Flucht nach Cuba bei Irwinsville (Georgia) in Gefangenschaft und wurde nach Fort Monroe abgeführt.

Der Süden war somit besiegt, der Bürgerkrieg nach vierjähriger Dauer beendet. Er hatte ungefähr eine halbe Million Menschen dahingerafft und der Union eine Schuldenlast von fast 3,000 Millionen Dollars aufgebürdet; aber sie war durch den Krieg nicht nur erhalten geblieben, sondern noch gefestigter aus ihm hervorgegangen, nachdem der Zankapfel, die Sklavenfrage, aus der Welt geschafft war. Lincoln ergriff sofort Maßregeln, um die schwere Kriegslast zu erleichtern. Die Blockade der südlichen Häfen wurde aufgehoben, die Anfertigung von Waffen und Munition, sowie die Aushebungen wurden eingestellt, die Verkehrshemmungen für Virginien, die beiden Carolinas und den östlichen Theil von Georgia beseitigt. In einer Rede zu Washington theilte der Präsident seine Gedanken über die Neueinrichtung der wiedergewonnenen Staaten mit. Es war eine seiner letzten Handlungen. Wenige Tage später, am 14. April, fiel dieser edle und weise Staatsmann dem Meuchelmorde zum Opfer. Am Abende jenes Tages befand sich Lincoln mit seiner Frau und einigen Freunden in Ford's Theater in Washington. Als die Vorstellung sich dem Schlusse näherte, schlich sich ein Schauspieler, Namens Wilkes Booth, in die Loge des Präsidenten und schoß ihm eine Kugel durch den Kopf. Dem Meuchelmörder gelang es,

sich der ersten Verfolgung zu entziehen; er verschwand durch eine Seitenthür des Theaters und jagte auf einem bereit gehaltenen Pferde davon. Es war eine ganze Bande solcher Meuchelmörder vorhanden. Ein anderer derselben, Namens Powell, drang in der nämlichen Nacht in das Schlafzimmer des Staatssekretärs William H. Seward, der krank im Bette lag, und brachte ihm mehrere Stichwunden bei, die aber nicht tödtlich waren. In der Stadt herrschte die größte Aufregung. Nach allen Richtungen hin wurde Kavallerie abgeschickt, um die Mörder einzufangen. Am 26. April fand man Booth in einer Scheune südlich von Fredericksburg versteckt; da er sich nicht ergeben wollte, wurde er von dem Sergeanten Corbett erschossen. Powell wurde eingefangen und gehängt; von den übrigen Verschworenen starben drei am Galgen, andere wurden zu Gefängnißstrafen verurtheilt.

Sechstes Kapitel.

Vizepräsident Andrew Johnson. — Geräth ob zu großer Milde gegen den Süden mit dem Kongreß in Streit. — Wird wegen Verfassungsverletzung in Anklagezustand versetzt, aber freigesprochen. — Annahme des 13., 14. und 15. Amendements zur Konstitution. — Vollendung des ersten transatlantischen Kabels. — Bau der Pacificbahn. — Besiedlung des Westens. — Die Alabama-Frage. — England durch das Genfer Schiedsgericht zur Schadenersatzzahlung verurtheilt. — Napoleons Pläne eines lateinischen Kaiserreiches in Mexiko. — Benito Juarez zum Diktator von Mexiko ernannt. — Expedition Englands, Spaniens und Frankreichs. — Erstere zwei ziehen sich zurück. — Erzherzog Maximilian Kaiser von Mexiko. — Schlimme Lage. — Die Union stellt an Napoleon eine Alternative. — Er zieht die Schmach des Rückzugs einem Krieg vor. — Maximilian gefangen genommen und kriegsrechtlich erschossen. — Die Hinrichtung. — Wiederherstellung der Republik in Mexiko.

An der Lage der Dinge änderte die Frevelthat der Ermordung Lincolns nichts; denn gemäß der Verfassung wurde der Vizepräsident Andrew Johnson am 15. April 1865 in das Präsidentenamt eingeführt. Dieser, der früher der demokratischen Partei angehört hatte, hegte die durchaus zu billigende Absicht, auch den inneren Frieden zwischen Norden und Süden baldmöglichst wieder herzustellen und insbesondere den durch den Krieg und die Aufhebung der Sklaverei wirthschaftlich völlig ruinierten Süden durch Milde und versöhnliches Entgegenkommen zu beruhigen. Er ging indeß darin vielfach zu weit, und in Folge dessen gerieth er sehr bald mit der Mehrheit des Kongresses in einen immer heftiger werdenden Konflikt. Durch ungeschickte Schroffheit gegen den Kongreß steigerte er das Mißtrauen gegen sich und ließ sich in seiner leidenschaftlichen Verbitterung wiederholt zu Ungesetzlichkeiten hinreißen. Am 2. März 1867 erließ der Kongreß gegen sein Veto eine Wiederherstellungsakte. Dieselbe enthielt Bedingungen, unter denen die damals im Kongreß nicht vertretenen Staaten wieder in die Union aufgenommen werden sollten. Nach langem und bitterem Kampfe zwischen dem Kongreß und dem Präsidenten wurden im Juni und Juli des Jahres 1868 die Staaten Georgia, Florida, Alabama, Louisiana, Nord-Carolina, Süd-Carolina und Arkansas wieder in die Union aufgenommen. Die Senatoren und Repräsentanten dieser Staaten waren seit sieben Jahren von ihren Sitzen im Kongreß

entfernt gewesen. Kurz vorher war schon Tennessee zugelassen worden. Ehe das Jahr 1870 herankam, waren auch die übrigen konföderierten Staaten Virginia, Mississippi und Texas in ihr altes Verhältniß zur Union zurückgekehrt.

Im März 1867 wurde das sogenannte Amtsdauergesetz (Tenure of Office Bill) ebenfalls trotz dem Veto des Präsidenten angenommen. Dieses Gesetz verfügte, daß Personen, welche mit Genehmigung des Senats Aemter bekleiden, nicht ohne Einwilligung desselben ihres Amtes entsetzt werden können. Am 21. Februar 1868 kündigte der Präsident dem Kriegssekretär Edwin M. Stanton seine Entlassung an. Dieses Verfahren betrachtete der Kongreß als eine Verletzung des Amtsdauergesetzes; Johnson wurde vom Repräsentantenhaus in Anklagezustand versetzt und der Senat, vor dessen Schranken die Anklage erhoben werden mußte, nahm sie an. Der Prozeß nahm am 30. März seinen Anfang und dauerte bis zum 26. Mai. Doch wurde der Angeklagte in der Hauptsache freigesprochen und verblieb in seinem Amte, aus dem er dann nach Ablauf des Termins ohne die Segenswünsche des Volkes schied. Erst unter seinem Nachfolger, dem Gen. Grant, trat thatsächlich das ein, was Johnson am 13. Juni 1866 proklamiert hatte, nämlich, daß die Insurrektion zu Ende und daß Friede, Ordnung, Ruhe und Regierungspolitik jetzt in und über den ganzen Ver. Staaten herrsche. Wenige Wochen vor dem Amtsantritt Grants hatte der Kongreß das 15. Amendement zur Konstitution angenommen, welches dem Neger das Stimmrecht verleiht, während das 13. ihn frei und das 14. ihn zum Bürger macht.

Andrew Johnson.

Trotz des furchtbaren, alle Kräfte anspannenden Ringens ruhten aber in den sechziger Jahren in unsrer Union nicht alle friedlichen Unternehmungen. Eine der bedeutendsten Errungenschaften war die Vollendung des ersten transatlantischen Kabels, welches unauflöslich mit dem Namen Cyrus W. Field verknüpft ist. Schon im Jahre 1855 ging dieser unternehmende New Yorker nach England, brachte die Aktien-Gesellschaft „Atlantic Telegraph Company" zusammen und sorgte für die Anfertigung des etwa 2,220 Meilen langen Kabels, dessen Herstellung etwa 1 Million Dollars kostete. Im August des Jahres 1857 schritt man zur Versenkung, welche Arbeit in Folge der beträchtlichen Masse des Leitungsdrahtes auf zwei Schiffen, „Agamemnon" und „Niagara", vertheilt werden mußte. Als man jedoch das Kabel 350 Meilen gelegt hatte, riß mitten auf dem Meere der werthvolle Draht und das Ende sank in die Tiefe. Aber man verlor den Muth nicht. Neue Gelder wurden zusammengebracht, ein neues Kabel wurde angefertigt. Dieselben Schiffe trugen wieder, im Jahre 1858, das Kabel mitten in den Ozean, fügten dort die beiden Hälften an einander und legten das Tau vom 26. Juni ab gleichzeitig nach Osten und Westen. Alles ging glücklich von Statten, beide Schiffe erreichten ihre Ziel-

punkte und am 16. August tauschte die Königin Victoria und Präsident Buchanan gegenseitig Glückwünsche aus. Allein die Freude über das Gelingen sollte denselben Monat nicht überdauern. Nach einer Beförderung von wenigen hundert Depeschen versank das Kabel am 1. September in ein tiefes Schweigen. Eine Zeit lang bemächtigte sich hierauf allgemeine Muthlosigkeit der Unternehmer, und erst im Jahre 1864 schritt man zur Besorgung eines neuen Kabels, welches im Juni 1865 vollendet war und 4,100 Tons wog. Damals war gerade der „Great Eastern" fertig geworden, der das ganze Kabel aufnahm und im Juli von den irischen Küsten aus seine Fahrt begann. Zu Anfang August hatte das Schiff bereits 1,000 Meilen zurückgelegt; da erhielt das Kabel einen gefährlichen Ruck, riß plötzlich ab und sank in die Tiefe. Unbeschreiblich war die Bestürzung Aller auf dem Schiffe, vergeblich versuchte man zehn Tage lang, das verlorene Ende wieder aufzufischen. Traurigen Herzens kehrte die Expedition am 17. nach Irland zurück. Sechs Millionen Dollars waren schon ausgegeben und 4,000 Meilen Kabelvorrath lagen nutzlos auf dem Boden des atlantischen Ozeans. Aber in kurzer Frist hatte man wieder ein Kapital von mehreren Millionen Dollars zusammen. So konnte sich bereits im nächsten Jahre (1866) der „Great Eastern" zum zweiten Mal auf den Weg machen; er überbrachte nach einer glücklichen Fahrt von nur 14 Tagen das Ende des ohne erhebliche Störungen versenkten Kabels der jenseitigen Küste. Mit ungeheurem Jubel wurde in Hearts Contentbay in New Foundland der große Ozeanfahrer am 27. Juli bewillkommnet. Field, der sich selbstverständlich an Bord befand, sandte sofort eine Depesche nach New York, um seinen Landsleuten die Vollendung des Unternehmens zu verkündigen. „Gott sei Dank", schrieb er, „das Kabel ist nun gelegt und ist vollkommen brauchbar." Die erste politische Nachricht, die von Europa kam, war eine Friedensbotschaft: Oesterreich und Preußen, die gerade Krieg führten, hatten Waffenstillstand geschlossen. Als erste Handelsdepesche durch das atlantische Kabel empfing London aus Amerika die Kurse vom 28. Juli: „Gold 50, London 164½, Bonds 7¼, Baumwolle 36c, ruhig." Diese Depesche schleuderte die alte Welt plötzlich 12 Tage vorwärts in ihren Beziehungen zur neuen; denn die letzteingelaufenen Nachrichten waren am 16. Juli per Dampfer von New York abgegangen. Am 4. August wurde das Kabel dem allgemeinen Verkehr übergeben.

Cyrus W. Field.

Wenige Tage nach dieser großen friedlichen Errungenschaft, und zwei Monate nach Grant's erster Inauguration, dessen Amtsverwaltung wir aber späterer Darstellung vorbehalten müssen, wurde am 10. Mai 1869 der letzte Nagel — ein goldener — beim Bau der Pacificbahn zu Ogden in Utah eingeschlagen — die Schienenverbindung zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean war vollendet. Welche Bedeutung diese Bahn hat, bedarf keiner Erörterung. Es war nun nicht nur der Westen, dessen Lostrennung

man immer gefürchtet hatte, mit dem Osten verbunden, es war nun auch ein Handelsweg nach Ostasien eröffnet, und der weite, reiche Westen war der Ansiedelung erschlossen. Für 7¼ Millionen Dollars wurde 1867 das bisher russische Territorium Alaska angekauft, und die anderen Territorien erhielten in diesem Jahrzehnt ihre gegenwärtige Form. Schon 1861 war das Territorium Dakota von Nebraska getrennt worden und hatte seine eigene Organisation erhalten, und im Februar 1863 war Arizona als besonderes Gebiet von New Mexiko losgelöst worden, und im März desselben Jahres hatte man aus Theilen Dakotas, Nebraskas und Washingtons das Territorium Idaho organisiert. Von letzterem wurde 1864 Montana gebildet. Am 1. März 1867 wurde Nebraska als siebenunddreißigster Staat

Der „Great Eastern".

in die Union aufgenommen und im folgenden Jahre aus Theilen Dakotas, Idahos und Utahs das Territorium Wyoming gebildet. Der Census des Jahres 1870 zeigte trotz der Verluste durch den Krieg eine gedeihliche Entwicklung des Landes, dessen Bevölkerung nunmehr auf 38½ Millionen gestiegen war und dessen Bevölkerungszentrum westwärts bis in den Staat Ohio gerückt war. Die Union umfaßte 37 Staaten und 11 Territorien.

Die beiden großen europäischen Westmächte, England und Frankreich, nahmen den Sieg des Nordens mit sehr gemischten Gefühlen auf. Schon 1863 hatte Seward der britischen Regierung mitgetheilt, daß die Vereinigten Staaten zu gelegener Zeit für den, durch in England ungehindert ausgerüstete konföderierte Kaperschiffe angerichteten Schaden vollen Ersatz verlangen würden. So lange der Krieg dauerte, weigerte sich England, solche Ansprüche anzuerkennen. Jetzt aber mußte es sich dazu

bequemen, und nach eingehenden Verhandlungen kamen beide Staaten überein, die nach dem berüchtigsten Raubschiffe sogenannte Alabamafrage einem Schiedsgericht vorzulegen. Dieses Schiedsgericht, von Italien, der Schweiz und Brasilien bestellt, tagte 1872 in Genf und verurtheilte England zur Zahlung von 15 Millionen Dollars, die es ziemlich prompt, wenn auch mit sauersüßer Miene leistete.

Aber auch Napoleon III. erhielt durch das Auftreten der Kongreßregierung in der mexikanischen Frage den empfindlichen Beleg dafür, daß man die zweideutige Haltung Frankreichs nicht vergessen habe. Von allen Staaten Mittel- und Südamerikas hatte nämlich seit der Lostrennung von Spanien in dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhundert (s. Bd. I, S. 105—109), Mexiko die größten Wechselfälle und Zerrüttungen durchgemacht. Nicht weniger als neun Mal hatte es seine Regierungsform gewechselt; fünfzig Personen waren binnen 43 Jahren in der Hauptstadt Mexiko, der einstigen Residenz der Aztekenherrscher, zur höchsten Macht gelangt, und im gleichen Zeitraume hatte es mehr als 300 größere und kleinere Aufstände gegeben. Dieser an Anarchie grenzende Zustand verhinderte jedes Aufblühen des an natürlichen Schätzen so reichen Landes, hatte die größten Belästigungen für die fremden Ansiedler und Kaufleute zur Folge und führte wiederholt Reklamationen der europäischen Seemächte herbei.

Benito Juarez.

Im Jahre 1857 war der freisinnige Vizepräsident Benito Juarez, der sich, obwohl Vollblutindianer, zum Führer der liberalen Parteien emporgeschwungen hatte, von letzteren zum Haupte einer Gegenregierung gegen die des Generals Zuloaga, der an die Stelle des Präsidenten Comonfort getreten war, gewählt worden. Beide Regierungen sahen sich zu Zwangsanleihen genöthigt; die Finanzen waren völlig zerrüttet, der öffentliche Schatz leer, und es war unmöglich, die Verpflichtungen des Landes einzuhalten, von denen sich manche in den Händen fremder Regierungen befanden. Während Zuloaga sich in der Hauptstadt einrichtete und von den europäischen Mächten anerkannt wurde, organisierte Juarez seine Verwaltung in Veracruz. General Miramon hatte zuerst auf Seiten Zuloagas gestanden und im Norden mit Glück für ihn gekämpft. Er gewann dadurch aber ein solches Ansehen, daß er 1859 Zuloaga stürzen und sich statt seiner zum Diktator aufwerfen konnte. Er vermochte indessen nicht, Juarez aus Veracruz zu verdrängen, der im April 1859 von den Vereinigten Staaten als rechtmäßiger Präsident anerkannt wurde und im Januar 1861 in die Hauptstadt einzog, wo er völlige Religionsfreiheit proklamierte und das Kirchenvermögen zum Nationaleigenthum erklärte. Am 1. Juli 1861 ernannte ihn der mexikanische Kongreß

zum Diktator, und einer seiner ersten Schritte war nun, daß er die vertragsmäßigen Zahlungen an die auswärtigen Gläubiger der Republik auf zwei Jahre aufhob.

General Juan Prim.

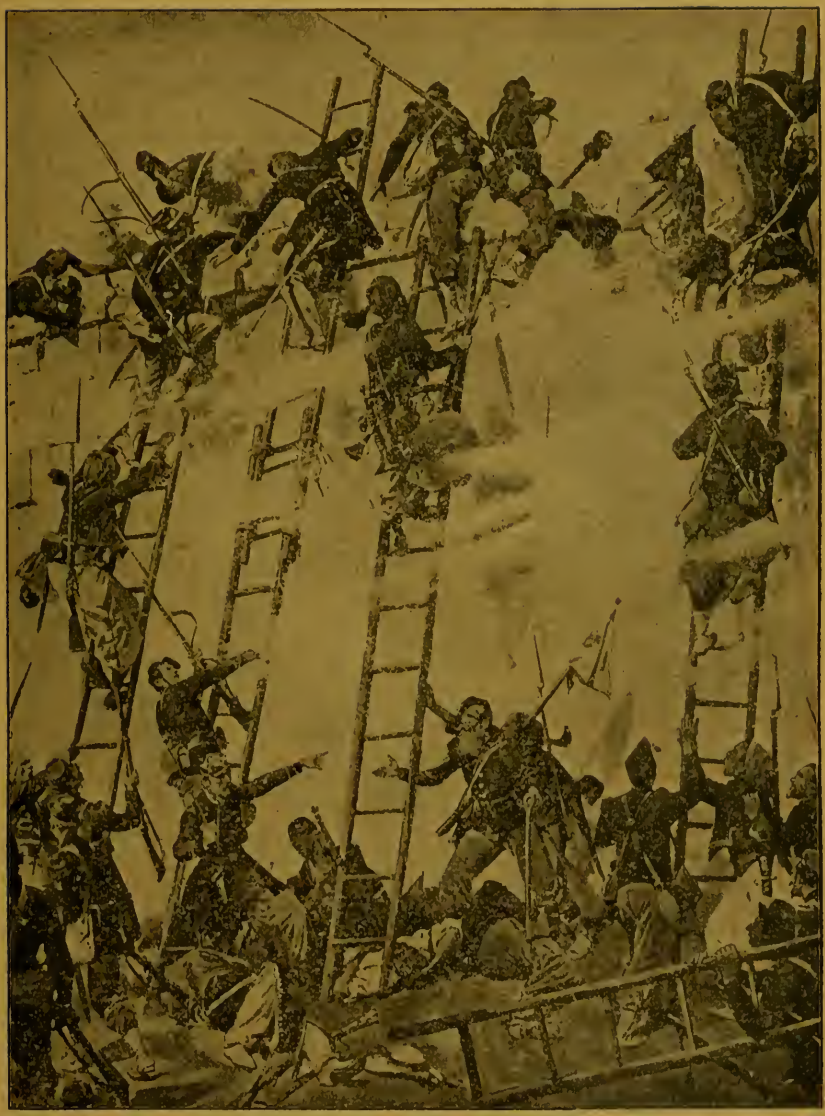
Diesen Vertragsbruch sowie die Thatsache, daß die Union mit ihrem eigenen Bürgerkriege genug zu thun hatte, benutzte nun Napoleon, in Mexiko

einen seiner Lieblingspläne, die Errichtung eines Kaiserthums „lateinischer Rasse“ in Amerika, zur Ausführung zu bringen und so den Romanen jenseits des Ozeans ein Gegengewicht gegen die germanische Rasse zu schaffen, während seine Gemahlin für die Abkömmlinge spanischen Blutes ein besonderes Interesse bekundete. Graf Morny, der Günstling des Kaisers, bestärkte aus niedriger Habgier diese Wünsche und Neigungen. Ein Schweizer Bankier, Namens Jeckel, hatte nämlich eine Masse mexikanischer Staatspapiere angekauft, die er nun wieder losschlagen wollte. Der stets geldbedürftige Morny sollte ihm dazu behilflich sein unter der Bedingung, daß der Gewinn unter beide getheilt werde; so entstand der verhängnißvolle Plan einer mexikanischen Expedition.

Napoleon setzte sich betreffend derselben mit den durch Juarez geschädigten Gläubigern, Spanien und England, in Verbindung, und man beschloß, eine gemeinsame Strafexpedition zu unternehmen, trotzdem unser Staatssekretär Seward den drei verbündeten Mächten die Garantie der Union für die Zinsen der Schulden Mexikos in Europa auf die Dauer von fünf Jahren anbot. Ueber den Umfang und die Ausdehnung der Expedition gingen aber die Pläne an den drei Höfen weit auseinander. An der Themse wollte man nur Genugthuung, in Paris dagegen träumte Napoleon, wie schon bemerkt, von einer Monarchie, für deren Träger er bereits einen Bruder des österreichischen Kaisers, den Erzherzog Maximilian, in Aussicht genommen hatte. Und in Madrid begünstigte der tapfere General Juan Prim ebenfalls die Aufrichtung einer Monarchie in Mexiko nur für sich selbst.

Kaiser Maximilian.

Prim war der erste, welcher im Dezember 1861 bei Vera Cruz landete und die Stadt ohne Schwertstreich besetzte. Einige Wochen später trafen die französischen und englischen Truppen ein; doch rasch wie er entflammt war, erkaltete der Eifer der Spanier und Engländer, als der von Juarez aus Mexiko verbannte General Almonte aus Paris anlangte, für die von Napoleon begünstigte Kandidatur des Erzherzogs Maximilian zu agitieren begann und damit Napoleons wahre Absichten enthüllte. Beide Staaten verständigten sich in Folge dessen mit Juarez und schifften ihre Truppen wieder ein, während die Franzosen zurückblieben und Almonte zum Diktator ausriefen. Es mußte sich nun zeigen, ob der von dem Kaiser der Franzosen erdachte Plan einer Vereinigung der lateinischen Rasse unter Frankreichs Führung in Amerika zu verwirklichen war. Napoleon, der noch immer mit Bestimmtheit auf den Sieg der Südstaaten im Bürgerkriege rechnete, glaubte es; sobald aber die Sache der Union triumphierte, war auch die Niederlage seiner Politik in Mexiko entschieden.



Belagerung von Pueblo: Erstürmung des Forts Xavier durch die Franzosen unter General Bazaine.

L of C.

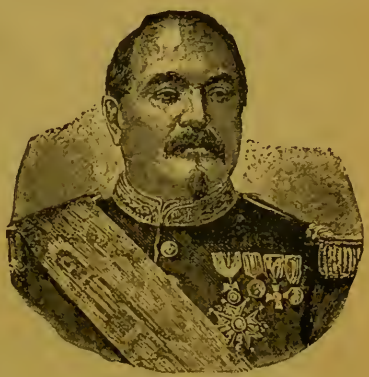
Im französischen Volk fand sein mexikanisches Unternehmen von Anfang an entschiedene Mißbilligung, und die Unzufriedenheit stieg wegen der kolossalen Ausgaben, welche die stetig steigende Zahl der nach Mexiko nachgesandten Truppen und das Kriegsmaterial veranlaßten. Die Mexikaner selbst aber, und zwar nicht nur die Radikalen und Liberalen, sondern auch ein großer Theil der Konservativen standen der französischen Intervention feindselig gegenüber. Am 5. Mai unternahmen die französischen Truppen unter Lorencez einen vergeblichen Sturm auf das befestigte Pueblo, nach dem sie zum Rückzuge nach Orizaba sich genöthigt sahen. Erst nachdem das französische Expeditionskorps, mit Einschluß der Flottenmannschaft, auf 45,000 Mann verstärkt worden war, konnte der neue Oberbefehlshaber, General Forey, nach dreimonatlicher Belagerung Pueblo am 18. Mai 1863 zur Ergebung zwingen. Nun rückten die Franzosen auf die Hauptstadt Mexiko los, die Juarez am 31. Mai räumte, um sich mit seinen Ministern und dem Reste des nationalen Heeres nördlich nach San Luis Potosi zurückzuziehen. Am 10. Mai hielt General Forey mit Almonte an der Spitze von 10,000 Mann seinen Einzug in die Hauptstadt, wo er eine Junta einsetzte, die dem General Almonte, dem Erzbischof Labastida und dem General Sales die provisorische Regierung übertrug. Auf den 8. Juli wurde eine, ausschließlich aus Gegnern des Präsidenten Juarez bestehende Notabelnversammlung einberufen, die am 12. Juli beschloß, eine konstitutionelle Erbmonarchie einzuführen und dem Erzherzog Maximilian von Oesterreich die Kaiserkrone anzutragen.

Kaiserin Charlotte.

Nachdem eine angebliche Volksversammlung den Beschluß der Notablen bestätigt hatte, nahm der allzu vertrauensselige Erzherzog die dargebotene „Krone Montezumas“ am 10. April 1864 an, schloß aber gleichzeitig mit Napoleon III. den Vertrag von Miramar, der Frankreich eine in Raten zu bestimmten Terminen zahlbare Kriegsentschädigung von 270 Millionen Franken zusicherte, wogegen der Kaiser der Franzosen sich verpflichtete, 25,000 Mann seiner Truppen so lange in Mexiko zu lassen, bis Maximilian aus Fremden und Einheimischen eine Armee zu organisieren vermöge. Die Okkupationstruppen sollten vom 1. Juli 1864 an aus der mexikanischen Staatskasse unterhalten werden. Das neue Kaiserreich in Amerika war somit von vornherein thatsächlich nichts anderes, als eine Art Vasallenstaat, dessen Existenz ganz und gar von der Fortdauer des französischen Schutzes abhing.

Maximilian hielt mit seiner Gemahlin Charlotte am 12. Juni einen pomphaften Einzug in die Hauptstadt Mexiko und trat bereits am 10. August

eine dreimonatliche Rundreise durch die im Frieden befindlichen Gebiete des Ostens — der Westen war noch vollständig in den Händen einzelner republikanischen Führer ebenso wie viele Hafenstädte — an, um sich mit eigenen Augen von den Zuständen des Landes zu überzeugen. Heimgekehrt, begann er mit durchaus lobenswerthen Reformen, allein er vermochte weder den Umtrieben der verschiedenen Parteien Einhalt zu gebieten, noch auch die leeren Staatskassen zu füllen und den zerrütteten Finanzverhältnissen aufzuhelfen. Ebensowenig gewann das neue Regiment an Volksthümlichkeit durch den „heilsamen Schrecken", den man mittels Feuer und Schwert oder durch Erhängen und Schießen in unfügsamen oder verdächtigen Orten und Gegenden zu verbreiten suchte. Dazu kam, daß der Kongreß in Washington, auf die Monroe-Doktrin fußend, dem neuen Kaiserthum beharrlich die Anerkennung verweigerte und nach der Niederwerfung der Südstaaten mit Entschiedenheit von Frankreich die Räumung Mexikos verlangte.



Marschall Bazaine.

Der Krieg zwischen den Streitkräften der republikanischen Regierung in Mexiko und den Kaiserlichen, die durch eine belgische und österreichische Fremdenlegion verstärkt waren, und nun unter dem Oberkommando des zum Marschall beförderten Bazaine standen, hatte unterdessen weiter gedauert und dadurch an Bitterkeit und Grausamkeit zugenommen, daß Maximilian am 2. und 3. Oktober 1865 die beiden Blutdekrete erließ, welche Juarez und seine Anhänger als Räuberbanden in die Acht erklärten, den Guerillas im Falle der Gefangennahme sofortige Erschießung, und Allen, die sie unterstützten, die schwersten Strafen ankündigten. Maximilian begann dadurch immer mehr an Boden zu verlieren und als die Union Napoleon III. mit aller Entschiedenheit vor die Wahl stellte, entweder seine Truppen zurückzuziehen oder sich in einen Krieg mit den, in voller Rüstung dastehenden Ver. Staaten verwickelt zu sehen, zog der in die Enge getriebene Kaiser die Schmach des Rückzuges solchem Krieg vor und machte sich im April 1866 verbindlich, die ganze französische Streitmacht bis zum April 1867 in drei halbjährlichen Abtheilungen zurückzuziehen. Das bedeutete auch den sicheren Zusammenbruch des mexikanischen Kaiserthums; Maximilian wies jedoch den Vorschlag Bazaines, freiwillig abzudanken, zurück, und seine Gemahlin Charlotte unternahm im Sommer 1866 eine Reise nach Paris und Rom, um persönlich die Hilfe Napoleons und des Papstes anzurufen. Die unglückliche Frau fand jedoch weder hier noch dort Gehör und richtete nichts aus. Die letzten französischen Truppen schifften sich am 16. März 1867 in Veracruz ein. Außer diesem Hafenplatze und der Provinz gleichen Namens blieben nur noch die Städte und Provinzen Mexiko,

Pueblo und Queretaro der Autorität Maximilians unterworfen. Pueblo wurde aber am 2. April von dem juaristischen General Diaz mit stürmender Hand genommen. Am 15. bemächtigte sich der General Escobedo durch Verrath der Stadt Queretaro, wohin sich Maximilian am 19. Februar mit 3,000 Mann begeben hatte. Der Kaiser und seine beiden Generale Mejia und Miramon wurden gefangen und kriegsrechtlich zum Tode verurtheilt — zur Sühne für republikanische Generale und Soldaten, die er als Banditen hatte erschießen lassen.

Die letzten Augenblicke Kaiser Maximilians von Mexiko.

Ueber die Hinrichtung selbst entwirft ein in Mexiko zur Zeit noch anwesender Franzose die Schilderung: „Am Morgen des 19. Juni 1867, dem zur Hinrichtung bestimmten Tage, erhob sich Kaiser Maximilian sehr früh. Sein ungarischer Diener Tüdös, der ihm das Frühstück um 5 Uhr brachte, fand ihn schon völlig angekleidet. Maximilian wies Thee und Biskuits zurück, aß dagegen mit Appetit ein halbes Brathuhn und trank zwei Gläser Bordeaux dazu. Kaum war er damit fertig, so erschien ein mexikanischer Offizier, um ihn zum letzten Gange aufzufordern, und gleichzeitig sein Beichtvater, der gleich dem Diener ganz fassungslos war, so daß Maximilian beide trösten mußte. Maximilian verließ dann die Zelle des Kapuzinerklosters, die ihm

als Gefängniß gedient hatte, und begab sich festen Schrittes hinunter auf die Straße, wo die Kutschen, die ihn und die Generale Miramon und Mejia zum Richtplatze bringen sollten, hielten. Der Kaiser stieg in eine derselben ein, Tüdös setzte sich zum Kutscher auf den Bock. So ging die Fahrt durch die bereits von einer lärmenden Volksmenge erfüllten Straßen von Queretaro nach dem Cerro dela Campana, einem vor der Stadt gelegenen Hügel, dicht bei der Stelle, wo der Kaiser sich am 15. Mai ergeben hatte. Maximilian stieg, dort angekommen, ruhig und gelassen aus dem Wagen, in stolzer, aufrechter Haltung, und gab jedem der zur Hinrichtung kommandierten Soldaten ein Goldstück mit der Bitte, gut zu zielen und zwar nicht auf den Kopf, sondern auf die Brust. Er wollte nicht, daß sein Gesicht entstellt werden solle. Der junge Offizier, der die Soldaten führte, näherte sich ihm und bat, der Kaiser möge ihm nicht grollen, er gehorche dem Befehl seiner Oberen; worauf Maximilian erwiderte: „Ich danke Ihnen für Ihr Mitgefühl, junger Mann; ein Soldat muß dem gegebenen Befehle nachkommen." Dann näherte er sich den Generalen Mejia und Miramon, umarmte sie und sagte: „Bald sehen wir uns in der anderen Welt wieder." Nach der Verlesung des Todesurtheils sagte er: „Ich sterbe für das Wohl und die Unabhängigkeit Mexikos. Möge mein Tod beide verkitten." Einige der Zeugen dieser Vorgänge lassen ihn hochtönende, pathetische Phrasen sprechen, die verschieden angegeben werden, je nach der Parteistellung, Bildung und Auffassung des Berichterstatters. Sein Diener Tüdös, der einzige europäische Zeuge der Hinrichtung, behauptet, daß er gesagt habe: „Verzeihet mir, ich zahle mit meinem Blute, falls ich gefehlt habe", was offenbar falsch ist. Die von anderen ihm zugeschriebenen Aussprüche verdienen nicht mehr Glaubwürdigkeit. Es ist anzunehmen, daß der Kaiser es verschmähte, zu den versammelten Gaffern zu reden, und daß alle Berichte dieser Art der Phantasie entsprungen sind. Wie dem auch sei — darin stimmen alle, auch seine Feinde, überein, daß er mit jenem Muthe und jener Würde, die sein Name und seine Stellung erwarten ließen, gestorben ist. Die drei Opfer wurden in einer Reihe aufgestellt. Der Kaiser links, zu seiner Rechten Miramon, an dessen Seite Mejia. Als die Schüsse fielen, stürzten alle drei nieder. Die Generale waren todt, der Kaiser aber regte sich noch. Der kommandierende Offizier legte ihn auf den Rücken und zeigte mit der Säbelspitze auf Maximilians Herz, worauf ein Soldat herantrat und durch einen Schuß aus nächster Nähe dem Leben des unglücklichen Fürsten ein Ende machte. Man legte die Leiche in einen gewöhnlichen schwarzen Sarg und brachte sie nach dem Kapuzinerkloster zurück. Doktor Lisso balsamierte sie ein und umwickelte sie mit Mumienbinden, ganz nach altaztekischer Art. Ganz indianischem Geschmack, nicht etwa beabsichtigter Leichenschändung, wie man anfangs annahm, war es auch zuzuschreiben, daß die mexikanischen Aerzte die Augen der Leiche durch zwei Glasaugen ersetzten, die einer im Kloster befindlichen Statue der heiligen Ursula entnommen worden waren; sowie daß sie einen Theil des dichten Bartes abrasierten, um die Wangen roth und weiß bemalen zu können." Admiral Tegetthoff brachte später die sterblichen Ueberreste Maximilians auf der Fregatte „Novara" nach Triest und am 18. Januar 1868 wurden sie feierlich in der

Kaisergruft der Kapuzinerkirche in Wien beigesetzt. Noch bevor der Kaiser unter den Kugeln der Republikaner in Queretaro sein Leben endete, verfiel die Kaiserin Charlotte in Folge der furchtbaren Aufregungen eines hoffnungslosen Kampfes gegen die Gewalt der Umstände in Irrsinn. Von dem tragischen Ende ihres Gatten, der, reichbegabt und voll von großen, freilich oft schwärmerischen und der Wirklichkeit nicht genug Rechnung tragenden Ideen, ein besseres Loos verdiente, hat sie nie etwas erfahren. Sie vegetiert noch jetzt im Schloß Bouchont bei Brüssel als rettungslos Geisteskranke dahin. In Queretaro aber wurde am 19. Juni 1901 unter Beisein österreichischer Abgesandter eine Sühnekapelle eingeweiht.

Die Fregatte „Novara", welche Maximilians Leiche nach Triest brachte.

Am 21. Juni 1867 ergab sich dann die Hauptstadt Mexikos dem General Porfiro Diaz, und am 25. Juni vermittelten die fremden Konsuln auch die Uebergabe von Veracruz. Damit war die Republik in Mexiko wieder hergestellt; Juarez wurde allgemein als Staatsoberhaupt anerkannt und im Dezember 1867 und ebenso 1871 von Neuem zum Präsidenten wiedergewählt. Er starb aber schon am 18. Juli 1872.

Siebentes Kapitel.

Gründung des deutschen Nationalvereins. — Wilhelm, Prinzregent von Preußen. — Tod Friedrich Wilhelms IV. — Wilhelm I. und seine Militärreorganisation. — Krönung in Königsberg. — Bruch mit der Volksvertretung, welche blos eine zweijährige Dienstzeit eingeführt wissen wollte. — Berufung Bismarcks zum Ministerpräsidenten. — „Durch Eisen und Blut." — Verfassungskonflikt. — In Oesterreich führt Franz Joseph die konstitutionelle Staatsform ein. — Mißerfolg des deutschen Fürstenkongresses wegen Wegbleibens Wilhelms I. — Die schleswig-holsteinische Frage. — Entstehung derselben. — Christian IX. von Dänemark. — Friedrich von Augustenburg als Herzog von Schleswig-Holstein ausgerufen. — Bismarcks meisterhafte Diplomatie. — Zwingt Oesterreich, mit Preußen gemeinsame Sache zu machen. — Verhindert Eingreifen der übrigen Großmächte. — Deutsch-Dänischer Krieg. — Die Dänen geben die Danewerk-Stellung auf. — Die Oesterreicher besetzen Flensburg. — Seekrieg. — Die Preußen belagern die Düppeler Schanzen. — Sturm auf dieselben. — Die Dänen geben das Festland auf. — Erfolglose Konferenz in London. — Uebergang der Preußen nach Alsen. — Ende des Krieges. — Friede von Wien am 30. Okt. 1864. — Schleswig-Holstein von Dänemark getrennt.

Die wunderbaren Ereignisse auf der Apenninenhalbinsel, welche die Einigung Italiens und die Stiftung des Königreiches Italien zur Folge hatten, weckten auch im deutschen Volke neue Hoffnungen. Nach italienischem Muster wurde ein deutscher Nationalverein unter Leitung des hannoverschen Abgeordneten von Bennigsen von deutsch-liberalen Männern aus allen Bundesstaaten gegründet; auf Schützen-, Turner- und Sängerfesten, bei jeder öffentlichen Gelegenheit erscholl der Ruf nach Einheit und Freiheit. Freilich über die Art, wie diese Einheit zu verwirklichen sei, gingen die Meinungen weiter auseinander als je, zumal derjenige Staat, welcher dazu berufen schien, die Rolle Sardiniens zu übernehmen, Preußen, keineswegs so regiert wurde, daß ihm die Herzen der Nation zugeflogen wären: der reaktionäre Manteuffel führte das Regiment. An seiner Spitze stand Friedrich Wilhelm IV., dessen Gehirnleiden durch die Neuenburger Verwicklungen so verschlimmert worden, daß er seinem Bruder, dem Prinzen Wilhelm von Preußen, die Regentschaft übertrug, anfangs auf ein Vierteljahr, die aber mehrmals erneuert wurde, bis sie am 8. Oktober 1858 mit Zustimmung der Kammern in eine unbeschränkte Regentschaft überging.

Die erste Regierungshandlung des Prinzregenten war die Entlassung des verhaßten und unfähigen Ministeriums Manteuffel und die Berufung des deutschgesinnten Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen zum Ministerpräsidenten, welcher von allen nicht reaktionär gesinnten Elementen mit lebhafter Freude begrüßt wurde. Eine „neue Aera" begann. Während aber die Liberalen auf rasche Erfüllung all ihrer Träume, ähnlich wie in Italien, hofften, lag dem neuen Herrn die Hebung des Ansehens Preußens mit vollem Recht zunächst mehr am Herzen, als die Klärung der verworrenen Lage im Innern des Landes, und so sahen sich die Liberalen bald bitter enttäuscht. Wilhelm I., der nach dem Tode seines Bruders am 2. Januar 1861 den Thron der Hohenzollern bestieg, war eine der sympathischsten Herrschergestalten, die je eine Krone getragen haben, eine ernste, schlichte Natur ohne störende Leidenschaften, mit einem klaren Blick und festem Willen, Zoll für Zoll ein König und doch frei von allen despotischen Regungen; und besonders dafür zu bewundern, daß er aus der großen Menge heraus gerade die Männer sich zu Räthen wählte, welche besser als alle früheren Minister ihre Zeit und Preußens Aufgabe begriffen. „Deutschland wurde nicht darum einig und stark, weil die Zeit dazu gekommen war, sondern weil auf Preußens Thron ein König saß, der dem Genie eines Bismarck, eines Moltke und eines Roon freie Bahn schuf."

König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen.

Noch als Prinzregent hatte er in der Thronrede vom 12. Januar 1860 die Armeevorlage, deren Entwurf, sein „eigenster Gedanke", seinen langjährigen Beobachtungen und Erfahrungen entsprungen war, mit großem Nachdruck angekündigt. Diese mit dem Kriegsminister von Roon vorgenommene Militärreorganisation setzte die Dienstpflicht in der Linie, die für die Infanterie von 1832—1852 nur 2 Jahre und bis 1856 dann 2½ Jahre gewährt hatte, auf 3 Jahre fest, in der Reserve auf 4, in der Landwehr auf 9, so daß also die Gesammtdienstpflicht nur 16 Jahre (gegen 19 bisher) betrug. Die Friedensstärke wurde, entsprechend dem Anwachsen der Bevölkerung seit 1814, von 150,000 Mann auf etwa 213,000 erhöht, eine

Aushebung von jährlich 63,000 (statt 40,000) Rekruten angeordnet, die Infanteriebataillone zur Gewinnung weiterer Cadres von 135 auf 253 erhöht und die Errichtung von 28 neuen Kavallerieregimentern verlangt. Während bisher die Landwehr ersten Aufgebots noch zur mobilen Feldarmee gehört hatte, sollte das stehende Heer fernerhin nur noch aus der Linie und der um die bisherigen jüngsten drei Jahrgänge der Landwehr vermehrten Reserve bestehen, wohingegen der Landwehr die Vertheidigung der Festungen und der Grenzen zufiel. Bei der Mobilmachung sollte somit die Landwehr geschont, dagegen durch die Verstärkung der Linie und Reserve die rasche Aufstellung einer starken und schlagfertigen Armee im Kriegsfalle gewährleistet werden. Der jährliche Mehraufwand für diese Reorganisation war zu etwas über 10 Millionen Thaler, die Kosten der ersten Einrichtungen auf etwa 5 Millionen Thaler berechnet.

Prinz Wilhelm von Preußen.

Wenn Preußen an die Spitze Deutschlands treten sollte, wie es ja gerade die Liberalen immer verlangt hatten, so mußte es vor allem ein schlagfertiges Heer besitzen; anders war, wie die letzten Jahre genugsam gezeigt hatten, jenes Ziel überhaupt nicht zu erreichen. Die Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses war auch an sich dem Grundsatze der breiteren Heranziehung der Wehrpflichtigen nicht abgeneigt; allein sie verlangte die Wiedereinführung der früheren zweijährigen Dienstzeit, wie sie gegenwärtig auch wieder besteht. Und über diesen Punkt kam es zwischen dem Monarchen und dem Haus bald zu einem Konflikt, der mehr und mehr bitter wurde.

Als dann König Wilhelm durch Erlaß vom 6. Juli 1861 ankündigte, daß er an Stelle der früher üblichen Erbhuldigung beim Regierungsantritt die feierliche Krönung erneuern werde, durch die von seinem Ahnherrn Friedrich I. die erbliche Königswürde im Hohenzollernhause begründet worden sei, und darin besonders das „geheiligte und in allen Zeiten unvergängliche Recht der Krone, zu der Wir durch Gottes Gnade berufen worden",

hervorhob, sah die liberale Partei dies als eine Herausforderung an. Die scharfe Betonung des monarchischen Standpunktes erregte weit über Preußens Grenzen hinaus Mißstimmung, und aus ihr erwuchs wohl auch das frevelhafte Attentat, das der Leipziger Student Oskar Becker aus Odessa am 14. Juli in Baden-Baden auf den König verübte; glücklicherweise ohne seinen Zweck zu erreichen. Er gab als Motiv seiner verbrecherischen That an, daß er die Ueberzeugung hege, König Wilhelm sei seiner Aufgabe hinsichtlich der deutschen Politik nicht gewachsen; er habe ihn aus dem Wege räumen wollen, um seinem Nachfolger die Gelegenheit und einen Ansporn zu geben, die Mission Preußens in Deutschland zu erfüllen.

Albrecht von Roon.

In den Tagen vom 14. bis 20. Oktober gingen die Krönungsfeierlichkeiten in Königsberg vor sich, und am 22. Oktober erfolgte der feierliche Einzug in Berlin. Der Konflikt zwischen Krone und Volksvertretung ruhte indeß nicht, sondern nahm jetzt immer schärfere Formen an. König Wilhelm hielt unerschütterlich an dem fest, was nach seiner Ueberzeugung nothwendig war, allein im Volke sah man, eingedenk der kläglichen Politik der vierziger und fünfziger Jahre und der damals erlittenen Schlappen, in der Heeresvermehrung nur eine nutzlose und kostspielige Soldatenspielerei. So wurde die Haltung der Mehrheit des Abgeordnetenhauses, die ja das formelle Recht zur Ablehnung eines vermehrten Militäraufwandes auf ihrer Seite hatte, immer schroffer und ablehnender. Auf beiden Seiten wurden Fehler gemacht, und während das Vertrauen zur Regierung und zur Krone immer mehr erschüttert wurde, schien ein gütlicher Ausgleich bald ganz unmöglich, und am 23. September strich der Landtag die Millionen, welche für die Verstärkung der Armee im Budget des Staates angesetzt waren, und machte damit ihre Verwendung ungesetzlich.

Anton von Hohenzollern-Sigmaringen.

Der König, in dessen eigener Familie die Königin Augusta und der seit dem 25. Januar 1858 mit der Princeß Royal Viktoria von England vermählte Kronprinz Friedrich Wilhelm der Auffassung der Opposition zuneigten, wollte auf die Reorganisation, die er für unbedingt nöthig hielt, unter keinen Umständen verzichten, sondern lieber abdanken, als auch das neue Ministerium in dem Kampfe mit

Die Krönung König Wilhelms I. in Königsberg am 18. Oktober 1861.

der Kammer zu erliegen drohte. Da telegraphierte Roon an seinen Freund Bismarck, der im Süden Frankreichs auf Urlaub weilte, und berief ihn schleunigst nach Berlin. Am 22. September, dem Tage vor der in ihrem Ergebniß klar vorherzusehenden Abstimmung der Kammer, wurde Bismarck in Babelsberg vom König Wilhelm, der die Abdankungsurkunde bereits aufgesetzt hatte und nun auf ihn die letzte Hoffnung richtete, empfangen. Wenn Bismarck sich weigerte, an die Spitze der Regierung zu treten, so wollte der König den Kronprinzen rufen lassen und mit jener Urkunde die Regierung in seine Hand legen. Bismarck aber nahm das Anerbieten sofort an und erklärte sich bereit, für die Armeeorganisation einzutreten. „Ja, wollen Sie denn auch gegen die Mehrheit des Landtages und Landes Ihr Amt antreten und führen?" fragte der König. Bismarck bejahte fest. „Und auch ohne Budget?" fuhr der Monarch fort, worauf Bismarck abermals bestimmt ja sagte. Da zerriß der König die Abdankungsurkunde. Unmittelbar nach der Abstimmung in der Kammer wurde der Wirkliche Geheime Rath und bisherige preußische Gesandte in Paris, Otto v. Bismarck-Schönhausen, interimistisch und am 8. Oktober 1862 endgültig zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und zum Ministerpräsidenten ernannt, — eine Ernennung von, wie die Folgezeit bewies, weltgeschichtlicher Bedeutung.

Die liberale Opposition empfing den neuen Ministerpräsidenten mit schärfstem Mißtrauen; hatte sie doch auch Grund genug, von einem „reaktionären Junker", für den Bismarck damals allgemein galt, weil er in der achtundvierziger Bewegung in Wort und Schrift aufs Keckste als Feind aller Freiheits- und Einheitsbestrebungen aufgetreten war, nichts Gutes zu erwarten. Daß er mittlerweile über den engen Gesichtskreis des Parteimannes hinausgewachsen und zu einem großen Staatsmann geworden war, der es als seine Aufgabe betrachtete, Preußen die ihm zukommende Stellung in Deutschland und in Europa zu verschaffen, ahnten erst wenige, und nur einzelne Tiefeingeweihte besaßen eine sichere Kenntniß davon.

Mit Bismarcks Berufung war entschieden, daß die Militärreform auch ohne Zustimmung der zweiten Kammer durchgeführt werden solle. In einer Sitzung der Budgetkommission vom 30. September sprach er die „geflügelten Worte", welche ganz Europa mit einigem Staunen vernahm: „Preußen muß seine Kraft zusammenhalten auf den günstigen Augenblick, der schon einigemal verpaßt worden ist. Preußens Grenzen, wie sie die Wiener Verträge geschaffen haben, sind zu einem Staatskörper nicht günstig. Nicht durch Reden und Majoritätsbeschlüsse werden die großen Fragen der Zeit entschieden — dies ist der Fehler von 1848 und 1849 gewesen —, sondern durch Eisen und Blut."

Am 13. Oktober wurde der Landtag geschlossen, nachdem das mit der Regierung Hand in Hand gehende Herrenhaus das vom Abgeordnetenhaus verkürzte Budget verworfen und das von der Regierung aufgestellte unverkürzt wiederhergestellt hatte, was das Abgeordnetenhaus für gegen die Verfassung verstoßend und widerrechtlich erklärte. Daraus, daß die Verfassung keine Festsetzung darüber enthielt, was geschehen solle, wenn ein Finanzgesetz

nicht zu Stande käme, leiteten die Konservativen „eine Lücke in der Verfassung" her, welche die Regierung ermächtigte, ohne Finanzgesetz weiter zu regieren. So war also der Militärkonflikt nun zum Verfassungskonflikt geworden, der sich unter zeitweiliger Aufhebung der Preßfreiheit und wiederholter Auflösung der Kammer immer mehr verschärfte, wozu auch die Fragen der deutschen und auswärtigen Politik beitrugen.

Bismarcks von weisen staatsmännischen Erwägungen geleitetes Verhalten gegenüber Rußland während des polnischen Aufstandes von 1863 (vergl. S. 25) erregte die lebhafteste Mißbilligung der Liberalen, denen der Ministerpräsident seine eigentlichen Endziele noch nicht offenbaren durfte. Dagegen wurde in Berlin ein durchschlagender Erfolg auf handelspolitischem Gebiete erzielt, indem man die süddeutschen Staaten nöthigte, den 1862 in freihändlerischem Sinne geschlossenen Handelsvertrag mit Frankreich anzuerkennen, und den Anspruch Oesterreichs auf Vollzug der 1851 in Aussicht genommenen großdeutschen Zollverfassung zurückwies.

Franz Deák.

Je mehr das liberale Bürgerthum Deutschlands dem König von Preußen wegen seiner, für nothwendig befundenen „absolutistischen, freiheitsfeindlichen" Haltung abgeneigt wurde, um so mehr wandte es sich dem Kaiser Franz Joseph von Oesterreich zu, der, durch die schweren Erfahrungen im italienischen Kriege belehrt, mit der absolutistischen Regierungsweise gebrochen und 1861 seinem Reiche eine Verfassung gegeben hatte, welche die konstitutionelle Staatsform in Oesterreich einführte und, gestützt auf dieselbe, eine Versöhnung mit den übrigen Kronländern, vorab mit Ungarn anstrebte, wo der hervorragende Staatsmann Franz Deák (1803—1876) ein Wiedererstehen freiheitlicher Verfassungsverhältnisse anstrebte. Auf Betreiben seines Ministerpräsidenten, des ehemaligen Frankfurter Reichsministers Anton v. Schmerling faßte Franz Joseph den Plan, der öffentlichen Meinung in Deutschland entgegenzukommen und die deutsche Frage im österreichischen Sinne zu lösen. Der Augenblick dazu war insofern günstig gewählt, als Preußen durch den inneren Zwiespalt gelähmt schien. Er konnte also hoffen, zugleich die Hegemonie Oesterreichs fest zu begründen. Der Plan sah ein sehr künstlich zusammengesetztes Bundesdirektorium und eine indirekte Vertretung des deutschen Volkes durch Delegierte der Einzellandtage vor. Derselbe wurde dem deutschen Fürstenkongreß in Frankfurt a. M. im August 1863 vorgelegt, zu dem Franz Joseph, nachdem er im Bad Gastein dem Könige von Preußen zu diesem Zwecke einen Besuch gemacht hatte, die sämmtlichen deutschen Fürsten einlud. Allein er hatte die Rechnung ohne — Bismarck gemacht. Dieser, der dem englischen

Ministerpräsidenten offen erklärt hatte: „Ist die preußische Armee erst auf Achtung gebietenden Stand gebracht, dann werde ich den ersten besten Vorwand ergreifen, um Oesterreich den Krieg zu erklären, den deutschen Bund zu sprengen, die Mittel- und Kleinstaaten zu unterwerfen und Deutschland unter Preußens Führung eine nationale Einheit zu geben", stand allen Wiener Versuchen, die deutsche Frage durch solch friedliche Erörterungen und Monarchenkongresse einer befriedigenden Lösung zuzuführen, schroff ablehnend gegenüber, und es gelang ihm, seinen königlichen Herrn zu bestimmen, die Einladung der versammelten Fürsten abzulehnen und damit den Plan des Wiener Kabinettes, Deutschland dauernd unter die Zwingherrschaft des Bundestages zu stellen, zum Scheitern zu bringen. Das Fernbleiben des Königs und das energische Auftreten seines klarblickenden Schwiegersohnes, des Großherzogs Friedrich von Baden, genügten, um dem seltsamen Projekt, an die Spitze Deutschlands ein aus sechs Mitgliedern bestehendes Direktorium zu setzen, von vornherein den Lebensfaden abzuschneiden; denn ein „einiges Deutschland" mit Oesterreich, aber ohne Preußen, war doch undenkbar. Letzteres antwortete durch eine scharfe Kritik der in Frankfurt angenommenen österreichischen Reformakte und durch Aufstellung eines Gegenvorschlages, der sich für die Leitung des Deutschen Bundes durch die beiden Großmächte und für ein direkt gewähltes deutsches Parlament aussprach. Obwohl Bismarck durch diese Forderung einem sehnlichen Wunsche des deutschen Volkes entgegenkam, fand er doch weder in Preußen noch in Deutschland Verständniß; man mißtraute allgemein der Regierung, die, während sie für Deutschland ein Volksparlament begehrte, mit der eigenen Volksvertretung einen erbitterten Kampf führte.

König Friedrich VII. von Dänemark.

Das preußische Abgeordnetenhaus wurde am 3. September 1863 aufgelöst, aber die Wahlen im November ergaben wiederum eine große oppositionelle Mehrheit, und es schien kein friedlicher Ausweg aus diesen inneren Wirren mehr möglich. Eben jetzt wurde jedoch die schleswig-holsteinische Frage wieder brennend, die auch der Ausgangspunkt für die Lösung der deutschen Frage werden sollte.

Trotz des Scheiterns der Erhebung von 1848 hatten nämlich die Schleswig-Holsteiner ihre feindselige Haltung gegen Dänemark nicht aufgegeben; sie hofften sogar, beim Tode des kinderlosen Königs Friedrich VII. die Verbindung mit den verhaßten Dänen gänzlich zu lösen, da bei ihnen die weibliche Erbfolge, welche in Kopenhagen galt, ausgeschlossen sei. Eine Konferenz zu London hatte zwar 1852 festgesetzt, daß die beiden Herzogthümer unauflöslich mit Dänemark verbunden sein sollten, aber unbeschadet ihrer altherkömmlichen Rechte. Nun verletzten die Dänen unkluger-

weise diesen Vorbehalt, indem sie 1863 durch eine neue Verfassung das nicht zum deutschen Bunde gehörige Schleswig ihrem Staate völlig einzuverleiben und dadurch von Holstein zu trennen suchten. Diesen kecken Streich hätten die Eiderdänen, d. h. die Partei in Dänemark, deren Losung: „Dänemark bis zur Eider" hieß, niemals gewagt, wenn sie nicht auf die Lahmheit des deutschen Bundes gebaut hätten, der zu jedem wirksamen Vorgehen unfähig erschien. Allein in Deutschland erregte ihr Vorgehen doch gewaltige Aufregung; man erblickte darin mit Recht einen schlauen Versuch zur Dänisierung eines deutschen Landes. Die beiden Herzogthümer selber aber beriefen sich auf ihre uralte Verbindung, die nicht gestatte, eins von dem andern zu trennen. Preußen und Oesterreich aber erhoben am 15. April 1863 Protest gegen die dänische Gewaltthat,

Christian IX. von Dänemark.

wiesen alle diplomatischen Manöver ab und setzten es durch, daß der Deutsche Bund am 9. Juli 1863 dem Dänenkönig den Krieg für den Fall androhte, daß er seinen Märzerlaß nicht zurücknähme. Friedrichs VII. Antwort lautete ablehnend: er hoffte auf den Beistand der übrigen Großmächte, namentlich auf den Englands und Frankreichs, und legte, der deutschen Warnung trotzend, dem Reichsrath ein Gesetz vor, das die Trennung Schleswigs von Holstein und Lauenburg zur Thatsache machen sollte. Schon schien der Ausbruch der Feindseligkeiten unvermeidlich, da starb plötzlich am 15. November 1863 Friedrich VII., der Prinz von Glücksburg übernahm als Christian IX. die Regierung.

Friedrich von Augustenburg.

Die Hoffnung, der neue Herr werde es nicht wagen, die deutschfeindliche Politik seines Vorgängers fortzusetzen, ging indeß nicht in Erfüllung; er erhob vielmehr den Beschluß des Reichsraths über die Trennung der Herzogthümer zum Gesetz. Eine gewaltige Erregung bemächtigte sich nun aufs Neue des deutschen Volkes; und als die Schleswig-Holsteiner den Prinzen Friedrich von Augustenburg zu ihrem besondern Fürsten ausriefen, jubelte ihnen die öffentliche Meinung in ganz Deutschland zu, und die deutschen Klein- und Mittelstaaten beschlossen, den Augustenburger mit Waffengewalt gegen die Dänen zu unterstützen, um den Forderungen mehr Nachdruck zu verleihen. 12,000 Sachsen und Han-

noveraner rückten in der letzten Woche des Jahres 1863 gegen die Dänen vor und zwangen sie, hinter die Eider zurückzuweichen, während gleichzeitig Herzog Friedrich überall als Landesherr ausgerufen wurde. Ende Dezember traf der Herzog in Schleswig ein, um in Kiel seine Residenz zu nehmen; er bildete auch ein Kabinett, respektierte aber die Bundesexekution und ihre Verwaltung. Er hatte für sich das Recht der legitimen Erbfolge, den Wunsch der Bevölkerung in den Herzogthümern und so ziemlich die ganze öffentliche Meinung in Deutschland, wo man jetzt von dem Londoner Protokoll, in dem das Ausland zu einer Zeit nationaler Schwäche dem deutschen Volke Vorschriften gemacht hatte, nichts mehr wissen wollte.

Anders lag nun aber die Sache für die beiden Großmächte, Preußen und Oesterreich, welche, im Gegensatz zum Bunde, jenes Protokoll mit unterzeichnet hatten. Bismarck wollte zwar die schleswig-holsteinische Sache, die große Herzens- und Ehrenfrage des deutschen Volkes, ebenfalls durch die völlige Befreiung der Herzogthümer vom dänischen Joche entschieden sehen, aber er gedachte dies Ziel ohne die Opfer und Gefahren eines europäischen Krieges zu erreichen, den ein Angriff von Preußen allein auf Dänemark damals sicherlich hervorgerufen haben würde. Das erreichte der von der Welt noch nicht erkannte, unvergleichliche*) Diplomat dadurch, daß er — ohne das in ganz Deutschland darüber losbrechende Entrüstungsgeschrei zu beachten — sich anscheinend auf den Standpunkt stellte, als begehre er bloß die Aufrechterhaltung des Londoner Protokolls durch Wiederaufhebung der dagegen verstoßenden neuen dänischen Gesammtverfassung. Er wußte ja ganz genau, daß der von englischer Seite noch mehr angestachelte dänische Hochmuth sich darauf nicht einlassen werde. Dadurch verhütete Bismarck nicht nur die sonst gewiß erfolgte Bildung einer antipreußischen Koalition, sondern er nöthigte auch Oesterreich, das anerkannte Recht der Herzogthümer gegen Dänemark an Preußens Seite zu verfechten, da es sich von diesem in der Wahrung völkerrechtlich festgestellter deutscher Rechte ja nicht überbieten lassen durfte. So vermied nun Bismarck, indem er mit Oesterreich zusammen, aber gegen die herrschende volksthümliche Ansicht nicht für das Erbrecht des Augustenburgers eintrat, sondern nur für das verletzte Verfassungsrecht der Herzogthümer, unter Anerkennung der Personalunion Schleswig-Holsteins mitDänemark, die Armee der deutschen Vormächte aufbot, daß der Krieg mit Dänemark aus dem Rahmen einer inneren Bundesangelegenheit heraustrat, weßhalb Europa ihn nicht zu hindern vermochte.

Am 1. Januar 1864 wurde trotz der Demonstration des Bundes in Kopenhagen das Gesetz veröffentlicht, das allseitig für einen Bruch des Londoner Vertrags erklärt worden war. Damit war zwischen Frieden und Krieg entschieden; am 16. Januar überreichten die Gesandten Preußens und Oesterreichs ein Ultimatum, das dem Dänenkönig nur 48 Stunden Bedenkzeit gab, die eiderdänische Verfassung zurückzunehmen. Dänemark lehnte ab, wohl hauptsächlich in der Hoffnung auf den Beistand der andern Groß-

*) Bismarck hat selbst später einmal den Ausspruch gethan, daß er seine diplomatischen Leistungen von 1864 für die schwierigsten und glücklichsten aller seiner Unternehmungen auf diesem Gebiete halte. Vergl. in des Verfassers „Bismarck", S. 194 flg.

mächte. Die sollte sich aber als trügerisch erweisen, denn Bismarck hatte sich den Zaren während des polnischen Aufstandes verpflichtet, so daß derselbe weit entfernt war, um Dänemarks willen mit Preußen zu brechen. Auch Napoleon III. unterhielt mit diesem in Folge des preußisch-französischen Handelsvertrages freundliche Beziehungen; außerdem wollte er nicht gegen das Nationalitätsgefühl handeln und hoffte im Stillen, aus den Verwickelungen, die dessen Anwendung auf Deutschland herbeiführen würde, für sich Vortheile ziehen zu können. England endlich war zwar von Eifersucht gegen das dem Meere zustrebende Preußen erfüllt, stand aber isoliert da und gab sich damit zufrieden, nachdem Napoleon die Aufforderung zu einer militärischen Demonstration am Rheine abgelehnt hatte. Das durch den Verfassungskampf erbitterte preußische Abgeordnetenhaus verweigerte nun zwar Bismarck die für den bevorstehenden Krieg geforderten Mittel, 12 Millionen Thaler, mit der Begründung, es sei zu fürchten, „daß dieselben in den Händen des Ministeriums nicht im Interesse der Herzogthümer und Deutschlands, nicht zum Nutzen der Krone und des Landes verwendet werden dürften"; allein Bismarck hatte bereits in der Kommissionssitzung erklärt: „Im Falle der Ablehnung der Anleihe werden wir das Geld nehmen, wo wir es finden." Am 18. Januar erging an die verbündeten Truppen der Befehl zum Vormarsch — der zweite deutsch-dänische Krieg begann, die erste Etappe auf dem Weg zur Einigung Deutschlands!

Prinz Friedrich Karl.

Am 20. Januar 1864 erfolgte das Einrücken der preußischen und österreichischen Truppen in Holstein. Erstere standen unter dem genialen Prinzen Friedrich Karl, einem Neffen des Königs, letztere unter dem Feldmarschalleutnant Freiherrn v. Gablenz. Der Oberbefehl über die ganze verbündete Armee war dem achtzigjährigen preußischen Feldmarschall v. Wrangel übertragen worden, der die Operationen bis nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen leitete; sein Generalstabschef

war Generalleutnant Vogel v. Falkenstein. Der Kronprinz Friedrich Wilhelm sowie die Prinzen Albrecht, Vater und Sohn, schlossen sich den preußischen Truppen an, von denen das kombinierte Armeekorps unter Friedrich Karl den rechten Flügel der verbündeten Armee bildete. Die Oesterreicher (VI. Korps) unter Gablenz standen in der Mitte, auf dem linken Flügel die preußische Gardedivision unter General von der Mülbe. Das dänische Heer, 30,000 Mann unter Generalleutnant de Meza, hatte hinter den Schanzen des Danewerks Stellung genommen. Am 31. Januar erhielt de Meza von Wrangel die Aufforderung, Schleswig zu räumen. Seine Antwort lautete ablehnend und schloß mit der Erklärung: „Will der Feldmarschall Gewalt anwenden — nun wohl! Hier stehen wir und sind bereit, ihn mit den Waffen zu empfangen."

Freiherr von Gablenz.

Darauf erging an die verbündeten Truppen der Befehl zum Einrücken mit den Worten: „In Gottes Namen drauf!"

In drei Kolonnen überschritten am 1. Februar die auf 45,000 Mann verstärkten Truppen die Eider, und zwar einem Operationsplan gemäß, den der damals in weiteren Kreisen noch gänzlich unbekannte Chef des preußischen Generalstabes, Gen. Helmuth v. Moltke, entworfen hatte. Friedrich Karl besetzte Eckernförde und wollte am 2. Februar bei Missunde den Uebergang über die Schlei erzwingen, was jedoch nicht gelang. Der Prinz ließ darauf am 6. Februar sein Korps bei Arnis und Kappeln die Schlei auf Fähren und einer Pontonbrücke überschreiten, um von hier aus den Dänen den Rückzug abzuschneiden. Inzwischen hatten die Oesterreicher durch die siegreichen Kämpfe bei Oberselk und Jagel am 3. Februar die dänischen Vortruppen zurückgedrängt und gingen nun gegen die berühmte Danewerk-Stellung vor. Der dänische Oberbefehlshaber wartete dort jedoch den Angriff nicht ab, sondern ließ diese Befestigungen in der Nacht zum 6. Februar von seinen Truppen heimlich räumen, um sich nach der zweiten und stärkeren Vertheidigungslinie der Düppeler Schanzen und nach Alsen zurückzuziehen, wohin König Christian IX., der mit seinem Minister, Bischof Monrad, einige Tage zuvor sich bei dem Heer eingefunden und die Behauptung der Festungswerke empfohlen hatte, vorausgeeilt war. Um zehn

Feldmarschall von Wrangel.

Uhr konnte Wrangel, begleitet von dem Kronprinzen von Preußen, sein Hauptquartier in Schleswig aufschlagen. Nun begann die Verfolgung. Während Feldmarschall Gablenz und General Gondrecourt mit der österreichischen Armee dem Feind auf dem geraden Weg nachsetzten, sollte Prinz Friedrich Karl von Kappeln aus über Wittkiel und Sterup auf Flensburg losrücken, um womöglich die Dänen abzuschneiden, und General von Mülbe weiter westwärts auf dem sogenannten Ochsenweg über Husby und Schuby dieselbe Richtung einschlagen. Da aber Mülbe, durch ein „Versehen" Gondrecourts nicht rechtzeitig von dem Abzug des Feindes unterrichtet, den Marschbefehl zu spät erhielt, der Weg von Kappeln weiter und bei dem eingetretenen Frost und Glatteis beschwerlicher war, so erhielten die Dänen einen Vorsprung. Nur die österreichische Vorhut, aus Liechtensteiner Husaren bestehend, erreichte den dänischen Nachzug bei dem Dorfe Oeversee. Hier entspann sich ein hitziges Gefecht, in welchem besonders die österreichischen Reiter und Jäger durch die hinter Gehölz und Knick versteckten Feinde großen Schaden litten, bis sie, durch weitere Mannschaft verstärkt, endlich bei einbrechender Dunkelheit einen glänzenden Sieg erfochten. Die Verluste der Dänen waren sehr beträchtlich; Gen. Steinmann erhielt eine Wunde. Am 7. Februar wurde Flensburg ohne Widerstand besetzt.

Gen. Vogel v. Falckenstein.

Die Nachrichten vom Kriegsschauplatz riefen in ganz Deutschland große Freude hervor, war doch die deutsche Waffenehre glänzend zu Tage getreten. Selbst auf das Ausland, das so oft über die „deutschen Zänkereien" gespottet, blieb das kräftige und energische Auftreten nicht ohne Eindruck. Der Haß, der sich hier und da, besonders in England, kund gab, konnte als Zeichen des wachsenden Ansehens gelten. Die Schleswiger zerschlugen den ehernen Löwen, jenes Denkmal der Schmach, das die Dänen auf dem Schlachtfeld von Idstedt über den Gräbern der gefallenen Deutschen errichtet hatten, denn der lang ersehnte Tag der Vergeltung war gekommen. In Flensburg beschloß Wrangel zwei Operationen zu gleicher Zeit auszuführen: während das preußische Hauptheer unter Friedrich Karl Befehl erhielt, gegen die Düppeler Schanzen vorzurücken, sollte die österreichische Armee in Verbindung mit einer Abtheilung preußischer Garden ganz Schleswig bis zur Königsau besetzen. Diesem Plan entsprechend zogen die Preußen auf der Nordseite des Flensburger Meerbusens nach Gravenstein, wo der Prinz sein Hauptquartier aufschlug, pflanzten gegenüber, auf der Landspitze von Hollnis, eine Batterie auf, um gegen die dänischen Fahrzeuge, besonders das starke Panzerschiff Rolf Krake, zu feuern, und besetzten, nachdem sie über den Ekensund eine Brücke geschlagen, die Halbinsel Broacker, so daß sie zu gleicher Zeit von Süden und Norden gegen die Düppeler Schanzen vorgehen konnten. Bald folgte eine Reihe von

Rekognoszierungsgefechten, als Einleitung für größere Kämpfe, indeß die andere Hauptabtheilung, fast ohne auf Widerstand zu stoßen, über Apenrade, Hadersleben und Christiansfeld an die Grenze vorrückte und am 19. Februar sogar in Kolding einzog, der ersten Stadt auf jütischem Boden. Trotz des heftigen Sturmes, der sich bei der Nachricht von dem neuen „Frevel" der deutschen Großmächte in London erhob, wurde im März beschlossen, mit der Besetzung Jütlands fortzufahren, theils um Repressalien zu ergreifen für die Wegnahme deutscher Schiffe, theils als Ersatz für Düppel und die noch zu Schleswig gehörende Insel Alsen. Während Gablenz nach einem hitzigen Gefecht sich des Orts Veile bemächtigte und den Feind nach Horsens drängte, rückten die Preußen, nachdem sie durch die Treffen von Gudsoe und Heisekrug die kleine Niederlage gerächt, welche die Husaren acht Tage zuvor bei einem Ueberfall erlitten, auf Friedericia los.

Die Hoffnung, durch eine zweitägige Beschießung die stark befestigte Stadt zur Uebergabe zu bringen, ging nicht in Erfüllung; man mußte zur Einschließung schreiten. Mit diesem Unternehmen wurde die österreichische Armee beauftragt, während die Preußen bis auf einen kleinen Theil nach Schleswig zurückkehrten, um bei dem beabsichtigten Sturm auf die Feldschanzen von Düppel mitzuwirken. Hier war nämlich während dieser Zeit ein scharfer Belagerungs- und Vertheidigungskrieg mehrere Wochen hindurch unter häufigen Vorpostengefechten fortgeführt worden ohne eine entscheidende Wendung. Die Dänen strengten alle Kräfte an, die bei dem Danewerk verdunkelte Kriegsehre im Sundewitt wieder herzustellen. Sie waren unaufhörlich bemüht, durch neue Befestigungswerke, künstliche Anstalten, versteckte Kriegslisten die Düppeler Feldschanzen zu einem zweiten „Sebastopol" umzuschaffen und zugleich die feindlichen Strandstellungen durch den „Rolf Krake" zu beunruhigen. Die ungünstige Witterung in der rauhen Jahreszeit, gegen welche die Armeebekleidung und Verpflegung der Preußen sich als unzureichend erwies, so daß durch Privatunterstützung und patriotische Mildthätigkeit nachgeholfen werden mußte, erhöhte die Leiden und Beschwerden des Felddienstes und mehrte die Zahl der Kranken. Erst gegen Ende des Märzmonats, als die Kunde von der kühnen Landung preußischer Mannschaft auf der Insel Fehmarn, von der Wegführung der überraschten dänischen Strandwache und der Besatzung aus dem Hauptort Burg in Kriegsgefangenschaft, sowie von dem rühmlichen Seegefecht, das ein kleines preußisches Geschwader unter Kapitän Jachmann gegen die dänische Kriegsflotte auf der Höhe von Rügen bestanden, den Muth der Armee neu belebt hatte, wurde beschlossen, aus dem Belagerungskampf zum Sturmangriff überzugehen. Am 15. März hatten die Strandbatterien am Alsener Sund den „Rolf Krake" und ein anderes Schiff in die Luft getrieben, das Städtchen Sonderburg auf Alsen, wo die Dänen ein großes Pulvermagazin und allerlei Kriegsvorräthe hatten, beschossen und einige Zeit nachher in Brand gesetzt, ein Ereigniß, das im englischen Parlament zu heftigen Schmähreden auf die deutsche „Barbarei" Veranlassung gab; zwei Tage später eroberten einige Bataillone unter schweren Kämpfen die festen Stellungen von Rakebüll und Wester-Düppel.

Erstürmung der Düppeler Schanzen am 18. April 1864. (Nach dem Gemälde von W. Camphausen).

Nachdem die Preußen auf diese Weise sich den feindlichen Festungswerken genähert hatten, wurde am 28. März der Angriff eröffnet und drei Wochen lang in der Art fortgesetzt, daß sie unter steten Gefechten immer mehr vorrückten und den erkämpften Boden durch sogenannte Parallelen, vom Strand des Venning-Bond bis zur Sonderburger Landstraße, befestigten und sicherten. Der Sturm auf die Düppeler Schanzen war preußischerseits sorgfältigst erwogen und die dafür getroffenen Anordnungen können als eins der mustergültigsten Beispiele moderner Taktik gelten. Nach Beendigung der dritten Hauptparallele standen die Preußen unmittelbar vor den sechs stärksten, durch Gräben, Palliſaden, Sturmpfähle und andere Hindernisse geschützten Schanzen, und der 14. April wurde zum Sturmangriff bestimmt. Allein König Wilhelm, der mit Bismarck und Roon auf den Kriegsschauplatz geeilt war, fand die von den Kolonnen zu durchlaufende Strecke noch zu ausgedehnt und befahl zur Schonung von Menschenleben den Bau einer vierten Parallele, die am Morgen des 15. April ebenfalls fertig war. Prinz Friedrich Karl setzte nun auf den 18. April den Sturm fest, der durch ein sechsstündiges Schnellfeuer der Geschütze in allen Batterien auf die Schanzen und das Gelände dahinter eingeleitet wurde. Punkt zehn Uhr Vormittags schwiegen die Geschütze. „In Gottes Namen, vorwärts Kinder!“ erscholl es in den Laufgräben, aus denen nun die sechs Sturmkolonnen (je sechs bis zwölf Kompagnien Infanterie nebst Pionieren und Artilleristen) mit Hurrahruf hervorbrachen. Die Dänen hatten sich vor dem furchtbaren Artilleriefeuer zurückziehen müssen, jetzt aber eilten sie rasch wieder auf die Wälle und überschütteten die Angreifer mit einem Hagel von Kartätschen und Flintenkugeln. Ob auch noch so viele von den wackeren „Düppelstürmern“ zu Tode getroffen fielen, die übrigen eilten vorwärts in die Gräben, die dort gezogenen Drähte niederschlagend, die Palliſaden mit Pulversäcken sprengend, und dann ging's mit Todesverachtung, mit Hieb und Stich auf die Gipfel der Schanzen. Auch im Inneren der Werke gab es noch erbitterte, aber nur kurze Kämpfe, und nach zehn Minuten waren sämmtliche Schanzen genommen, auf denen nun die preußischen Fahnen flatterten. Hierauf wurden noch die dänischen Reserven zurückgeschlagen, und gegen zwei Uhr Nachmittags auch der Brückenkopf erstürmt. Die Preußen verloren an diesem ruhmvollen Tage 71 Offiziere und 1,130 Mann; sie erbeuteten 119 Geschütze und viel Kriegsmaterial; die Dänen büßten 110 Offiziere und 4,706 Mann ein, darunter 56 Offiziere und 3,549 Mann an Gefangenen.

General Herwarth von Bittenfeld.

Mit dem Fall der Düppeler Schanzen war das Schicksal des Krieges entschieden. Die Dänen machten keine Anstrengungen mehr, das Festland zu behaupten, verließen darum auch Fridericia, ehe die Oesterreicher

Anstalten zur Belagerung der Festung trafen, und richteten ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Inseln und den Seekrieg. Mittlerweile hatte aber das Londoner Kabinett, das um jeden Preis die Herzogthümer für Dänemark zu retten bemüht war, am 25. April die Unterzeichner des Protokolls von 1852 abermals zu einer Konferenz in London versammelt; der deutsche Bund wurde durch den sächsischen Minister v. Beust vertreten. Es wurde zunächst ein Waffenstillstand vom 12. Mai bis 26. Juni vereinbart; die Verhandlungen scheiterten aber an der Hartnäckigkeit Dänemarks, das in thörichter Verblendung jedes Zugeständniß verweigerte. Die deutschen Großmächte sagten sich nunmehr von dem Londoner Protokoll los, das durch diesen Krieg hinfällig geworden sei, und verlangten am 28. Mai, in Gemeinschaft mit dem Vertreter des Bundes, die vollständige Lostrennung der beiden Herzogthümer von Dänemark und ihre Vereinigung zu einem Staate unter dem Herzog von Augustenburg. Dann wurden die Feindseligkeiten, nachdem die Diplomaten ohne Ergebniß auseinandergegangen, wieder eröffnet. Das Oberkommando führte jetzt an Stelle des abberufenen und in den Grafenstand erhobenen „Papa Wrangel" der Prinz Friedrich Karl, und die Stelle eines Generalstabschefs beim Oberkommando wurde dem General v. Moltke übertragen. General v. Falkenstein wurde Befehlshaber der Gardedivision, die mit der neugebildeten Division Münster zusammen jetzt das III. Korps bildete; Gablenz blieb an der Spitze der Oesterreicher, des II. Korps der Verbündeten, und der Befehl über das I. Korps wurde dem General Herwarth v. Bittenfeld anvertraut.

General v. Blumenthal.

Moltke hatte schon am 23. Mai die Eroberung der Inseln Fünen und Alsen verlangt, weil die Wegnahme dieser beiden Hauptstützpunkte der Dänen geeignet erscheine, den Feldzug „durch den Erfolg eines einzigen Tages zu beendigen". Da die Oesterreicher jedoch mit einem Vordringen nach Fünen nicht einverstanden waren, so blieb nur der Uebergang nach Alsen und die Eroberung dieser gegenüber von den Düppeler Schanzen liegenden Inseln, womit das Korps Herwarth v. Bittenfelds beauftragt wurde. In der Nacht vom 28. auf den 29. Juni gelang es demselben, vom Feinde unbemerkt 160 Boote und 32 Pontons gegenüber von Arnkills Oere ins Wasser zu bringen. Gegen 2 Uhr früh schifften sich die ersten Abtheilungen der zur Landung auf Alsen bestimmten Mannschaften mit größter Geräuschlosigkeit ein. Es waren die Brigaden Röder und Göben, vier Fußbatterien und eine Abtheilung Zieten-Husaren unter General v. Manstein, sowie die Brigaden Schmid und Cannstein unter General v. Wintzingerode. Dieser nächtliche Uebergang über den Alsensund, einen Meeresarm mit lebhafter Strömung, angesichts eines wachsamen Feindes auf wohlverschanztem Ufer war ein um so kühneres Wagestück, als auch

Eroberung der Insel Alsen.

das dänische Panzerschiff „Rolf Krake" in der Nähe kreuzte. Kaum waren denn auch die preußischen Boote etwa 150 Meter vom Strande entfernt im tiefen Wasser, als sie von den Dänen bemerkt wurden, die alsbald längs des ganzen Ufers das Feuer mit Gewehr und Geschütz eröffneten. Die preußischen Mannschaften antworteten mit lautem Hurrah und ruderten, gedeckt durch das nun ebenfalls beginnende Feuer der preußischen Batterien am Satruper Gehölz, mit Aufbietung aller Kräfte dem Ziele zu. In Zeit von zehn Minuten stießen die Boote auf den flachen Strand. Die Insassen sprangen hinaus und stürzten sich, durch das seichte Wasser watend, auf den Feind. Schnell waren die dänischen Batterien und Schanzen am Ufer der Insel erstürmt, und während die zurückkehrenden Boote und die Pontons den Angreifern immer neue Verstärkungen zuführten, wurden die Dänen Schritt für Schritt ins Innere Alsens zurückgeworfen. Der „Rolf Krake", der zu spät von der Augustenburger Föhrde herandampfte, wurde durch die preußischen Batterien zum Rückzug genöthigt. Nach hartnäckigem Kampfe, der sich besonders bei dem Dorfe Kjär sehr verlustreich gestaltete, war um acht Uhr früh Sonderburg genommen, und damit der Haupttheil der Aufgabe gelöst. Nur die sehr stark befestigte Halbinsel Kekenis blieb in den Händen der Dänen, aber auch diese letzte Position wurde, als am Nachmittag des 1. Juli die Preußen zum artilleristischen Angriff schritten, geräumt. Der geschlagene Feind setzte im Schutz seiner Kriegsschiffe nach Fünen über. Ganz Alsen war erobert. Es war dieß die bedeutendste Kriegsthat des ganzen Feldzuges, und das Verdienst, den Plan im Einzelnen dazu gefaßt, ausgearbeitet und dann auch ins Werk gesetzt zu haben, gebührt, was wenig bekannt ist, dem damaligen Obersten v. Blumenthal, der damals Chef des Generalstabes beim Prinzen Friedrich Karl war. Vom 11. Juni an überschritten nun Preußen und Oesterreicher auch den Limfjord und besetzten den nördlichen Theil von Jütland; die westfriesischen Inseln Sylt und Föhr wurden von verbündeten Kriegsschiffen besetzt, und der dänische Schiffskapitän Hammer, der an der westlichen Küste ein wahres Schreckensregiment geführt hatte, mit seinen Fahrzeugen gefangen genommen. Schon wurde jetzt auch ein Uebergang nach Fünen vorbereitet, als am 20. Juli Waffenstillstand eintrat, der den Krieg beendete.

Am 1. August wurden die Friedenspräliminarien in Wien abgeschlossen, deren erster Theil lautete: „Seine Majestät der König von Dänemark entsagt allen seinen Rechten auf die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg zu Gunsten Ihrer Majestäten des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen, indem er sich verpflichtet, die Verfügungen anzuerkennen, welche die genannten Majestäten in betreff dieser Herzogthümer treffen werden." Die Verhandlungen über den Abschluß des endgültigen Friedens zogen sich dagegen durch die Halsstarrigkeit der dänischen Bevollmächtigten so sehr in die Länge, daß die preußischen Strategen bereits wieder neue Kriegspläne entwarfen; Prinz Friedrich Karl wollte sofort nach Seeland aufbrechen und Moltke stimmte ihm darin bei, daß es wohl möglich sei, 25,000 Mann in einer einzigen Nacht von Stralsund aus dorthin überzuführen. Dieses letzte Wagniß blieb den ruhmbedeckten Truppen erspart, Dänemark fügte sich

endlich, als es jede Hoffnung auf fremden Beistand schwinden sah, allen Bedingungen der siegreichen Großmächte und gab die schwer geprüften Herzog-

thümer, denen aber die Kriegskosten und 20 Millionen Thaler von der dänischen Staatsregierung aufgebürdet wurden, frei. Am 30. Oktober 1864 wurde der **Friede von Wien** unterzeichnet.

Achtes Kapitel.

Meinungsverschiedenheiten zwischen Preußen und Oesterreich wegen der Elbherzogthümer. — Bismarcks geniale Diplomatie. — Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland. — Der Vertrag von Gastein. — Bündniß Preußens mit Italien. — Ausbruch des Krieges von 1866. — Der Krieg in Böhmen. — Entscheidungsschlacht bei Königgrätz. — Gewaltiger Eindruck in ganz Europa. — Niederlage der Italiener bei Custozza. — Glänzender Seesieg der Oesterreicher bei Lissa. — Die Operationen im westlichen Deutschland. — Treffen bei Langensalza. — Siegreiches Vordringen der preußischen Main-Armee. — Einzug in Frankfurt a. M. — Der Bundestag in Augsburg. — Blutige Kämpfe in Bayern. — Franz Joseph tritt Venetien an Frankreich ab. — Napoleon drängt sich als Vermittler auf. — Die Preußen vor Wien. — Präliminarfriede zu Nikolsburg. — Friede von Prag. — Friedensschlüsse mit den süddeutschen Staaten. — Geheime Schutz- und Trutzbündnisse mit Preußen. — Der deutsche Bund für aufgelöst erklärt. — Frieden mit Sachsen, und zwischen Oesterreich und Italien. — Innerer Friede in Preußen. — Das neue Königreich Preußen.

Hatte der Krieg von 1864 gegen Dänemark Preußen und Oesterreich geeint, so sollte der Friede von Wien sie wieder auseinander treiben, ja der Anlaß werden zum Krieg von 1866, welcher den deutschen Bund sprengte, die Vorherrschaft Preußens in Deutschland begründete und damit den Grund zum neuen deutschen Kaiserreiche legte. Wem sollten die befreiten Lande Schleswig-Holstein zufallen? Das war nämlich die Frage, welche vom Herbst des Jahres 1864 an die Staatsmänner beschäftigte. Es zeigte sich sofort, daß die Absichten der beiden Mächte in Betreff der Siegesbeute weit auseinander gingen. Oesterreich, und mit ihm die Bundesdiplomaten, wollten dem Wunsche der Schleswig-Holsteiner willfahren und daraus einen neuen Kleinstaat unter dem Augustenburger schaffen. Bismarck dagegen war entschlossen, die Zahl der kraftlosen kleinen Fürstenthümer nicht um ein neues zu vermehren, auch sollte Preußen des Lohnes für die Lasten und Beschwerden des Krieges nicht verlustig gehen. Er verlangte darum von dem Herzog von Augustenburg bindende Garantien dafür, daß er großdeutsche und keine Sonderpolitik treiben und ein ewiges Schutzbündniß mit Preußen schließen wolle. Diese Bedingungen wurden abgelehnt, und nun setzte sich Bismarck die Einverleibung der Herzogthümer in Preußen, wenn auch vorerst nur im Geheimen, als Ziel, welcher Machtzuwachs für ihn zugleich die Hinaus-

drängung Oesterreichs aus Deutschland und die Zusammenfassung der norddeutschen Staaten zu einem einheitlich organisierten Bundesstaat mit starker Zentralgewalt bedingte.

Bismarck im Jahre 1866.

Die Art und Weise, wie der geniale Realpolitiker dieses Ziel zu erreichen suchte und auch erreichte, war freilich eine ganz andere, als sie sich die Patrioten der deutschen Sturm- und Drangzeit vorgestellt hatten; war aber trotzdem auch eine revolutionäre, zum historischen, legitimen Rechte im Widerspruch stehende That, so gut wie die von 1848 und 1849, nur daß es statt eine Revolution von unten diesmal eine „Revolution von oben" war. Dem König Wilhelm widerstrebte dieser Weg, wenn er auch mit Bismarck in der deutschen Frage einig war; aber es gelang diesem, ihn Schritt für Schritt auf die von ihm als allein zum Ziel führend erkannte Bahn zu drängen, nachdem er seinen königlichen Herrn von der Nothwendigkeit überzeugt hatte. Der Krieg von 1866 war somit nicht ein „Volkskrieg", auch nicht aus Nothwehr gegen die Bedrohung der eigenen Existenz entsprungen, sondern ein im Kabinet als nothwendig erkannter, längst beabsichtigter und ruhig vorbereiteter Kampf." Nothwendig — weil Oesterreich und die Mittelstaaten auf keine andere Weise dazu vermocht werden konnten, einmal Preußen und dann der Gesammtnation das zu geben, was ihnen gebührte. Bismarck selbst wollte keineswegs unter allen Umständen den Krieg; er hat nicht von Anfang an eine gewaltsame Lösung der deutschen Frage im Auge gehabt.*)

*) Noch im Jahre 1890 sagte Bismarck zu dem österreich. Historiker Dr. Friedjung: „Es ist richtig, daß der Gewinn Schleswig-Holsteins einen Krieg werth war; aber in der Politik kann man nicht einen Plan für lange Zeit festlegen und blind in seinem Sinne vorgehen. Man kann sich nur im Großen die zu verfolgende Richtung vorzeichnen; diese freilich muß man unverrückt im Auge behalten, aber man kennt die Straßen nicht genau, auf denen man zu seinem Ziele gelangt. Der Staatsmann gleicht einem Wanderer im Walde, der die Richtung seines Marsches kennt, aber nicht den Punkt, an dem er aus dem Forste heraustreten wird. Ebenso

Der Kampf um die Hegemonie in Deutschland wurde durch einen 1865 zu Gastein vereinbarten Theilungsvertrag hinausgeschoben, wonach Preußen die Verwaltung Schleswigs und Oesterreich diejenige Holsteins übernahm. Allein daß diese Lösung der Frage nur eine vorläufige sein konnte, daran zweifelte kein Mensch in Europa; und von beiden Seiten begannen die Rüstungen zum unvermeidlichen Austrage mit den Waffen. Bismarck schaute sich nach Bundesgenossen um. Die Großmächte England und Rußland schieden von vornherein aus, einer Verständigung mit Frankreich standen Napoleons hohe Forderungen im Wege; so blieb also nur das junge Königreich Italien, das schon wegen Venedig Oesterreich feindlich gegenüberstand. Bald nach dem Amtsantritt Bismarcks hatte der leitende italienische Minister General Lamarmora Preußen das Anerbieten der Unterstützung im Falle eines Krieges mit Oesterreich gestellt; jetzt wurde von Bismarck dieser Faden wieder angeknüpft, und am 8. April 1866 kam es zum Abschluß eines Vertrages von dreimonatlicher Dauer, der Italien verpflichtete, zu den Waffen zu greifen, wenn Preußen losschlüge, und beiden Theilen den Abschluß des Friedens nur mit gegenseitiger Einwilligung gestattete.

Erzherzog Albrecht von Oesterreich.

Ein in Folge dessen zwischen Berlin und Wien im Februar 1866 geführter Notenwechsel vermehrte die erregte Stimmung zwischen beiden Staaten. Mitte März 1866 begann Oesterreich zu rüsten — der Befehl über die Streitkräfte in Oberitalien wurde dem Erzherzog Albrecht, jener über die Böhmische Armee dem Feldzeugmeister Benedek übertragen; zwei Wochen später traf Preußen seine Gegenmaßregeln, die Grenzfestungen wurden armiert, die Reserven der schlesischen Regimenter einberufen, am 8. Mai war bereits die ganze Armee mobil. Die allgemeine Stimmung war in Preußen immer noch entschieden gegen den Krieg, und im Volke wurde der Ministerpräsident und seine Politik vielfach heftig angefeindet, in Mittel- und Süddeutschland aber war der „Herr von Eisenblut", wie ihn die österreichischen Witzblätter nannten, entschieden

---

wie er, muß der Staatsmann die gangbaren Wege einschlagen, wenn er sich nicht verirren soll. Wohl war der Krieg mit Oesterreich schwer zu vermeiden, aber wer das Gefühl der Verantwortlichkeit für Millionen auch nur in geringem Maße besitzt, wird sich scheuen, einen Krieg zu beginnen, bevor nicht alle anderen Mittel versucht sind. Es war stets ein Fehler der Deutschen, alles erreichen zu wollen oder nichts und sich eigensinnig auf eine bestimmte Methode zu steifen. Ich war dagegen stets erfreut, wenn ich der Einheit Deutschlands, auf welchem Wege immer, auch nur auf drei Schritte näher kam. Ich hätte jede Lösung mit Freuden ergriffen, welche uns ohne Krieg der Vergrößerung Preußens und der Einheit Deutschlands zuführte. Viele Wege führten zu meinem Ziele, ich mußte der Reihe nach einen nach dem anderen einschlagen, den gefährlichsten zuletzt. Einförmigkeit im Handeln war nicht meine Sache."

die verhaßteste Persönlichkeit. Am 7. Mai machte ein Student, Karl Cohen, Stiefsohn des in London lebenden badischen Flüchtlings Karl Blind, in Berlin „Unter den Linden" ein erfolgloses Attentat auf Bismarck, weil dieser Deutschland den Frieden raube und die Volksfreiheit unterdrücke. Doch bevor die Schwerter zusammenklirrten, bevor die offenen Feindseligkeiten ausbrachen, kamen die Diplomaten noch einmal zu Wort. Die französische Regierung regte die Abhaltung eines Kongresses zur Beilegung aller Streitigkeiten an, und England und Rußland unterstützten den Vorschlag. Da Oesterreich seine Betheiligung jedoch von der Zusicherung abhängig machte, daß Gebietserweiterungen einzelner Mächte nicht Gegenstand der Verhandlungen sein dürften, scheiterte Napoleons Plan schon im Entstehen.

Feldzeugmeister v. Benedek.

Das Signal zum Beginn des Krieges gab Oesterreich, indem es Anfangs Juni erklärte, daß es die endgültige Entscheidung über Schleswig-Holstein dem deutschen Bundestag, d. h. den von ihm beeinflußten Mittel- und Kleinstaaten anheimstelle. Mit Recht mußte Bismarck darin eine schwere Verletzung der Gasteiner Konvention erblicken und veranlaßte den König, dem alsbald erfolgten Protest dadurch einen energischen Ausdruck zu geben, daß er Truppen in Holstein einrücken ließ, um alle vertragswidrigen Unternehmungen mit Waffengewalt unterdrücken zu können. Oesterreichs Antwort war der Antrag auf Mobilisierung des Bundesheeres und der Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu Preußen, das seinerseits keinen Zweifel darüber ließ, daß es jedes für Oesterreichs Antrag abgegebene Votum der Einzelstaaten als Kriegserklärung betrachten würde. Am 14. Juni fiel in der Bundesversammlung mit neun gegen sechs Stimmen die Entscheidung gegen Preußen, das also außer Oesterreich nunmehr auch Bayern, Sachsen, Württemberg, Hannover, Hessen und Nassau zu seinen Feinden rechnen mußte, während Baden, Mecklenburg, Oldenburg und die Mehrzahl der thüringischen Staaten auf seiner Seite blieben. Darauf protestierte der preußische Bundestagsgesandte gegen die bundeswidrige Behandlung des Antrags und erklärte im Namen und auf Befehl seines Königs, daß Preußen den bisherigen Bundesvertrag für gebrochen und erloschen ansehe; dagegen halte es an den nationalen Grundlagen des bisherigen Bundes und an der Einheit der deutschen Nation;

König Georg V. von Hannover.

es lege daher die Grundzüge einer neuen Einigung vor und sei bereit, auf ihrer Grundlage einen neuen Bund mit denjenigen deutschen Regierungen zu schließen, die ihm dazu die Hand reichen wollten.

Noch am 15. Juni bot Preußen dem blinden König Georg V. von Hannover, wie dem König Johann von Sachsen und dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen-Kassel die Garantie ihrer Souveränetät an, wenn sie neutral bleiben und sich den preußischen Reformvorschlägen für die Bundesverfassung anschließen würden. Diese Forderung wurde jedoch abgelehnt, worauf unmittelbar die Kriegserklärung an die drei Staaten erfolgte, während eine förmliche derartige Erklärung zwischen Preußen und Oesterreich nicht stattfand.

So begann nun der Krieg von 1866, der gleichzeitig auf drei Kriegsschauplätzen geführt wurde: im westlichen Deutschland von Preußen und seinen norddeutschen Verbündeten gegen Hannover, Hessen-Kassel, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau und Frankfurt; in Böhmen von Preußen gegen Oesterreich und Sachsen und in Venetien zwischen Oesterreich und Italien.

Schon am 16. Juni rückte General Herwarth v. Bittenfeld in Sachsen ein und besetzte zwei Tage später die Hauptstadt Dresden, aus der die Truppen bereits nach Böhmen abgezogen waren; zu gleicher Zeit nahmen preußische Regimenter von Hannover und Kassel Besitz — die Kraft dreier Gegner war gelähmt, ehe diese auch nur den geringsten Versuch machen konnten, sie zu benutzen. Dann ging es gegen den stärksten Feind, gegen Oesterreich: Drei Heersäulen setzten sich gegen die mit Einschluß der Sachsen über 270,000 Mann starke österreichische Nord-Armee in Bewegung: die erste (Zentrum) unter Führung des Prinzen Friedrich Karl, die zweite schlesische Armee (linker Flügel), deren Oberbefehl dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm anvertraut war, und die Elb-Armee (rechter Flügel), die dem Kommando des Generals Herwarth v. Bittenfeld unterstand — insgesammt 254,000 Mann. Den Oberbefehl behielt sich König Wilhelm I. persönlich vor, dem zur Seite standen für den administrativen Theil der Heeresleitung der Kriegsminister, General der Infanterie v. Roon, und für die Leitung der gesammten eigentlichen Kriegsoperationen der Chef des Generalstabes der Armee, General der Infanterie Freiherr v. Moltke, der jahrelang die Vorarbeiten für den Krieg betrieben und den Plan dazu entworfen hatte, und dessen Weltruhm als „Schlachtendenker" von diesem Feldzuge datiert. Außerdem wurden die Generalinspekteure der Artillerie und des Ingenieurkorps und eine zahlreiche Suite ausgewählter Offiziere zum Großen Hauptquartier herangezogen, das auch der Leiter der preußischen Politik, der Ministerpräsident Graf v. Bismarck, ins Feld begleitete.

Das Grundprinzip der Moltke'schen Strategie war: alle drei Heerestheile sollten getrennt marschieren, aber vereint schlagen und schon am 28. Juni sollte die Vereinigung derselben bei Gitschin vollzogen sein. Dieser Plan Moltkes war so verwegen, daß er nur aus einer, nicht ganz unberechtigten Geringschätzung der Feldherrneigenschaften Benedeks

zu erklären ist; lag doch die ernste Gefahr vor, daß die ganzen österreichischen Streitkräfte auf einen preußischen Heerestheil sich stürzten und diesen

Szene aus dem Kampfe bei Gitschin.

zermalmten, ehe ein anderes Korps zur Hülfe heraneilen konnte. Allein der große Schweiger wußte, was er wagen durfte. Ehe Benedek Zeit fand,

quer durch Sachsen vorwärts zu gehen und in Schlesien einzubrechen, rückten die preußischen Heeressäulen auf verschiedenen Wegen in Böhmen ein.

Nach kleineren Scharmützeln und einer mehrstündigen Kanonade bei Liebenau am 25. Juni, die mit dem Rückzuge der Oesterreicher endete, erreichten die Vortruppen des Prinzen Friedrich Karl das Dorf Podol, das nebst der dortigen Iserbrücke in einem hartnäckigen Nachtgefechte vom 27. zum 28. Juni durch General v. Bose genommen wurde. Am 27. Juni hatte auch die Vorhut der Elbarmee bei Hühnerwasser ein glückliches Gefecht, worauf sich Elbarmee und Erste Armee am 28. vereinigten. Prinz Friedrich Karl übernahm nun den Oberbefehl über beide und schlug an demselben Tage den österreichischen General Clam-Gallas in dem blutigen Gefechte bei Münchengrätz und am 29. bei Gitschin, das in einem nächtlichen Angriff erstürmt wurde. Hier erwartete Prinz Friedrich Karl die Vereinigung mit der Schlesischen (Zweiten) Armee, von der das 1. Korps (Bonin), gefolgt von der Kavalleriedivision Hartmann, über den Paß von Trautenau, das 5. (Steinmetz) über den Paß von Nachod in Böhmen einrückte, während das über Braunau marschierende Gardekorps unter dem Prinzen August von Württemberg die Verbindung zwischen jenen beiden unterhielt. Das 6. Korps (Mutius) wurde bei Habelschwert einstweilen gegen das 2. österreichische (Thun) zurückgelassen, sollte aber möglichst bald dem 5. folgen.

General von Fransecky.

Am 27. Juni stieß das preußische 1. Korps auf das 10. östereichische (Gablenz) bei Trautenau, erlitt dort in Folge der mangelhaften Führung eine Niederlage und mußte sich nach verlustreichem Kampfe in das Gebirge zurückziehen. Dagegen wurde an demselben Tage das 6. österreichische Korps (Ramming) durch General v. Steinmetz zurückgeschlagen, worauf Benedek das 8. Korps (Erzherzog Leopold) zu seiner Unterstützung sandte, das aber am 28. bei Skalitz durch Steinmetz ebenfalls eine schwere Niederlage erlitt. Die preußischen Garden siegten an dem gleichen Tage bei Soor und Altrognitz und erstürmten Trautenau. Am 29. Juni nahmen die Garden nach blutigem Kampfe Königinhof, während Steinmetz bei Schweinschädel Theile des 4. österreichischen Korps (Festetics) schlug. Inzwischen war auch das 6. preußische Korps nachgekommen; die Armee des Kronprinzen war nun vollständig beisammen, hielt die Elbelinie von Arnau bis Josephstadt besetzt und stellte auch die Verbindung mit der Armee des Prinzen Friedrich Karl her.

Am 2. Juli traf König Wilhelm in Gitschin ein und ordnete für die stark erschöpften Truppen zwei Ruhetage an. Allein noch am Spätabend überbrachte General v. Voigts-Retz, der Generalstabschef des Prinzen Frie-

brich Karl, die wichtige Meldung, daß sich die gesammten österreichischen Streitkräfte, die man schon hinter die Elbe zurückgegangen geglaubt hatte, diesseits der Linie Josephstadt—Königgrätz auf dem rechten Elbufer befänden. Der österreichische Oberbefehlshaber hatte dem Kaiser nach Wien gemeldet, daß er mit seinen durch die Niederlagen der letzten Tage entmuthigten Truppen keine Hauptschlacht mehr unternehmen könne. Als er darauf aber

Karte zur Schlacht bei Königgrätz.

den direkten Befehl erhielt, sofort eine Schlacht zu wagen, wählte er dafür das Gelände zwischen der Elbe, dem Flüßchen Bistritz und der Festung Königgrätz. Seine mit 750 gezogenen Geschützen besetzte Frontstellung besaß allerdings eine sehr bedeutende Stärke, allein seine Flanken waren nicht gesichert, und im Falle einer Niederlage mußte der Rückzug mit acht Armeekorps über die Elbe sehr bedenklich erscheinen.

Als Prinz Friedrich Karl diese, auf die Absicht einer österreichischen Offensive hindeutende Aufstellung erkundet hatte, faßte er sofort den Ent-

schluß, dem Feinde zuvorzukommen und diesen am folgenden Morgen mit seiner ganzen Macht anzugreifen. Indem er gleichzeitig den Kronprinzen um seine Unterstützung bitten ließ, sandte er seinen Generalstabschef zum Könige, um dessen Genehmigung einzuholen. In Gitschin wurde mitten in der Nacht eine ernste Berathung abgehalten, deren Ergebniß war, am folgenden Tage die Entscheidungsschlacht zu wagen. Unverzüglich wurde dem Kronprinzen der Befehl übermittelt, von Königinhof aufzubrechen und zur Unterstützung herbeizueilen, was bis um 1 Uhr Nachmittags nach Moltke's Berechnung möglich sein sollte.

Der 3. Juli, an dem „die größte Schlacht des Jahrhunderts" geschlagen und Oesterreichs Vorherrschaft in Deutschland endgültig beseitigt wurde, brach unter Regen an, der jedoch nachher aufhörte; ein feuchter Nebel bedeckte alsdann den Boden, und erst gegen Abend zerriß das Gewölk. Gegen halb acht Uhr Morgens fielen auf dem rechten Flügel die ersten Schüsse des langen, schweren Tages — vielleicht zu früh im Hinblick auf die Stunde, zu welcher der Kronprinz voraussichtlich in den Kampf eingreifen würde. Bis dahin hatte Prinz Friedrich Karl mit seinen Streitkräften allein eine Aufgabe zu erfüllen, welche diejenige Wellingtons am Tage von Waterloo weit übertraf. Allmählich verbreitete sich nun das Feuer auf der ganzen Front von Nechanitz bis Sadowa, und preußischerseits erhielt man die Gewißheit, nicht Theile — wie man bis dahin noch immer annehmen konnte — sondern die ganze österreichische Armee vor sich zu haben. Von einem furchtbaren Artilleriefeuer empfangen, überschritten die Preußen die Bistritz und kämpften unter schweren Verlusten um die Wäldchen von Sadowa und von Benatek (Swiebwald), wo die Division Franseckh sich mit unsterblichem Ruhm bedeckte, und um die vor der Hauptstellung liegenden Dörfer. Die Oesterreicher leisteten aber so tapferen und hartnäckigen Widerstand, daß die Schlacht um Mittag zum Stehen kam, und preußischerseits das Gefecht nur mit äußerster Anstrengung durch Artillerie hingehalten werden konnte.

Endlich gegen 2 Uhr erscholl der Kanonendonner der Zweiten Armee des Kronprinzen in der rechten Flanke des Feindes. Gegen drei Uhr wurde Chlum genommen, und nun der Feind in schneller Folge von Position zu Position zurückgetrieben. Er wich über die Elbe, von der Artillerie mit bewundernswürdiger Hingebung gedeckt, wie auch die österreichische Reiterei der preußischen bei Langenhof noch glänzende Gefechte lieferte, die an dem Schicksal des Tages freilich nichts mehr ändern konnten. Der Rückzug der geschlagenen Armee artete zuletzt in eine förmliche Panik aus; sie verlor 5 Fahnen, 160 Geschütze, 22,000 Gefangene und 20,900 Mann an Todten und Verwundeten, während die Verluste der Preußen 359 Offiziere und 8,794 Mann an Todten und Verwundeten betrug.

Am Abend dieses für Deutschland bedeutungsvollsten Tages der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lag den preußischen Heeren der Weg nach Wien offen; sie hatten einen Sieg errungen, der dem Feldzug rasch ein Ziel setzen mußte. Wie bescheiden aber klang diesem gewaltigen Erfolg gegenüber die Botschaft, die Moltke zum Zweck der Veröffentlichung nach der Heimath sandte; nirgends eine Spur von prahlerischer Ueberhebung, nirgends ein den

geschlagenen Gegner kränkendes Wort; er folgte dem Beispiel Bismarcks, der im Augenblick des Triumphes auf dem Schlachtfeld gesagt hatte: die Streitfrage ist entschieden, jetzt gilt es die alte Freundschaft mit Oesterreich wieder zu gewinnen! Moltkes Depesche lautete: „Gestern früh 7 Uhr fand zwischen Horitz und Königgrätz ein Zusammenstoß zwischen der preußischen Armee unter persönlicher Führung des Königs und der Oesterreichisch-Sächsischen des Feldzeugmeisters Benedek statt. Die sich hieraus entwickelnde Schlacht dauerte zwölf Stunden, wobei feindlicherseits die starke Position hinter der Bistritz mit großer Hartnäckigkeit sechs Stunden lang behauptet wurde.

Szene aus dem Kampfe bei Chlum.

Unseren zum Theil aus weiter Entfernung pünktlich auf dem Schlachtfeld eintreffenden Kolonnen gelang es endlich, die feindliche Stellung um zwei Uhr Mittags mit Sturm zu nehmen. Von nun an wurde der Feind in schneller Folge von Position zu Position zurückgetrieben. Abends 7 Uhr befand er sich mit dem Rest der geschlagenen Armee im vollen Rückzug nach Süden. Unser unter den Augen Seiner Majestät des Königs erfochtener Sieg ist ein vollständiger, wenn auch mit schweren Verlusten erkauft; die Verluste des Feindes sind beträchtlich größer."

Am 4. Juli traf der österreichische General Gablenz im Hauptquartier des Kronprinzen ein und bot einen Waffenstillstand an; allein unverrichteter Sache mußte er wieder gehen. Erst an diesem Tage aber, um 4 Uhr Nach-

mittags, begann die preußische Armee ihre Verfolgung, was mit Recht scharf getadelt worden ist. Sie hatte inzwischen durch das Eintreffen der nachträglich herangezogenen, aus vier Garde-Landwehrregimentern bestehenden Division des in Sachsen verbliebenen von der Mülbeschen Reservekorps eine sehr willkommene Verstärkung erfahren. Diese Truppen erreichten am Abend des 3. die Hauptarmee, wurden aber gleich nach Prag weiter geschickt; sie rückten am 8. Juli in die böhmische Hauptstadt ein, ohne daß die österreichische Besatzung, die nach Süden abzog, Widerstand geleistet hätte.

Die übrigen Heerestheile überschritten die Elbe auf mehreren Punkten. Man hatte inzwischen die Fühlung mit dem Feinde vollständig verloren, und die Anordnungen bezüglich des weiteren Vormarsches stützten sich daher vorwiegend auf Vermuthungen. Da fügte es ein glücklicher Zufall, daß den Truppen des Kronprinzen ein Marschtableau Benedeks in die Hände fiel, auf das Moltke nun den ferneren Operationsplan gründen konnte. Der österreichische Oberbefehlshaber hatte inzwischen, ohne Versuche zu machen, den Preußen beim Uebergang über die Elbe Schwierigkeiten zu bereiten, nach Olmütz seine Hauptmacht zurückgeführt und nach Wien nur das 10. Korps, sowie die drei schweren Kavalleriedivisionen und Edelheims leichte Kavalleriedivision geschickt. Die aus dem 8. Korps und den Sachsen bestehende Nachhut blieb einen Tagemarsch hinter der Armee zurück. Benedek hatte gehofft, dadurch die ganze preußische Armee von der Hauptstadt abziehen und bei Olmütz festhalten zu können. Ihm folgte indessen nur die preußische Zweite Armee, wohingegen die Erste Armee auf Brünn, die Elbarmee auf Jaulau, mithin in der geraden Richtung nach Wien, vorzurücken angewiesen wurden. Seit dem Ueberschreiten der Elbe war in den Operationen der Preußen wiederum die alte Energie wahrzunehmen, welche ihre Führung bis Königgrätz ausgezeichnet hatte, und ihre Truppen bethätigten von neuem jene „affenähnliche Beweglichkeit", von der damals eine Wiener Zeitung sprach, und die dann zu einem „Geflügelten Worte" wurde.

Gewaltig war der Eindruck, den die Kunde von der Schlacht bei Königgrätz überall hervorbrachte. In Preußen erfüllte der beispiellose Triumph des Heeres die Herzen der überwältigenden Mehrheit des Volkes mit erquickender Genugthuung. Aller Hader der Parteien, den die Schöpfung dieses siegreichen Heeres und die kostspielige Einführung des sich so glänzend bewährten Dreyse'schen Zündnadelgewehres hervorgerufen hatte, war wie mit einem Zauberschlage verschwunden. Wenn die Bevölkerung in den feindlichen deutschen Landen auch gerade nicht Freude über die preußischen Waffenerfolge fühlte, so milderte sich doch die leidenschaftliche Stimmung durch das Gefühl der Achtung, die man dem widerwärtigen Gegner nicht mehr versagen konnte. Trefflich bezeichnete Roon die Bedeutung des gewaltigen Sieges, als er am 5. Juli aus Horic an seine Gemahlin schrieb: „Die Oesterreicher sind in vollem Rückzuge auf Olmütz, und dieser Gang nach Olmütz ist wohl demüthigender als der unsere vor sechzehn Jahren."

Verblüffend wirkte die Siegeskunde auf die Franzosen, niederschmetternd auf Rom. In Paris hatte die Staatskunst mit der gewissen Niederlage Preußens gerechnet; nun erwiesen sich alle Pläne und Entwürfe als

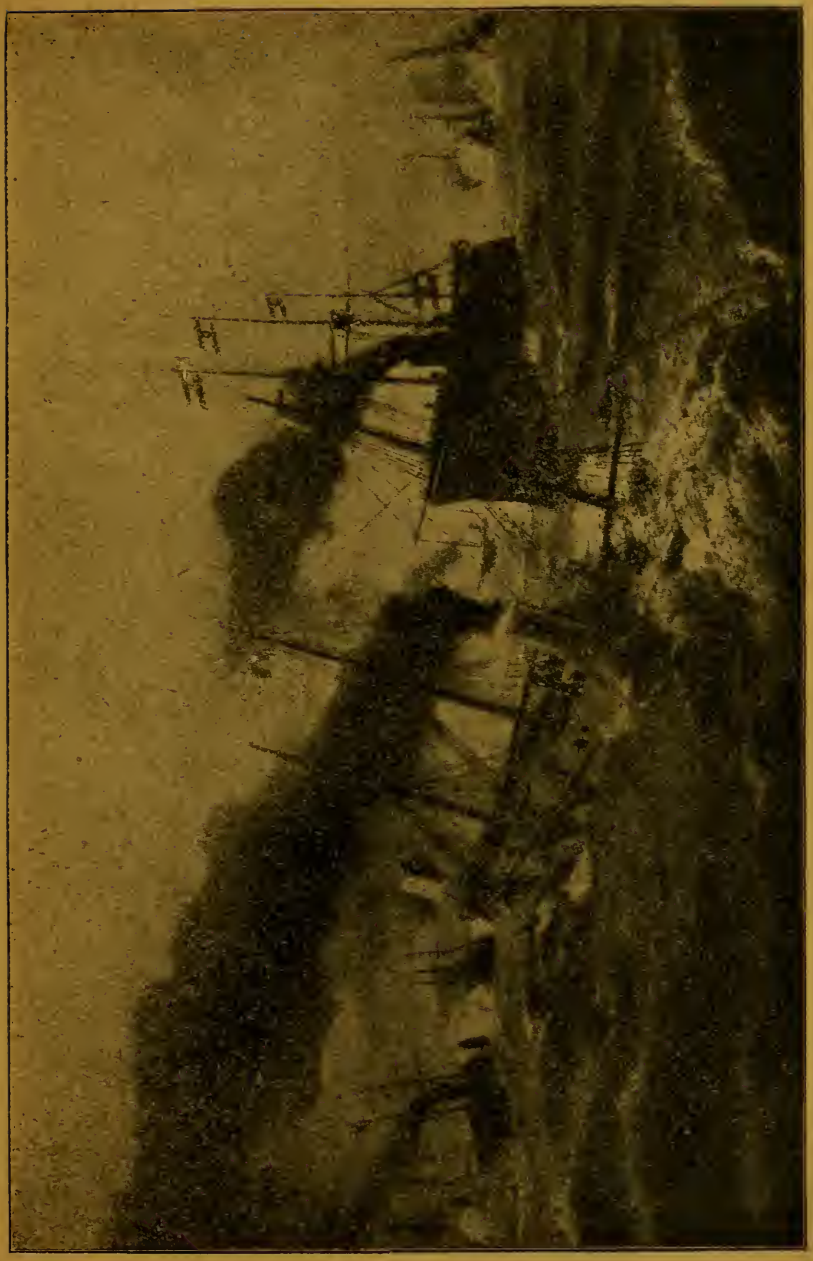
eitel Luftschlösser, und bei Napoleon rief die Kunde die bekannten „patriotischen Beklemmungen von Sadowa" hervor. Im Vatikan sahen der Heilige Vater und seine Kardinäle ihre letzte Hoffnung, daß ein siegreiches Oesterreich den Kirchenstaat vor dem Andringen des mächtig wachsenden italienischen Einheitsstaates schützen werde, völlig vernichtet. „Die Welt bricht zusammen!" soll der Kardinal Antonelli ausgerufen haben. Unumwunden wurden die preußischen Krieger gepriesen; ihre Manneszucht, ihre Haltung in den Schlachten, auf dem Marsch wie im Quartier in Feindesland nöthigte Freunden und Feinden gleich hohe Achtung ab, wie sie der Stolz und die Freude der preußischen Heerführer und Staatslenker waren.

In Wien verbreitete die Trauerbotschaft vom Schlachtfeld von Königgrätz um so größere Bestürzung, als man kurz zuvor durch günstige Nachrichten vom italienischen Kriegsschauplatz erfreut und erhoben worden war. Gleichzeitig mit den Preußen waren nämlich auch die Italiener in's Feld gerückt, die Brust voll stolzen Muthes und nationaler Begeisterung. Viktor Emanuel selbst befand sich bei dem Hauptheer, das unter der Führung des Generals und Kriegsministers Lamarmora den Mincio überschritten und mitten durch das Festungsviereck nach der Etsch vordringen sollte, um dort, mit dem am unteren Po heranziehenden Armeekorps Cialdini's vereinigt, die Eroberung des Landes zu vollbringen. Man glaubte dem Gerücht, die Oesterreicher wollten nur das Gebiet jenseits der Etsch vertheidigen. Zugleich sollte Garibaldi mit seinen Freischaaren auf dem linken Flügel westlich vom Gardasee in Tirol einbrechen. An Zahl der Truppen waren die Italiener den Oesterreichern weit überlegen, und sie brannten vor Verlangen, sich mit dem verhaßten Gegner, dessen Kräfte sie unterschätzten, zu messen. Aber Uneinigkeit und Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Hauptführern und fehlerhafte Strategik lähmten die militärische und moralische Kraft des Heeres und verschafften den Oesterreichern noch einen Triumph selbst in den Tagen, da man sich in Wien bereits mit dem Gedanken einer Abtretung Venetiens zurechtgefunden hatte. Die blutgetränkte Wahlstatt von Custozza, wo einst Radetzky den österreichischen Adler zum Sieg geführt, sollte dem Kaiserstaat neue Lorbeeren bringen. Als, nach Verwerfung eines von preußischer Seite empfohlenen ungleich kühneren Kriegsplanes, das italienische Heer Villafranca in der Ebene besetzte, ohne sich zugleich des nordwestlichen Höhenkranzes zwischen Verona und Peschiera zu versichern, auf dessen südöstlichem Abfall Custozza und Somma Campagna liegen, machte sich Erzherzog Albrecht, Sohn der Erzherzogs Karl, des Helden von Aspern, die Unvorsichtigkeit des Gegners zu nutze, indem er das zerklüftete, mit zahlreichen Schluchten und vereinzelten Berggruppen durchsetzte und vom Bach Tione durchströmte Hügelland in Besitz nahm. Unterstützt durch die natürliche Beschaffenheit der Gegend, welche den Oesterreichern aus früheren Militärübungen genau bekannt war, erfocht der Erzherzog an einem glühend heißen Junitag (20. Juni) in der Schlacht bei Custozza einen glänzenden Sieg über das feindliche Heer. Mit der größten Tapferkeit und Erbitterung hielten die Italiener unter des Königs Augen den Kampf bis gegen drei Uhr aufrecht, und die Verluste an Todten

und Verwundeten waren auf beiden Seiten sehr beträchtlich; erst als es den Oesterreichern gelang, die letzten Stellungen des Feindes auf dem rechten Tioneufer, den Monte Vento und die Kapelle Sta. Lucia, zu erstürmen, da fing die italienische Schlachtreihe an zu wanken, und am Abend mußte der Rückzug über den Mincio angetreten werden. Doch waren auch die Sieger so erschöpft, daß die Verfolgung unterblieb. Die Verluste an Todten, Verwundeten und Gefangenen betrugen auf jeder Seite gegen 8,000. Auf die Kunde von dem Unfall der königlichen Armee bei Custozza gab Cialdini den beabsichtigten Uebergang über den Po auf und zog sich in seine frühere Stellung zu Bologna zurück. Seitdem wurden auf dem italienischen Kriegsschauplatz längere Zeit alle militärischen Operationen eingestellt, da sowohl die Italiener, mit der Neubildung ihres geschlagenen Heeres beschäftigt, als auch die Oesterreicher, durch die Vorgänge in Deutschland beunruhigt, jeden Angriff unterließen und die Mehrzahl der Truppen nach den bedrohten Punkten nördlich der Alpen warfen. Garibaldi behauptete seine Stellung bei Rocca d'Anfo am Idrosee; aber die geringfügigen Gefechte und Streifzüge, die er mit seinen Freiwilligen und einigen Nationalgarden unternahm, entsprachen keineswegs den Erwartungen und dem früheren Ruhm.

Admiral Persano.

Noch schlimmer als in Oberitalien ging es den Italienern zur See. Mitte Juli erhielt nämlich ihr Admiral Persano den Befehl, einen Handstreich gegen die befestigte Hafenstadt Lissa zu unternehmen, die auf der gleichnamigen dalmatischen Insel liegt. Er lief mit der Flotte von Ancona aus und erschien am 17. Juli vor Lissa mit elf Panzerschiffen, vier Holzfregatten, vier Kanonenbooten und vier Avisos, wozu am 19. Juli noch ein Widderschiff, zwei Schraubenfregatten mit Landungstruppen kamen. Die Italiener standen, nachdem an den vorhergehenden Tagen die Beschießung des Forts San Giorgia und ein Landungsversuch ergebnißlos verlaufen waren, am Morgen des 20. Juli gerade im Begriff, einen allgemeinen und energischen Angriff auf Lissa zu unternehmen, als plötzlich die österreichische Flotte unter Admiral Wilhelm von Tegethoff in Sicht kam. Dieser war auf die Nachricht von der Absicht Persanos sofort aus dem Kriegshafen Pola ausgelaufen, um den Feind zu bekämpfen, obwohl sein Geschwader dem italienischen an Zahl wie an Stärke der Schiffe beträchtlich nachstand. In drei Treffen, von denen die sieben Panzerschiffe das erste, die sieben Holzschiffe (das Linienschiff „Kaiser", fünf Fregatten,eine Korvette) das zweite, zehn kleine Kanonenboote und Schoner das dritte bildeten, stürmte das österreichische Geschwader mit voller Dampfkraft heran. Admiral Tegetthoff kommandierte auf dem Panzer „Ferdinand Max", sein Gegner, Admiral Persano, auf dem „Rè d'Italia", der mit zwei anderen Panzern und dem furchtbaren Thurmschiff „Affondatore" das Zentrum der italienischen Schlachtordnung bildete, während im ersten Treffen



Kampf zwischen der österreichischen und der italienischen Flotte bei Lissa am 20. Juli 1866. (Nach dem Gemälde von L. Schönchen).

drei, in der Nachhut ebenfalls drei Panzer standen. Die Holzflotte unter Vizeadmiral Albini lag in der Reserve. Ohne des Feuers der Italiener zu achten, kamen die österreichischen Schiffe mit Volldampf heran, durchbrachen die italienische Schlachtordnung zwischen erstem Treffen und Zentrum und begannen den Einzelkampf Schiff gegen Schiff mit glänzendem Erfolge. Der „Ferdinand Max" rammte das italienische Admiralschiff „Rè d'Italia" und bohrte es in den Grund, es sank mit der ganzen, 600 Köpfe betragenden Besatzung; der „Palestro" wurde in Brand geschossen und flog in die Luft, und der gefürchtete „Affondatore", auf dem kurz vor der Katastrophe des „Rè d' Italia" Admiral Persano seine Flagge gehißt hatte, wurde derartig zugerichtet, daß er eiligst das Weite suchen mußte. Von den österreichischen Schiffen kam der „Kaiser", den die Italiener für das Admiralschiff hielten, am übelsten fort. Er wehrte sich heldenmüthig gegen drei Panzer, verlor den Fockmast und den Schornstein, so daß Feuer an Bord auszubrechen drohte; doch gelang es ihm, in den Hafen zu kommen, und die Oesterreicher büßten daher kein einziges Schiff ein. Die Holzflotte der Italiener wagte gar nicht, den Panzern zu Hilfe zu kommen, und der Kampf endete mit der vollen Niederlage Persanos, der seine beiden schönsten Schiffe verlor, während zwei als völlig kampfunfähig nach Ancona zurückgeschleppt wurden. Die Seeschlacht bei Lissa gereichte der österreichischen Kriegsflotte und ihrem vortrefflichen Führer zum höchsten Ruhme.

Während all dieser Vorgänge in Böhmen und Norditalien ruhten die Waffen im westlichen Deutschland nicht. Nach der bereits oben erwähnten unerwarteten Besetzung Hannovers am 15. und 16. Juni hatte die hannöversche Armee, bei der sich auch der blinde König Georg V. und der Kronprinz befanden, den Abzug nach dem südlichen Theile des Landes angetreten. Sie vervollständigte in Göttingen ihre Feldausrüstung und marschierte am 21. Juni nach Eisenach. Von dort wäre es recht wohl möglich gewesen, über den Thüringerwald durchzubrechen und sich mit den Bayern zu vereinigen, durch unentschlossenes Hin- und Hermarschieren gaben jedoch die 18,000 Mann starken Hannoveraner den Preußen Zeit, von Berlin, Erfurt und Torgau herangezogene Truppen bei Gotha mit dem dortigen verbündeten Kontingent zu vereinigen. Inzwischen stand König Georg noch immer in Unterhandlungen mit Berlin, die aber zu keinem Ergebniß führten. Am 26. Juni wurde ihm dann noch einmal Gelegenheit geboten, um den Preis eines Bündnisses mit Preußen zu einem ehrenvollen Frieden zu gelangen. Allein der durch verschiedene Zwischenfälle während der Verhandlungen gereizte König wies auch diesen letzten Verständigungsversuch schroff zurück, und das kostete ihm seine Krone. Es blieb jetzt nur noch die Entscheidung durch die Waffen übrig. Falsche Nachrichten und Mißverständnisse, aber auch Eigenwilligkeiten des Generals Vogel v. Falckenstein, der Moltkes Weisungen wiederholt nicht befolgte, führten die Niederlage der preußischen Truppen in dem Treffen von Langensalza am 27. Juni herbei. Die Hannoveraner unter Gen. v. Arentsschild nahmen die Stadt und schlugen die Preußen zurück. Doch schon am folgenden Tage wurden sie selbst vollständig eingeschlossen und mußten eine Kapitulation eingehen, durch die ihre Armee

Attacke der Cambridge-Dragoner auf ein preußisches Carré in dem Treffen von Langensalza.

aufgelöst wurde. Der König und der Kronprinz erhielten freien Abzug unter Garantie des königlichen Privatvermögens; alle Angehörigen der Armee mußten sich verpflichten, nicht gegen Preußen zu dienen.

Nunmehr war Vogel von Falckenstein im Stande, die verschiedenen Truppentheile, die ihm die Generäle Goeben, Manteuffel und Beyer zugeführt hatten, zu einer Mainarmee zu vereinigen und gegen die Bundesheere, die in das siebente und achte Armeekorps geschieden, in der Nähe des Mains aufgestellt waren, vorzugehen. Jenes umfaßte die bayrischen Streitkräfte, etwa 50,000 Mann stark, unter der Führung des greisen Prinzen Karl, eines Veteranen aus der Napoleonischen Zeit, dem der aus dem schleswig-holsteinischen Krieg von 1848 bekannte Generalleutnant v. d. Tann als Generalstabshaupt beigeordnet war; das letztere Korps, bestehend aus den Kontingenten von Württemberg, Darmstadt, Baden und verstärkt durch die Nassauer und eine aus den zerstreuten Garnisonen gebildete österreichische Division, mindestens von gleicher Stärke wie das andere, stand unter dem Oberbefehl Alexanders von Hessen; aber im Laufe des Krieges wurde, um größere Einheit in die Aktion zu bringen, das Oberkommando über sämmtliche Bundestruppen in die Hände des bayrischen Oberfeldherrn gelegt. Erst Anfang Juli aber war die Bundesarmee hinlänglich gerüstet, um in kriegerische Aktion zu treten. Die Bayern standen im nördlichen Franken, zwischen Rhön und Thüringer Wald, während das achte Armeekorps nördlich von Frankfurt in der Wetterau aufgestellt war und sich begnügte, Gießen und die preußische Enklave Wetzlar zu besetzen. Der ursprüngliche Plan einer Vereinigung in Hersfeld kam nicht zur Ausführung. Jeder der Heerführer wählte den seinen Interessen und Bedürfnissen zunächst liegenden Schauplatz. „Die partikularen Rücksichten, welche beim Einheitstaat wegfallen", heißt es in dem Generalstabswerk, „erschwerten unstreitig in hohem Grade die Leitung der Operationen durch das bayrische Oberkommando, aber ebenso traten sie wohl auch dem Prinzen von Hessen in der freien Verfügung über sein aus fünf Kontingenten zusammengesetztes Korps hindernd entgegen."

Prinz Karl von Bayern.

Falckenstein faßte den Plan, sich zwischen die beiden Heerkörper in der Art einzuschieben, daß sie sich zu keiner gemeinsamen Aktion verbinden könnten. Zu dem Ende schickte er die Division Goeben ostwärts gegen die Bayern, welche aus der Gegend von Koburg und Meiningen nordwestlich bis Kaltennordheim vorgerückt waren und Neidhardtshausen und Roßdorf im Fuldathal besetzt hatten. Bei Dermbach und einigen umliegenden Orten kam es zu einem blutigen Zusammenstoß, wobei von der einen wie von der anderen Seite mit großer Tapferkeit gekämpft wurde. Obwohl die Bayern weit in der Mehrzahl waren, blieb doch das Treffen ohne Entscheidung, und

auch die Verluste waren bei beiden ziemlich gleich; dennoch gab Prinz Karl den Gedanken auf, sich in dieser Richtung mit dem achten Armeekorps zu vereinigen, und zog südwärts an die fränkische Saale, begleitet von dem preußischen Heer, welches weiter westwärts durch das Fuldathal auf Hanau losrückte, so daß nach einem mehrtägigen Parallelmarsch beide im Maingebiet anlangten. Um der lästigen Begleitung ledig zu werden, beschloß endlich General Falckenstein einen neuen Angriff. Nach einem beschwerlichen Marsch durch das Rhöngebirge erreichten die preußischen Truppen die Bayern im Saalthal und zwangen sie nach den scharfen Gefechten am 10. Juli in und bei Kissingen und Hammelburg zum Rückzug nach Schweinfurt und hinter den Main. Nun wendete sich Falckenstein gegen das achte Armeekorps, das bisher in seinen geschützten Stellungen auf der Linie Schlüchtern-Fulda ruhig abgewartet hatte, bis man es angreifen würde oder bis sich eine Verbindung mit den Bayern herstellen ließe. Die mittlerweile eingetroffenen Nachrichten von den Unfällen der österreichischen Armeen in Böhmen vermehrten die Unsicherheit und Unentschlossenheit des Feldherrn. Die Vertheidigung der Linie Frankfurt-Mainz erschien jetzt als die wichtigste Aufgabe. Als man im Hauptquartier zu Bornheim die Kunde von dem Anrücken der preußischen Mainarmee empfing, gerieth man wegen Frankfurt in Besorgniß; daher schickte Prinz Alexander rasch eine hessische und eine österreichische Division unter General Neipperg nach Aschaffenburg, um die von Gemünden her anrückenden Preußen aufzuhalten, und besetzte zugleich die Pässe bei Gelnhausen.

General Ed. von Manteuffel.

Aber das siegreiche Gefecht der Division Goeben bei Laufach und die Eroberung Aschaffenburg's am 14. Juli nach einem mehrstündigen heißen Treffen und einem blutigen Häuser- und Straßenkampf setzten den Oberfeldherrn so sehr in Bestürzung, daß er seine Stellungen bei Frankfurt und die Bundesstadt selbst aufgab und sich mit seiner ganzen Armee südwärts nach dem Odenwald zurückzog. Mit ihm verließen auch die noch anwesenden Bundestagsgesandten den Ort ihrer bisherigen Wirksamkeit; sie nahmen „vorläufig" ihren Sitz in Augsburg, wo sie im Gasthause „Zu den drei Mohren" noch einige Zeit als deutscher Bundestag ein wenig bemerktes Dasein fristeten. Auch der Herzog von Nassau und der Großherzog von Hessen-Darmstadt zogen aus ihren Staaten fort. Nun stand den Preußen der Weg nach Frankfurt offen. Es konnte als „offene Stadt" erklärt werden, da Senat und Bürgerschaft das Vorhaben des Oberfeldherrn, Verschanzungen zur Vertheidigung aufzuwerfen, hintertrieben hatten, und General von Falckenstein zog daher an der Spitze der Division Goeben ohne jeglichen Widerstand am 15. Juli in die Bundesstadt ein. Er nahm sofort im Namen des Königs Besitz von Stadt und Land,

sowie von ganz Nassau und Oberhessen, eine Maßregel, die als Vorbedeutung künftiger Beschlüsse gelten konnte. Am 16. Juli konnte er nach Berlin telegraphieren: „Die Länder nördlich des Mains liegen jetzt zu Ew. Majestät Füßen." Damit endigte der vierzehntägige ruhmvolle Feldzug des energischen Generals. Bald darauf wurde er abberufen und zum Gouverneur von Böhmen ernannt. An seiner Statt übernahm v. Manteuffel den Oberbefehl über die Mainarmee. Dieselbe wurde auf 65,000 Mann verstärkt und begann am 21. Juli den Vormarsch auf Würzburg, wo sich das 8. Bundeskorps endlich mit dem bayrischen Heere vereinigte. Nach den blutigen Kämpfen bei Tauberbischofsheim und Werbach am 24. Juli, bei Gerchsheim, Helmstadt und Uettungen am 25. Juli und bei Helmstadt und Roßbrunn am 26. Juli gingen die überall zurückgedrängten süddeutschen Korps bei Würzburg über den Main und nahmen östlich von der Stadt Stellung. Am 27. Juli rückte die Mainarmee vor das gleichfalls von den Verbündeten besetzte Würzburg und beschoß die Bergfeste Marienburg aus Feldgeschützen, wobei ein großes Magazin in Brand gerieth. Erst die aus Böhmen eintreffende Nachricht vom Waffenstillstand beendete die Operationen.

Auf die Kunde von der entscheidenden Niederlage seiner Nordarmee hatte Kaiser Franz Joseph noch in der Nacht vom 3. zum 4. Juli sich unter Berufung auf den im Juni abgeschlossenen Vertrag an Napoleon III. gewandt und ihm telegraphisch Venetien abgetreten, unter dem Hinzufügen, daß er bereit sei, seine Vermittlung zur Beendigung des Krieges in Deutschland und Italien anzunehmen. Das war natürlich dem französischen Kaiser sehr erwünscht, und er beeilte sich, dem Wunsche nachzukommen. Italien hielt indeß treu zu dem mit Preußen geschlossenen Bündniß und wies den sofortigen Waffenstillstand ohne jenes von der Hand. König Wilhelm erhielt am 5. Juli das Telegramm Napoleons, worin dieser sich unter Aufforderung zum Waffenstillstand als Vermittler aufdrängte. „Unglaublich!" rief der König aus, war aber doch der Meinung, daß man diese Einmischung nicht rundweg ablehnen könne, was auch Bismarcks Ansicht war. Napoleon erhielt daher zunächst die telegraphische Antwort, daß der König seinen Vorschlag grundsätzlich annehme, und am 7. Juli wurde der Prinz Reuß mit einem Schreiben an ihn abgesandt, worin besonders hervorgehoben wurde, daß die militärische Lage nicht gestatte, einen Waffenstillstand ohne vorherige Bürgschaften für den künftigen Frieden zu schließen. Mittlerweile wurden die militärischen Operationen mit allem Nachdruck fortgeführt. Oesterreichischerseits wurde der Sieger von Custozza, Erzherzog Albrecht, an Stelle des abgesetzten Benedek zum Oberbefehlshaber ernannt.

Am 12. Juli früh 2 Uhr traf der französische Botschafter in Berlin, Graf Benedetti, im preußischen Hauptquartier ein, ohne daß die maßgebenden Persönlichkeiten darüber vorher unterrichtet gewesen wären, um einen Druck zu Gunsten eines Waffenstillstandes auszuüben. Bismarck berieth mit dem französischen Diplomaten und mit dem österreichischen Gesandten in Berlin, Grafen Karolyi, um die Bedingungen zu ermitteln, unter denen der Friede erreichbar war. „Benedetti", so berichtet Bismarck in seinen „Gedan-

ken und Erinnerungen", „erklärte für die Grundlinie der Napoleonischen Politik, daß eine Vergrößerung Preußens um höchstens vier Millionen Seelen in Norddeutschland, unter Festhaltung der Mainlinie als Südgrenze, keine französische Einmischung nach sich ziehen werde. Er hoffte wohl, einen süddeutschen Bund als französische Filiale auszubilden. Oesterreich trat aus dem Deutschen Bunde aus und war bereit, alle Einrichtungen, die der König in Norddeutschland treffen werde, vorbehaltlich der Integrität Sachsens, anzuerkennen. Diese Bedingungen enthielten Alles, dessen wir bedurften: freie Bewegung in Deutschland." Als auch Rußland sich einzumischen drohte und zugleich die Cholera ziemlich bedrohlich im Heere aufzutreten begann, beschloß Bismarck, mit möglichster Beschleunigung Frieden zu schließen. Er hatte den Widerstand des Königs zu überwinden, der unter dem Einfluß seiner militärischen Umgebung ungleich härtere Bedingungen sowohl Oesterreich wie den übrigen besiegten Staaten auferlegen wollte; allein als Bismarck, von dem Kronprinzen unterstützt, die Kabinettsfrage stellte, gab der König nach.

Die militärische Lage hatte sich mittlerweile für Oesterreich immer bedenklicher gestaltet. Am 18. Juli, an welchem Tage Wilhelm sein Hauptquartier nach dem prächtigen Schlosse zu Nikolsburg verlegt hatte, standen die preußischen Truppen bereits an der Grenze des in Oesterreichs Geschichte so berühmten Marchfeldes und ihre Wachtfeuer leuchteten bis in die Hauptstadt. Florisdorf und Preßburg waren die einzigen festen Stellungen, welche die Oesterreicher noch auf dem Nordufer der Donau inne hatten. Preßburg aber wurde von den Generalen Fransecky und Bose vom Armeekorps Friedrich Karls am 22. Juli bei Neudorf und Blumenau so erfolgreich angegriffen, daß die wichtige Stadt, der Schlüssel zwischen Wien und Ungarn, unfehlbar in die Hände der Preußen fallen mußte, als um die Mittagsstunde ein Parlamentär sie mitten im Siegeslauf hemmte durch die Botschaft, daß in Nikolsburg eine Waffenruhe geschlossen worden. Damit war der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich zu Ende, und rasch folgten dem Waffenstillstand auch die Friedensschlüsse.

Am 26. Juli wurde der Präliminarfriede zu Nikolsburg geschlossen, dem am 23. August der endgültige Friede zu Prag zwischen Preußen und Oesterreich folgte. Dieser ließ Oesterreich, mit welchem Bismarck künftig wieder ein freundschaftliches Verhältniß herstellen wollte, seinen ganzen Besitzstand mit Ausnahme von Venetien, und bestimmte ferner: Abtretung der österreichischen Rechte auf die Elbherzogthümer an Preußen, unter der Inaussichtnahme einer Volksabstimmung in Nordschleswig (die erst 1878 von Oesterreich aufgegeben wurde); Zustimmung Oesterreichs zur Auflösung des bisherigen Deutschen Bundes und zur Gründung eines bis zum Main reichenden Norddeutschen Bundes, von dem unabhängig die süddeutschen Staaten sich zu einem Südbunde vereinigen durften; Anerkennung der Neueinrichtungen und Gebietsveränderungen in Norddeutschland, vorbehaltlich der Integrität Sachsens; Zahlung von 20 Millionen Thaler Kriegskostenentschädigung durch Oesterreich.

Mit den süddeutschen Staaten kamen die Friedensschlüsse zwischen dem 13. und 22. August zustande; sie mußten Kontributionen bezahlen, und Bayern und Hessen auch kleinere Gebiete abtreten. Letzteres schloß eine Militärkonvention mit Preußen, nahm eine preußische Besatzung in die Festung Mainz auf und ließ Oberhessen am Norddeutschen Bunde theilnehmen. Gleichzeitig schlossen die beiden Königreiche Bayern, Württemberg und das Großherzogthum Baden, vorerst noch geheim gehaltene Schutz- und Trutzbündnisse mit Preußen, die jetzt schon die den Norden vom Süden trennende Mainlinie überbrückten. Sie verpflichteten sich darin, im Kriegsfall ihre Truppen unter preußischen Oberbefehl zu stellen; beide Theile gewährleisteten sich gegenseitig ihren Landbesitz. Die Geneigtheit dieser Staaten zum Abschluß dieser wichtigen Bündnisse war eine Folge der Enthüllungen, die Bismarck ihnen über die inzwischen an ihn gelangten „Kompensationsforderungen" Napoleons machte, der für Frankreich die Grenzen von 1814, Rheinbayern und Rheinhessen nebst Mainz und Aufhebung jeder politischen und militärischen Verbindung Luxemburgs mit Deutschland begehrte, aber abgewiesen wurde.

Der Deutsche Bund, unrühmlichen Angedenkens, der am 8. Juni 1815 auf dem Wiener Kongreß gegründet worden war, fand sein Ende, als am 24. August der österreichische Präsidialgesandte die nach Augsburg geflüchtete Bundesversammlung für aufgelöst erklärte. Der Friedensvertrag mit Sachsen wurde am 21. Oktober abgeschlossen, nachdem bereits am 3. Oktober Oesterreich und Italien Frieden gemacht hatten; ersteres erkannte die Vereinigung Venetiens mit Italien an.

Der innere Friede wurde in Preußen dadurch hergestellt, daß die Regierung bei dem neugewählten Abgeordnetenhause für die verfassungswidrig ohne Staatshaushaltsgesetz geführte Verwaltung Indemnität, das heißt nachträgliche Gutheißung nachsuchte, was Bismarck wiederum nicht ohne Mühe beim Könige durchgesetzt hatte. Die Vorlage wurde am 3. September mit 230 gegen 75 Stimmen angenommen. Durch das Annexionsgesetz vom 20. September wurden Hannover, Hessen-Kassel und Frankfurt a. M. in Preußen einverleibt, einige Tage später auch Schleswig-Holstein, zusammen 1,308 Quadratmeilen mit 4,815,700 Einwohnern, wodurch das neue Königreich Preußen nun einen Umfang von 6,395 Quadratmeilen mit 23,590,000 Einwohnern erreichte.

Dritter Abschnitt.

Von der Gründung des norddeutschen Bundes bis zur Errichtung des neuen deutschen Reiches und dem Frankfurter Frieden.

Neuntes Kapitel.

Gründung des Norddeutschen Bundes. — Der konstituierende Reichstag. — Die Luxemburger Frage. — Das Verhältniß zwischen dem Bund und den süddeutschen Staaten. — Umgestaltung des Zollvereins und das Zollparlament. — In Oesterreich kommt ein Ausgleich mit Ungarn zustande. — Die neuen Staatsgrundgesetze. — Schwierige Nationalitätenfrage. — Englands Parlamentsreform. — Gladstone regt eine irische Reformpolitik an. — Rußland breitet seine Machtsphäre in Mittelasien aus. — Die Pforte und der Khedive von Aegypten. — Rumänien. — Garibaldi's mißglückter Handstreich auf Rom. — Pius IX. und Antonelli berufen ein ökumenisches Konzil. — Opposition gegen das Dogma der Unfehlbarkeit. — Verlauf des Konzils. — Annahme des Dogmas. — Ende der weltlichen Herrschaft des Papstes. — Rom's Anschluß an das Königreich Italien. — Die altkatholische Bewegung. — Revolution in Spanien. — Isabella dankt ab. — Don Karlos. — Serrano Regent. — Gen. Prim Ministerpräsident. — Suche nach einem König.

Nachdem Preußen durch den kurzen glorreichen Krieg von 1866 das eine große Ziel der Bismarck'schen Politik, Trennung Oesterreichs vom Deutschen Bunde, erreicht, galt es, die Grundlagen zum Neubau der deutschen Einheit zu schaffen, oder mit andern Worten, „das lose Band, welches die deutschen Lande mehr dem Namen als der That nach zusammenhielt, in andrer Gestalt fester und heilvoller zu erneuern." Bismarck erkannte die Schwierigkeit dieser Aufgabe in ihrem vollen Umfange; handelte es sich doch nicht wie bei allen andern bisherigen Bundesstaaten, den Ver. Niederlanden, der Schweiz, den Ver. Staaten von Nord-Amerika, um eine Vereinigung von Republiken ungefähr gleichen Umfangs, gleicher Bedeutung und mit gleichen Rechten unter einer gemeinschaftlichen Obrigkeit, sondern um den Anschluß von 21

Kleinstaaten, Monarchien und Städterepubliken, an eine leitende Großmacht und um die Schöpfung eines Gebäudes, welches nicht allein diesen Staaten Schutz gewähren, sondern auch den noch außerhalb weilenden übrigen deutschen Staaten zur rechten Stunde die Pforte aufthun konnte. In der Ueberwindung dieser Schwierigkeiten bewährte sich das staatsmännische Genie und die bewunderungswürdige Energie Bismarck's, so daß diese Zeit der Schöpfung des Norddeutschen Bundes, als des Kernes für die künftige Aufrichtung des einigen Deutschen Reiches, als „Bismarck's große Tage" angesehen werden kann.

Während er auf der Insel Putbus die so nothwendige Erholung suchte, arbeiteten seine Unterbeamten einen Entwurf für die Verfassung des neuen Bundes aus. Nach seiner Rückkehr revidierte er denselben und diktierte an einem Nachmittage aus dem Kopfe die wichtigen Paragraphen, welche sich auf das Präsidium, den Bundesrath und den Reichstag, auf deren Funktionen und Befugnisse beziehen. Am 15. Dezember traten dann die Bevollmächtigten sämmtlicher nördlich vom Main gelegenen Staaten in Berlin zusammen, um den Entwurf zu berathen und festzustellen. Am 27. Februar 1867 aber fand die Eröffnung des konstituierenden Reichstages für den Norddeutschen Bund in Berlin statt, der auf Grundlage des Wahlgesetzes von 1849 in allgemeiner und geheimer Abstimmung gewählt worden war. Bismarck mahnte wiederholt zur Beschleunigung der Arbeiten: „Arbeiten wir rasch! Setzen wir Deutschland, sozusagen, in den Sattel! Reiten wird es schon können." Bereits am 16. April wurde dann auch der Entwurf mit geringen Abänderungen vom Reichstag angenommen, und nun die neue Verfassung verkündet.

Bundespräsident war nach den Bestimmungen derselben der König von Preußen; die Leitung des Militärwesens und der Diplomatie ward in die Hand der Präsidialmacht gelegt, das Recht der Gesetzgebung zwischen dem Bundesrath (bestehend aus 43 Bevollmächtigten der Einzelstaaten, darunter nur 17 preußischen) und dem Reichstag getheilt. Dieses so lange vergeblich angestrebte Parlament wurde unmittelbar vom Volke (auf je (100,000 Seelen ein Abgeordneter) nach allgemeinem Stimmrecht gewählt. Das allgemeine Wahlrecht, das Bismarck „die damals stärkste der freiheitlichen Künste" nennt, glaubte er dem deutschen Volke nicht vorenthalten zu dürfen, wenngleich er es nicht für ungefährlich hielt; als Gegengewicht bestand er darum auf der Diätenlosigkeit der Abgeordneten. Die Bundesgesetze entstanden durch das Einverständniß jener drei Faktoren; Kriegsheer, Marine, Zoll-, Handels-, Postwesen waren gemeinsam, und auf allen Gebieten des staatlichen Lebens wurde den nationalen Bestrebungen freie Bahn geöffnet. Der Paragraph 3 enthielt die wichtige Festsetzung, daß jeder Staatsbürger des einen Bundesstaates zugleich auch Bürger in allen übrigen war. Bundeskanzler wurde der preußische Ministerpräsident Graf Bismarck. Der Norddeutsche Bund entwickelte bis 1870 eine eifrige gesetzgeberische Thätigkeit, vorwiegend im Geiste des politischen und volkswirthschaftlichen Liberalismus, wobei die neuentstandene große nationalliberale Partei im Reichstage ausschlaggebend war.

Wie recht Bismarck hatte, als er fort und fort zur Beschleunigung der Arbeiten mahnte, zeigte sich noch während der Reichstagssitzungen. Ganz unvermuthet tauchte nämlich die Luxemburger Frage auf und drohte zu einer ernsten kriegerischen Verwicklung zu führen. Napoleon trachtete, um nicht mit leeren Händen vor seine, nach „Rache für Sadowa" fordernde Nation zu treten, nach dem Besitz des Ländchens Luxemburg, das er durch Kauf von dem König-Großherzog Wilhelm III. der Niederlande an Frankreich zu bringen gedachte. Dieses kleine Großherzogthum schwebte seit der Auflösung des alten Deutschen Bundes gewissermaßen in der Luft: Preußen hatte, mit Rücksicht auf die politischen und geographischen Verhältnisse des Landes, an den König-Großherzog 1866 weder eine Aufforderung zur Theilnahme an dem Kriege, noch zum Eintritt in den Norddeutschen Bund gerichtet, aber auch nicht seine in der ehemaligen Bundesfestung Luxemburg seit dem Jahre 1839 vertragsmäßig unterhaltene Besatzung aus derselben zurückgezogen. Es hatte bei der keineswegs rein deutschen Bevölkerung Luxemburgs und bei der Abneigung derselben, sich der deutschnationalen Entwickelung anzuschließen, weder ein nationales noch ein politisches Interesse an der Zugehörigkeit Luxemburgs zu Deutschland; aber es konnte auch den Uebergang Luxemburgs an Frankreich nicht dulden, nicht allein wegen des ungünstigen Eindrucks, den ein solcher Kauf auf die öffentliche Meinung in Deutschland geübt hätte, sondern hauptsächlich aus militärischen Gründen; denn mit dem Uebergange der Festung Luxemburg an Frankreich wäre die westliche Vertheidigungslinie Deutschlands, welche von Ulm über Rastatt und Saarlouis nach Luxemburg, als ihrem nördlichen Endpunkt, läuft, preisgegeben worden. Sobald daher Bismarck von dem schwebenden Handel erfuhr, erhob er Einspruch gegen denselben.

Napoleon war verwundert, auch in dieser Angelegenheit auf den Widerspruch Bismarck's zu stoßen, und schien es schon jetzt auf den Krieg ankommen lassen zu wollen. Im preußischen Volke war man auf den Kriegsfall vorbereitet und sah demselben bei der gehobenen Stimmung, welche die Erfolge des letzten Krieges erzeugt hatten, mit Ruhe entgegen. Die Zuversicht wurde noch erhöht, als Bismarck gerade diesen Augenblick wählte, um die bisher geheim gehaltenen Schutz- und Trutzbündnisse mit den süddeutschen Staaten zum Erstaunen Napoleons zu veröffentlichen. Selbst viele ruhige und besonnene Männer riethen zur Aufnahme des Preußen von Napoleon hingeworfenen Handschuhs. Namentlich militärische Autoritäten behaupteten, daß Frankreich für diesen Krieg, den man früher oder später für unvermeidlich hielt, damals, als die französischen Chassepotgewehre noch nicht fertig waren, nur ungenügend gerüstet sei und leichter jetzt zu besiegen sein würde als später. Aber in den maßgebenden Kreisen in Preußen schätzte man die Interessen des Friedens und der Menschlichkeit höher als einen augenblicklichen Vortheil und einen Zuwachs an kriegerischem Ruhm. Auch Bismarck war nicht Willens, wegen des zweifelhaften Besatzungsrechtes in der Festung Luxemburg die schwere Verantwortlichkeit für den Krieg auf sich zu nehmen. Die Luxemburger Angelegenheit wurde auf einer, durch Vermittlung Rußlands arrangierten Konferenz in London (Mai 1867) beigelegt, Luxemburg

für einen neutralen Staat unter der gemeinschaftlichen Bürgschaft der europäischen Mächte erklärt, die Festung von der preußischen Besatzung geräumt und später von dem König-Großherzog schleifen gelassen.

Durch diese Vorgänge war die Frage des Verhältnisses zwischen dem norddeutschen Bund und den süddeutschen Staaten in den Vordergrund getreten. Wie Bismarck darüber dachte, sprach er in seiner Depesche vom 7. September 1867 deutlich aus: „Der Norddeutsche Bund wird jedem Bedürfnisse der süddeutschen Regierungen nach Erweiterung und Befestigung der nationalen Beziehungen zwischen dem Süden und dem Norden Deutschlands auch in Zukunft bereitwillig entgegenkommen; aber wir werden die Bestimmung des Maßes, welches die gegenseitige Annäherung innezuhalten hat, jederzeit der freien Entschließung unserer süddeutschen Verbündeten überlassen." Ein besonderer „Südbund", den der Prager Friede in Aussicht genommen hatte, war von vornherein unmöglich, denn in einem solchen hätte dem mächtigsten Staate, also Bayern, die Vormacht übertragen werden müssen, und davon wollten die übrigen Kabinette nichts wissen. Zum Anschluß an den Norddeutschen Bund war nur Baden bereit; das Anerbieten wurde von Bismarck jedoch vorsichtigerweise zunächst abgelehnt. In den übrigen Staaten war die Abneigung der partikularistischen, demokratischen und klerikalen Elemente sowie der höfischen Kreise gegen Preußen noch viel zu groß, als daß ein Anschluß ohne äußere Veranlassung in absehbarer Zeit anzunehmen gewesen wäre. Es blieb also nur die dritte Möglichkeit übrig, daß jeder der vier süddeutschen Staaten seine Selbständigkeit bewahrte und sich nur so weit an den Norddeutschen Bund anschloß, wie seine äußere Sicherheit und die wirthschaftlichen Interessen es erheischten. Gerade die letzteren sollten ein neues Band zwischen Nord und Süd knüpfen durch die jetzt unabweisbare Erneuerung und Umgestaltung des Zollvereins.

Am 8. Juli 1867 schloß Bismarck mit den süddeutschen Staaten nach vorangegangener Berathung bevollmächtigter Fachmänner einen Zollvertrag. Nachdem am 10. September 1867 der erste (und einzige) ordentliche Reichstag des Norddeutschen Bundes eröffnet worden war, trat am 27. April 1868 (sowie am 3. Juni 1869 und 21. April 1870) auch das Zollparlament zusammen, das mancherlei wirthschaftliche Aufgaben erledigte, ohne aber die nationalen Erwartungen zu erfüllen. In den neuen preußischen Provinzen zeigten sich ebenfalls rückläufige Bestrebungen und bestärkten die Hoffnungen der Franzosen, für Sadowa demnächst Revanche nehmen zu können. Als die in Holland gebildete Welfenlegion 1868 aus der Schweiz nach Frankreich übertrat, so daß die Verbindung mit Napoleon offen zu Tage lag, verfügte die preußische Regierung die Beschlagnahme des Vermögens König Georgs V.; die gleiche Maßregel wurde gegen den Kurfürsten von Hessen zur Anwendung gebracht.

Oesterreich, das 1866 aus Italien verdrängt und aus Deutschland ausgeschlossen war, gereichte sein Unglück insofern zum Heile, als es jetzt erst feste verfassungsmäßige Zustände erhielt. Vor dem Kriege hatte sich Franz Joseph, da die Ungarn mit der Verfassung von 1861 sich nicht hatten zufrie-

den geben wollen und unter der Führung Franz Deaks, des Grafen Andrassy u. A. auf ihrer alten Forderung nach nationaler Selbständigkeit beharrten, ernstlich mit dem Plane getragen, den Absolutismus wieder herzustellen. Jetzt gab er diesen Gedanken auf, und sein Ministerpräsident, der frühere sächsische Minister Graf v. Beust vereinbarte mit den Führern der Ungarn 1867 einen „Ausgleich", durch welchen die Monarchie in zwei Hälften getheilt wurde, Cisleithanien (die deutsch-slavischen Länder) und Transleithanien (Ungarn, Siebenbürgen, Croatien und Slavonien mit der Hauptstadt Pesth), jede mit besonderer Regierung und Volksvertretung. Folgende neue Staatsgrundgesetze wurden veröffentlicht: Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz, Preßfreiheit, Vereins- und Versammlungsrecht, volle Glaubens- und Gewissensfreiheit und unbeschränktes Steuer- und Rekrutenbewilligungsrecht der Volksvertretung. Für die westliche Reichshälfte wurde am 30. Dezember das sogenannte „Bürgerministerium" mit dem Fürsten Carlos Auersperg als Präsidenten ernannt, während für alle Angelegenheiten, die beiden Reichshälften gemeinsam waren (das Auswärtige, die Finanzen und das Kriegswesen), ein besonderes Reichsministerium: Beust, Beke und Freiherr v. John, später Feldmarschallleutnant v. Kuhn, eingesetzt wurde, um mit den vom Reichsrath und Reichstag zu wählenden Delegationen abwechselnd in Wien und in Pesth zu berathen. Bei der finanziellen Auseinandersetzung zwischen Cis- und Transleithanien (Ungarn) kam man — einstweilen auf zehn Jahre — dahin überein, die gemeinsamen Ausgaben zunächst aus dem Zollerträgniß zu bestreiten, während vom Rest 70 Prozent die cisleithanische, 30 Prozent die ungarische Reichshälfte tragen sollte. Ein ähnliches Abkommen schloß man bezüglich der gemeinsamen Staatsschuld und des Militärbudgets. Bei der Neugestaltung des Heerwesens wurde die allgemeine Wehrpflicht zu Grunde gelegt. Die Titelfrage fand ihre Lösung, indem fortan der Monarch „Kaiser von Oesterreich, König von Ungarn" hieß und die Monarchie als „Oesterreichisch-Ungarische Monarchie" oder als „Oesterreichisch-Ungarisches Reich" bezeichnet werden sollte. Auf kirchlichem Gebiete wurde die durch die Staatsgrundgesetze verbürgte Glaubens- und Gewissensfreiheit durch die Konkordatsherrschaft behindert. Es gelangten drei konfessionelle Gesetze: das Ehegesetz, das Schulgesetz und das sogenannte interkonfessionelle Gesetz zur Annahme, und am 30. Juli 1870 erfolgte nach vergeblichen Unterhandlungen mit Papst Pius IX. wegen einer Revision des Konkordats die gänzliche Aufhebung des letzteren.

Die meisten Schwierigkeiten bot die Nationalitätenfrage. Nachdem die Magyaren zufriedengestellt waren, verlangten die Tschechen in Böhmen und Mähren die Wiederherstellung des „böhmischen Staatsrechts" und die Selbständigkeit der zur Wenzelskrone gehörigen Länder Böhmen, Mähren und Schlesien. Die Polen in Galizien, denen verschiedene Zugeständnisse gemacht wurden, wollten eine fast unbeschränkte Autonomie, und mit ähnlichem Begehren kamen die Slawen und Italiener im Süden Cisleithaniens. Es kam zu erbitterten parlamentarischen Kämpfen, zu wiederholtem Kabinettswechsel und 1870 zur Entlassung des Abgeordnetenhauses und sämmtlicher Landtage.

Während so die kontinentalen Mächte eine bewegte Zeit durchmachten, blieb England ziemlich unberührt von den Ereignissen des Jahres 1866 und erfreute sich alljährlich riesiger Ueberschüsse seines Budgets. Die Vorschläge des Whig-Ministeriums Russell zur weiteren Reform des Unterhauses erlitten eine Niederlage, und so übernahmen die Konservativen Derby-Disraeli die Regierung. Als diese dann im Juli 1866 eine Reformmeeting im Hyde-Park untersagte, kam es zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen Volk und Polizei; immer ungestümer drängte die öffentliche Meinung die Regierung zum Vorgehen. Endlich, nach erfolgter Annahme von beiden Häusern, erhielt die Parlamentsreform am 15. August 1867 Gesetzeskraft; sie brachte die Ausdehnung des Wahlrechts auf alle städtischen Haushaltungsvorstände ohne Censusbeschränkung, was für eine so weitgehend freisinnige und in ihren Folgen ungewisse Maßnahme galt, daß Graf Derby sie als einen „Sprung ins Dunkle" bezeichnete. Außerdem brachte die Session von 1867 noch verschiedene wichtige koloniale und auswärtige Fragen. Im April wurde ein Gesetz angenommen, das die Staaten von Britisch-Nord-Amerika als „Dominion of Canada" in einer gemeinsamen Verfassung vereinigte. Als der König Theodor von Abessinien sich beharrlich weigerte, von ihm gefangen gehaltene englische Missionare und Agenten freizulassen, kam es zu einem Kriege gegen ihn, den General Robert-Napier mit großem Glück durchführte. Ihn beendigte die am 13. April 1868 erfolgte Erstürmung der Felsenfestung Magdala, wobei Theodor, um nicht in die Hände der Engländer zu fallen, sich selbst das Leben nahm.

Nachdem dann die Wahlen nach dem neuen Reformgesetz eine liberale Mehrheit ergeben und ein liberales Kabinett mit Gladstone an der Spitze gebracht hatten, regte letzterer zuerst eine irische Reformpolitik in großem Stile an. Es war auch in Wahrheit hohe Zeit, daß der von Seiten Englands an Irland verübten harten Unbill Schranken gesetzt wurden; von dem Hasse gegen das herrschende Volk zeugten deutlich genug die Unthaten des Geheimbundes der Fenier. Gladstone wußte erfreuliche Erfolge in dieser Richtung zu ermöglichen durch seine irische Kirchenbill, welche die auf Kosten des katholischen Irlands in jenem Lande unterhaltene anglikanische Staatskirche entstaatlichte, und die Landbill, die abziehenden Pächtern gerechte Entschädigung für die auf den Gütern gemachten Verbesserungen u. s. w. zubilligte und für Streitigkeiten zwischen Grundherren und Pächtern Schiedsgerichte einsetzte.

Gleich England hatte sich Rußland, wo die persönlichen Sympathien Alexanders II. auf preußischer Seite waren, bei dem Umsturz des alten und der Gründung des neuen Deutschland neutral verhalten. Im Innern wurde auf das Andrängen der sogen. moskowitischen Partei die Russifizierung Polens und der Ostseeprovinzen mit großer Härte weitergeführt. Ungestört und unaufhaltsam drangen die Russen in Mittelasien im Stromgebiete des Syr und Amur vor. 1864 rückten sie in das Chanat Chokand ein, und 1865 wurden alle neueroberten Gebiete im Osten des Aralsees zu einer Provinz Turkestan vereinigt. Der tüchtige General Kauffmann besiegte 1868 den Emir von Buchara und zwang ihn, Samarkand und andere Gebiete an Rußland abzutreten.

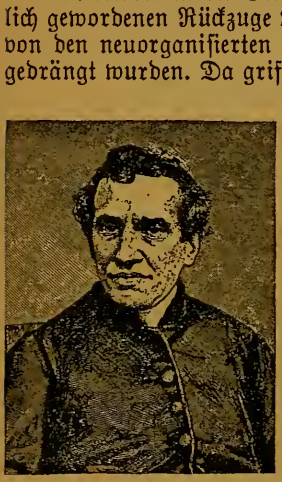
Auf der Balkanhalbinsel dauerten die Bemühungen der christlichen Vasallenstaaten der Pforte, die trotz aller Versprechungen an ihrer Willkürherrschaft festhielt, fort, sich von dieser unabhängig zu machen. Das ehrgeizige Griechenland, das man 1830 in allzu enge Grenzen eingeschlossen hatte, strebte unter seinem Könige Georgios I. unablässig danach, sich weiter auszudehnen. Als 1868 auf der Insel Kandia oder Kreta ein Aufstand ausbrach, führte dessen offenkundige Unterstützung durch die griechische Regierung beinahe zu einem Kriege mit der Türkei. Erst die auf Bismarcks Vorschlag im Januar 1869 zusammengetretene Pariser Konferenz, der Griechenland sich nothgedrungen fügen mußte, legte die Sache bei und brachte die Kreter unter die Botmäßigkeit der Pforte zurück. Sehr gespannt waren zeitweilen auch die Beziehungen der Pforte zu ihrem ägyptischen Vasallen, dem Khedive oder Vizekönig Ismail Pascha. Als dieser sich nämlich herausnahm, eine starkes Heer und eine Panzerflotte anzuschaffen, ferner im Sommer 1869 die europäischen Herrscher persönlich zur Eröffnung des Suezkanals einzuladen und selbständige Verhandlungen mit auswärtigen Mächten zu führen, schritt die Pforte energisch ein. Da er für einen Krieg nicht auf fremde Hülfe rechnen konnte, mußte Ismail sich unterwerfen und im März 1870 seine Panzerschiffe ausliefern.

Ismail Pascha.

In Rumänien kam es ebenfalls zu unerquicklichen Zuständen. Dort herrschte seit Mai 1866 ein deutscher Prinz, der Vetter König Wilhelms, Karl von Hohenzollern. Sein Minister Bratianu wiegte sich in allzukühnen Träumen von der Gründung eines großen daco-rumänischen Reiches und drohte damit, einen allgemeinen Krieg zu entfesseln. Um den europäischen Frieden zu retten, sah Bismarck sich genöthigt, an den preußischen Vertreter in Bukarest die bündige Weisung ergehen zu lassen, vom Fürsten die sofortige Entlassung des Ministeriums zu fordern. Und daß dieser Wink so deutlich als nur möglich war, geht daraus hervor, daß schon fünf Tage später das Donaufürstenthum eine andere Regierung erhielt.

Das Königreich Italien befand sich nach dem Kriege von 1866, den es für seinen Theil unglücklich geführt hatte, in keiner sehr günstigen Lage. Um die Finanzen war es recht übel bestellt; Venetien verdankte Italien den preußischen Siegen, der Form nach aber der Freundschaft Napoleons, und seine Abhängigkeit von Frankreich war dadurch noch gesteigert worden. Es schien wenig Aussicht vorhanden, Rom als Hauptstadt zu gewinnen, das gemäß der Septemberkonvention von 1864 die Franzosen im Dezember 1866 allerdings nebst dem römischen Gebiet geräumt hatten. Das sollte jedoch nicht lange Zeit währen. Der unruhige Garibaldi gedachte auf eigene Faust Rom zu nehmen und rief Freiwillige auf. Noch bevor er aber die Grenze des Kirchenstaates zu überschreiten vermochte, wurde er am 24. September 1867

auf Befehl der italienischen Regierung verhaftet, nach der Festung Alessandria gebracht und dann nach Caprera entlassen. Er benutzte die Zeit zwischen der Entlassung des Ministeriums Ratazzi am 19. Oktober 1867 und der Einsetzung des vom General Menabrea gebildeten neuen Kabinetts, um einen abermaligen Freischaarenzug zu unternehmen. Während er mit seinen 4000 „Rothhemden" auf Rom vordrang, beeilte sich Napoleon, dem bedrohten Papste zu Hilfe zu kommen, und ließ ein französisches Expeditionskorps in Civitavecchia landen; am 30. Oktober bereits zogen die ersten französischen Bataillone wieder in die Siebenhügelstadt ein. Auf seinem dadurch unvermeidlich gewordenen Rückzuge wurde Garibaldi am 3. November bei Mentana von den neuorganisierten päpstlichen Truppen angegriffen, die jedoch zurückgedrängt wurden. Da griff die französische Reserve unter General de Failly mit ihrem neuen Schnellfeuergewehr ein und führte eine blutige Niederlage der Garibaldianer herbei. „Die Chassepots haben Wunder gethan", konnte Failly nach Paris telegraphieren. Garibaldi wurde aufs neue nach Spezia in Haft gebracht, aber auch jetzt wieder bald nach seiner Ziegeninsel entlassen. Die Franzosen hielten wie früher Rom und Civitavecchia besetzt, und Napoleons Minister Rouher erklärte in der Kammer, daß Italien sich Roms niemals bemächtigen werde, indem er das Wort „niemals" dreimal wiederholte.



Kardinal Antonelli.

Da Napoleon, der den Beistand der Klerikalen dringend brauchte, durch diese Handlungsweise das Papstthum stärkte, glaubte Papst Pius IX. und sein einflußreichster Rathgeber Kardinal-Staatssekretär Giacomo Antonelli (1806—1876) die Zeit für gekommen, um ein lang geplantes Projekt auszuführen — nämlich die Einberufung auf den 8. Dezember 1869 eines ökumenischen Konzils nach Rom, nachdem eine solche allgemeine Kirchenversammlung seit der im Jahre 1563 zu Trient geschlossenen nicht mehr stattgefunden hatte. Die Hauptaufgabe des Konziles sollte, wie erst allmählich bekannt wurde, darin bestehen, die Unfehlbarkeit des Papstes in allen, zu seinem Hirten- und Lehramt gehörigen Angelegenheiten zum Dogma zu erheben. Gegen dieses Vorhaben erhoben hervorragende Theologen der katholischen Kirche schwerwiegende Bedenken, an ihrer Spitze Professor Ignaz v. Döllinger (1799—1890) in München. Am 6. September 1869 erließen die neunzehn deutschen Bischöfe einen Hirtenbrief, in welchem sie ihre Erwartung aussprachen, daß das Konzil keine neuen Dogmen einführen und in die bürgerliche Ordnung nicht eingreifen werde. Zugleich richteten sie an den Papst ein Privatschreiben, in welchem sie ihn unter Hinweis auf die Gefahr der Sachlage beschworen, von seinem Vorhaben zurückzutreten. Die Antwort war der Erlaß einer Geschäftsordnung, welche die Einbringung von Vorlagen für das Konzil ganz dem Papst vorbehielt und ihm das Recht zusprach, Anträge, die von Seiten der Bischöfe gestellt

werden sollten, selbst gegen den Willen des ganzen Konzils der Erörterung zu entziehen. Zugleich war Vorsorge getroffen, den ganzen Geschäftsgang unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses zu halten und jede Betheiligung der öffentlichen Meinung von vornherein auszuschließen.

So wurde denn das Konzil, welchem stets etwa siebenhundert berufene Theilnehmer beiwohnten, mit allem Glanz eröffnet und tagte seither im rechten Kreuzarm der Peterskirche, einer akustisch möglichst schlecht eingerichteten Räumlichkeit. Aber trotz der Todsünde, welche die Väter mit jeder Veröffentlichung eines Vorgangs in den Kongregationen und im Konzil begingen, erschien während der ganzen achtmonatlichen Dauer der Synode in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" eine lange Reihe von Briefen („des Quirinus"), welche sich in allem Thatsächlichen als zuverlässig erwiesen und der gespannten Aufmerksamkeit der Welt die Vorgänge in Rom fast so durchsichtig machten, wie die Verhandlungen in einem deutschen Parlament oder im Gesetzgebenden Körper zu Paris auch waren. Allmählich traten die Parteien auseinander, und es zeigte sich, daß der Majorität, bestehend aus Italienern und Spaniern, vor allem aber aus Titularbischöfen (in partibus) und ungefähr dreihundert Klerikern, deren täglichen Unterhalt in Rom der Papst bezahlte („päpstliche Kostgänger"), eine höchstens auf hundertundfünfzig Stimmen zu steigernde Opposition deutscher, französischer und ungarischer Bischöfe entgegenstand, welche die alten Rechte des Bisthums zu behaupten und der päpstlichen Monarchie eine aristokratische Begrenzung zu geben willens war. Dabei waltete anfangs Artigkeit und vornehmer Ton in den Verhandlungen ob. Als aber der Knoten sich enger schürzte und das fatale Entweder-Oder der Entscheidung immer näher rückte, ließen Zwischenträgerei, Aufregung, Ermüdung und Parteileidenschaft den Ton immer bitterer werden. Die Opposition, an deren Spitze die österreichischen Kardinäle Schwarzenberg und Rauscher, die Erzbischöfe von Prag und Wien, ferner der Bischof Hefele von Rottenburg, der Erzbischof Darboy von Paris, die Bischöfe Dupanloup von Orleans und Maret von Sura und der amerikanische Erzbischof Kenrick von St. Louis standen, befand sich gegenüber von Vorabmachungen, namentlich aber einer, der Hauptfrage schon vorgreifenden Geschäftsordnung, gegen welche nun eine Zeitlang Petitionen eingereicht und Proteste unterzeichnet wurden. Da das nichts fruchtete, lebte in Frankreich der Gedanke wieder auf, die Staaten bei dem Konzil vertreten zu lassen, um den Papst durch das Einwirken der Diplomatie geschmeidiger zu machen. Aber alle diese Versuche verursachten wohl schleppende Verhandlungen, welche monatelang dauerten, scheiterten jedoch endlich kläglich an der überlegenen Schlauheit des Kardinals Antonelli, welcher die Staatsmänner stets mit der Versicherung zu

J. von Döllinger.

beruhigen verstand, es handle sich hier ja nur um untergeordnete, nur um theologische Gegenstände. Einstweilen übte der Papst auf die Wahlhandlungen, besonders auf die Zusammensetzung der dogmatischen Kommission, einen so entschiedenen Druck aus, er trat überhaupt so offen und fast leidenschaftlich auf die Seite der Infallibilisten, daß eine große Verstimmung Platz griff und die Zaubergewalt persönlicher Verehrung, welche den katholischen Episkopat schon lange gerade an diesen Papst gefesselt hatte, auf einen Augenblick gebrochen schien. Der Plan, die Unfehlbarkeit durch eine Demonstration von überwältigender Wirkung, eine sog. Akklamation, durchzusetzen, mußte fallen gelassen werden. Man beschäftigte daher das Konzil durch Vorlage eines weitschichtigen Entwurfs vom katholischen Glauben, einer Art von Einleitung in die Glaubenslehre, mit Sätzen gegen Atheismus, Pantheismus, Rationalismus und dergleichen, bis endlich eine Adresse mit über vierhundert Unterschriften den Papst zum Vorgehen in der Unfehlbarkeitssache aufforderte. Als Gegenschlag erschien eine abmahnende Adresse, nur von hundertsiebenunddreißig Bischöfen unterzeichnet, die aber achtzig Millionen Katholiken vertraten: es sei nicht wohlgethan, den Völkern Größeres aufzuerlegen, als die Synoden von Florenz und Trient schon gethan hätten.

Um diesen Widerstand zu brechen und überhaupt mehr Schwung in den Gang der Verhandlungen zu bringen, wurde nunmehr an Stelle des bald nach Eröffnung des Konzils verstorbenen Reisach der Kardinal de Angelis zum Präsidenten ernannt, welchem sodann eine neue Geschäftsordnung mit dem ausgesprochenen Zweck, die Verhandlungen zu beschleunigen, die Befugniß gab, jede Rede kurzweg abzuschneiden, der Versammlung aber das Recht, die Debatte jeden Augenblick zu schließen. Damit war die Majorität allmächtig geworden, die Minderheit forderte vergeblich moralische Einhelligkeit der Bischöfe als Vorbedingung eines gültigen Lehrausspruches. Aber sie selbst war bereits in sich gespalten und der Gegensatz groß genug zwischen dem Bischof Ketteler von Mainz, der die neue Lehre nur gerade nicht für „opportun" hielt und jetzt seinem alten Lehrer Döllinger den Fehdehandschuh hinwarf, und dem ritterlich muthigen Bischof von Sirmium, Strohmayer, welcher es wagte, trotz der Präsidentenschelle und unter dem allgemeinen Sturm der Lippen und Füße loszugehen gegen einen Satz des Schemas über den Glauben, in welchem alle Gottlosigkeit in der Welt auf den Protestantismus zurückgeführt werden sollte. In der That ließ die Kurie denn auch diese Beleidigung fallen, aber nicht wegen der Rede des kroatischen Bischofs, sondern wegen eines Telegramms von Bismarck, der mit Zurückziehung des preußischen Gesandten drohte. Bald darauf wurde, während der genannte Bischof sich fern hielt, der übrige Theil des vom Papst vorgelegten Entwurfs über den katholischen Glauben, allerdings vielfach verändert, mit Stimmeneinhelligkeit angenommen. Diese Schwachheit trug dazu bei, die Achtung vor der Opposition auf dem Konzil wesentlich zu verringern. Es wurde demselben sofort mit Mißachtung der dringlichsten Abmachungen, zu welchen sich die Opponenten jetzt ermannt hatten, der Entwurf zu einer dogmatischen Konstitution übergeben, deren drei erste Kapitel den Primat des Papstes ganz in der Weise der isidorischen Fälschung darlegten, während ihm

das vierte förmlich die Unfehlbarkeit zusprach. Zwei ganze Monate hindurch währten die Debatten, die sich besonders auf den letztgenannten Punkt erstreckten. Aber so tapfer auch die hervorragendsten Wortführer der Opposition sprechen mochten: über der Versammlung lastete die Fieberhitze des römischen Sommers; nicht wenige Mitglieder unterlagen, und da der Papst fest entschlossen war, das Konzil beisammenzuhalten, bis es seine Mission erfüllt habe, so kam es denn endlich zum Hauptschlag.

Während in der ganzen ersten Hälfte des Jahres die Aufmerksamkeit der Welt fast ausschließlich auf Rom gewandt blieb und Döllinger von München und im selben Geist Gratry von Paris aus sogar der Laienwelt lebhaftes Interesse an den theologischen Streitigkeiten, die im Vatikan geführt wurden, abzugewinnen wußten, zogen im Anfang des Juli die schweren Gewitterwolken des deutsch-französischen Krieges am Horizont Europas auf, und fast unbeachtet von der Welt ist der Papst mit vierhundertundfünfzig Stimmen für unfehlbar erklärt worden; zweiundsechzig sagten ja mit Vorbehalt (ad modum), achtundachtzig nein, siebzig, darunter Antonelli, fehlten. Ehe es zur feierlichen Verkündigung des neuen Dogmas kam, versuchte die Opposition noch einen letzten Schritt. Sechs Bischöfe erschienen als Deputation im Vatikan, Ketteler von Mainz warf sich zu Boden und flehte den heiligen Vater an, er möge durch einige Nachgiebigkeit der Kirche den Frieden und der katholischen Welt die schwer gefährdete Einheit zurückgeben. Pius IX. war einen Augenblick erschüttert. Aber noch am selben Abend stimmten der Erzbischof Manning von Westminster und der Bischof Seneftrey von Regensburg ihn um. Als die Opposition das erfuhr, verließen ihre Mitglieder Rom, weil ihre „kindliche Pietät und Ehrfurcht" ihnen verbiete, in der öffentlichen Sitzung nein (Non placet) zu sagen. So haben dieses muthige Wort zur entscheidenden Stunde nur zwei Männer gesprochen, Riccio von Cajazzo und Fitzgerald von Little Rock, während fünfhundertdreiunddreißig Stimmen Ja (Placet) sagten. Wegen eines ausgebrochenen Gewitters, welches äußerste Dunkelheit über die Versammlung verbreitete, mußte sich der Papst eine Kerze vorhalten lassen, als er die so beschlossene Konstitution von der Kirche (genannt Pastor aeternus) verkündigte, durch welche alle Bischöfe zu bloßen Untergebenen und Beauftragten des Papstes herabgesetzt wurden, er selbst aber, „wenn er vom Lehrstuhl aus spricht, d. h. wenn er in Ausübung seines Amtes als Hirt und Lehrer aller Christen vermöge seines höchsten apostolischen Ansehens eine von der ganzen Kirche festzuhaltende Lehre über den Glauben oder über die Sitten bestimmt, kraft des im seligen Petrus ihm selbst verheißenen göttlichen Beistandes mit jener Unfehlbarkeit gebietet, mit welcher der göttliche Erlöser seine Kirche bei der Feststellung einer Lehre über Glauben oder Sitten ausgestattet wissen wollte", wozu beigefügt war, „daß also derartige Bestimmungen des römischen Papstes durch sich selbst, nicht aber durch Zustimmung der Kirche, unabänderlich sind. Wenn aber jemand, was Gott verhüte, dieser unsrer Bestimmung zu widersprechen wagen sollte, so sei er verflucht!"

Das Konzil wurde sodann auf den 11. November vertagt: aber als diese Frist heranrückte, hatte man nicht bloß in der übrigen Welt ganz andre Dinge

zu denken, sondern dem unfehlbar gewordenen Papst selbst hatte das gegen seine Lehre rebellische Schicksal Prüfungen von überraschender Schwere bereitet; seine weltliche Herrschaft, an der gerade er so zäh festgehalten, war vollends in Trümmer gegangen, und er betrachtete sich als einen Gefangenen im eignen Haus. Denn ehe die heiligen Väter sich wieder im Vatikan versammeln konnten, wurde der Kirchenstaat dem Königreich Italien einverleibt und der weltlichen Herrschaft des geistlichen Oberhauptes ein Ende gemacht. Kaum nämlich waren die französischen Besatzungstruppen eingeschifft worden, um das eigne bedrängte Vaterland in seinem Todeskampf zu unterstützen, so kündigte die Florentiner Regierung den Septembervertrag und stellte ein Beobachtungsheer unter General Cadorna an der römischen Grenze auf, während Bixio, Garibaldis ehemaliger Waffengenosse, in Civita Vecchia einzog. Man versuchte zunächst den Papst durch Unterhandlungen zu einer friedlichen Abtretung zu bewegen, indem man ihm nicht nur den Fortgenuß der vollen Autorität in allen kirchlichen und geistlichen Angelegenheiten, sondern auch die Ehrenrechte eines Souveräns, den Besitz des Leontinischen Stadttheils auf der rechten Seite des Tiber sammt dem Vatikan anbot; als er aber alle Ausgleichungsvorschläge entschieden von der Hand wies, wurde das Gebiet bis unter die Mauern der Hauptstadt besetzt. Von allen Seiten strömten römische Flüchtlinge und Verbannte herbei, um unter der Fahne Viktor Emanuels an dem Umsturz der geistlichen Zwingherrschaft mitzuwirken. Am 20. September schlugen die Italiener ihr Lager im Osten der Stadt vor der Porta Pia auf und bedrohten Rom im Fall eines Widerstandes mit der Beschießung. In der Stadt lagen etliche tausend Mann päpstlicher Truppen, größtentheils Fremde aus allen Ländern und Erdtheilen, denen sich viele Freischaaren und Banditen aus den Abruzzen angeschlossen hatten. Den Kern bildeten die Zuavenbataillone, welche der Waffenminister, General Kanzler, organisiert und unter den Befehl des Obersten Charette aus der Vendée gestellt hatte. Diese leisteten einige Gegenwehr. Aber eine dreistündige Kanonade genügte, um Rom zur Kapitulation zu bringen. Die päpstliche Armee wurde aufgelöst, die fremden Soldknechte mußten die Halbinsel verlassen; eine provisorische Regierung besorgte die öffentlichen Geschäfte, bis die Vorbereitungen zur Volksabstimmung (Plebiszit) getroffen waren, durch welche, da die Mißvergnügten sich größtentheils der Stimme enthielten, die Bewohner Roms und des gesammten ehemaligen Kirchenstaates sich fast einstimmig für den Anschluß an das Königreich Italien unter Viktor Emanuels Herrschaft aussprachen. Dies geschah am 3. Oktober und schon am 9. desselben Monats wurde die Einverleibung vollzogen. So ging in Erfüllung, was Garibaldi und seine Gesinnungsgenossen seit Jahren angestrebt. Aber der alte Feldherr hatte nicht einmal den Triumph der Mitwirkung; denn er stand als Freischaarenführer in Frankreich, einem republikanischen Idol nachjagend. Zur Beruhigung der katholischen Welt, die über den kirchenschänderischen Frevel einen lauten Schrei ausstieß, erklärte die italienische Regierung, der Papst solle nach wie vor mit der Würde eines Souveräns und mit voller Freiheit alle Rechte und Amtshandlungen des Kirchenoberhaupts ausüben. Aber der Bannstrahl, den Pius IX. über Viktor

Emanuel schleuderte, gab Zeugniß von dem tiefen Groll des Heiligen Vaters. Auch das in der Folge von der Florentiner Regierung erlassene Garantiegesetz, welches die Person des Papstes für heilig und unverletzlich erklärte, ihm den Rang und die Ehrenstellung eines Souveräns mit einem Jahreseinkommen von 3,225,000 Lire zuwies und der Kirche und ihren Lenkern so viele Rechte einräumte, wie in keinem andern Land, so daß Cavours Programm: freie Kirche im freien Staat, zur Wahrheit ward, vermochte den Zorn der klerikalen Partei nicht zu versöhnen.

Auch sonst waren die Erfolge des kühnen Schrittes der Unfehlbarkeitsverkündung nicht eben sehr ermuthigender Art: die österreichische Regierung erklärte das Konkordat für aufgehoben, weil der eine der vertragschließenden Theile seinen Charakter völlig geändert habe; Bayern verbot die amtliche Veröffentlichung des neuen Dogmas; Baden und Württemberg erklärten alle Folgerungen, die daraus auf Staatsverhältnisse könnten gezogen werden wollen, für ungültig. Wenn auch nicht wenige derselben Bischöfe, welche zu Rom mit Muth und Geschick die neue Lehre als verderblich, widersinnig, geschichtslos und staatsfeindlich bekämpft hatten, voran die Prälaten von München, Augsburg, Köln, Mainz, Trier auf einer neuen Versammlung zu Fulda die Gläubigen zur Unterwerfung unter die Aussprüche des Konzils aufforderten, ja sogar gegen die widerstrebenden Priester und Theologen sofort disziplinarisch vorzugehen sich nicht scheuten, so fiel doch anderseits der Widerspruch so vieler gebildeten Katholiken, welcher in Deutschland, Oesterreich und Ungarn sich erhob, die männlichen Proteste angesehener Theologen an Universitäten wie München, Breslau, Bonn, und vor allem das schneidige Nein, welches der gelehrteste aller Vertheidiger des katholischen Kirchenglaubens, Döllinger, auf die mehrfach ergangenen Aufforderungen zur Unterwerfung in einer Epoche-machenden Schlußerklärung aussprach, schwer genug in die entgegengesetzte Wagschale und gab unmittelbaren Anlaß zur sogenannten altkatholischen Bewegung.

Don Karlos.

In Spanien bildete die ganze Regierungszeit der Königin Isabella II. eine Kette von Ränken und Aufständen, einen immerwährenden Wechsel von Reaktion und Revolution. Die Königin selbst, deren Privatleben ein höchst anstößiges war, wie ihre Minister standen unter dem Einfluß der Hofkamarilla; bald hier, bald dort kam es zu Unruhen, die theils von den miteinander um die Herrschaft ringenden Parteien der Moderados und Progressisten, theils von den Republikanern und Karlisten hervorgerufen wurden. Endlich brach, während die Königin im September 1868 in dem Grenzorte San Sebastian weilte, um dort mit Napoleon III. einen Allianzvertrag zu schließen, eine allgemeine Revolution aus, vor der Isabella nach Frankreich flüchten mußte. Durch Napoleon dazu veranlaßt, dankte sie dann

zu Gunsten ihres Sohnes Alfons ab. Ihr Sturz veranlaßte andererseits die Nachkommenschaft des Don Karlos, ihre Ansprüche auf den spanischen Thron zu erneuern. Der Infant Don Juan, der Sohn des 1839 aus Spanien vertriebenen Don Karlos, verzichtete am 3. Oktober 1868 zu Gunsten seines am 30. März 1848 geborenen ältesten Sohnes Don Karlos, Herzogs von Madrid, der seitdem als Kronprätendent auftrat und sich König Karl VII. nannte. Nachdem Marschall Serrano mit den abgefallenen Truppen die Königlichen geschlagen und alle größeren Städte, auch Madrid, sich für die Revolution erklärt hatten, zog der Sieger am 3. Oktober in die spanische Hauptstadt ein. Die dorthin einberufenen Cortes beschlossen, trotz des Widerstandes der Republikaner, aber im Einvernehmen mit den leitenden Männern Serrano, Prim, Olózaga, Topete und anderen, zwar die Bourbonen vom Throne auszuschließen, aber an der konstitutionellen Monarchie festzuhalten. Am 6. Juni wurde die neue, konstitutionell-monarchische Verfassung feierlich verkündet und beschworen. Marschall Serrano wurde Regent bis zur Wiederbesetzung des Thrones; er übertrug dem volksthümlichen General Juan Prim die Ministerpräsidentschaft und das Kriegswesen, und damit die eigentliche Regierungsgewalt. Nunmehr handelte es sich darum, für die neugestaltete konstitutionelle Erbmonarchie einen König zu finden, allein die Krone des durch Parteiungen gelähmten und finanziell zerrütteten Landes erschien nicht sonderlich begehrenswerth und eine ganze Reihe von auswärtigen katholischen Fürstlichkeiten, denen sie im Laufe des Sommers 1869 angetragen wurde, lehnte ab.

Zehntes Kapitel.

Die zweite Weltausstellung in Paris. — Opposition gegen Napoleon und das Kaiserthum. — Zugeständnisse. — Emile Ollivier an der Spitze der Regierung. — Armeereorganisation durch Marschall Niel und Kriegsminister Leboeuf. — Die spanische Regentenfrage. — Erbprinz Leopold von Hohenzollern die Krone angeboten. — Hetze gegen Preußen. — Bismarck in Berlin. — Benedetti stellt unverschämte Forderungen an König Wilhelm in Ems. — Abfertigung durch letztern. — Die Emser Depesche. — Mobilmachung in Frankreich. — König Wilhelm in Berlin. — Mobilmachung der gesammten norddeutschen Armee. — Die süddeutschen Staaten schließen sich an. — Kriegserklärung Frankreichs. — Bismarcks Enthüllungen über Napoleons Eroberungslust. — Drei deutsche Armeen. — Die französische Rheinarmee. — Schlechte Verwaltung und Unordnung. — Die militärische Komödie von Saarbrücken. — König Wilhelm trifft mit dem Großen Hauptquartier an der Grenze ein. — Blutiges Treffen bei Weißenburg. — Der erste deutsche Sieg. — Mangelhafte Verfolgung. — Mac Mahon bei Wörth aufs Haupt geschlagen. — Wilde Flucht. — Schlacht bei Spicheren. — Erstürmung der Höhen. — Sturz des Ministeriums Ollivier-Gramont. — Gen. Trochu Gouverneur von Paris. — Der strategische Aufmarsch der drei deutschen Armeen in Lothringen vollendet.

In Frankreich hatte nicht nur das unglückliche mexikanische Abenteuer, sondern mehr noch das Unvermögen, als Kompensation für die Anerkennung der Vergrößerung Preußens 1866 das linke Rheinufer zu erlangen, die Stellung Napoleons III. untergraben. Die erlittene Einbuße an Ehre und Ansehen ließ sich auch durch den Glanz der Weltausstellung im Sommer 1867 nicht vergessen machen, die gleich der ersten auch zahlreiche Fürstlichkeiten nach der Seinestadt führte. König Wilhelm I., den Bismarck und Moltke begleiteten, und Kaiser Alexander II. weilten gleichzeitig in Paris, bei welcher Gelegenheit der polnische Flüchtling Berezowski am 6. Juni einen Mordversuch auf den Zaren machte, der auch durch Kundgebungen zu Gunsten Polens beleidigt wurde. Diese Erlebnisse waren natürlich nicht gerade angethan, ihn seiner Freundschaft für den Herrscher Preußens untreu zu machen und auf die französische Seite hinüberzuziehen.

Mit den mangelnden Erfolgen in der äußern Politik wuchs die Gegnerschaft im Innern. Die Opposition griff Napoleon und das Kaiserthum heftig an; in schärfster und rücksichtslosester Weise that dieß in seiner Zeitschrift „La Lanterne" namentlich der bekannte Journalist und Politiker Henri

Rochefort; auch der junge Advokat Gambetta machte als unversöhnlicher Gegner des kaiserlichen Despotismus damals zuerst von sich reden. Es kam zu bedenklichen Kundgebungen, so daß Napoleon es doch für geboten hielt, die bisher mit eiserner Hand angezogenen Zügel der Regierung weniger straff zu fassen und dem steigenden Mißvergnügen gegenüber immer größere Zugeständnisse zu machen. Nachdem er bereits 1867 dem Gesetzgebenden Körper das Recht, eine Adreßdebatte zu führen, zurückgegeben hatte, gestand er ihm 1869 das Budgetrecht, Verantwortlichkeit der Minister u. a. m. zu. Ja Ende 1869 verstand er sich anscheinend sogar dazu, einer parlamentarischen Regierung sich anzubequemen. Er entließ den sog. „Vizekaiser", den geriebenen Staatsminister Rouher und berief zur Bildung eines neuen Kabinetts, das die Majorität des Gesetzgebenden Körpers vertreten sollte, den Führer der sogen. Mittelpartei Emile Ollivier. Derselbe arbeitete auf den Wunsch des Kaisers das Senatuskonsult aus, das die letzten konstitutionellen Veränderungen vollziehen sollte, und ließ es durch allgemeine Volksabstimmung sanktionieren. Am 9. Mai 1870 wurden 7,350,142 bejahende und 1,538,825 verneinende Stimmen abgegeben, doch hatten alle großen Städte überwiegend mit Nein gestimmt, und noch bedenklicher waren die von der Armee und Marine abgegebenen 51,000 Nein. Trotzdem sah der Kaiser der Franzosen in diesem Ergebniß eine neue Gewähr für seine Dynastie und fühlte sich dadurch in dem Gedanken bestärkt, die für sein „Prestige" nöthigen Gebietsvergrößerungen, die ihm Preußen bisher nicht gutwillig gewähren wollte, jetzt mit Gewalt zu nehmen. Vorbereitet hatte er dieß auch dadurch, daß er seit dem Sommer 1869 mit Oesterreich wie mit Italien, dessen Beziehungen zu Preußen seit dem Friedensschluß rasch erkaltet waren, geheime Verhandlungen eingeleitet, die ihre Spitze gegen Preußen kehrten. Zwar scheiterte der Abschluß eines festen Dreibundes an der von Italien verlangten, aber von Napoleon zurückgewiesenen Forderung der Räumung Roms; doch wurde 1870 das Ergebniß erzielt, daß man sich über einen gemeinsamen Kriegsplan einigte.

Henry Rochefort.

Emile Ollivier.

Ebenso näherte sich die nach den Ereignissen von 1866 unter Leitung des Marschall Niel mit Eifer begonnene Reorganisation und bessere Ausrüstung der Armee ihrer Vollendung, und die Vorbereitungen zum Kriege traten immer unverhohlener auf. Die Einführung neuer Waffen, des Chassepotgewehrs und der Mitrailleuse, war vor sich gegangen und die Einübung mit denselben so weit vorgeschritten, daß nach Meinung des Kaisers oder vielmehr des Kriegsministers Leboeuf, das Kaiserreich "archiprêt" (überbereit) und sehr wohl im Stande war, mit Preußen den Kampf aufzunehmen. Bei Mentana im Kirchenstaate hatte das Chassepot gegen die italienischen Freischaaren seine ersten Wunder verrichtet—nach Dafürhalten des französischen Kriegsministers konnte die französische Armee jeden Tag ausmarschieren — es fehlte „kein Knopf mehr!" In vierzehn Tagen hofften die Franzmänner in Berlin ihren Kaffee einnehmen zu können. Was sollte sie daran hindern? Daß Preußen bald nach Ausgang des Jahres 1866 in der Frage wegen Luxemburg nachgegeben, hatte die Franzosen nur anspruchsvoller gemacht. Die Friedensliebe des Königs Wilhelm ward für Schwäche angesehen. Napoleon III. verlangte jetzt, daß auch die, wie wir sahen, aus Anlaß der Luxemburger Frage von Bismarck veröffentlichten Schutz- und Trutzbündnisse mit den süddeutschen Staaten rückgängig gemacht werden sollten; ein Eisenschienenweg, welchen die Schweiz unter Beihilfe ihrer nächsten Nachbarn über den Gotthard bauen wollte, sollte unterbleiben — kurz, überall Einmischung und Anmaßungen. Man rechnete auf die Preußen feindliche Strömung, die sich vielfach in Deutschland, zumal in Süddeutschland, gezeigt hatte, man hoffte auf die noch bestehende „Welfenlegion", die Hannover für Georg V. wiedergewinnen wollte; Oesterreichs auswärtige Politik lenkte der frühere Minister Graf Beust, der auf Rache für 1866 sann und den Anschluß des Kaiserstaates an Frankreich in Aussicht stellte. Sehnsüchtig lauerte die französische Regierung auf eine günstige Gelegenheit, den Streit vom Zaune zu brechen, um „Revanche für Sadowa" zu nehmen, Frankreichs „berechtigtes Uebergewicht" in Europa durch Zertrümmerung der deutschen Einheit und Eroberungen am Rhein wiederherzustellen — und durch den Kampf und den erhofften ruhmvollen Sieg sich selbst aus der bedrängten inneren Situation zu befreien.

Erzprinz Leopold von Hohenzollern.

Und ein Anlaß fand sich wieder Erwarten schnell in der spanischen Regentenfrage. Wie bereits berichtet, hatten schon seit dem Sommer 1869 die provisorischen Regenten Spanien's den morschen Thron verschiedenen katholischen Fürsten vergeblich angeboten. Endlich ermächtigte im September 1869 Marschall Prim seinen Staatsminister, dem mit einer portugiesi-

schen Prinzessin vermählten Erbprinzen Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen in aller Form die Krone anzubieten. Sowohl der Prinz, wie dessen Vater, Fürst Karl Anton, der Vorgänger Bismarcks in der preußischen Ministerpräsidentschaft, standen dem Plan kühl gegenüber und lehnten jede Entscheidung ab, bevor König Wilhelm und Napoleon ihre Einwilligung gegeben. Die Hoffnung, der dem Prinzen persönlich wohlgeneigte Kaiser der Franzosen werde lieber einen Hohenzoller als einen Orleans — wie es der gleichfalls die Herrschaft erstrebende Herzog von Montpensier war — auf dem spanischen Thron sehen, war indessen eine trügerische, und darin täuschte sich selbst Bismarck, der bestimmt glaubte, daß von Napoleon so wenig Widerspruch erhoben würde, wie vier Jahre früher bei der Wahl des Fürsten von Rumänien. In dem hohenzollernschen Familienrath, der in der ersten Märzwoche des Jahres 1870 in Berlin stattfand und zu dem der König seinen ersten Minister zugezogen hatte, empfahl dieser deßhalb die Annahme der Kandidatur, die für Preußen weniger in politischer als in wirthschaftlicher Hinsicht ganz vortheilhaft sei. Vielleicht wäre Bismarcks Ansicht durchgedrungen, da er bereit war, seinen ganzen Einfluß dafür aufzubieten; allein gerade im wichtigsten Augenblick warf ihn ein Gelbsuchtsanfall so schwer aufs Krankenlager, daß er die Bearbeitung dem Unterstaatssekretär von Thile überlassen mußte und nicht hindern konnte, daß Prinz Leopold die Kandidatur ablehnte. Bismarck war ärgerlich, aber nicht in der Lage, den Entschluß rückgängig zu machen; er vertröstete den Marschall Prim darum in einem Briefe auf spätere, günstigere Zeiten: die preußische Regierung möge man aber aus dem Spiel lassen! Der spanische Minister schöpfte daraus den Muth, dem Prinzen Leopold nochmals insgeheim die Krone anzubieten, und diesmal fand er mehr Entgegenkommen; am 20. Juni, am Tage, da König Wilhelm sich zur gewohnten Kur nach Ems begab, erhielt er die Zustimmung aus Sigmaringen. Von dieser Sinnesänderung wurde der davon wenig erbaute König, nicht aber, da es sich nur um eine „Familienangelegenheit" handelte, der in Varzin weilende Kanzler in Kenntniß gesetzt.

Alles wurde streng geheim behandelt, weil man hoffte, daß Napoleon der vollendeten Thatsache gegenüber sich auf einen Protest beschränken würde. Allein ein unheilvoller Zufall brachte das Geheimniß zu früh ans Licht, und sofort nahm Frankreich eine drohende Haltung an. Als am 3. Juli durch das Pariser offiziöse Depeschenbureau eine Depesche des Inhalts verbreitet wurde, die spanische Regierung habe dem Prinzen von Hohenzollern die Krone angeboten, brach ein wahrer Höllenlärm los; öffentlich und in den Ministerhotels wurde mit Entrüstung auf die „lang vorbereitete Intrigue Bismarcks zur Wiederherstellung des Weltreichs Karls V." hingewiesen; nicht um einen Willensakt der spanischen Nation, sondern um das Treiben der skrupellosen Berliner Politik sollte es sich, nach Ansicht des Herzogs von Gramont, des ebenso beschränkten wie eigensinnigen Ministers des Aeußern, handeln; also wurde Frankreichs Ehre und Würde durch diesen „Eingriff in seine Lebensinteressen" für verletzt erklärt und „Genugthuung" gefordert. Doch nicht auf dem amtlichen Wege, der den Kriegslüsternen zu wenig aussichtsvoll erschien, nachdem das Berliner Auswärtige Amt kurz und

bündig erklärt hatte, es wisse von der ganzen Sache nicht das Mindeste, sondern von dem im Bade weilenden König. Zuerst durch den ungeschickten, schüchternen Vertreter des Bundes in Paris, Baron von Werther, der seinen Monarchen in Ems besuchte, dann durch den Grafen Benedetti wurden dem greisen Herrscher Zumuthungen gestellt, zu denen sich nur eine Regierung erdreisten kann, die um jeden Preis den Krieg will. Zu gleicher Zeit entflammte der Herzog von Gramont in der Kammer am 6. Juli die chauvinistischen Leidenschaften derart, daß man überall hörte: „Kann der Friede erhalten bleiben, gut; kommt es zum Krieg, desto besser!" Bald erhoben sich Stimmen, die der Regierung riethen, mehr zu fordern, als daß König Wilhelm dem Erbprinzen befehle, auf Annahme der spanischen Krone zu verzichten. Von da zum Verlangen, König Wilhelm solle Abbitte leisten, war nur ein Schritt.

Graf Benedetti.

Mit wachsender Erregung hatte natürlich Bismarck von Varzin aus die Hetze gegen Preußen beobachtet und sofort, nachdem er deren Tragweite erkannt, sich zur Rückkehr nach Berlin gerüstet. Durch Gramonts Rede vom 6. Juli war ihm der Weg vorgezeichnet und alsbald wies er, wie Sybel in seinem Meisterwerke berichtet, die norddeutschen Gesandten an, den fremden Mächten mitzutheilen: „Preußen hat mit der ohne Wissen des Königs geführten Unterhandlung zwischen Madrid und Sigmaringen nichts zu schaffen; freundschaftlichen Erörterungen hätten wir uns nicht entzogen, aber Gramonts Drohungen verschließen uns den Mund. Unsererseits werden wir deßwegen keine Händel beginnen; greifen uns die Franzosen aber an, dann werden wir uns wehren — wehren, daß ihnen die Augen übergehen!" Zugleich sandte er an die Mitglieder des Bundesrathes eine ähnliche Mittheilung, vermied es aber, Roon oder Moltke zu irgend welchen militärischen Vorkehrungen zu veranlassen, zu denen der König den Kriegsminister schon am 11. Juli, freilich vergeblich, aufgefordert hatte. Doch die weiteren Nachrichten aus Ems bewirkten einen Umschlag seiner Stimmung; unmuthig sah er, wie sein allzu gütiger König, ohne von einem Minister berathen zu sein, sich von Benedetti immer keckere Forderungen bieten lassen mußte, wie er den zudringlichen Abgesandten Gramonts freundlich empfing, statt ihn gleich mit höflicher Energie auf den allein richtigen Weg amtlicher Unterhandlungen zu verweisen. Er depeschierte deßhalb an den König, er sei wieder reisefähig und bereit, sofort nach Ems zu eilen.

Sobald die Antwort eintraf, er möge so rasch wie möglich kommen, reiste Bismarck (am 12. Juli Morgens) von Varzin ab. In Berlin angekommen, traf ihn die Meldung, Fürst Karl Anton habe Namens seines Sohnes in aller Form die Verzichtleistung ausgesprochen, und der Prinz selbst in würdiger Weise erklärt, er wolle „eine untergeordnete Familienfrage nicht zum Kriegsvorwande reifen lassen." Da der Streitfall damit erledigt schien, gab Bismarck die Weiterreise auf; seiner Gemahlin aber schrieb er in derselben Nacht, sie möge in Varzin bleiben, da er wohl in wenigen Tagen wieder zurückkehren werde, ob noch als Minister, sei freilich zweifelhaft: Er war fest entschlossen, seinen Abschied zu nehmen, wenn es sich herausstellen sollte, daß der König an der Entsagung des Prinzen mitgewirkt, oder dem französischen Botschafter gegenüber sich allzu nachgiebig erwiesen hätte.

Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der Kaiserlich französischen Regierung von der Königlich spanischen amtlich mitgetheilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Seine Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß Seine Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Seine Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzutheilen habe.

Die Emser Depesche in Bismarcks Fassung.

Da traf aus der russischen Botschaft in Paris ein Telegramm ein, das abermals die Lage änderte. Es hieß darin nämlich, Gramont sei durch den Verzicht des Prinzen Leopold noch nicht befriedigt, sondern erhebe neue Beschwerden und stelle neue Forderungen an Preußen. Bismarck athmete auf; denn damit war vor aller Welt klargelegt, daß die Regierung des Kaisers Napoleon unter allen Umständen den Frieden brechen wollte. Er erklärte daher am Morgen des 13. Juli dem englischen Botschafter Lord Loftus: „Wenn in der That die französische Regierung, nicht zufrieden mit dem Verzicht des Prinzen, noch weitere Anforderungen erhöbe, so würde daraus erhellen, daß der Lärm über die spanische Thronfolge für sie nur ein leerer Vorwand gewesen und die wahre Absicht auf die Entflammung des Rachekriegs für 1866 gegangen sei. Deutschland aber ist fest entschlossen, weder Schimpf noch Demüthigung von französischer Seite zu dulden, sondern den Kampf anzunehmen, wenn man uns ungerechterweise herausfordert. Wir wünschen den Krieg nicht, aber wir können nicht gestatten, daß Frankreich uns in seinen Rüstungen zuvorkommt. Ueberhaupt bedürfen wir nach den bisherigen Vorgängen einer Versicherung, einer Garantie gegen die Gefahr einer plötzlichen Ueberrumpelung. Frankreich müßte den europäischen Mächten eine amtliche Erklärung geben, daß es die Lösung der spanischen Frage als ausreichend anerkennt und keine weiteren Forderungen erhebt; geschieht dies nicht, und leistet Frankreich nicht einen Widerruf oder eine befriedigende Erklärung der drohenden Reden Gramonts, so müßte Preußen Genugthuung von Frankreich fordern."

Inzwischen war in Ems jenes Ereigniß eingetreten, das von Frankreich zum unmittelbaren Vorwand der Kriegserklärung benutzt wurde — die Abfertigung Benedetti's durch König Wilhelm, den das unverschämte Verlangen, er solle einen Abbittebrief an Napoleon schreiben, aufs tiefste beleidigt hatte. Roon und Moltke waren am Nachmittag dieses für Deutschland und Frankreich gleich bedeutsamen 13. Juli beim Kanzler zu Tisch, aber die Stimmung blieb eine sehr gedrückte; in fieberhafter Ungeduld warteten die drei Männer auf Depeschen aus Ems, welche Aufklärung darüber bringen sollten, wie der König die französische Dreistigkeit aufgenommen habe. Endlich gegen ½7 Uhr Abends traf ein chiffriertes Telegramm ein, dessen Entzifferung Bismarck sofort mit allen Zeichen der Erregung vorlas. Die beiden Generale schienen nicht sehr befriedigt, Bismarck aber las die Depesche ein zweites Mal und erklärte dann seinen Gästen, daß er dem königlichen Befehl nachkommen und die Zurückweisung der französischen Zumuthung veröffentlichen werde, doch dürfe das unter keinen Umständen im Wortlaut der nicht für die Oeffentlichkeit, sondern nur für die Minister bestimmten Mittheilung des Monarchen erfolgen, die sehr leicht mißdeutet werden könne. Es hieß also ohne eigene Zusätze oder Aenderungen, lediglich durch Streichungen diskreter Stellen und prägnante Fassung des übrigen, eine Depesche schaffen, die aller Welt kurz und bündig mittheilte, daß der König von Preußen die Forderungen Frankreichs endgültig zurückgewiesen habe. Rasch wurde einem Beamten ein nur zwölf Zeilen langes Telegramm diktiert, das sowohl den Gesandten wie den Zeitungen zugehen sollte; es enthielt genau dieselben Angaben, wie die Emser Meldung, aber — es „klang besser", fand Roon, und Moltke meinte: „Vorhin war es Chamade (Signal zum Rückzug), jetzt ist es Fanfare (Signal zum Angriff)."

Diese noch in der gleichen Nacht in Paris bekannt gewordene Erklärung nahm den Franzosen den letzten Rest ruhiger Ueberlegung, trotzdem die übrigen Großmächte warnten und der englische Botschafter zu Paris, Lord Lyons, dem Herzog von Gramont offen ins Gesicht sagte: „Wenn ein Krieg ausbricht, so wird ganz Europa sagen, Frankreich trägt die Schuld. Preußen darf dann den Beistand von ganz Deutschland erwarten, da man in diesem Vorgehen die Eifersucht Frankreichs und eine leidenschaftliche Begierde, Preußen zu demüthigen, erkennen wird. Ja, Frankreich wird dann die öffentliche Meinung der ganzen Welt gegen sich haben."

Diese warnenden Worte waren in den Wind gesprochen. Was konnten Vorstellungen noch helfen, wenn Frankreich das Bedürfniß fühlte, neuen Ruhm zu erkämpfen oder in neue Aufregungen und Abenteuer sich zu stürzen!? Riefen doch schon Rotten von Studenten und Pöbelhaufen in Paris: „Nieder mit den Preußen! Es lebe der Krieg! Vive la France, vive la gloire!" So brachte denn die französische Regierung, nachdem sie schon am 14. die Einziehung der Reserven angeordnet, am 15. Juli im Gesetzgebenden Körper die für einen Krieg erforderlichen Vorlagen, betreffend einen Kriegskredit von 66 Millionen, Einberufung der Mobilgarde und Anwerbung von Freiwilligen ein, indem Ollivier dabei die Erklärung abgab, die gerechten Forderungen Frankreichs seien von Preußen in beleidigender Weise abgelehnt

worden. Das war mit einer Kriegserklärung gleichbedeutend; unter Hüteschwenken und lärmendem Beifall hörte die Versammlung jene verhängnißvolle Erklärung an. Zwar erhoben sich einige warnende Stimmen unter den Deputierten, aber mit großer Mehrzahl wurde die Vorlage der Regierung von beiden Kammern bewilligt.

Am 14. Juli kehrte König Wilhelm nach Berlin zurück, mit schwerem Herzen zwar, aber immer noch von der Hoffnung erfüllt, der Friede werde erhalten bleiben. Erst bei der Ankunft in der Hauptstadt, wo ihm ein begeisterter Empfang bereitet wurde, erfuhr er aus Pariser Depeschen den vollen Ernst der Lage; in tiefer Bewegung sagte er zum Kronprinzen: „Das ist der Krieg! Nun denn so sei es, in Gottes Namen!", und dann befahl auch er die Mobilmachung der gesammten norddeutschen Armee. Die Anweisung dazu hatte Moltke in die kurze Depesche zusammengefaßt: „Planmäßige Mobilmachung von Seiner Majestät befohlen, das Ganze einziehen; 16. Juli erster Mobilmachungstag."

Als König Wilhelm, bevor er seine Zustimmung zur Kriegsaktion ertheilte, seinen Generalstabschef noch einmal gefragt hatte: „Moltke, glauben Sie, daß es geht?" hatte dieser mit seiner ruhigen Zuversicht entgegnet: „Majestät, dieser Krieg ist der Gedanke meines Lebens; es wird herrlich gehen mit Süddeutschland, es wird gut gehen ohne Süddeutschland, es wird gehen, wenn es sein muß, selbst gegen Süddeutschland." Allein in ganz Deutschland, von der Königsau und dem Belt bis zum Fuß der Alpen, gelangte fast einhellig die Ueberzeugung zum Durchbruch, daß die Stunde gekommen sei, wo man zusammenstehen müsse als „ein einig Volk von Brüdern", um ein für allemal die französische Begehrlichkeit und Anmaßung in ihre Schranken zurückzuweisen. Bei dieser nationalen Stimmung und der Vertragstreue der Regierungen wurden die preußenfeindlichen und partikularistischen Elemente in Süddeutschland überwunden, und der sofortige Anschluß an den Norddeutschen Bund vollzogen.

König Ludwig II. erklärte bei der Eröffnung der bayerischen Kammern: „Treu dem Allianzvertrage, für welchen ich mein königliches Wort verpfändet, werde ich mit meinem mächtigen Bundesgenossen für die Ehre Deutschlands und damit für die Ehre Bayerns einstehen, wenn es die Pflicht gebietet." Am 16. erging dort der Mobilmachungsbefehl, der 17. wurde als erster Mobilmachungstag erklärt und am 19. das Heer unter den Befehl König Wilhelms gestellt. Ebenso handelten König Karl I. von Württemberg und Großherzog Friedrich I. von Baden, der Schwiegersohn König Wilhelms. Durch die Militärkonvention, welche Großherzog Ludwig III. von Hessen-Darmstadt mit Norddeutschland abgeschlossen hatte, schloß die preußische Mobilmachung auch die der dortigen Streitkräfte in sich. So stand also Deutschland vom ersten Augenblick seiner Bedrohung an geeint, wie nie zuvor, unter Waffen, was für Napoleon eine schwere Enttäuschung war. Mit einem Schlage war die trennende Mainlinie verschwunden, und der deutsche Volksgeist, der die Schlachten der Befreiungskriege geschlagen hatte, wieder erwacht. Das lange Sehnen der Nation war erfüllt: es gab ein einiges Deutschland!

Am 19. Juli wurde der norddeutsche Reichstag durch König Wilhelm persönlich mit einer Thronrede von edler Würde und Mäßigung eröffnet und zugleich der Orden des Eisernen Kreuzes wieder erneuert. Unmittelbar nach der Feier überreichte der interimistische französische Geschäftsträger in Berlin, Le Sourd, dem Grafen Bismarck die Kriegserklärung Frankreichs, deren Mittheilung im Reichstag mit patriotischer Begeisterung aufgenommen wurde. Am 20. bewilligte der Reichstag einstimmig (die Sozialdemokraten Bebel und Liebknecht enthielten sich der Abstimmung) den Kriegskredit von 120 Millionen Thalern; und

Ludwig II., König von Bayern.

auch die süddeutschen Kammern genehmigten die von ihren Regierungen verlangten Summen. Schon am Tage vorher hatte Bismarck an die deutschen und fremden Höfe eine Note gerichtet, die mit den eindrucksvollen Worten schloß: „Schmerzlich ist es zu denken, daß durch einen so riesenhaften Kampf, wie ihn die nationale Erbitterung und die Größe und Macht der beiden Länder in Aussicht stellt, die friedliche Entwickelung der Civilisation und des nationalen Wohlstandes, die in steigender Blüthe begriffen war, auf viele Jahre gehemmt und zurückgedrängt wird. Aber wir müssen vor Gott und den Menschen die Verantwortung Denen überlassen, welche durch ihr frevelhaftes Beginnen uns zwingen, um der nationalen Ehre und Freiheit Deutschlands willen den Kampf aufzunehmen; und bei einer so gerechten

Sache dürfen wir vertrauensvoll auf den Beistand Gottes hoffen, wie wir schon jetzt des Beistandes der gesammten deutschen Nation durch die sich immer steigernden Zeichen der freudigen Opferwilligkeit sicher sind und auch die Zuversicht hegen dürfen, daß Frankreich für einen so muthwillig und so rechtlos heraufbeschworenen Krieg keinen Bundesgenossen finden werde." Nun fügte er noch hinzu: „Die deutsche Nation hat erkannt, daß die Forderungen der französischen Regierung auf eine Demüthigung gerichtet waren, welche die Nation nicht erträgt, und daß der Krieg, welcher niemals in den Absichten Preußens liegen konnte, uns von Frankreich aufgezwungen wird. Die gesammte zivilisierte Welt wird erkennen, daß die Gründe, welche Frankreich anführt, nicht existieren, sondern erfundene Vorwände sind. Der Norddeutsche Bund und die mit ihm verbündeten Regierungen von Süddeutschland protestieren gegen den nicht provozierten Ueberfall des deutschen Bundes und werden denselben mit allen Mitteln, die ihnen Gott verliehen hat, abwehren." Einer Abschrift der Kriegserklärung aber waren die bezeichnenden Worte hinzugefügt: „Es ist das die erste und einzige amtliche Mittheilung, welche wir in der ganzen, die Welt seit vierzehn Tagen beschäftigenden Angelegenheit von der kaiserlichen Regierung erhalten haben." Als aber trotzdem Napoleon versuchte, Preußen als den Friedensstörer hinzustellen, und sich noch in letzter Stunde Englands Minister des Auswärtigen, Lord Granville, als Friedensvermittler mit französischen Sympathien an Bismarck wendete, ließ dieser in der „Times" den von Benedetti eigenhändig geschriebenen Vertragsentwurf über die von Frankreich geplante Annexion Belgiens veröffentlichen, den der französische Diplomat 1867 in seinen Händen gelassen hatte. Damit war die Eroberungslust Napoleons unwiderleglich dargethan, und seiner Politik eine schwere Niederlage beigebracht. Am 21. Juli schloß dann der Präsident Simson die kurze, aber bedeutungsvolle Sitzung des Norddeutschen Reichstages mit den Worten: „Die Arbeit der Volksvertretung ist somit für diesmal vollbracht; nun wird das Werk der Waffen seinen Lauf nehmen."

König Karl I. von Württemberg.

Großherzog Friedrich von Baden.

Hellmuth von Moltke.

Im Süden und Norden Deutschlands strömte nun die waffenfähige Mannschaft frohen Muthes zu den Sammelpunkten der Korps, die noch vor dem 1. August schlagfertig an der Grenze stehen sollten. Nur dann war, wie Moltke richtig voraussah, die deutsche Ueberlegenheit von entscheidendem Einfluß, wenn es gelang, den Feind in seinem eigenen Lande anzugreifen; sein Feldzugsplan faßte „von Haus aus die Eroberung der feindlichen Hauptstadt ins Auge. Auf dem Wege dahin sollte die Streitmacht des Gegners möglichst von dem an Hilfsmitteln reichen Süden ab und in das engere Hinterland des Nordens gedrängt werden. Maßgebend aber war vor allem der Entschluß, den Feind, wo man ihn traf, anzugreifen und die Kräfte so zusammenzuhalten, daß es mit überlegener Macht geschehen konnte." Man hat oft davon gesprochen, daß Moltke die strategischen Pläne zu den Feldzügen bis auf alle Kleinigkeiten fertig im Schubfach seines Schreibtisches bereit gehalten und später nur danach gehandelt habe. Auf alles, was vor dem Zusammenstoß mit dem Feind nothwendig geschehen mußte, traf dies zu, und Moltkes militärische Schriften legen Zeugniß dafür ab, wie sorgfältig er jede Einzelheit des Aufmarsches der Armee vorbedacht, und wie oft er geändert und verbessert hatte, ehe es ihm für jeden möglichen Fall geeignet erschien. Er wußte auch, daß schon die ersten Tage des Feldzuges einen großen Sieg erforderten, um andere Feinde Deutschlands davon zurückzuhalten, gleichfalls zum Schwert zu greifen. Darum wurde die Mobilmachungsdauer auf eine möglichst kurze Zeit beschränkt — schon am 16. Tage sollte der größte Theil der Truppen zum Einfall in Feindesland bereit stehen. Die Franzosen verfolgten dasselbe Ziel, nur mangelte es bei ihnen im entscheidenden Augenblick an allem, was nothwendig war; der Siegestaumel hatte die Welschen für die Mängel ihres Heeres blind gemacht. Die Ueberlegenheit der deutschen Armee war nicht nur eine ziffernmäßige, sie lag vor allem in dem besseren Geist, der sie durchdrang, in der Schlagfertigkeit ihrer einzelnen Glieder, in der Schnelligkeit, mit der sie dem Gegner überall zuvorkam, in der Vollkommenheit der nothwendigen Vorbereitungen. Jedermann im deutschen Heere hatte befürchtet, daß die Franzosen mit großer Schnelligkeit über den Rhein vordringen, keiner zu hoffen gewagt, daß alle Schlachtfelder nur auf französischem Boden liegen würden. Hatte doch selbst Moltke damit gerechnet, daß die Streitkräfte Napoleons sich auf der Linie Straßburg-Metz sammeln und gegen den Main vordringen könnten, um Nord- und Süddeutschland zu trennen und gestützt auf das letztere gegen die Elbe vorzugehen. Zum Glück für Deutschland kam es ganz anders.

Unvergleichlich herrlich war die Haltung des deutschen Volkes in den ernsten Julitagen; aller Groll, der die einzelnen Stämme so lange geschieden, war vergessen, und überall schallte das Lied von der „Wacht am Rhein" zum Himmel empor. Drei Armeen wurden zunächst gebildet: Die Erste Armee (General v. Steinmetz): zunächst nur 7. und 8. Armeekorps mit der 3. Kavalleriedivision, sollte sich als rechter Flügel um Wittlich versammeln; Stärke etwa 60,000 Mann. Die Zweite Armee (Prinz Friedrich Karl): 3., 4., 10. Korps, Gardekorps und 5. und 6. Kavalleriedivision als Zentrum in der Gegend von Homburg und Neunkirchen; Stärke 134,000

„Unser Fritz." Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen.

Mann. Die Dritte Armee (Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen): 5. und 11. preußisches Korps, 1. und 2. bayerisches Korps, die württembergische und die badische Felddivision und die 4. Kavalleriedivision auf dem linken Flügel bei Landau und Rastatt, in ungefährer Stärke von 130,000 Mann. Das 9. Korps, aus der 18. und der hessischen Division kombiniert, sollte mit dem königlich sächsischen 12. Korps bei Mainz eine Reserve von 60,000 Mann zur Verstärkung der Zweiten Armee auf 194,000 Mann bilden. Die drei Armeen zusammen erhielten damit eine Stärke von 384,000 Mann. Verfügbar waren außerdem noch das 1., 2. und 6. Korps (100,000 Mann), doch wurden die Eisenbahnen für ihre Beförderung erst am 21. Mobilmachungstage frei; dann kam das 1. Korps mit der 1. Kavalleriedivision zur Ersten Armee, das 2. zur Zweiten, und das 6. nebst der 2. Kavalleriedivision zur Dritten. Zur Küstenvertheidigung waren die 17. Division und die Landwehrformation bestimmt.

Fast unmittelbar nach der Kriegserklärung waren die französischen Truppen, ohne das Eintreffen der Ergänzungsmannschaft und der Ausrüstung abzuwarten, aus ihren Standorten aufgebrochen; die Heeresleitung beabsichtigte, den Deutschen durch einen überraschenden Angriff zuvorzukommen. Die Flotte sollte ein größeres Landungsunternehmen durchführen und so einen Theil der preußischen Streitkräfte im Norden festhalten; das Heer aber, unter Umgehung der großen Festungen, ungehindert den Rhein überschreiten und die süddeutschen Truppen, die, wie man glaubte, den Schwarzwald vertheidigen würden, gleich anfangs von der norddeutschen Hauptmacht trennen, die, wie man wiederum annahm, hinter dem Rhein sich sammeln und den Angriff abwarten werde. Alle verfügbaren Truppen, 332 Bataillone, 220 Schwadronen, 924 Geschütze, insgesammt an die 300,000 Mann stark, sollten zu diesem Ende eine einzige Heeresmasse, die Rheinarmee, bilden, deren Leitung der Kaiser selbst übernehmen wollte. Indeß die Ausführung dieses Planes stieß von vornherein auf erhebliche Schwierigkeiten. Für den Vorstoß gegen Süddeutschland war das Elsaß die gegebene Operationsbasis. Die Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen war aber nicht groß genug, um den Transport so großer Truppenmassen nach einer Richtung bewerkstelligen zu können. Nur 100,000 Mann war man im Stande nach Straßburg zu bringen: 150,000 mußten bei Metz den Schienenweg verlassen, während die restlichen 50,000 Mann als Reserve im Lager von Chalons blieben. Als Sammelpunkte waren den acht Korps, in welche sich die Armee gliederte, angegeben Nancy (für die kaiserliche Garde unter General Bourbaki), Straßburg (für das I. Korps unter General Frossard), Metz (für das II. Korps unter Marschall Bazaine), Diedenhofen (für das IV. Korps unter General Ladmirault), Bitsch (für das V. Korps unter General Failly), Chalons (für das VI. Korps unter Marschall Canrobert), Belfort (für das VII. Korps unter General Felix Douay). Es kamen also nur zwei Korps nach dem Elsaß, während fünf sich an der Mosel sammelten. Ein Vorgehen verbot sich aber aus einem anderen Grunde von selbst: die Truppen an der Grenze waren nichts weniger als schlagfertig. Mit überstürzter Hast waren sie aus ihren Garnisonen aufge-

brochen und hatten nun weder ihre Mannschaften noch ihr sonstiges Material. Die einberufenen Reserven sollten von Depots gesammelt und ihren Regimentern nachgeschickt werden; aber alle Bahnhöfe waren überfüllt, die Eisenbahnen zum Theil schon nach den ersten Tagen verstopft; überall herrschte die größte Verwirrung und Unordnung. Bei den Depots wußte man oft nicht, wo die Regimenter sich befanden, an die die Mannschaften abgehen sollten; man schob sie hin und her oder sie blieben irgendwo liegen. Und trafen sie dann endlich am Bestimmungsorte ein, so fehlte es wieder an den nothwendigsten Ausrüstungsgegenständen. Man hatte weder Munition noch genug Proviant noch das sonst nöthige Material. Anstatt in Magazine da und dort hinterlegt, war alles in Paris konzentriert gewesen und konnte nun nicht rasch genug vertheilt werden; man mußte die Truppen auf die Bestände der Festungen verweisen. Den Korps und Divisionen fehlten die Trains, die Lazarette und fast das ganze Verwaltungspersonal, den Stäben die Karten u. s. f. Klage über Klage lief in Paris beim Kriegsministerium ein, Beschwerde über Beschwerde; schließlich gab dieses es auf, Ordnung in das Chaos bringen zu wollen und überließ es den Truppen, sich durchzuhelfen, so gut es eben ginge.

General Frossard.

So kam es, daß, als am 28. Juli Napoleon, der die Regentschaft seiner Gemahlin Eugenie übertragen, in Begleitung seines Sohnes und des Kriegsministers Leboeuf, der zum Generalstabschef ernannt worden war, in Metz eintraf und den Vormarsch anbefahl, die Marschälle ihm erklären mußten, ein solcher sei bei dem herrschenden Zustande zunächst einfach unmöglich; wußte man doch im Hauptquartier von ganzen Heerestheilen nicht genau, wo sie eigentlich standen. Es dämmerte bereits die Erkenntniß auf, daß man statt des erträumten Einfalles in Süddeutschland das eigene Gebiet werde zu vertheidigen genöthigt sein. Dabei harrten aber die Franzosen und besonders die Pariser in fieberhafter Erregung auf die Nachricht von den ersten Siegen, die für ihre Ungeduld schon viel zu lange ausblieben. Man hegte ja nicht den geringsten Zweifel daran, der militärische „Spaziergang nach Berlin" werde so glatt verlaufen, daß die Rheinarmee den Napoleonstag (15. August) in der preußischen Hauptstadt feiern könne.

Seit dem 19. Juli bereits fanden beiderseits täglich Vorposten- und Erkundigungsgefechte statt. Als jedoch Napoleon das ungeduldige Murren der Pariser vernahm, sah er wohl ein, daß endlich etwas Größeres gewagt werden müsse, und so setzte er die militärische Komödie bei Saarbrücken

in Szene. Das ganze 2. französische Korps unter Gen. Frossard setzte sich nämlich, drei Divisionen in zwei Treffen aufmarschiert, gegen die im ganzen kaum 1300 Mann starke Besatzung von Saarbrücken in Bewegung. Nachdem die auf der linken Seite des Saarthales sich erhebenden Höhen von Spicheren besetzt waren, eröffneten die französischen Geschütze ein furchtbares Bombardement auf die Schwesterstädte Saarbrücken-St. Johann. Hinter den Batterien, welche auf diese offenen Städte einen Hagel von Granaten herabsandten, hielten der Kaiser und der kaiserliche Prinz „Lulu". Die Preußen, welche die Weisung hatten, sich vor überlegenen Kräften zurückzuziehen, gingen nach dreistündiger zäher Vertheidigung und wiederholten Offensivstößen über die Saarbrücke nach dem angrenzenden St. Johann zurück, wo sie nicht weiter belästigt wurden; die 40er Füsiliere hatten 4 Offiziere und 79 Mann eingebüßt, die Franzosen 6 Offiziere und 80 Mann. General Frossard rückte gegen Abend in die Stadt ein, wagte aber keine Verfolgung über die Saar. Nach Paris wurde indessen ein glänzender Erfolg über drei preußische Divisionen gemeldet; die französische Hauptstadt schwelgte in Folge dessen im Siegesjubel, der freilich nicht von langer Dauer sein sollte. Ein englischer Kriegsberichterstatter, Kapitän Hamilton, der den 2. August bei den 40ern mitgemacht hatte, schrieb über dies Vorspiel des gewaltigen Ringens zweier Völker: „Nicht die Franzosen triumphierten heute, nein, das kleine Häuflein Preußen, das im Stande war, drei feindliche Divisionen stundenlang hinzuhalten und zur Entwickelung so großer Kräfte zu zwingen, siegte moralisch. Ihm die Ehre des Tages!"

General L. von Podbielski.

Nach längerem Schwanken wurde das auf dem weiten Bogen von der Nied bis zum obern Rhein stehende französische Heer in zwei Armeen getheilt: eine unter MacMahon, welchem das 1., 7. und 5. Korps (letzteres hatte zu dem Zweck von Bitsch heranzurücken) unterstellt wurde, während Bazaine die übrigen Korps befehligen sollte, mit Ausnahme des Gardekorps, über das Napoleon sich die persönliche Verfügung vorbehielt. Am 31. Juli verließ seinerseits König Wilhelm Berlin mit dem Großen Hauptquartier, von dem aus die gesammte Oberleitung der Kriegsoperationen erfolgte, und das somit gewissermaßen den Kopf oder das Gehirn des riesigen Heerkörpers darstellte, den das geeinigte Deutschland dem Erbfeind gegenüber ins Feld stellte. Das Große Hauptquartier bestand bei der Abfahrt aus 981 Personen, 782 Pferden und 84 Fahrzeugen, die in

sechs getrennten Eisenbahnzügen an den Rhein befördert wurden. Es setzte sich im wesentlichen zusammen aus dem unmittelbaren Gefolge des Königs, dem Militärkabinett, der General- und Flügeladjutantur, den Chefs des Generalstabes der Armee (Moltke), den Generalinspektionen der Artillerie und des Ingenieurkorps, dem Kriegsministerium, dem Bundeskanzleramt, der Generalintendantur u. s. w. Als Generalquartiermeister der deutschen Armee begleitete es Generalleutnant Theophil v. Podbielski (1814—1879), dessen Name unvergeßlich geblieben ist durch die von ihm unterzeichneten lakonisch kurzen Telegramme, die im Verlaufe des Krieges schmucklos und bescheiden, treu und wahr die deutschen Siege verkündeten. Als der König in Mainz eintraf, waren am Rhein und jenseits desselben bereits gegen 300,000 Mann kampfbereit versammelt, und der Vormarsch begann.

Die Dritte Armee unter dem Kronprinzen hatte sich nördlich der Lauter in der Rheinpfalz versammelt.*) Rechts von ihr ging die Zweite Armee, bei der sich auch das große Hauptquartier befand, über Kreuznach, Kaiserslautern, Homburg, in der Richtung auf die Saar und gegen Metz vor, während wiederum rechts von dieser die Erste Armee, das schwächste der drei Heere, auf Saarbrücken und Spicheren zumarschierte. Um das französische Zentrum an der Mosel mit vereinter Kraft zu durchbrechen, und so die kürzeste Operationslinie nach Paris zu gewinnen, bedurfte es einer strategischen Rechtsschwenkung gegen die Mosellinie, wobei die auf dem linken Flügel stehende Dritte Armee, welche den weitesten Weg hatte, den Vormarsch beginnen mußte, um den rechten französischen Flügel gegen die Mitte zu drängen und beim Vorrücken der Zweiten Armee deren linke Flanke gegen die französischen Streitkräfte im Elsaß zu sichern. So bekam denn der in Landau sich befindliche Kronprinz am 3. August aus dem Großen Hauptquartier die Weisung, sofort die Grenze bei Weißenburg zu überschreiten.

In der Morgenfrühe des 4. August überschritten in Folge dessen die aus ihren Biwaks hinter dem Klingsbach ausgerückten Korps des Kronprinzen, Preußen und Süddeutsche, unter lautem Jubel die französische Grenze. In breiter Front erreichten sie das Grenzflüßchen, die Lauter, von der alten, ehemals stark befestigten Stadt Weißenburg bis Lauterburg. Als die bayerische Vorhut sich Weißenburg näherte, bekam sie von dort Feuer und ging sofort zum Angriff über. Hierauf entwickelte sich nun der erste größere Kampf im deutsch-französischen Kriege, das blutige Treffen bei Weißenburg. Die Armee des französischen rechten Flügels unter dem Marschall MacMahon hatte in die starke Vertheidigungsstellung an der Lauter nur eine schwache Division unter dem General Abel Douay und eine Kavalleriebrigade (beide vom 1. Korps) vorgeschoben. Weder Douay noch Mac Mahon hatten eine Ahnung von den der Front des ersteren so nahen deutschen Massen. Der General besetzte deßwegen Stadt und Bahnhof Weißenburg nur schwach, während er seine übrigen Truppen auf der Höhe des südlich von der Stadt steil aufragenden und von drei weithin sichtbaren

*) Vergleiche die Generalkarte des Kriegsschauplatzes am Ende des Buches.

Pappeln gekrönten Geisbergs zusammenhielt, dessen Schloß einen trefflichen Stützpunkt für die Vertheidigung bildete. Deutscherseits traten in den Kampf das 2. bayerische Korps (Bothmer) und das 5. preußische (Kirchbach) unter Führung des Kronprinzen. Gegen Mittag nahmen das 5. bayerische Jägerbataillon und das 58. preußische Infanterieregiment die Stadt Weißenburg, um 2 Uhr wurde Schloß Geisberg vom Königs-Grenadierregiment Nr. 7 unter furchtbaren Verlusten erstürmt. Der erste Sieg im großen Kriege war erfochten: General Douay selbst war gefallen, auch das erste französische Geschütz hier genommen worden. Die

Franzosen hatten im ganzen einen Verlust von 2100 Mann, wovon 950 in Gefangenschaft geriethen, aber auch die Deutschen hatten ihren Erfolg mit einem Verlust von 91 Offizieren und 1460 Mann bezahlen müssen. Die beinahe vernichtete Division Douay zog sich in starker Unordnung zurück.

Da die Deutschen die fliehenden Franzosen nur mangelhaft verfolgten, ging ihnen die Fühlung mit dem Feinde verloren und so wußte man im deutschen Hauptquartier nichts Sicheres über den Verbleib der Franzosen, und der Kronprinz erfuhr ebensowenig, daß MacMahon kaum einen Tagemarsch entfernt, seine ganze Macht auf der Höhe bei Fröschweiler anhäufte, um bei Wörth (zwischen den Vogesenpässen und Bitsch) dem weiteren Vormarsche des Kronprinzen entgegenzutreten. Immerhin rückte der Letztere

Die Vernichtung der französischen Kürassierregimenter Bonnemains in der Schlacht bei Wörth am 6. August 1870.

gegen den Sauerbach hin vor. Der Marschall erwartete den Angriff desselben am 7., und in der That wollte dieser auch dann erst die entscheidende Schlacht liefern, allein diese entspann sich gegen die Absicht der beiderseitigen Heerführer schon am 6. aus einem Erkundigungsgefecht der Vortruppen. Mit Tagesanbruch begann das Hin- und Herschießen bei den Vorposten. Die zunehmende Bewegung im französischen Lager veranlaßte den Führer der preußischen Avantgarde, die mit ihrer Hauptstreitmacht bei Dieffenbach stand, zwei Bataillone mit einer Batterie zur Erkundigung nach Wörth vorzuschicken, das um 7 Uhr vom preußischen 5. Korps besetzt wurde. Sein Kommandeur, General v. Kirchbach, befahl in Folge der Mahnung des Kronprinzen, ein ernstes Gefecht zu vermeiden, die Einstellung des Kampfes. Schon nach einer Stunde jedoch mußte er ihn wieder aufnehmen, weil nun von dem auf dem äußersten rechten Flügel stehenden 2. bayerischen Korps (General v. Hartmann) starker Kanonendonner herüberschallte und auch das 11. preußische Korps unter General v. Bose in den Kampf eingetreten war. Bis zum Mittag setzte sich dieser in der Form von Theilgefechten ohne einheitliches Zusammengehen und Ziel fort. Dann aber war das 5. Korps in ein so ernsthaftes Ringen gerathen, daß ein Abbrechen des Gefechtes nicht mehr möglich war, ohne den Franzosen den Ruhm des Sieges zu überlassen. Auf eigene Verantwortung traf daher General v. Kirchbach, nachdem er die Nachbarn rechts und links um ihre Unterstützung hatte bitten lassen, den folgenschweren Entschluß, mit allen vorhandenen Kräften vorwärts zu gehen. Diese Sachlage erkannte der Kronprinz, der zwischen 12 und 1 Uhr Mittags auf die immer heftiger werdende Kanonade hin auf den Höhen östlich von Wörth erschien, und übernahm gegen 1 Uhr Mittags persönlich die Leitung auf dem Schlachtfelde. Mit Ausnahme der badischen Division griffen nun nach und nach sämmtliche Truppentheile der Dritten Armee: Preußen, Bayern und Württemberger, in den hartnäckigen und blutigen Kampf ein. Gegen 1½ Uhr erstürmte das 5. preußische Korps den westlichen Thalrand des Sauerbaches zwischen Wörth und Fröschweiler. Gleichzeitig erschien die württembergische Reiterei unter Gen.-Leut. Hugo von Obernitz auf dem linken Flügel, während das 11. preußische Korps sich zum Angriff auf den Niederwald (südlich von Elsaßhausen) entwickelte. Die französische Kavalleriebrigade Michel (zwei Küraſſierregimenter und ein Lancierregiment) warf sich von Eberbach her auf die vorrückenden 32er, wurde aber bei Morsbronn fast vollständig vernichtet. Gegen 2½ Uhr war der Niederwald im Besitz des 11. Korps, das auch das brennende Elsaßhausen mit Sturm nahm. Nachdem noch die Küraſſierregimenter der Division Bonnemain, zur Rettung des Ortes Fröschweiler abgeschickt, unter furchtbaren

Gen.-Leut. Hugo von Obernitz.

Mac Mahons Flucht durch Fröschweiler.

Verlusten auseinandergesprengt worden waren, wurde gegen 3¾ Uhr auch dieser letzte Stützpunkt des französischen Heeres nach einem erbitterten Ringen genommen. MacMahon selbst sprengte mit seinem Gefolge durch die Straße des brennenden Ortes davon, und hinter ihm begann eine wilde Flucht, auf der das Losungswort wurde: „Rette sich, wer kann!" Gegen 5 Uhr war die Schlacht für die Deutschen gewonnen, und namenloser Jubel begrüßte überall den siegreichen Oberfeldherrn, den preußischen Königssohn, der fortan im Norden wie im Süden mit Vorliebe „Unser Fritz" genannt wurde. „Welches Glück, dieser neue große Sieg durch Fritz!" telegraphierte König Wilhelm an seine Gemahlin. Das siegreiche Heer biwakierte auf dem Schlachtfelde, und als die Nacht hereinbrach, stieg von dort, wie einst am Siegestage von Leuthen, der von einigen hundert Instrumenten gespielte Choral „Nun danket alle Gott!" zum Himmel empor. 10,000 todte und verwundete Franzosen deckten das Schlachtfeld, außerdem verloren sie 6,000 unverwundete Gefangene und 8,000 Versprengte. Auch deutscherseits war der Verlust sehr schwer: 10,000 Mann und 489 Offiziere. Zu einer energischen Verfolgung im großen Stil kam es auch diesmal wieder nicht, sonst wäre MacMahons Streitmacht wohl gänzlich auseinandergesprengt und aufgerieben oder gefangen genommen worden. Ihre Reste flüchteten in toller Hast, gänzlich unlenksam geworden, in der Hauptmasse über Zabern und Saarburg nach Lunéville und Châlons. Der rechte Flügel, vom übrigen Schwarm abgedrängt, eilte über Hagenau nach Straßburg, zu dessen Einschließung sofort die badische Division entsandt wurde.

General Trochu.

Am gleichen Tage errangen auch auf dem linken Flügel der französischen Stellung Theile der Ersten und Zweiten Armee in der Schlacht bei Spicheren, südlich von Saarbrücken einen wichtigen Sieg. Gen. Frossard hatte entschieden die Ueberzahl und auf den Spicherer Höhen eine verschanzte Stellung inne, die fast als unangreifbar konnte bezeichnet werden. Anfänglich war es blos ein Artilleriekampf, dann aber rückte die deutsche Infanterie vor, und so entspann sich die Schlacht. Das um Mittag begonnene Ringen um die Höhen war zunächst ein sehr ungleiches, da zwölf preußische Bataillone von der 14. Division gegen neununddreißig französische fochten, wobei General v. François an der Spitze der 39er den Heldentod fand. Dann machte sich aber die Ueberlegenheit des Feindes in heftigen Rückschlägen geltend, und wiederholt gestaltete sich die Lage der vereinzelt fechtenden preußischen Divisionen im höchsten Grade kritisch. Erst bei Einbruch der Dunkelheit wurde die feindliche Stellung unter Beihilfe der 16. Division und der 5. und 6. Division der Zweiten Armee erstürmt, und der Sieg zu Gunsten der Preußen entschieden. Ihr Verlust betrug 223 Offiziere und 4,648 Mann; Frossard, der nach Oetingen abzog, gab den seinigen auf 249 Offiziere und 3,829 Mann an,

darunter waren allein 1,500 unverwundete Gefangene. Mehrere in der Nähe des Schlachtfeldes lagernde französische Divisionen hatten es übrigens unterlassen, in den Kampf einzugreifen und dadurch den Verlust der Schlacht wesentlich mitverschuldet.

In Paris verbreitete sich an diesem 6. August von der Börse aus die Nachricht von einem neuen glänzenden Sieg, allein das Telegramm Napoleons: „Mac Mahon hat die Schlacht verloren, Frossard ist gezwungen, sich auf die Saar zurückzuziehen", rief am 7. August einen um so schärferen Umschlag der Stimmung hervor. Das Ministerium Ollivier-Gramont wurde zum Rücktritt gezwungen, wobei bereits Stimmen laut wurden: Der Kaiser solle abdanken. Die Kaiserin-Regentin berief ein neues Ministerium mit dem greisen General und Kriegsminister Cousin-Montauban, Grafen v. Palikao, dem Plünderer des chinesischen Kaiserpalastes, an der Spitze. Paris wurde in Belagerungszustand erklärt, und der populäre General Louis Jules Trochu (1815—1896) zum Gouverneur von Paris ernannt.

Unaufhaltsam drangen die drei deutschen Armeen, unter einheitlicher Leitung des Großen Hauptquartiers, mit einer großen Rechtsschwenkung auf französischem Boden vor. Die gegen Straßburg vorrückende badische Division nahm am 7. August Hagenau durch einen kecken Handstreich ihrer Reiterei und traf am 9. August vor der Stadt mit dem weithin ragenden Münsterthurme ein. Der durch General v. Beyer zur Uebergabe aufgeforderte Kommandant, General Uhrich, lehnte diese ab, worauf die Festung eingeschlossen wurde. Die Dritte Armee überschritt die Vogesen, und am 11. August standen die deutschen Vortruppen vor der Mosellinie. Damit war der strategische Aufmarsch in Lothringen vollendet.

Elftes Kapitel.

Demoralisation und Unentschlossenheit im französischen Hauptquartier. — Bazaines Abzug nach Chalons verhindert. — Schlacht von Colombey-Nouilly. — Blutige Schlacht bei Vionville-Mars la Tour. — Schlacht von Gravelotte-St. Privat. — Die französische Rheinarmee in Metz eingeschlossen. — Mac Mahon gezwungen, Bazaine zu Hülfe zu eilen. — Rechtsschwenkung der beiden deutschen Heere. — Schlacht bei Beaumont. — Entscheidender Kampf bei Sedan. — Napoleon ergibt sich und wird als Gefangener nach Wilhelmshöhe bei Kassel abgeführt. — Proklamation der Republik in Paris. — Kaiserin Eugenie flieht nach England. — Regierung der nationalen Vertheidigung. — „Kein Fuß breit von unserm Land, kein Stein von unsern Festungen". — Gambetta organisiert Volksheere. — Die deutschen Armeen schließen Paris ein. — Bombardement und Kapitulation von Straßburg. — Metz ergibt sich. — Schwere Kämpfe der Bayern gegen die Loire-Armee. — Besetzung von Orleans. — Entscheidende Schlacht bei Le Mans. — Soeben zernichtet bei Saint Quentin die Nordarmee. — Schwere Kämpfe Werders mit der Ostarmee Bourbakis. — Glänzender Sieg in der Schlacht an der Lisaine bei grimmiger Winterkälte. — Die Belagerung von Paris. — Ausfälle der Besatzung. — Beginn des Bombardements. — Gründung des deutschen Reiches. — Proklamierung der Kaiserwürde im Spiegelsaale zu Versailles am 18. Januar 1871.

Durch die drei Niederlagen waren alle französischen Kriegspläne zerstört und den übermüthigen Siegeshoffnungen folgte völlige Entmuthigung. Im Hauptquartier steckten die Generäle die ernüchterten Köpfe zusammen, um zu berathen, welche Wege wohl am sichersten aus dem Bereiche der deutschen Geschütze führen könnten. Napoleon war ebenso verwirrt wie sein Generalstabschef Le Boeuf, Befehle und Gegenbefehle folgten sich ohne Ende. Zuerst wollte man alle Truppen nach Chalons zurückziehen, um den Deutschen die Straße nach Paris zu sperren, dann fand man, daß der Rückzug den Geist derjenigen Heerestheile erschüttern würde, die ihr Kriegsglück noch nicht versucht hatten. Die einen meinten, man dürfe Metz und damit Lothringen nicht ohne Schwertstreich preisgeben, die andern erklärten, der Widerstand sei nutzlos, weil die große Festung sich doch nicht länger als 14 Tage halten könne. Dazu kamen dann die schlimmen Nachrichten aus Paris. So drohend wurde das Verlangen der Kammer, einen sofortigen Wechsel im Oberbefehl

der Armee vorzunehmen, daß Napoleon den ersten Schritt abwärts thun, die Führung der Truppen dem Marschall Bazaine überlassen und den Major-General Le Boeuf seines Amtes entheben mußte.

Die Hoffnungen der Franzosen sollten sich jedoch nicht mehr erfüllen. Bevor Bazaine seinen Plan, sich über Verdun zurückzuziehen und in Chalons

Umgegend von Metz.

alle französischen Korps zu sammeln, zur Ausführung bringen konnte, waren Prinz Friedrich Karl und General von Steinmetz mit ihren Armeen nahe genug herangerückt, um alle Bewegungen des Feindes empfindlich stören zu können. Am 14. August früh nahmen die Vortruppen der östlich vor Metz stehenden Ersten Armee die abziehenden französischen Kolonnen wahr. Sofort faßte Moltke den Entschluß, die ganzen deutschen Streitkräfte eine Schwenkung nach rechts vollziehen zu lassen, um den Gegner zugleich in der

Front und vom rechten Flügel her anzugreifen, — ein Plan, der, wie sich in der Folge zeigte, vollkommen gelang. Freilich kam es dabei zu drei großen Schlachten in der Umgebung von Metz, die alle, wie die Kämpfe von Weißenburg, Wörth und Spicheren nicht beabsichtigt gewesen, sondern sozusagen improvisiert wurden und bei einem kühneren und mit Energie den Angriff durchführenden Feind leicht hätten verhängnißvoll werden können.

Ohne das Heranziehen der Zweiten Armee abzuwarten, gingen die Truppen der Ersten Armee am 14. unter General von der Goltz zum Angriff auf die abziehenden französischen Kolonnen über. Daraus wurde durch das Eingreifen des 1. und 7. Korps, der Ostpreußen unter General von Manteuffel, die hier erstmals ins Feuer kamen, und der Westfalen unter General v. Zastrow die Schlacht von Colombey-Nouilly. Die Deutschen verloren an diesem Tage 1,189 Todte, 3,590 Verwundete, 127 Vermißte (zusammen 4,906, darunter 222 Offiziere); die Franzosen nach eigenen Angaben 377 Todte, 2,641 Verwundete, 590 Vermißte (die meist zu den Todten zu rechnen sind). Die Schlacht hatte aber den großen Erfolg, Bazaines Abmarsch um beinahe zwei Tage zu verzögern, so daß die Zweite deutsche Armee Zeit bekam, vorher über die Mosel zu gehen. Als die Franzosen am 15. den Abmarsch wieder aufnehmen wollten, stießen sie am Abend bereits auf erkundende deutsche Reiterei. Bazaine war wiederum zu spät aufgebrochen und auch wohl nicht fest entschlossen. Napoleon III. und der kaiserliche Prinz entkamen noch.

General von Alvensleben II.

Die französischen Truppen kamen aber, durch die schwer beweglichen Massen des Trains behindert, mit ihren Spitzen nur bis Doncourt auf der nördlichen Straße, und bis Vionville auf der südlichen. Im deutschen Großen Hauptquartier nahm man an, daß die Franzosen inzwischen bereits nach der Maas abmarschiert seien, und auch bei der Zweiten Armee, von der am Abend des 15. August das 3. Korps (General v. Alvensleben II) die Mosel überschritten hatte, glaubte man nicht, daß es hier noch zu einem ernsteren Kampfe mit Bazaines Streitkräften kommen werde. Für den 16. August wurden das 3. und das 10. Korps angewiesen, über Gorze und Thiaucourt nördlich gegen die nach Verdun führende Straße vorzugehen, während die übrigen Korps in starken Märschen schon jetzt westlich gegen die Maas vorrücken sollten. Als nun Bazaine sich am 16. über Gravelotte nach Mars la Tour auf der Straße nach Verdun in Bewegung setzte, bewegten sich südlich von seiner Marschlinie auch jene beiden Korps der Zweiten Armee westwärts. Als die an der Spitze der Franzosen befindlichen beiden

Oberst v. Granach führt bei Mars la Tour die Trümmer der 38. Brigade aus dem Feuer.

(Nach dem Gemälde von Th. Rocholl.)

Kavalleriedivisionen, denen Bazaine mit dem größeren Theil seiner Armee folgte, gerade Vionville, zwischen Gravelotte und Mars la Tour, erreicht hatten, gelangten die Brandenburger des 3. preußischen Korps durch die Schlucht von Gorze auf die Hochebene von Mars la Tour und gewahrten nun dort die gegnerischen Massen bei Vionville. Der kommandierende General v. Alvensleben II. glaubte das Ende der französischen Kolonne vor sich zu haben und entschloß sich zum sofortigen Angriff, um die nach Westen Entweichenden festzuhalten. Daraus entspann sich nun an dem glühendheißen Sommertage die blutige Schlacht bei Vionville-Mars la Tour, da Alvensleben an seinem Entschluß auch festhielt, nachdem er erkannte, daß er nicht das Ende der französischen Kolonne vor sich hatte, sondern im Gegentheil ihre vorderste Spitze, hinter der der Haupttheil der Rheinarmee erst aufmarschierte. Fast fünf Stunden kämpften die wackeren Brandenburger allein gegen die stets wiederholten Angriffe einer ungeheuren Uebermacht bei Vionville und Flavigny, bis endlich gegen 4 Uhr Nachmittags das 10. Korps eintraf, gleichzeitig auch Prinz Friedrich Karl, der nun die Leitung der Schlacht übernahm. Die erste wirksame Hilfe erfolgte zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags in der linken Flanke bei Tronville durch die 20. Infanteriedivision (v. Kraatz-Koschlau). Dann griff von Westen her die 38. Brigade (v. Wedell) ein, die aus dem 3. westfälischen Infanterieregiment Nr. 16 und dem 8. westfälischen Infanterieregiment Nr. 57 bestand. Gegen 4½ Uhr ging sie beiderseits des durch den Gegner in Brand geschossenen Dorfes Mars la Tour gegen die Höhen vor. Dort erhielt die nur fünf Bataillone zählende Brigade jedoch ein vernichtendes Massenfeuer von der breit entwickelten Front des 4. französischen Korps. Unerschüttert durch die furchtbaren Verluste drangen die tapferen Westfalen durch eine vorher nicht sichtbare tiefe Schlucht am jenseitigen Hange empor; nachdem aber fast alle Führer und Offiziere gefallen waren, mußten sie in die Schlucht zurück, wo 300 Mann, die den steilen Südabhang nicht mehr zu erklimmen vermochten, in Gefangenschaft geriethen. Von allen höheren Führern war allein noch der Oberst der 57er, v. Cranach, beritten. Er ritt im Schritt zurück, die zerschossene Fahne seines ersten Bataillons hoch in der Rechten und die Trümmer der Brigade um sich sammelnd. Auch dieser Rest der 38. Brigade, von der über die Hälfte gefallen, wäre sicherlich den nachdringenden Feindesmassen erlegen, wenn sich ihnen nicht die Gardedragoner mit völliger Selbstaufopferung entgegengeworfen hätten. In Folge dessen unterbrach der Feind seinen Vorstoß und zog sich auf die Höhe zurück. Ueberhaupt bildete das treue Zusammenwirken der drei Waffen deutscherseits ein besonderes Merkmal dieser Schlacht. Die Artillerie hatte durch ihr heldenmüthiges Ausharren unter den schwierigsten Verhältnissen einen reichen Antheil am Erfolge dieses Tages, und die Reiterei griff in vier verschiedenen kritischen Augenblicken ein. Der erste dieser Angriffe galt der Verfolgung des Feindes, als die geschlagenen Divisionen des Korps Frossard zurückwichen, und die französischen Gardekürassiere und das 3. Lanzierregiment sich für die Rettung ihrer Infanterie opferten. Da führte die glänzende Attacke der Husarenregimenter Nr. 11 und Nr. 17 der 5. Kavalleriedivision zur

Die 11. Husaren bei Vionville am 16. August 1870. (Nach dem Gemälde von E. Hünten).

vorübergehenden Wegnahme einer französischen Gardebatterie und verbreitete Schrecken bis in die unmittelbare Umgebung des Marschalls Bazaine. Die zweite große Aktion der Reiterei war die berühmte Attacke der Brigade v. Bredow (5¾ Schwadronen des 7. Kürassier- und des 16. Ulanenregiments), die dem in langem ungleichen Kampfe ermattenden linken Flügel der 6. Infanteriedivision wieder Luft machte. Das letzte Auftreten der Reiterei bildete die erbitterte Abendattacke der Brigaden v. Grüter und v. Rauch auf die bereits ruhende französische Infanterie im Norden und Süden von Rezonville. Gegen Abend waren inzwischen nämlich auf dem rechten Flügel Theile des 8. und 9. preußischen Armeekorps eingetroffen und hatten in die Schlacht eingegriffen, die erst mit einbrechender Nacht, nach zwölfstündiger Dauer, ein Ende nahm. Sie hatte auf jeder Seite 16,000 Mann gekostet, und an keiner konnte von Verfolgung die Rede sein.

Kronprinz Albert von Sachsen.

Den Franzosen war damit die südliche Straße nach Verdun verlegt, und es blieben ihnen blos noch die beiden nördlichen Straßen. Diese zu versperren und die Franzosen nach Metz zurückzuwerfen, war das Ziel und Ergebniß des dritten Kampftages am 18. August, der entscheidenden Schlacht von Gravelotte-St. Privat. Marschall Bazaine hatte seine Streitkräfte am 17. bei Metz in eine Stellung versammelt, die beinahe als unangreifbar konnte angesehen werden. Die Deutschen sahen am Morgen des 18. den Feind in den verschanzten Positionen von Gravelotte und St. Privat la Montagne mit der Front gegen Westen stehen. Früh um 6 Uhr trafen König Wilhelm und Moltke aus Pont-à-Mousson auf der Höhe südlich von Flavigny ein. Es wurde eine allgemeine Rechtsschwenkung befohlen, und dann begann um die Mittagsstunde die gewaltige Schlacht, die über das Schicksal der französischen Rheinarmee und der Festung Metz entscheiden sollte. Der rechte französische Flügel wurde, nachdem das Dorf St. Privat gegen Abend unter furchtbaren Verlusten erstürmt worden war, vollständig geschlagen und eilte in wilder Flucht nach Metz zurück. Der linke Flügel hielt seine Stellung noch die Nacht hindurch inne und räumte sie erst gegen Morgen des 19., ohne einen abermaligen Angriff abzuwarten. Im Verlaufe der Schlacht hatte die deutsche Artillerie wiederum mehrfache Gelegenheit gehabt, sich besonders hervorzuthun. Das deutsche Heer, das am 18. August 178,818 Mann Infanterie, 24,584 Reiter und 726 Geschütze stark gewesen war, hatte 899 Offiziere und 19,260 Mann verloren. Die Franzosen, die, abgesehen von der in Metz stehenden Besatzung, 130,000 Mann zählten, büßten 595 Offiziere und 14,000 Mann ein. Durch die Nähe der Festung wurde es ihnen möglich, alle Geschütze und Fahnen zu retten; bloß 2,600 Gefangene fielen in die Hände der Sieger. Ihre Armee aber wurde nun in Metz so eng und fest eingeschlossen, daß sie für

Aus der Schlacht bei Gravelotte.

die ferneren Entscheidungen im Felde nicht mehr in Frage kommen konnte.

Der gewaltige Kampf vor den Thoren der starken Moselfestung und die Einschließung des Kerns der Rheinarmee hatten jetzt eine Aenderung des deutschen Feldzugsplanes zur Folge, der für den Ausgang des Krieges von großer Bedeutung wurde: Aus Theilen der ersten und zweiten Armee wurde ein großer, dem Prinzen Friedrich Karl unterstellter Truppenkörper gebildet, der die Streitmacht Bazaines dauernd von Paris fernhalten und sie schließlich zur Ergebung zwingen sollte. Die übrigen Korps wurden zu einer neuen „Maas-Armee" vereinigt, deren Führung Kronprinz Albert von Sachsen, der sich am 18. August mit Ruhm bedeckt hatte, übernahm; ihre Aufgabe war es, gemeinsam mit der Dritten Armee über Chalons nach Paris vorzudringen, das in größter Eile die zur Vertheidigung nothwendigen Maßregeln traf. Doch nicht erst in der Hauptstadt, wie die Deutschen es erhofften, schon auf halbem Wege nach der Seine sollte die Niederlage des zweiten Kaiserthums besiegelt werden. Napoleon war nämlich auf seiner Flucht in Chalons eingetroffen und hatte sich dort mit Marschall Mac Mahon darüber geeinigt, daß die diesem erprobten Heerführer unterstehende, von Wörth hieher gesammelte Armee von 135,000 Mann sich rückwärts konzentrieren sollte, um den Schutz der Hauptstadt zu übernehmen. In der That rückte Mac Mahon auch auf Reims und dann auf Rethel zu. Allein da erhielt er am 27. August in Chêne-Populeux ein Telegramm vom Kriegsminister in Paris, in dem es hieß: „Wenn Sie Bazaine im Stich lassen, so haben wir die Revolution in Paris", und eine Depesche des Ministerrathes, welche gleichfalls darauf bestand, daß er Bazaine zu Hilfe eile. Das bestimmte seinen Entschluß, nach Norden abzumarschieren, um längs der belgischen Grenze, durch die dortigen kleinen Festungen gedeckt, Metz zu erreichen. Die deutschen Heere ließen ihm jedoch keine Zeit dazu.

Schon am 19. und 20. August hatten nämlich die Dritte und die Maasarmee, zusammen etwa 240,000 Mann, ihre Operationen gegen seine noch bei Chalons vermuthete Armee begonnen. Am 24. stellte die kundschaftende deutsche Kavallerie fest, daß das Lager bei Chalons leer sei, und Depeschen aus London ließen keinen Zweifel darüber, daß Mac Mahon nicht westlich nach Paris, sondern vielmehr nach der Maas abmarschiert sei, um sich mit Bazaine durch einen nordöstlichen Flankenmarsch zu vereinen. Nun beschloß König Wilhelm und Moltke hauptsächlich auf den Vorschlag Gen. von Blumenthals hin eine sofortige Rechtsschwenkung der beiden deutschen Heere, und am 26. August begann der Abmarsch in nördlicher Richtung. Es galt, den Gegner zwischen die Heere der beiden Kronprinzen zu bringen, von denen ihm die Maasarmee am nächsten war. Sie hatte sich zwischen Mac Mahon und Metz einzuschieben, während ihn die Dritte Armee von Paris abschneiden sollte.

Der Feind hatte zwar einen bedeutenden Vorsprung, allein die deutschen Truppen machten gewaltige Märsche und waren ihm bald auf den Fersen. Am 27. und 29. August kämpfte die Maasarmee siegreich in den Gefechten bei Buzancy und Nouart, und am 30. August kam es zur Schlacht

bei Beaumont, westlich von der Maas, in die gegen Ende des Kampfes auch noch bayerische Truppen von der Dritten Armee mit glänzendem Erfolge auf dem linken Flügel eingriffen. Das Städtchen Beaumont und die dahinter liegenden Höhen wurden erstürmt und die Franzosen zum Rückzuge nach Carignan genöthigt, von wo sie am folgenden Tage nach der kleinen Festung Sedan an der Maas zurückgingen. Damit war der Versuch zum

Sedan und Umgebung.

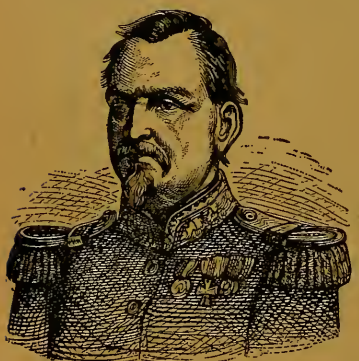
Entsatze von Metz aufgegeben, und es blieb Mac Mahon nur noch übrig, mit seinem Heere nach Belgien überzutreten oder bei Sedan einen entscheidenden Kampf zu wagen. Er entschied sich für letzteres, und nun erweiterte Moltke seinen Operationsplan dahin, daß die französische Armee wie mit einem eisernen Ringe von allen Seiten umfaßt werden sollte, um sie, nachdem sie sowohl von Mezières wie von der belgischen Grenze abgeschnitten sei, zur Ergebung zu nöthigen.

Theils schon am Abend des 31. August, theils in der Morgenfrühe des 1. September waren die Truppen in den vorgeschriebenen Stellungen rund um Sedan angelangt. Die Bayern hatten den linken Flügel bei Bazeilles an der Maas, daneben die Sachsen gegen La Moncelle und Daigny, das 5. und 11. Korps stand gegen St. Menges und Fleigneux; in Donchéry die Württemberger, in der Ebene von Donchéry als rechter Flügel die Kavalleriedivision Graf Stolberg; die preußischen Garden waren noch im Anmarsch gegen Givonne. Der Kampf begann am frühen Morgen des 1. September kurz nach 4 Uhr trotz dichten Nebels mit dem Angriff der Bayern auf Bazeilles, das Haus für Haus erobert werden mußte, da die französische Marineinfanterie, unterstützt von den fanatisierten Einwohnern des Dorfes, jeden Fußbreit Boden vertheidigte. Nicht viel später als die Bayern trat der Kronprinz von Sachsen mit dem 12. Korps ins Gefecht ein; ihm stand Marschall Mac Mahon gegenüber, der aber bereits um 6 Uhr bei La Moncelle durch einen Granatsplitter verwundet wurde, worauf General Wimpffen den Oberbefehl übernahm. Nach erbittertem und äußerst blutigem Kampfe setzten sich die Sachsen und Bayern, die sich die Hand gereicht hatten, gegen 11 Uhr in den Besitz von Bazeilles und trieben den Feind auf das rechte Ufer des Givonnebachs zurück, während die inzwischen eingetroffene preußische Garde das obere Givonnethal nahm und dadurch den Franzosen den Ausweg nach Osten völlig verlegte. Inzwischen hatte der Kampf auch im Südwesten und Westen begonnen. Das 5. und 11. Korps überschritt bei Donchéry die Maas, ging auf St. Menges und Fleigneux vor, eroberte Floing und behauptete diesen Ort, trotzdem die Franzosen gewaltige Anstrengungen machten, diesen wichtigen Punkt zurück zu erobern. Nachdem auch ein äußerst kühner und entschlossener Reiterangriff der französischen Kavalleriedivision Margueritte zurückgeworfen worden war, wurde auch die Höhe von Floing und Cazal erstürmt. Jetzt versuchte der französische Oberbefehlshaber, den sich immer fester um ihn ziehenden eisernen Ring zu durchbrechen, indem er mit allen verfügbaren Truppen gegen die schon stark erschöpften Bayern bei Bazeilles und La Moncelle vorstieß. Er gewann auch anfänglich einen kleinen Erfolg, aber die Bayern wichen nicht, und das vernichtende Feuer der deutschen Batterien zwang die Franzosen zum Rückzuge unter die Mauern der Festung Sedan, die jetzt, nachdem inzwischen auch das Gehölz von Garenne von den Deutschen genommen worden war, von allen Seiten eng umklammert gehalten wurde. Um 4 Uhr Nachmittags befahl König Wilhelm, der während der Schlacht auf einer Höhe südlich von Frénois gehalten hatte, eine allgemeine Beschießung der Stadt, in der alsbald an verschiedenen Stellen Feuer ausbrach. Drinnen drängten sich französische

Graf von Palikao.

König Wilhelm mit Stab am Abend nach der Schlacht bei Sedan auf der Höhe von Floing.

Truppen aller Waffengattungen im fürchterlichen Durcheinander, und die Entmuthigung war allgemein. Plötzlich kam die Nachricht ins deutsche Hauptquartier, daß an zwei Thoren die weiße Flagge aufgezogen worden sei. Das Feuer wurde darauf eingestellt; aber erst als König Wilhelm den Oberstleutnant v. Bronsart als Parlamentär mit der Aufforderung zur Uebergabe der Festung und Waffenstreckung des Heeres nach Sedan hineinsandte, erfuhr er zu seiner Ueberraschung, daß auch Kaiser Napoleon III. mitgefangen war. Während der Nacht fanden zwischen Moltke und Wimpffen, dem Oberstkommandierenden in Sedan, die Verhandlungen über die Kapitulationsbedingungen statt, und um 11 Uhr am nächsten Vormittag erfolgte die Uebergabe der Festung, durch welche außer Napoleon III. 39 Generale, 230 Stabsoffiziere, 2,600 Subalternoffiziere und 83,000 Mann mit allen Waffen, Adlern und Fahnen in deutsche Kriegsgefangenschaft geriethen. Als am Nachmittag von 3 Uhr an bis gegen 8 Uhr Abends Kaiser Wilhelm mit dem Kronprinzen, Bismarck, Moltke und Roon über das blutgetränkte Schlachtfeld ritt, wurde er von den deutschen Truppen überall mit begeistertem Jubel empfangen. Und wahrlich, es war ein Erfolg, wie ihn die Weltgeschichte nur selten verzeichnet.



General von Wimpffen.

Am folgenden Tag fanden zwischen König Wilhelm, sowie auch Bismarck, und dem so tief gefallenen Kaiser der Franzosen Unterredungen statt, und schon am 3. Sept. trat Napoleon seine Fahrt in die deutsche Gefangenschaft nach dem Schlosse Wilhelmshöhe bei Kassel an. Er fuhr allein in einem geschlossenen Wagen, dem zunächst ein offener Jagdwagen mit vier höheren Offizieren und weiterhin noch eine Anzahl von Equipagen folgte. Eine Schwadron schwarzer Husaren bildete die Begleitschaft. Die Fahrt ging über Frénois und Givonne nach der belgischen Grenze und kreuzte dabei die Straße, auf der die in der Schlacht bei Sedan selbst (nicht in Folge der Kapitulation) gefangenen Soldaten der Armee von Chalons nach den Sammelplätzen bei Donchery gebracht wurden. Die Franzosen begrüßten den entthronten Kaiser, der scheinbar theilnahmslos im Wagen saß, während des Vorüberfahrens mit Schmähungen und Verwünschungen. An der belgischen Grenze, bei der kleinen Steinbrücke von La Chapelle, empfingen den Gefangenen belgische Ulanen unter Oberst Chazal, die nun anstatt der preußischen Husaren seine Bewachung bis Bouillon, wo übernachtet wurde, übernahmen. Am anderen Tage fuhr dann der Kaiser weiter bis Verviers, wo zum zweitenmal übernachtet wurde. Am Vormittag des 5. September wurde die Reise mit Sonderzug über Aachen und Köln nach Kassel fortgesetzt, wo er Abends um 9½ Uhr eintraf.

In Paris hatte Palikao die Niederlagen vor Metz und die Einschließung der Armee Bazaines verschwiegen und sogar von Siegen zu

Umzug in Paris am Abend des 4. September nach der Proklamation der Republik.

sprechen gewagt. Die Kunde von der bei Sedan erfolgten Katastrophe aber wurde erst am 3. September bekannt gegeben. In den Kammern und in einer Proklamation an das Volk theilte der Ministerpräsident mit, daß die Armee Mac Mahons in Sedan sich ergeben habe, und daß der Kaiser sich in Gefangenschaft befinde. Daraufhin beantragte Jules Favre in der Nachmittagssitzung des Gesetzgebenden Körpers sogleich die Thronentsetzung Napoleons III. und seiner Dynastie, und die Einsetzung einer provisorischen Regierung, wohingegen das Ministerium einen Regierungs- und Vertheidigungsausschuß unter Palikao als Generalstatthalter eingerichtet wissen wollte. Diese und andere Anträge sollten in der folgenden Sitzung am Nachmittag des 4. September berathen werden. Es kam jedoch nicht mehr dazu, denn gleich nach Eröffnung der Sitzung drang eine erregte Volksmenge unter den Rufen: „Nieder mit dem Kaiserreich! Nieder mit dem Gesetzgebenden Körper! Es lebe die Republik!" in den Saal ein, aus dem die Minister und die bonapartistischen Abgeordneten schleunigst entflohen. Auch die Kaiserin Eugenie flüchtete mit Hülfe des amerikanischen Zahnarztes Evarts aus Paris nach dem kleinen Hafenplatze Deauville und landete am 9. September an der englischen Küste, wo sie mit ihrem Sohne zusammentraf. Gambetta verkündete am Nachmittage des 4. September im Saale des Gesetzgebenden Körpers die Thronentsetzung Napoleons und seiner Familie auf ewige Zeiten. Auf dem Stadthause wurde eine „Regierung der nationalen Vertheidigung" eingesetzt, bestehend aus: Gambetta, Simon, Picard, Pelletan, Cremieux, Ferry, Favre, Glais-Bizoin, Emanuel Arago, Garnier-Pagès und Rochefort. Zum Präsidenten dieser Regierung und zugleich zum Generalgouverneur von Paris wurde General Trochu ernannt; in dem neugebildeten Ministerium übernahm Jules Favre das Auswärtige, Gambetta das Innere. Am Abend des 4. September herrschte in der Hauptstadt großer Jubel. Durch alle Straßen zogen Volkshaufen mit Fackeln und Fahnen, die theilweise von Mädchen und Frauen getragen wurden, Soldaten, Bürger und Arbeiter bunt durcheinander unter dem Gesange der Marseillaise. Eine Proklamation vom 5. September verkündete dem französischen Volke die Umwandlung des Kaiserthums in eine Republik. Der Gesetzgebende Körper wurde aufgelöst, der Senat abgeschafft, und die Wahl einer konstituierenden Versammlung für ganz Frankreich auf den 16. Oktober ausgeschrieben.

Wenn man deutscherseits zunächst gehofft hatte, daß die Gefangennahme Napoleons einen baldigen Friedensschluß herbeiführen werde, so sah man diese frohen Erwartungen getäuscht. Es war ja in Frankreich kein berechtigtes Organ mehr vorhanden, mit dem man hätte Frieden schließen können; und zunächst ließ sich auch noch nicht absehen, ob die neue Regierung im eigenen Lande Anerkennung finden werde. Gleichzeitig regte sich aber auch die Besorgniß, daß die fremden Mächte, welche doch nichts gethan hatten, um den Ausbruch des Krieges zu verhindern, jetzt eine Einmischung versuchen würden, um Deutschland den Preis seiner Kämpfe nach ihrem Ermessen zu begrenzen. Deutschland hatte diesen Kampf allein aufgenommen, keine fremde Macht hatte ihre Stimme erhoben, um den frevelhaften Friedensbruch

durch Frankreich zu verhüten. So lehnte sich denn das deutsche Nationalgefühl gegen den Gedanken auf, daß Deutschland, nachdem es Frankreich zu Boden geworfen, sich einem Frieden unterwerfen sollte, welchen die Mißgunst der fremden Mächte ihm vorzuschreiben dachte. Es war nicht das geringste Verdienst der Politik Bismarcks, daß er alle Versuche der Neutralen zu einer Einmischung in den deutsch-französischen Konflikt fern zu halten wußte. Schon während des Vorrückens des deutschen Hauptquartiers von Sedan gegen Paris sprach er sich in zwei Erlassen an die Vertreter des norddeutschen Bundes bei den neutralen Mächten über die Gesichtspunkte aus, welche er bei

Schloss La Ferrières bei Paris, vom 19. September bis 5. Oktober 1870 Hauptquartier des Königs von Preussen.

etwaigen Friedensunterhandlungen als maßgebend betrachtete, und bezeichnete Elsaß-Lothringen mit Straßburg und Metz als die beiden Provinzen, welche Deutschland haben müsse, um sicherere Grenzen zu erlangen. Die Besorgniß war umsonst; Oesterreich blieb ruhig; Italien benützte, wie wir schon sahen, die Gelegenheit, jetzt das letzte Hinderniß seiner Einheit mit eigner Hand zu zertrümmern, indem es am 20. September unter dem Siegesrausche der deutschen Waffen seine Heere in das ihm bisher durch die französische Macht versperrte Rom einrücken ließ. England beschränkte seine Zuneigung für Frankreich auf einen flotten Handel mit Waffen für das Kriegsheer und Kohlen für die Flotte. Rußland bewahrte Deutschland gegenüber seine wohlwollende Neutralität, wie es dieselbe früher Preußen gegenüber bewahrt hatte.

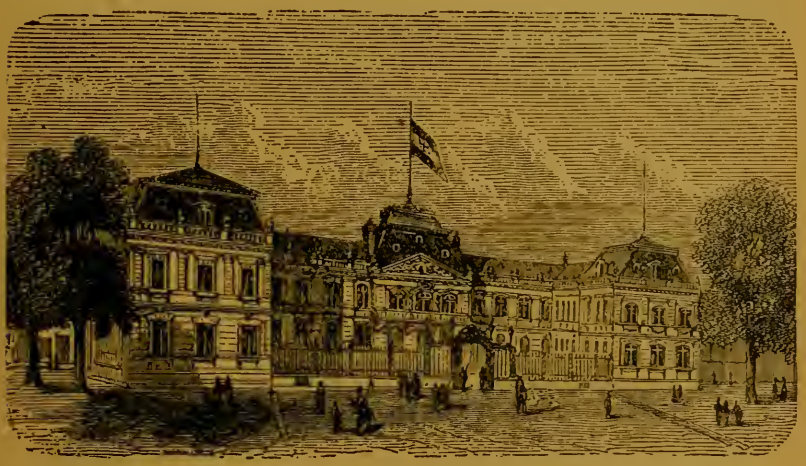
In Paris empfand die neue Regierung, da sie lediglich aus einer Volksbewegung hervorgegangen, das Bedürfniß, sich irgend eine gesetzliche Grundlage zu geben und wünschte zu diesem Zwecke die Bestätigung durch das Votum einer einzuberufenden Nationalversammlung zu erlangen. Die Wahlen zu einer solchen und die Zusammenkunft derselben waren jedoch bei der derzeitigen Kriegslage ohne die Zustimmung der deutschen Regierung nicht

Leon Gambetta.

möglich. Jules Favre suchte deßhalb eine persönliche Zusammenkunft mit Bismarck nach, um mit demselben in Waffenstillstands- und Friedensunterhandlungen einzutreten. Die Zusammenkunft wurde durch englische Vermittlung vorbereitet. In denselben Tagen, als die deutschen Heersäulen sich auf verschiedenen Straßen zur Einschließung von Paris westwärts bewegten, befand sich Jules Favre auf dem Wege nach dem deutschen Hauptquartier (19. September), das nunmehr bis zu seiner Verlegung nach Versailles am 5. Oktober in dem prächtigen Rothschild'schen Schlosse La Ferrières

bei Lagny sich befand. Da indeß Favre dabei blieb, jede Landabtretung als für Frankreich entehrend zurückweisen zu müssen, — „kein Fuß breit von unserm Lande, kein Stein von unsern Festungen!" lautete das Programm der neuen Regierung —, so trat der Krieg in sein zweites Stadium.

Es handelte sich darin für die deutsche Heeresleitung zunächst darum, Metz und Paris als die beiden Hauptsammelpunkte der feindlichen Macht zu erobern. Gegen Paris waren, nachdem für die Fortschaffung der Gefangenen von Sedan nach Deutschland Sorge getragen war, sofort die Heere der beiden Kronprinzen, die ja vorderhand allein zur Verfügung standen, in Bewegung gesetzt worden. Es war in der That ein großer Entschluß Moltkes, mit den stark gelichteten sechs deutschen Armeekorps, der Dritten und der Maasarmee jene Riesenfestung einzuschließen, allein er zögerte keinen Augen-



Die Präfektur von Versailles, Hauptquartier des Königs Wilhelm.

blick, ihn zu fassen, weil die Ueberzeugung in ihm feststand, daß nur dort der Frieden diktiert werden könne. Da General Vinoy, der mit seinem 13. Korps bei Sedan zu spät gekommen war, dieses rechtzeitig nach Paris zurückgeführt hatte, wo es später den Kern der Vertheidigungstruppen bildete, so kam es bei dem Vormarsch der beiden deutschen Heere auf Paris zu keinen erheblichen Zusammenstößen mit dem Feinde. Nur die zahlreich auftretenden Francstireurs (zur Führung des kleinen Krieges aufgebotene Freikorps) und andere organisierte Banden verursachten einzelne Handstreiche. Die auf dem rechten Flügel befindliche Maasarmee suchte während des Vorrückens vergebens die Festungen Montmedy und Soissons kurzerhand durch Beschießung aus Feldgeschützen zur Kapitulation zu veranlassen; dagegen ergab sich Laon, beim Einzug in die Citadelle (9. September) wurde jedoch verrätherischer Weise das Pulvermagazin in die Luft gesprengt, wodurch französischerseits 300 Mann getödtet und verwundet wurden, deutscherseits blie-

ben 3 Offiziere und 39 Mann, während 12 Offiziere und 60 Mann, verwundet wurden.

General A. von Werder.

Am 15. September hatten sich die beiden deutschen Heere der Ostfront von Paris bis auf drei Stunden genähert, die Millionenstadt, deren Außenforts sich über eine 7½ Meilen lange Linie erstreckten, in einem großen Halbkreise umfassend. Die provisorische französische Regierung hatte sich schon vorher getheilt: Cremieux, Glais-Bizoin, Leflô und einige andere Minister waren nach Tours übergesiedelt, um im Falle der Einschließung der Hauptstadt eine Delegation der Zentralregierung für die Provinz zu bilden. Die beiden gewaltigen Waffenplätze Metz und Paris fesselten jetzt mindestens 400,000 deutsche Streiter an ihre Wälle, und dadurch wurde es der Regierung der nationalen Vertheidigung möglich, neue Heere zu organisieren. Ihre Seele war der 33jährige Leon Gambetta, der am 7. Oktober Paris in einem Luftballon verließ und nun den kriegerischen Veranstaltungen seine revolutionäre Willenskraft einhauchte. Seine patriotische Begeisterung, seine feurige Energie riß die Provinzen mit; in rastloser Thätigkeit verwandelte er, ein zweiter Carnot, unter Beihülfe des Ingenieurs Freycinet das Land in wenig Wochen in ein einziges großes Feldlager und stampfte gewaltige Armeen gleichsam aus dem Boden. Die Ausrüstung derselben wurde allerdings nur möglich durch die Unterstützung Englands, das unter dem Deckmantel der Neutralität Frankreich gegen gute Bezahlung Waffen und alles mögliche Kriegsmaterial lieferte, bis die deutschen Vorstellungen vom 21. November wenigstens einigermaßen jener im Großen betriebenen Ausfuhr ein Ziel setzten. Durch diese amtlich natürlich stets in Abrede gestellte Unterstützung seitens England ist der von Gambetta organisierte „Krieg bis aufs Messer" erst ermöglicht und verlängert worden, dessen Schrecken die Noten der britischen Diplomaten und die Lamentationen der dortigen Presse heuchlerischerweise beklagten.

General Uhrich.

Die Beschießung von Straßburg.

Der deutschen Kriegsleitung, welche in der Präfektur zu Versailles ihren Zentralsitz hatte, erwuchs nun die höchst schwierige Aufgabe, jene in den Provinzen organisierten Massen der Loire-, der Nord- und der Ostarmee, welche nach Gambettas Plänen gegen Paris vorrücken sollten, fernzuhalten, damit die Belagerung von Paris ungestört fortgesetzt werden konnte. Glücklicherweise kapitulierte am 23. September die Festung Toul, wodurch der Schienenweg zwischen Paris und Straßburg frei wurde. Fünf Tage später ergab sich die alte deutsche Reichsstadt Straßburg. Dieselbe war am 13. August durch den Generalleutnant A. v. Werder,

Das Steinthor in Straßburg am Tage der Uebergabe.

den Befehlshaber der badischen Division, eingeschlossen worden. Am 22. August sandte Werder dem Kommandanten, General Uhrich, eine wiederholte, aber vergebliche Aufforderung zur Kapitulation mit der Androhung, daß, wenn nicht binnen 48 Stunden die Uebergabe der Festung erfolge, ein Bombardement der Stadt die regelrechte Belagerung eröffnen werde. Dieses begann am 23. August Abends gegen 9 Uhr aus den inzwischen hergestellten Belagerungsbatterien und richtete große Verheerungen in der unglücklichen Stadt an. (448 Gebäude wurden in Schutt und Asche gelegt, darunter die Neukirche und die werthvolle Stadtbibliothek). Die Beschießung wurde bis zum 27. fortgesetzt, dann aber endlich eingestellt. Man hatte sich deutscherseits überzeugt, daß sie weder den Kommandanten noch die Einwohnerschaft nachgiebig gemacht hatte, und entschloß sich nun, zum regelrechten Angriff zu

schreiten, wozu inzwischen alle Belagerungsmittel in genügendem Maße eingetroffen waren. Die Hauptumwallung von Straßburg hatte 17 Bastionsfronten, denen sich im Osten noch die von Vauban erbaute Citadelle anschloß. Wesentlich zur Verstärkung der Festungswerke trug ein vortreffliches Inundationssystem im Süden und Nordosten bei, mittels dessen man nicht nur die Gräben füllen, sondern auch einen großen Theil des Vorgeländes überschwemmen konnte. Die schwächste Seite der Festung, die keine vorgeschobenen Forts besaß, war die nicht unter Wasser zu setzende schmale Westfront. Auf dieser bildete wiederum den schwächsten Theil die Front des Steinthores, die der Belagerer deßhalb zur eigentlichen Angriffsfront auserkor. In der Nacht des 15. September hatte bereits das Breschescheißen begonnen; am 21. und 22. September wurden die Lünetten 52 und 53 vor dem Steinthor besetzt. Am 24. September waren 146 gezogene Kanonen und 83 Mörser gegen die Festung in Thätigkeit und überschütteten die wichtigsten Theile der Angriffsfront mit einem zerschmetternden Eisenhagel. Alle Vorbereitungen zum Sturm waren schon getroffen, als General Uhrich, der mit seinem Vertheidigungsrath jetzt zu der Ueberzeugung gelangt war, daß der Platz nicht länger zu halten sei, am 27. September Nachmittags 5 Uhr die weiße Fahne auf dem Münsterthurm aufziehen ließ, zum Zeichen, daß er auf Unterhandlungen wegen der Kapitulation eingehen wolle. Sie kam schnell zu Stande, und eben so rasch erhob sich nach dem Friedensschlusse die dem deutschen Reiche wiedergewonnene Stadt aus den Trümmern. Einen Monat später, am 27. Oktober, erfolgte wegen Mangel an Lebensmitteln die

General von der Tann.

General Chanzy.

Waffenstreckung Bazaines in Metz. Die Armee: 3 Marschälle von Frankreich, 70 Generale, über 4,000 Offiziere, 173,000 Mann wurden auf die Bedingungen von Sedan kriegsgefangen, die Festung, der stärkste französische Waffenplatz, mit allem Kriegsmaterial (53 Adler, 600 Feld- und 900 Festungsgeschütze und 300,000 Gewehre) übergeben.

Damit war die Armee des Prinzen Friedrich Karl für den Kampf gegen die neu aufgestellten französischen Feldtruppen im nördlichen und südlichen Frankreich, für jene „Kämpfe gegen Feinde, Hunger und Kälte, gegen Natur und Menschen zugleich", endlich verfügbar. Und es war hohe Zeit, denn die Lage des 1. bayerischen Korps v. d. Tanns und der 22. Division v. Wittichs, hatte sich wesentlich verschlimmert. Allerdings hatte der Erstere Orleans am 11. Oktober besetzt und der Letztere Chateaudun am 12. Oktober erstürmt und Chartres besetzt, allein die französische Loire-Armee war dank der enormen Energie Gambettas, der eine Menge Freischärler, darunter den alten Garibaldi, aufgenommen, bis auf 150,000 Mann unter Gen. Aurelle de Paladines verstärkt worden und vor ihrer Uebermacht mußte Tann nach dem für die Franzosen erfolgreichen Tage von Coulmiers (9. November) Orleans räumen. Die Bayern vereinigten sich bei Toury mit der 22. Division und zu weiterer Verstärkung wurde dann auch noch die 17. Division unter dem Großherzog Friedrich Franz II. v. Mecklenburg herangezogen. Die bis auf 200,000 Mann angewachsene Loire-Armee rückte nun in der Richtung von Paris vor, allein ihre Angriffe auf den linken Flügel der Armee des Prinzen Friedrich Karl wurden in den Gefechten bei Ladon und Mézières am 4. November und in der heißen Schlacht bei Beaune-la-Rolande am 28. November, die Angriffe auf den rechten Flügel gegen die Truppen des Großherzogs von Mecklenburg bei Loigny und Poupry am 2. Dezember zurückgeschlagen. Nach dreitägigen Kämpfen bei Orleans (2. bis 4. Dezember) gelangte auch diese heiß umstrittene Stadt wieder in den Besitz der Deutschen.

Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin.

Die Loire-Armee wurde nun von Gambetta in zwei Theile getheilt, die nach Lage der Verhältnisse getrennt oder gemeinsam operieren sollten. Das Kommando des ersten erhielt Gen. Bourbaki, das des zweiten Theiles, der Hauptmacht, der tüchtige Gen. Chanzy. Die letztere, Westarmee genannt, kämpfte in der dreitägigen Schlacht bei Beaugency (8. bis 10. Dezember) mit großer Zähigkeit, wurde aber doch zum Rückzuge nach

Vendôme gezwungen, von wo Chanzy bald noch weiter nach Le Mans zurückging. Auch die Regierungsdelegation in Tours glaubte sich dort jetzt nicht

Szene aus der Entscheidungsschlacht bei Le Mans.

mehr sicher genug und verlegte ihren Sitz nach Bordeaux. Gegen Chanzy setzte sich Anfangs Januar 1871 nun Prinz Friedrich Karl mit seiner ganzen

Heeresmacht, dem 3., 9. und 10. Korps, der 17. und 22. Division und der 2., 4. und 6. Kavalleriedivision, in Bewegung, nur wenige Bataillone in Orleans zurücklassend. Vom 6. Januar an wurde Tag für Tag gefochten und schließlich am 12. Januar bei Le Mans die Westarmee entscheidend geschlagen und Chanzy mit ihren Trümmern in die Bretagne zurückgedrängt. Fortan drohte der Pariser Einschließungsarmee von Süden wie von Westen keine Gefahr mehr.

General Faidherbe.

Nach dem Norden hatte sich von Metz aus Gen. v. Manteuffel mit dem 1. und 8. Korps der Ersten Armee gewendet, während das 7. Korps und die Division Kummer zur Besetzung von Metz und Lothringen und zur Belagerung der Festungen an der belgischen Grenze zurückgehalten wurden. Die französische Nordarmee befehligte seit der Abberufung Bourbakis zur Loirearmee General Faidherbe. Ein Theil jenes Heeres unter General Farre wurde am 27. November bei Amiens geschlagen und zog sich nach Lille und Arras zurück. Nun wandte sich Manteuffel gegen den anderen Theil der Nordarmee bei Rouen, der jedoch nach dem linken Seineufer und nach Havre auswich, worauf Gen. Goeben am 6. Dez. Rouen mit seinem 8. Korps besetzte, von dem eine Abtheilung bis nach Dieppe am Kanal vorging. Als nun Faidherbe hinter der Ersten Armee mit 50,000 Mann gegen Paris durchzubrechen suchte, kehrte Manteuffel rasch um und schlug ihn am 23. Dezember in der Schlacht an der Hallue. Anfangs Januar 1871 ergriff Faidherbe von Douai aus zum drittenmal die Offensive, wurde jedoch am 3. Januar bei Bapaume, wo Goeben mit nur einer (der 15.) Division

General August von Goeben.

stand, unter großem Verlust nach Arras zurückgeworfen. Am 6. Januar wurde Manteuffel zum Oberbefehlshaber der zur Bekämpfung Bourbakis gebildeten Südarmee (7. und 2. nebst dem 14. Korps) ernannt, während General von Goeben an die Spitze der Ersten Armee trat. Als der unermüdliche Faidherbe zum viertenmal gegen Paris durchzubrechen suchte, um den bevorstehenden letzten großen Ausfall der dortigen Besatzung zu unterstützen, dessen Mißlingen am 19. Januar, wie wir sehen werden, über das Schicksal der Hauptstadt entscheiden sollte, griff ihn Goeben am 19. Januar bei Saint Quentin an und warf die Nordarmee in siebenstündiger Schlacht aus allen ihren Stellungen. Dadurch gerieth nun auch diese in einen solchen Zustand der Auflösung, daß sie für die nächste Zeit vollständig aktionsunfähig wurde.

Was endlich die Dritte, im Osten auftretende französische Entsatzarmee anbetrifft, so war ihr auch kein besseres Schicksal beschieden. Dort war General v. Werder mit dem 14. Armeekorps nach der Kapitulation von Straßburg durch die Vogesen vorgegangen und schickte zunächst den Gen. v. Bayer mit seinen Badensern gegen Dijon, das nach heftigem Kampfe am 31. Oktober besetzt wurde; Gen. v. Schmeling aber nach dem obern Elsaß, wo er Schlettstadt und Neu-Breisach zur Kapitulation zwang und damit ganz Elsaß den Franzosen entriß. Auf dem südlichen Kriegsschauplatze bildete die Festung Belfort, der Schlüssel der Vogesen, den Stützpunkt für beständige kleinere Unternehmungen des Feindes im Rücken des 14. Korps; ihr Kommandant war der umsichtige und tapfere Oberst Denfert. Nunmehr rückte aber die 1. Reservedivision unter dem General Udo von Treskow am 3. November vor Belfort und schloß am 8. November die Festung ein, deren Belagerung alsdann den Winter hindurch bis zum 16. Februar 1871 fortgesetzt wurde. Der größte Theil der 4. Reservedivision vereinigte sich mit dem 14. Korps, eine Abtheilung unter General v. Debschütz besetzte Montbéliard (Mömbelgard) und das Regiment Nr. 67 Mühlhausen und Delle. Auch diese Truppentheile wurden dem General v. Werder unterstellt, gegen den der alte Garibaldi, der inzwischen bei Autun seine bunt zusammengewürfelte „Vogesenarmee" organisiert hatte, im Laufe des November vorrückte. Er wurde am 26. und 27. November zurückgeworfen, ebenso am 18. Dezember die Division des Generals Crémer bei Nuits.

Kaum waren diese Erfolge errungen, da rückte Gen. v. Werder, auf die Nachricht hin, daß die von der Loire kommende Ostarmee Bourbakis heranrücke, von Dijon weg und konzentrierte sein Korps (33,278 Mann Infanterie, 4,020 Reiter und 120 Feldgeschütze) schleunigst bei Vesoul, wo ihm am 7. Januar 1871 der Befehl Moltkes zuging, in erster Linie die Belagerung von Belfort und das obere Elsaß zu decken, da Bourbaki mit seinen 150,000 Mann offenbar die Absicht hatte, mit seiner Uebermacht das schwache Werdersche Korps zu vernichten, Belfort zu entsetzen, Elsaß und Straßburg wiederzugewinnen und einen verheerenden Einfall in Süddeutschland zu machen. Dem heldenmüthigen Werder, der durch das 2. und 7. Korps

Die Kämpfe Werders an der Lisaine: Die Landwehr vertheidigt den Eisenbahndamm bei Bethoncourt.

der neuen Manteuffelschen Südarmee verstärkt wurde, gelang es in der That, sich rechtzeitig zwischen den Feind und Belfort einzuschieben. Bourbaki hatte den Plan gefaßt, den linken Flügel des 14. Korps zu umfassen und dieses dann völlig von Belfort und dem Eingang zum Elsaß, dem vielgenannten „Loch von Belfort" abzudrängen. Am 9. Januar 1871 aber stieß Werder bei Villersexel auf die Flanke der im Marsche befindlichen französischen Armee und griff diese an. Durch den bis in die Nacht fortgesetzten Kampf wurde Bourbaki aufgehalten, entwickelte seine Heeresmassen am 10. zur Schlacht und blieb auch am 11. noch unthätig stehen, auf einen Angriff wartend, der jedoch nicht erfolgte. Werder hatte vielmehr seine Truppen sofort wieder in Marsch gesetzt, denen er für seine Person und mit seinem Stabe vorauseilte, um mit General v. Treskow Rücksprache zu nehmen und eine passende Stellung vor Belfort und Mömpelgard hinter der Lisaine auszusuchen und zur Vertheidigung einrichten zu lassen. Treskow ließ von Belfort 10,000 Mann mit 37 Belagerungsgeschützen zu ihm stoßen, wodurch Werders Streitkräfte auf 45,000 Mann und 157 Geschütze gebracht wurden. Damit nahm er den Kampf gegen die ungeheure französische Uebermacht auf; aber er konnte solches wagen, denn seine Truppen wußten, welche schlimme Gefahr es von dem Vaterlande abzuhalten galt, und sie alle beseelte der feste Entschluß, die Franzosen um keinen Preis durchzulassen. So gehört denn auch die Schlacht an der Lisaine, die bei grimmiger Winterkälte drei Tage hindurch (15. bis 17. Januar) tobte, zu den glänzendsten Ruhmesthaten der Deutschen in diesem großen Kriege. Bourbaki suchte in immer erneuten stürmischen Angriffen seines ganzen Heeres die kleine deutsche Streitmacht zu durchbrechen, er verstand es jedoch nicht, von seiner riesigen Uebermacht den richtigen Gebrauch zu machen. Er wurde abgeschlagen und mußte, da seine Truppen unter Kälte und Lebensmittelmangel noch mehr litten als die Deutschen, sich am 18. Januar zum Rückzuge entschließen, als er von Manteuffels Nahen Kunde erhielt.

Wenden wir uns nun zu den Vorgängen vor Paris! Für die am 19. September, wie oben berichtet, vollzogene Einschließung der Riesenstadt standen der obersten Heeresleitung nur sechs Armeekorps, die württembergische Division und drei nicht in Korpsverbänden stehende Kavalleriedivisionen zur Verfügung. Alle diese Truppentheile waren jedoch durch die vorherigen Kämpfe derartig geschwächt, daß ihre Stärke am 19. September nur 122,661 Mann Infanterie, 24,325 Mann Kavallerie und 622 Feldgeschütze betrug. Belagerungsartillerie war nicht vorhanden und in nächster Zeit auch nicht zu erwarten, da die vorhandene vor Straßburg gebraucht wurde. Erst allmählich trafen Verstärkungen ein, so daß die Zahl der Einschließungstruppen bis zum 21. Oktober auf 202,030 Mann Infanterie, 33,794 Mann Kavallerie und 898 Feldgeschütze stieg. Diese verhältnißmäßig geringe Streitkraft hatte in einer fast elf Meilen langen Linie eine Stadt mit zwei Millionen Einwohnern einzuschließen und zu bewachen, so daß die viel stärkeren Vertheidiger, die der Generalgouverneur Trochu in drei Armeen organisierte, nicht durchzubrechen vermochten. Trochu verfügte über: 130,700 Mann Linientruppen, 116,400 Mann Mobilgarden, 14,300 Mann Marine-

Sturm der Garde auf Le Bourget am 30. Oktober 1870.

truppen, 10,000 Mann Gendarmen, Douaniers und Forstbeamte, 3,000 Mann Hilfskanoniere, ferner über 344,000 Mann Nationalgarden und 15,000 bis 18,000 Mann Freikorps; er hatte also weit überlegene Streitkräfte, die bei Beginn der Einschließung allerdings großentheils noch nicht operationsfähig waren.

Wie schon bemerkt, ging Gambettas Plan dahin, daß nicht nur Entsatzarmeen heranrücken, sondern daß die Truppen in Paris Ausfälle machen sollten. Solche Ausfälle wurden eine ganze Menge versucht, so der vom 30. September gegen Chevilly, Choisy und Thiais unter General Vinoy; ferner am 13. Okt. gegen Châtillon und Bagneux, am 21. Okt. vom Mont-Valérien aus gegen Malmaison und Buzanval, sowie am 28. Okt. gegen das von Vorposten nur schwach besetzte Dorf Le Bourget, das von den Franzosen genommen, jedoch am 30. Oktober durch die 2. Gardedivision nach schwerem Kampfe zurückerobert wurde. Paris schien äußerlich von der Provinz durch den eisernen Ring der deutschen Umschließung gänzlich abgeschnitten zu sein; in Wahrheit bestand jedoch eine ziemlich ausreichende Verbindung mittels des rasch organisierten Ballon- und Brieftaubendienstes. So kannte man dort auch die Bewegungen der im deutschen Hauptquartier anfangs sehr zu Unrecht unterschätzten Loirearmee recht gut, und um dieser die Hand zu reichen, unternahm General Ducrot, die Seele des Angriffsgeistes in Paris, die großen Ausfälle gegen die Ostfront am 30. November und 2. Dezember. Die heißen Kämpfe bei Brie und Champigny an jenen beiden Tagen machten diese zu Ruhmestagen der Württemberger, mit denen die Sachsen vereint fochten, während ihnen Theile vom 2. und 6. Korps zu Hilfe kamen. Die Franzosen mußten am 4. Dezember über die Marne zurück, und nun trat vor Paris eine längere Pause ein, die man deutscherseits zur Vervollständigung der Befestigungen auf dem ganzen Cernierungsgürtel und zur Vorbereitung der wirklichen Belagerung nöthig hatte. In Deutschland wurde man ungeduldig durch die lange Verzögerung des Bombardements, bezüglich dessen im Hauptquartier widerstreitende Strömungen bestanden: Bismarck und Roon drängten vorwärts, wogegen Moltke und Blumenthal zögerten. Während das erforderliche gewaltige Material herankam, wurde die Ungeduld der Gemüther in der Heimath wenig befriedigt durch die Depeschen Podbielskis, die immer das eintönige: „Vor Paris nichts Neues!" meldeten. Endlich am 27. Dezember wurde das Bombardement von Paris auf der Ostfront eröffnet und richtete sich zunächst gegen den Mont Avron, den Trochu am 28. räumen ließ. Am 5. Januar begann auch auf der Südfront die Beschießung. Trotzdem machten die Franzosen am Abend des 9. und in der Nacht vom 10. Ausfallgefechte bei Clamart, und in der Zeit

Minister M. F. H. Delbrück.

Paris und die Befestigungen und Forts in der Umgegend.

vom 12. bis 16. Januar solche gegen Le Bourget und verschiedene andere Punkte.

Preußische Belagerungsbatterie vor Paris.

Ehe aber das Ende kam, sollte ein weltgeschichtliches Ereigniß sich vollziehen — die Gründung des Deutschen Reiches.

Während der Herbstmonate des Jahres 1870 hatte Bismarck, da die Stimmung im süddeutschen Volke durchgehends den, von Baden schon am 2. September erklärten Anschluß an den Norddeutschen Bund forderte, durch den Präsidenten des norddeutschen Bundeskanzleramtes, Minister Delbrück, mit den bayerischen und württembergischen Ministern in München Unterhandlungen führen lassen. Die Bayern verlangten indeß in so vielen wichtigen Punkten eine Ausnahmestellung, daß die Aussichten auf eine Einigung ziemlich gering scheinen mußten. Darauf stellten aber Baden und Hessen den einfachen Antrag auf Eintritt in den Norddeutschen Bund, und durch den Abschluß der Verfassungsverträge mit diesen beiden Staaten am 15. November in Versailles wurden auch die süddeutschen Königreiche am 23. und 25. November zur Nachfolge gedrängt. Dem bayerischen Partikularismus wurden durch die Reservatrechte, die bei den drei anderen süddeutschen Staaten bescheidener ausfielen, erhebliche Zugeständnisse gemacht, was vielfach getadelt wurde; allein Bismarck wollte um des nicht zu erzielenden Besseren willen das erreichbare Gute nicht preisgeben. Am 9. Dezember genehmigte der Norddeutsche Reichstag die Versailler Verträge, was seitens der Landtage von Hessen, Baden und Württemberg ebenfalls im Laufe des Monats geschah. Die bayerische Abgeordnetenkammer folgte am 21. Januar 1871.

Diese Zustimmung hatte man in Versailles nicht abgewartet, sondern schon auf den 1. Januar 1871 die amtliche Verkündigung des Deutschen Reiches angeordnet. Die Verträge traten von diesem Tage an in Kraft, und das Reich war somit gegründet. Nun sollte noch der lang gehegte nationale Wunsch nach Erneuerung der Kaiserwürde in Erfüllung gehen, die Bismarck auch für ein politisches Bedürfniß hielt. König Wilhelm wollte nichts davon wissen, sondern lieber König von Preußen bleiben; allein Bismarck, auf dessen Seite in dieser Frage auch der Kronprinz und der Großherzog von Baden standen, bot seine ganze Ueberredungsgabe und diplomatische Kunst auf, und so wurde das Ziel endlich glücklich erreicht. Nachdem auf seine Veranlassung König Ludwig II. von Bayern unter Zustimmung sämmtlicher deutscher Regierungen dem König von Preußen den Titel eines deutschen Kaisers angeboten hatte, erfolgte am 18. Januar 1871 im Schlosse zu Versailles die feierliche Proklamation der Kaiserwürde.

Für dieselbe war die prächtige Spiegelgallerie des Schlosses ausersehen worden. Dort wurde ein Feldaltar errichtet, und am Vormittage des 18. Januar 1871 erschienen mehr als 500 Offiziere und Mannschaften von allen Truppentheilen der Belagerungsarmee mit ihren Fahnen in der Gallerie, um jener Feier von welthistorischer Bedeutung beizuwohnen. Nachdem der greise König mit seinem Sohne und allen seinen in Versailles anwesenden Paladinen wie mit den dort weilenden Fürstlichkeiten eingetreten war, begann zunächst die kirchliche Handlung im Festsaal, die Hofprediger Rogge vornahm. Dann hielt der König von der Mitte der Erhöhung aus, wo die Fahnen aufgestellt waren, eine Ansprache. Er erklärte darin, daß er die Aufforderung der deutschen Fürsten und Städte, mit Wiederherstellung des Deutschen Reiches auch die deutsche Kaiserwürde für sich und seine Nachfolger an der

Krone Preußen zu übernehmen, zu entsprechen sich entschlossen habe, in der Hoffnung, es werde ihm unter Gottes Beistand gelingen, die mit jener Würde verknüpften Pflichten zum Segen Deutschlands zu erfüllen. Tiefe, ehrfurchtsvolle Stille herrschte während der Verlesung dieser Erklärung durch den Monarchen, neben den auf der rechten Seite der Kronprinz, auf der linken der Großherzog von Baden getreten war. Hierauf verlas der Bundeskanzler Graf Bismarck, der den blauen Waffenrock der Magdeburger Kürassiere mit den Abzeichen eines Generalleutnants trug, zu welcher Würde er an diesem Tage befördert worden war, mit kräftiger Stimme die vom Kaiser an das deutsche Volk gerichtete Proklamation, während Kanonendonner

An das deutsche Volk!

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen,

nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmüthigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reiches die seit mehr denn sechzig Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, daß Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Rufe der verbündeten Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußen fortan den Kaiserlichen Titel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde in dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu vertheidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermuthigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherheit gegen erneuten Angriff Frankreichs gewähren. Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehrer des Deutschen Reichs zu sein, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiet nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.

Gegeben im Hauptquartier Versailles, den 18. Januar 1871.

Wilhelm.

vom nahen Paris herüberdröhnte. Der Großherzog von Baden brachte alsdann das erste Hoch auf den 74jährigen Kaiser Wilhelm, den sein dornenreicher Lebensweg zum 2. Male inmitten siegreicher Heere nach Wälschland geführt hatte, aus, welches Hoch einen unbeschreiblich begeisterten Wiederhall fand.*)

*) s. unser Titelbild.

Zwölftes Kapitel.

Letzter Ausfall aus Paris. — Schlacht am Mont Valérien. — Dreiwöchiger Waffenstillstand vom 28. Januar an. — Fortdauer des Krieges im Südosten. — Kämpfe bei Dijon. — Bourbakis und Clinchants Armee tritt auf Schweizer Gebiet über. — Kapitulation von Belfort. — Französische Nationalversammlung in Bordeaux. — Friedensverhandlungen in Versailles. — Annahme des Vertrages am 1. März. — Theilweiser Einzug deutscher Truppen in Paris. — Rückkehr Kaiser Wilhelms nach Berlin. — Eröffnung des ersten deutschen Reichstags. — Friedenskongreß in Brüssel. — Aufstand der Kommune in Paris. — Ihre theilweise Berechtigung. — Schreckensregiment der Rothen. — Kampf mit den Regierungstruppen. — Ende des Aufstandes. — Endgültiger Friedensschluß mit Deutschland. — Der Friede zu Frankfurt unterzeichnet.

Am Tage nach der in ihrer Schlichtheit doppelt wirksamen Feier in der Spiegelgallerie des alten Königsschlosse wagte die Pariser Besatzung es zum letzten Male, den ehernen Gürtel der Belagerer zu durchbrechen. Es kam am 19. Januar zur Schlacht am Mont Valérien, die unglücklich verlief. Damit war der Vertheidigung die letzte Aussicht auf erfolgreichen Widerstand genommen, zumal gleichzeitig auch der ungünstige Stand der Dinge in den Provinzen in Paris bekannt und hier die Noth immer größer wurde; nicht nur Pferde, selbst Hunde, Katzen, Ratten waren schon zu Leckerbissen geworden. Am 22. Januar eröffneten die Deutschen auch auf der Nordfront die Beschießung von St. Denis, und schon am Tage darauf eröffnete Jules Favre in Versailles die Verhandlungen, welche zunächst die Kapitulation von Paris betrafen. Am Abend des 28. Januar kam es zum Abschluß einer Konvention und eines dreiwöchigen Waffenstillstandes behufs der Wahl und des Zusammentritts einer gesetzmäßigen Nationalversammlung, die dann über Krieg und Frieden entscheiden sollte; und am 29. Januar Vormittags besetzten die deutschen Truppen die Pariser Forts.

Von der Waffenruhe wurde blos der südöstliche Kriegsschauplatz ausgenommen, und der Krieg ging dort also weiter. Manteuffel eilte mit 2½ Armeekorps dorthin und zog, ohne von Garibaldi belästigt zu werden, der Dijon nach dem Abzug der Werderschen Truppen mit 25,000 Mann besetzt hatte, zwischen den Festungen Langres und Dijon hindurch. Er

marschierte zuerst auf Vesoul, sobald er aber Werders Depeschen über den Verlauf der bereits erwähnten dreitägigen Schlacht an der Lisaine erhielt, ward ihm klar, daß Bourbakis Ostarmee jetzt einen sehr mißlichen Rückzug auszuführen habe. Manteuffel faßte nun aus eigenem Antriebe den Entschluß, diesen Rückmarsch der Franzosen trotz ihrer immer noch fortbestehenden großen Ueberlegenheit an Zahl durch sein Vorrücken nach dem Doubs unterhalb Besançon zu durchschneiden. Am 19. Januar ließ er seine Südarmee ihren Rechtsabmarsch gegen den unteren Doubs antreten, der das Geschick der französischen Ostarmee nun ebenso entschied, wie das früher dem Heere Mac Mahons durch den Rechtsabmarsch der Dritten und der Maasarmee am 26. August 1870 widerfahren war.

Während im Norden das Werdersche Korps nachdrängte, verlegten das Zastrow'sche und Fransecky'sche Korps den Franzosen im Westen und Süden den Weg so, daß nur der Osten noch frei war. Bourbaki, dessen Heer durch die Rückzugsgefechte entmuthigt und bereits in ziemliche Auflösung gerathen war, hatte nur die Wahl, mit diesen Truppen noch eine Schlacht zu wagen, oder ohne eine solche sich zu ergeben, wenn er es nicht vorzog, sich durch Uebertritt auf schweizerisches Gebiet der Kapitulation zu entziehen. Von Gambettas Depeschen mit Vorwürfen überhäuft, machte Bourbaki am 26. Januar in Besançon einen Selbstmordversuch, worauf an seiner Stelle General Clinchant, bisher Kommandant des 20. Korps, Oberbefehlshaber der Ostarmee wurde, dem Gambetta den Befehl zugehen ließ, nicht nach Pontarlier, sondern nach dem Süden abzumarschieren. Clinchant mußte ihm jedoch erwidern, daß es dazu schon zu spät sei, und zog nach Pontarlier.

General Clinchant.

Inzwischen war gegen den noch immer unthätig bei Dijon stehenden, altgewordenen Garibaldi die Brigade Kettler vom 2. Korps abgeschickt worden. Die kleine Schaar griff dort kühn an, um Garibaldi festzuhalten; bei einem ruhmvollen Gefechte gegen große Uebermacht büßte das 2. Bataillon des 8. pommerschen Infanterieregiments Nr. 61 am 23. Januar vor Dijon seine Fahne ein, die vom Feinde aber nicht im Kampfe erobert, sondern am folgenden Morgen unter einem Haufen von Leichen gefunden wurde. Als eine Division unter Hann v. Weyhern heranrückte, räumte Garibaldi am 1. Februar Dijon und verließ bald hernach den Kriegsschauplatz überhaupt.

Nach dem Abmarsche von Besançon hatte sich die französische Ostarmee östlich nach der Schweizer Grenze zu ziehen gesucht, um längs dieser zu entkommen. Allein nachdem Manteuffel jedes Ausweichen nach Süden durch

Besetzung der dorthin führenden Gebirgspässe unmöglich gemacht hatte, wurde am 1. Februar Pontarlier erstürmt und der bis zur schweizerischen Grenze verfolgte Feind zum Uebertritt genöthigt. Rund 88,000 Mann mit 10,000 Pferden begaben sich auf Schweizer Gebiet, wo sie entwaffnet und bis zum Frieden interniert wurden. Damit war auch die letzte französische Feldarmee für den Krieg verloren. Am 16. Februar mußte Oberst Denfert das wacker von ihm vertheidigte Belfort gegen freien Abzug der Besatzung übergeben; an diesem Tage wurde der Waffenstillstand nunmehr auch auf den südöstlichen Kriegsschauplatz ausgedehnt.

Während des Waffenstillstandes, der bis zum 26. Februar um Mitternacht war ausgedehnt worden, versäumte die deutsche Heeresleitung nichts, um bei etwaiger Wiederaufnahme der Feindseligkeiten überall kräftigen Widerstand leisten und zunächst gegen den Süden wieder angriffsweise vorgehen zu können. Am 1. März erreichte das deutsche Heer seine größte Effektivstärke: 1,350,787 Mann (einschließlich der Aerzte und Beamten), von denen auf französischem Boden standen: 464,221 Mann Infanterie, 55,562 Reiter und 1,674 Geschütze an Feldtruppen, sowie 105,072 Mann Infanterie, 5,681 Reiter und 68 Geschütze an Besatzungstruppen. Doch das Land war des Krieges müde, wenn auch Gambetta, der „Tollhäusler", wie ihn Thiers nannte, für die Fortsetzung des Kampfes war. Die Wahlen zur Nationalversammlung zeigten das unwiderleglich.

Am 13. Februar 1871 trat die Versammlung in Bordeaux zusammen, und ernannte, nachdem die Regierung der Nationalvertheidigung ihr Amt niedergelegt hatte, den greisen Adolphe Thiers zum Chef der Exekutivgewalt. Er bildete am 19. sein Ministerium und begab sich am 21. mit Favre und Picard, seinen Ministern des Auswärtigen und des Innern, und einer Kommission von fünfzehn Abgeordneten nach Versailles, um dort die Friedensunterhandlungen mit dem Grafen Bismarck zu eröffnen, getreu seinem Programm: „Frieden machen, reorganisieren, den Kredit heben, die Arbeit beleben: dies ist die einzig mögliche, in diesem Augenblick allein begreifliche Politik." Die Bedingungen, welche Bismarck für den Abschluß des Friedens stellte, lauteten kurz und bündig: Abtretung des Elsaß nebst Belfort, Deutschlothringens nebst Metz, sowie die Zahlung einer Kriegssteuer von sechs Milliarden Franken. Die Franzosen vermochten sich damals ebensowenig, wie sie es jetzt können, in den Gedanken zu finden, daß die Abtretung Elsaß-Lothringens nur eine Herausgabe früheren Raubes bedeute und daß Deutschland dieses schirmende Grenzland haben mußte. Die Unterhändler sträubten sich denn auch mit Händen und Füßen gegen die Bewilligung dieser Forderungen, mußten aber bald einsehen, daß alles Sträuben in Bezug hierauf vergebens sei. Sie beschränkten schließlich ihren Widerstand auf die Bedingung bezüglich des Einmarsches der deutschen Truppen in Paris, der Höhe der Kriegskosten und des Einschlusses von Metz und Belfort in das Abtretungsgebiet. Hierüber aber kam es in den Verhandlungen zu heftigen Auftritten.

Da es Bismarck aber sehr um einen baldigen Abschluß zu thun war, konnte doch jeden Augenblick der Telegraph englische oder sonstige störende

Friedensverhandlung in Versailles zwischen Bismarck und den beiden französischen Bevollmächtigten Jules Favre und Adolphe Thiers.

Verwendungen zu Gunsten Frankreichs bringen, so bot er Thiers nach eingeholter Zustimmung des Kaisers und Moltkes die Zurückgabe von Belfort an, das zwar für die Vertheidigung des südlichen Elsaß wichtig war, aber doch für Deutschland bei weitem nicht die Bedeutung wie Straßburg und Metz besaß. Dieß Zugeständniß und die gleichfalls vom Kaiser bewilligte Ermäßigung der Kriegsentschädigung auf fünf Milliarden Franken statt der zuerst geforderten sechs beschleunigten den Abschluß des Vorfriedens. Am 26. Februar wurden die Präliminarien in Versailles von Bismarck und den zugezogenen Ministern der süddeutschen Staaten einerseits, andererseits von Thiers und Favre unterzeichnet, worauf nachdem der Waffenstillstand abermals bis zum 12. März verlängert worden, die französischen Bevollmächtigten sich nach Bordeaux zurückbegaben, um für den Vertrag die Bestätigung der Nationalversammlung einzuholen. Dieser legte Thiers als das Haupt der französischen Regierung am 28. Februar den Friedensvertrag als Gesetzentwurf zur Genehmigung vor. Der Vertrag hatte folgenden Inhalt: 1. Frankreich verzichtet zu Gunsten des Deutschen Reichs auf den nordöstlichen Theil von Lothringen mit Metz und Diedenhofen, sowie auf das Elsaß außer Belfort. 2. Frankreich zahlt fünf Milliarden Franken, und zwar eine Milliarde 1871, den Rest in einer Frist von drei Jahren. 3. Die Räumung des Landes wird unmittelbar nach Ratifikation des Vertrags beginnen, und zwar werden die deutschen Truppen zunächst das Innere von Paris, die Forts auf dem linken Ufer der Seine und bestimmte Departements räumen, darunter vorwiegend die westlichen. Nach der Ratifikation des endgültigen Friedensvertrags und Zahlung der ersten halben Milliarde erfolgt die Räumung der Forts auf dem rechten Seineufer. Nach Erlegung von zwei Milliarden wird die deutsche Besetzung nur noch die Departements Marne, Ardennen, Haute-Marne, Meuse, Vogesen, Meurthe und die Festung Belfort umfassen. Die rückständigen Summen werden mit fünf Prozent vom Tage der Ratifikation an verzinst. 4. Die deutschen Truppen werden alle Requisitionen in den von ihnen besetzten Departements unterlassen, jedoch trägt Frankreich die Kosten ihres Unterhalts. 5. Den Bevölkerungen der abgetretenen Provinzen wird eine bestimmte Frist gewährt, innerhalb welcher sie ungestört auswandern können. 6. Die Kriegsgefangenen werden unverweilt zurückgegeben. 7. Die Eröffnung der eigentlichen Friedensverhandlungen wird in Brüssel nach Ratifikation des vorliegenden Vertrages erfolgen.

Bereits am 1. März wurde dieser Friedensvertrag in namentlicher Abstimmung mit 546 gegen 107 Stimmen seitens der Nationalversammlung angenommen. Jules Favre eilte ungesäumt mit der Urkunde nach Versailles, wo Kaiser Wilhelm sie noch am 2. März unterzeichnete und wo dann die Ratifikationen ausgetauscht wurden. Trotz dieser Eile hatte zwar der Einzug der deutschen Truppen in Paris nicht ganz verhindert werden können, aber das Verweilen der Sieger in der Hauptstadt wurde dadurch immerhin abgekürzt. Am 1. März waren unter Gen. v. Kameke Abtheilungen des 6., 11. und des 2. bayerischen Korps, im Ganzen 30,000 Mann, eingerückt, nachdem der Kaiser über sie eine glänzende Heerschau auf dem Longchamps im Boulogner Gehölz abgehalten hatte. Die übrigen

Einzug der Deutschen in Paris: Ankunft auf dem Konkordienplatz.

Heerestheile sollten an den beiden nächsten Tagen nachfolgen, allein schon am Nachmittag des 2. erging, da die Besetzung der Stadt laut Uebereinkunft nur bis nach erfolgtem Austausch der Friedenspräliminar-Urkunden dauern durfte, an die deutschen Truppen der Befehl, Paris am anderen Morgen wieder zu räumen. Immerhin umfaßte der von den deutschen Truppen besetzte, wenn auch verhältnißmäßig nur kleine Theil von Paris doch jenen Theil, welcher den besonderen Stolz jedes Parisers bildet, nämlich die Siegesstraße, welche sich als eine der schönsten Straßen Europas vom Triumphbogen bis zum Tuileriengarten erstreckt und von Napoleon I. angelegt worden, als er von seinen Eroberungszügen ruhmgekrönt nach Paris zurückkehrte. Der Palast der Tuilerien, der Triumphbogen, der Platz der Champs Elysées, die großartigen Gebäude am Konkordienplatze mit dem Obelisk von Luxor nebst den Städtestatuen und prachtvollen Kandelabern, endlich die prächtige Madeleinekirche auf der einen und der Palast des Gesetzgebenden Körpers auf der andern Seite — alles dies sind monumentale Zierden und historische Erinnerungen dieses Stadttheils.

In Versailles rüstete das Große Hauptquartier sich zur Heimkehr; einem Triumphzuge glich die Fahrt des Kaisers bis Berlin, der nunmehrigen Kaiserstadt, in der Kaiser Wilhelm I. mit dem Kronprinzen und seinem ganzen Stabe und Gefolge am Nachmittag des 17. wieder eintraf. Die Fürsten Deutschlands kehrten einer nach dem andern in ihre Residenzen zurück; von den fürstlichen Heerführern verweilten nur noch der Kronprinz von Sachsen und Prinz Friedrich Karl in Frankreich. Der Prinz-Feldmarschall übernahm den Oberbefehl über die in Feindesland bis zur Abzahlung der Kriegskosten zurückzulassende Besatzarmee und schlug später sein Hauptquartier in Reims auf.

Am 21. März schon wurde der erste deutsche Reichstag in Berlin eröffnet. Kaiser Wilhelm, der an dem Tage den Bundeskanzler Graf Bismarck in den Fürstenstand erhoben, sagte in seiner Thronrede: „Es drängt mich vor allem, meinem demüthigen Danke gegen Gott Ausdruck zu geben für die weltgeschichtlichen Erfolge, mit denen seine Gnade die treue Eintracht der deutschen Bundesgenossen, den Heldenmuth und die Mannszucht unserer Heere und die opferfreudige Hingebung des deutschen Volkes gesegnet hat." Die Genugthuung über diese Erfolge sprach sich in dem Satze aus: „Wir haben erreicht, was seit der Zeit unserer Väter für Deutschland erstrebt wurde: die Einheit und deren organische Gestaltung, die Sicherung unserer Grenzen", und weiterhin hieß es: „Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein, weil es selbstbewußt und stark genug ist, um sich die Ordnung seiner eigenen Angelegenheiten als sein ausschließliches, aber auch ausreichendes und zufriedenstellendes Erbtheil zu bewahren."

Am 28. März aber trat in Brüssel laut Paragraph 7 des Friedensvertrages der Friedenskongreß der deutschen und französischen Bevollmächtigten zusammen. Gleich von Anfang zeigten dabei die Letzteren das Bestreben, die im Versailler Vertrag bestimmten Verpflichtungen Frank-

reichs wieder in Frage zu stellen oder doch abzuschwächen. Und weiterhin wurde das ganze Friedenswerk sogar in Frage gestellt durch den am 18. März in Paris ausgebrochenen Aufstand der Kommune. Bereits während der Belagerung, am 31. Oktober 1870 und am 22. Januar 1871, hatten nämlich die extremen Parteien in der Hauptstadt sich drohend erhoben, und jetzt benutzten sie die dort noch herrschende Unruhe und Verwirrung, um durch einen Handstreich die Gewalt an sich zu bringen. Wie es vorwiegend Arbeitermassen gewesen waren, die am 4. September 1870 die Republik wiederhergestellt und dann während der Belagerung die Hauptstreitmacht der Vertheidiger gebildet hatten, so waren es nun die proletarischen Bataillone der Nationalgarde, welche die Kommune ins Leben riefen. Mit dem Namen „Kommune von Paris" (französisch: commune, so viel wie Gemeinde) bezeichnet man die revolutionären und sozialistischen Gegenregierungen in der Seinestadt zur Zeit der großen Revolution (1793) und ganz besonders am Ausgange des deutsch-französischen Krieges. Selbst Bismarck hat später im Reichstage anerkannt, daß die Pariser Kommune einen durchaus vernünftigen Kern gehabt habe, „nämlich das Verlangen nach einer Gemeindeordnung, wie solche in Deutschland besteht." Wenn die sozialistische Partei eine freiere Entwickelung auf dem Grunde des Selbstverwaltungs- und Selbstregierungsrechts der Gemeinden beanspruchte, so stellte sie damit unbestreitbar eine begründete Forderung auf, denn die Gemeinden waren unter beiden Kaiserreichen um diese Rechte verkürzt worden. Das Bestreben, Frankreich von der übertriebenen Zentralisation zu befreien und der drückenden Staatsallmacht gegenüber das Gemeindeleben zu stärken und selbständiger zu machen, muß somit als ein ganz und gar berechtigtes anerkannt werden. Allein dieser Gedanke wurde von den leitenden Männern jener Gegenrevolution ungenügend durchgeführt, indem man der Kommune Paris gleich wieder eine Machtvollkommenheit verlieh, die ihr eine ziemlich unumschränkte Beherrschung des Landes gewährleistet haben würde. Ein Bündniß der großen Städte Frankreichs sollte die Grundgestalt des politischen Daseins bilden, um einer Unterdrückung der städtischen Elemente durch das platte Land vorzubeugen. Paris jedoch stellte innerhalb dieser Konföderation ein ziemlich selbständiges Staatswesen dar, das mit den übrigen Städten bloß in den unumgänglich gemeinsamen Angelegenheiten förderative Verbindungen einging; es besaß eine eigene Militär-, Gerichts- und Finanzhoheit. An Stelle des abgeschafften stehenden Heeres trat die Bewaffnung der gesammten Bürgerschaft. Diese leitenden Gesichtspunkte gehörten den sogenannten Kommunalisten an, die vorwiegend zu den gebildeteren Klassen zählten; ihnen gegenüber standen die Kommunisten der unteren Stände, deren Streben in erster Linie auf eine Umwälzung der Eigenthumsverhältnisse, die soziale Revolution, gerichtet war. Der innere Kampf zwischen den Kommunalisten und Kommunisten bildet die Geschichte der Pariser Kommune.

Als gleich nach dem Abrücken der deutschen Truppen der bessere Theil der Nationalgardisten zu seinen früheren Beschäftigungen zurückkehrte, verblieb der an Nichtsthun und lotteriges Leben gewöhnte Theil der Nationalgarde unter Waffen. Statt denselben nun auch zur Rückkehr zur Arbeit zu

bewegen, leiteten Thiers und die Nationalversammlung eine Reihe Maßregeln ein, welche den Gardisten und den unruhigen Elementen der Bevölkerung mißfielen. So wurde die Nationalversammlung und der Regierungssitz von Paris nach Versailles verlegt, dann beabsichtigte man die Nationalgarden plötzlich zu entlassen, wodurch ein großer Theil der hauptstädtischen Arbeiterbevölkerung brotlos geworden wäre, endlich erließ man scharfe Verordnungen wegen Zahlung der im Laufe des Krieges gemachten Schulden. Dies alles erzeugte böses Blut, und als die Truppen 250 in einem Arbeiterviertel aufbewahrte Feldgeschütze von dort abholen wollten, kam es zum offenen Kampfe, an dem sich auch Weiber betheiligten. Die Truppen der Regierung, für die schlecht gesorgt worden war, zogen den durch Generalmarsch von allen Seiten herbeigerufenen Nationalgarden gegenüber den kürzeren, ja es ging ein Theil derselben zu den Aufständischen über. Man mußte sie daher schleunigst aus Paris abmarschieren lassen. Auch die Regierungsbeamten kehrten auf höhere Anordnung in übereilter Weise der Hauptstadt den Rücken, ohne in der Ueberstürzung ihre Akten, Kassen u. s. w. mitzunehmen. Die Gährung in der Arbeiterbevölkerung aber wurde auf einen bedrohlichen Grad getrieben durch die über ihre Führer, die Kommunisten Blanqui und Flourens, ausgesprochenen Todesurtheile und die Unterdrückung mehrerer ultraradikaler Journale. Man befreite nun die Gefangenen gewaltsam aus dem Regierungsgefängniß; die von ihren Truppen preisgegebenen Generale Lecomte und Clement Thomas aber wurden erschossen. Das „Zentralkomite der föderierten Nationalgarde", von Assy geleitet, bemächtigte sich am 20. März der von den Deutschen geräumten Forts mit Ausnahme des Mont Valerien, nahm Besitz von allen Ministerien und Verwaltungen und legte Beschlag auf die öffentlichen Kassen.

Bis dahin hatte sich die Masse der Pariser Bevölkerung durchweg passiv verhalten. Als sie nun aber sah, daß Paris sich selbst überlassen, einem Schreckensregiment entgegenging, unternahmen am 22. März etwa 4,000 Bürger auf dem Vendômeplatz eine Ordnungsdemonstration. Sie wurden indeß auseinandergesprengt und über 30 Personen getödtet. Nun war kein Halten mehr. Am 26. schon wurde die Kommune eingesetzt. Die neuen Gewalthaber theilten sich in das, was sie Regierungsgeschäfte nannten. Die Verwaltung war zehn Ausschüssen unterstellt, zu deren Vorsitzenden u. a. Pascal Grousset für die auswärtigen Geschäfte, Raoul Rigault für das Polizeiwesen, Cluseret für die Vertheidigung gehörten. Unter den nächsten Maßnahmen und Verordnungen dieser Volksbeglücker sei nur die Niederschlagung aller Zinsen und Miethen für die letzten drei Quartale hervorgehoben, ferner die Beseitigung der Konskription, dagegen Anordnung der allgemeinen Dienstpflicht für die Nationalgarden, deren Mitglieder täglich 2½ Frank Sold bezogen. Die erforderlichen Geldmittel beschaffte man durch Einziehung von Kirchen- und Klostergut, durch Zwangsanleihen und mittels sogenannter Vorschüsse bei Eisenbahn- und Versicherungsgesellschaften, Banken und andern Verkehrsanstalten, aber auch bei Privaten. Im ganzen sollen auf diese Weise durch die Kommune 52 Millionen Franken eingezogen und vergeudet worden sein.

Ordnungsdemonstration auf dem Vendômeplatz in Paris am 22. März 1871.

Die Männer, denen nun die nächste Zukunft der Hauptstadt preisgegeben war, hatten fast sämmtlich einen guten Theil ihres Lebens wegen Verschwörungen in den Kerkern zugebracht oder waren nach entfernten Verbrecherkolonien verbannt gewesen; wieder andre hatten wegen gemeiner Uebelthaten den Arm der Justiz empfunden. Verschrobene Leute, Maulhelden, die in Volksversammlungen das große Wort geführt, standen mit einem Male an der Spitze eines großen Gemeinwesens. Durch eine Reihe der widersinnigsten Maßregeln wollten sie der Welt zeigen, was sie unter Volksbeglückung verstanden, und zugleich suchten sie ihren Haß, den sie während eines Lebens voller Enttäuschungen eingesogen hatten, an den Bessergestellten auszulassen. Recht und Gesetz verloren ihre Geltung; „Eigenthum ist Diebstahl" hieß die oberste Parole! Diese wüthenden Gesellschaftsverbesserer gaben das aufgebrachte Geld nach Gutdünken aus, ohne irgend welche Rechenschaft darüber abzulegen. Natürlich ließen sie sich dabei für ihre werthen Personen nichts abgehen und praßten auf Staatsunkosten in Gesellschaft Gleichgesinnter ganze Nächte hindurch.

Ohne Anklagebegründung fanden massenhaft Verhaftungen statt; so wurden u. A. der würdige Erzbischof von Paris, Darboy, der 66jährige Präsident des Kassationshofes, Bonjean, und viele andere Priester und frühere Beamte der kaiserlichen Regierung hinter Schloß und Riegel gebracht und in unwürdigster Weise behandelt. Von rechtlicher Verurtheilung war keine Rede, man erschoß und mordete nach Belieben, massenweise, wobei sich die Weiber nicht selten als die grausamsten Henker zeigten. So ging es wochenlang fort; die Regierung in Versailles besaß fürs erste nicht die Macht, dagegen einzuschreiten, wollte aber auch nicht mit dieser Bande unterhandeln.

Endlich hatte Marschall Mac Mahon um Mitte Mai, mittels der aus der Gefangenschaft zurückgekehrten Truppen, eine Armee von etwa 130,000 Mann zusammengebracht, mit welcher er nun aus Süd und West gegen Paris vorrückte. Da zeigten nun bald die Pariser Volkshelden, daß sie im offenen Kampfe gegen disziplinierte Truppen wie die Spreu vor dem Winde auseinander stoben. Der den Deutschen so wohlbekannte „Onkel Baldrian", welcher, dank der Energie seines Kommandanten, nicht in die Hände der Empörer gefallen war, sandte seine Riesengeschosse in die Reihen der Vertheidiger des neuen Regiments. Er machte rasch reine Bahn; bald besetzten die Regierungstruppen ohne weiteren Kampf die Höhen und Forts mit ihren Geschützen, und deren Feuer ergoß sich nun über die Metropole. Nach einigen Tagen gelangten die Truppen auch durch ein unbesetztes Thor in die Stadt, wo sich ihnen aber hinter Barrikaden und aus den Häusern die wild erregten bewaffneten Massen entgegenwarfen. Tausende fielen hier im schrecklichsten Bruderkampfe. Mit einer Erbitterung ohnegleichen wurde auf beiden Seiten gekämpft; was Waffen in der Hand trug, verfiel der Kugel! Als die bisherigen Machthaber von Paris sahen, daß das Ende ihrer Herrschaft herannahte, ließen sie die noch lebenden Geiseln, darunter den Erzbischof von Paris und den Präsidenten Bonjean, ohne Umstände erschießen. Bereits war durch Niederreißung der Napoleonssäule auf dem Vendômeplatze das Zeichen zu einer Reihe ebenso sinnloser als verderblicher Zerstörungsakte

gegeben worden. Nun sollten auch noch alle die prächtigen, durch Kunstwerth und historische Erinnerungen ausgezeichneten Staatsgebäude von Paris angezündet werden, und damit der Brand ja recht weit um sich greife, wurden in diese Gebäude Fässer mit Petroleum geschafft. Die „Petroleure" und „Petroleusen" richteten die furchtbarsten Verwüstungen an, welche der zu Bestien umgewandelte Pöbel mit teuflischer Freude ausführen sah. Weit über 100 Millionen Franken betrug allein der durch die Zerstörung von Palästen, Prachtwerken und Monumenten angerichtete Schaden. Feuersäulen stiegen empor von dem Palaste der Tuilerien, von dem Palais Royal, dem Finanzministerium, dem Stadthause, der Polizeipräfektur, dem Rechnungshofe, den Palästen des Staatsraths und der Ehrenlegion, dem Theater de la Porte St. Martin, dem Theater Lyrique, vielen Bahnhöfen, Magazinen, Museen, Kirchen, Klöstern und zahlreichen andern mehr oder weniger berühmten Gebäuden.

Am 28. Mai endlich wurde der Aufstand völlig niedergeschlagen und die Ordnung wieder hergestellt. Die Verluste der Regierungstruppen während des ganzen Kampfes sind auf fast 20,000 Todte und Verwundete zu schätzen; die Kommunards büßten außerhalb der Stadt mindestens ebensoviele Streiter ein, während im Straßenkampf nach Lissagaray gegen 25,000 Mann fielen. Man brachte an 30,000 als Gefangene nach Versailles oder dem Lager von Satory; von ihnen starben gegen 3,000 in Gefängnissen und 13,700 wurden von den mit grausamer Härte arbeitenden Kriegsgerichten zur Deportation oder zu Freiheitsstrafen verurtheilt. Von den bekannteren Führern gelang es Felix Pyat und Paschal Grousset zu entfliehen; Delescluze und der polnische General Dombrowski fielen im Kampf.

Während all dieser Vorgänge war der endgültige Friedensschluß mit Deutschland bereits zur Thatsache geworden. Nach der anfänglichen absichtlichen Verschleppung der Verhandlungen in Brüssel, wo man sich namentlich über die finanziellen Fragen nicht zu einigen vermochte, war die französische Regierung doch bald zu der Einsicht gelangt, daß es in ihrem eigenen Interesse liege, den Frieden mit Deutschland zu beschleunigen. Dann griff auch der Reichskanzler Fürst Bismarck persönlich ein, und in einer Zusammenkunft zwischen ihm und den französischen Ministern Favre und Pouyer-Quertier zu Frankfurt a. M. in den Tagen vom 6. bis 10. Mai wurden für die Zahlung der französischen Kriegsschuld, sowie dementsprechend für die Räumung der von den deutschen Truppen besetzten französischen Gebietstheile bestimmte Termine verabredet, für die Uebernahme der Eisenbahnen von Elsaß und Deutsch-Lothringen durch die deutsche Regierung das Nähere bestimmt, die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Frankreich geregelt und alle bei den Verhandlungen in der Schwebe gelassenen Punkte geordnet. Auf Grund des erreichten Einverständnisses wurde am 10. Mai 1871 im Hotel zum Schwan in Frankfurt a. M. der definitive Friede unterzeichnet.

Biographien der hervorragendsten politischen Persönlichkeiten. 1851—1871.

1. Alexander II., Kaiser von Rußland.

Alexander II. Nikolajewitsch, Sohn Nikolaus I. und Alexandras (Tochter Friedrich Wilhelms III. von Preußen) wurde am 29. April 1818 geboren und erhielt unter Leitung des Dichters Schukowsky eine ausgezeichnete Erziehung. Als er nach dem Tode seines Vaters am 2. März 1855 den Zarenthron bestiegen, wandte er sich nach dem Pariser Frieden von 1856 der inneren Reform zu, deren wesentliche Bestandtheile die Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern und die neue Militärorganisation waren. Die durch erstere hervorgerufene vollkommene Umgestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse, sowie die weitreichende Korruption in der Verwaltung erzeugten große Mißstimmung und Unzufriedenheit, und in Folge dessen griffen sozialistische und kommunistische Ideen um sich. Ein im April 1866 von dem Edelmann Karakasow versuchtes Attentat auf den wohlwollenden Kaiser, das der Bauer Kommissarow verhinderte, rief eingehende Untersuchungen hervor, die das Vorhandensein zahlreicher politischer Geheimbünde feststellten. Dies und ein zweites Attentat, das der Pole Brezewski während der Pariser Ausstellung von 1867 versuchte, machten tiefen Eindruck auf den Kaiser und dämpften seine Neigung zu reformatorischem Vorgehen. Die Zensur wurde wieder hergestellt und ein polizeiliches Ueberwachungssystem eingerichtet, ohne jedoch die späteren Attentate der Nihilisten verhindern zu können. Am 14. April 1879 schoß Solowiew fünf Schüsse auf Alexander II. ab; am 1. Dezember jenes Jahres versuchten die Nihilisten bei Moskau den Eisenbahnzug, in dem der Zar fuhr, und am 17. Februar 1880 das Winterpalais in die Luft zu sprengen. Am 3. Juni 1880 starb Alexanders Gemahlin, die Kaiserin Maria Alexandrowna, Prinzessin von Hessen, mit der er seit 1841 verheirathet war. Wenige Wochen darauf vermählte er sich mit der Fürstin Dolgoruky. In den letzten Monaten seines Lebens beschäftigten den Kaiser wiederum lebhaft verschiedene Reformentwürfe, namentlich die Berufung von Vertretern derjenigen Gebiete seines Reiches, in denen die Landschaftsverfassung eingeführt war. Da machte am 13. März 1881 ein neuer Mordanschlag der Nihilistenpartei seinem Dasein ein Ende.

2. Papst Pius IX.

Giovanni Maria, Graf von Mastai-Ferretti, welcher am 16. Juni 1846 auf den Stuhl Petri erhoben wurde und als Papst den Namen Pius IX. annahm, war am 13. Mai 1792 zu Sinigaglia geboren, im Mai 1827 zum Erzbischof von Spoleto, 1833 zum Bischof von Imola und 1840 zum Kardinal ernannt worden. Als Papst begann er mit durchgreifenden Reformen im Kirchenstaat, was ihm in ganz Italien eine ungemeine Beliebtheit eintrug, die jedoch in der Revolutionszeit rasch ins Gegentheil umschlug. Pius IX. mußte nach Gaëta fliehen, von wo er erst 1850 unter dem Schutz französischer und österreichischer Bajonette nach Rom zurückkehrte. Am 8. Dezember 1854 verkündete er in einer Versammlung von 167 Bischöfen das Dogma der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria, und am 8. Dezember 1868 eröffnete er das vatikanische Konzil, das am 18. Juli 1870 unter seinem persönlichen Einfluß das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit annahm. Schon als durch die großen politischen Umwälzungen von 1859 und 1860 die Legationen und die Marken von dem neuen Königreich Italien in Besitz genommen worden waren, hatte der Papst, den weltlichen Besitz als nothwendig für den Bestand und das Heil der Kirche erklärend, vergeblich dagegen protestiert. Als nun am 20. September 1870 nach dem Abmarsch der französischen Besatzung die Italiener in Rom einrückten, schloß sich Pius IX. im Vatikan ein und wies das Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 zurück. In den sogenannten „Kulturkampf" griff er durch den Brief an Kaiser Wilhelm I. vom 3. August 1873 ein und erklärte in der Encyklika vom 5. Februar 1875 die preußischen Maigesetze für ungültig. Er starb am 7. Februar 1878 im 86. Lebensjahre.

3. Napoleon III., Kaiser von Frankreich.

Louis Napoleon, am 20. April 1808 in Paris geboren als dritter Sohn Ludwig Bonapartes, Bruders Napoleons I. und Königs von Holland, und der Hortense Beauharnais, einer Stieftochter Napoleons I., die ihm seine erste Gemahlin Josephine in die Ehe mitbrachte, erlangte den französischen Kaiserthron mehr durch den Ruhmesglanz seines großen Onkels als durch seine eigenen Talente. Nach der Gefangensetzung des großen Korsen auf St. Helena ging der Neffe mit seiner Mutter in die Verbannung, besuchte eine Zeitlang das Gymnasium in Augsburg, lebte dann auf Schloß Arenenberg am Bodensee in der Schweiz und betheiligte sich 1831 an dem mißlungenen Aufstandsversuche Menottis in der Romagna. Zu jener Zeit ging er auch eine intime Verbindung mit dem italienischen Geheimbunde der Carbonari ein, der die Einheit Italiens erstrebte. 1832 wurde er durch den Tod des Herzogs von Reichstadt (des Sohnes Napoleons I.) das anerkannte Oberhaupt der Napoleonischen Dynastie und damit zugleich Prätendent auf den französischen Thron. 1836 machte er durch den mißlungenen Putsch von Straßburg den ersten Versuch, das Bürgerkönigthum zu stürzen; 1840 durch die Landung bei Boulogne den zweiten mit ebenfalls unglücklichem Aus-

Bismarck und Napoleon nach der Schlacht bei Sedan vor dem Weberhäuschen bei Donchery.

gange. Fünf Jahre saß er als Staatsgefangener in der Festung Ham, bis es ihm am 25. Mai 1846 gelang, als Maurer verkleidet zu entfliehen. Die Februarrevolution brachte ihm ein Abgeordnetenmandat zur Nationalversammlung und dann die Präsidentschaftswürde der Republik. Durch den lange und sorgsam vorbereiteten Staatsstreich in der Nacht vom 1. auf den 2. Dezember 1851 riß er die unumschränkte Gewalt an sich, und schon ein Jahr darauf wurde das Kaiserthum proklamiert. Da ihm keines der europäischen Fürstenhäuser eine Prinzessin zur Gattin geben wollte, vermählte er sich 1853 mit der blendend schönen Eugenie Marie de Guzman, zweiten Tochter des Grafen von Montijo und Teba, eines spanischen Granden, und der Schottin v. Closeburn, welche ihm 1856 einen Sohn, den mit Jubel begrüßten Erben des Kaiserthrones gebar. Napoleon III., weit entfernt eine geniale Eroberernatur wie sein großer Onkel zu sein, hatte ein schweigsames, zögerndes Wesen und vor allem eine ungemeine Zähigkeit in Verfolgung seiner ehrgeizigen Pläne, die auf die Sicherung der eigenen Herrschaft und die Vergrößerung der Macht Frankreichs hinzielten; und bei vielseitigen Kenntnissen (er schrieb u. a. eine Biographie von Julius Caesar) besaß er die Schlauheit des Verschwörers und den kaltblütigen Muth des Fatalisten, was seine Erfolge erklärt. Von Anfang an richtete er als Kaiser sein Bestreben darauf, durch äußere Erfolge und Kriegsruhm die Franzosen zu blenden, und den Staatsstreich dadurch in Vergessenheit zu bringen. Durch den Krimkrieg 1854—1856, den Pariser Kongreß 1856, den Krieg in Italien gegen Oesterreich 1859 gelang ihm dies in glänzender Weise; Frankreich hatte wieder die Vorherrschaft in Europa, wie Eugenie die gefeiertste Frau Europas und Königin der Mode ward. Aber die verhängnißvolle mexikanische Expedition 1862 bis 1867 und diplomatische Niederlagen gegen Rußland (1863) und Preußen (1866) verminderten sein Ansehen ebenso schnell wieder, ja riefen den Hohn und Spott seiner Gegner wach. Sein Thron begann zu wanken. Den Krieg von 1870 begann er, von seiner Gattin angetrieben, (die glaubte, nur durch einen glücklichen Eroberungskrieg gegen Preußen könne die napoleonische Dynastie sichergestellt werden) bereits als körperlich und geistig gebrochener Mann, ohne Siegeszuversicht, wenn er auch den wirklichen Ausgang, der ihn in die Gefangenschaft der Deutschen auf Wilhelmshöhe bei Kassel und dann in die Verbannung nach England führte, schwerlich sich hat träumen lassen. Er starb am 9. Januar 1873 an den Folgen einer Steinoperation in Chiselhurst, wo Eugenie heute noch lebt, ihn sowohl wie ihren einzigen Sohn betrauernd, der im Dienste Englands am 1. Juni 1879 von den Zulukaffern in Südafrika erschlagen wurde.

4. Giuseppe Garibaldi.

Die Phantasie keines Schriftstellers könnte einen wirkungsvolleren Abenteurerroman ersinnen, als den das Leben des berühmten italienischen Volkshelden Giuseppe Garibaldi bietet. Geboren am 4. Juli 1807 zu Nizza als Sohn eines Seemannes, trat Garibaldi als Knabe schon in die sardinische Marine ein. Ergriffen von lebhafter Begeisterung für die Erhebung und

Einigung seines Vaterlandes, nahm er an der verunglückten Verschwörung Mazzinis gegen Karl Albrecht im Jahre 1834 Theil und wurde zum Tode verurtheilt, doch gelang es ihm, nach Frankreich zu entkommen. Dies war der Beginn einer höchst abenteuerlichen Periode seines Daseins. Er stand eine Reihe von Jahren in Diensten des Beis von Tunis, dann in denen der südamerikanischen Republiken Rio Grande do Sul und Montevideo und machte sich später im Kriege mit Brasilien als Kaperkapitän gefürchtet. Bei all seinen Fahrten und Kämpfen begleitete ihn seine Anita, eine Spanierin, die ihrem Manne entflohen war, um Garibaldi zu folgen. Als aber im Jahre 1848 die Kunde vom Ausbruch der nationalen Bewegung in Italien den kühnen Kaperkapitän erreichte, da litt es ihn nicht länger in fremden Diensten. Er eilte heim, um seine Kräfte dem Vaterlande zu weihen, dessen allgemein bewunderter und thatkräftigster Freiheitskämpfer er alsbald wurde. Seine Begeisterung für die Einheit Italiens, seine nie wankende Zuversicht in die Erreichbarkeit des Zieles, sein schlichter, uneigennütziger, redlicher Charakter, sein unerschrockener Muth, seine persönliche Tapferkeit und schnelle Entschlußfähigkeit machten ihn geradezu zum Ideal eines Freischaarenführers. Er kämpfte zunächst mit dem Mailänder Freikorps muthig gegen die Oesterreicher, leitete dann die Vertheidigung Roms gegen die Franzosen mit bewundernswerthem Geschick, und trat, als die „ewige Stadt" doch in die Hände des übermächtigen Gegners fiel, mit den ihm noch gebliebenen 1,550 Mann ins neapolitanische Gebiet über, um dort den Aufstand zu entfachen. Dies gelang nicht. Garibaldi wurde von den Oesterreichern auf das heftigste verfolgt und entkam nur unter vielen Gefahren nach Piemont. Die sardinische Regierung zwang ihn unter dem Drucke Oesterreichs und Frankreichs, nach Nordamerika auszuwandern, wo Garibaldi sein Leben fristete, indem er anfangs in New York in einer Seidenfabrik arbeitete, dann als Schiffskapitän den Stillen Ozean befuhr. 1854 kehrte er nach Nizza zurück und siedelte sich mit seiner Familie auf der theilweise von ihm angekauften Felseninsel Caprera, unweit der Nordküste von Sardinien„ an, wo er sich eifrig der Landwirthschaft widmete, aber als Mitglied des Italienischen Nationalvereins zugleich die Freiwilligen in der Lombardei und in Piemont für den nächsten Krieg gegen Oesterreich organisierte. Als Führer der „Alpenjäger" focht er im Feldzug von 1859 ohne besondere Erfolge; mit um so größeren aber war sein Zug nach Sizilien im Mai 1860 gekrönt, mit dem er eigentlich seine weltgeschichtliche Rolle beginnt, die mit der Einigungsbewegung der Italiener so innig verknüpft ist, daß sein ferneres Wirken im allgemeinen Theil unserer Geschichte seine Würdigung findet. Der Höhepunkt seines Lebens war der 30. Oktober 1860, als er Viktor Emanuel in Sessa als König von Italien begrüßte, und der 7. November desselben Jahres, als er an dessen Seite in Neapel einzog. Später verleitete ihn sein Mangel an politischer Einsicht und Besonnenheit zu zahlreichen Mißgriffen, welche aber nicht mehr im Stande waren, bei den Volksgenossen das ruhmumkränzte Bild des Nationalhelden zu verdunkeln. In seinen letzten Lebensjahren durch körperliche Leiden und die nie ganz heilende Wunde von Aspromonte sehr geschwächt, starb er am 2. Juni 1882.

Der Kronprinz von Preußen wird nach der Schlacht bei Wörth von den deutschen Truppen begrüßt.

5. Viktor Emanuel, König von Italien.

Viktor Emanuel II., geboren am 14. März 1820 als Sohn des unglücklichen Karl Albert von Sardinien, erreichte, zum Theil durch sein eigenes kluges, thatkräftiges und doch stets besonnenes Handeln, was sein Vater vergeblich erstrebt hatte — die Einigung Italiens. 1849 auf den Thron gekommen, widmete er sich mit allem Eifer der nächsten Aufgabe, die schweren Wunden des verlorenen Krieges gegen Oesterreich zu heilen, führte wichtige Reformen auf allen Gebieten und ein reges Verfassungsleben auf dem Grunde von Freiheit und Ordnung in seinem kleinen Lande ein, so daß sein Name bald der populärste in ganz Italien wurde. Während der Einheitsbewegung 1860/61, welche die Annexion Mittel- und Unteritaliens herbeiführte, galt er in den Augen der Monarchen Europas als Verbündeter der Revolution, in denen der heißblütigen italienischen Patrioten, deren Uebereifer er zu zügeln wußte,als Reaktionär. Unbekümmert um die Meinungen beider schritt er mit kluger Vorsicht, stets seine Pflichten als konstitutioneller Monarch mit Gewissenhaftigkeit beobachtend, auf seinem Wege weiter, und der Erfolg hat ihm recht gegeben. Er hat ganz Italien unter seinem Szepter vereinigt und damit den Traum aller italienischen Patrioten erfüllt. Nach seinem am 9. Januar 1878 in Rom erfolgten Tode wurde seine Leiche im Pantheon beigesetzt und bildet seitdem eine nationale Wallfahrtsstätte. Als der „König Befreier", der „König Ehrenmann", dessen Denkmal sich in allen größeren Städten Italiens erhebt, lebt er im Gedächtnisse des Volkes fort.

6. Graf Camillo Cavour.

Der Mann, welcher Viktor Emanuel als bester Berather in dem nationalen Werke zur Seite stand, war Graf Camillo Benso di Cavour. Am 10. August 1810 zu Turin geboren, gründete er, nach einem längeren Aufenthalte in Frankreich und England, in seiner Vaterstadt 1842 die "Associazione agraria", die bald einen Ausgangspunkt freiheitlicher Bestrebungen wie solcher zur Hebung der öffentlichen Wohlfahrt bildete. Seine politische Rolle begann mit dem Jahre 1848; Cavour persönlich soll damals Karl Albert zur Gewährung einer Verfassung bewogen haben; er entfaltete auch eine eifrige parlamentarische Thätigkeit. 1850 wurde er zuerst Minister des Handels und der Marine und übernahm vom April 1851 bis Mai 1852 auch noch die Finanzen. Hierauf bereiste er nochmals England und Frankreich; in letzterem Lande knüpfte der umsichtige Politiker die später so wichtig gewordenen Beziehungen mit Napoleon III. an, da er im Gegensatz zu Karl Alberts Grundsatz „Italien muß sich selbst helfen" für seine auf die Errichtung eines bis zur Adria reichenden savoyischen Königreiches und den Anschluß der ganzen Halbinsel daran abzielenden Pläne Bundesgenossen suchte. Zu demselben Zweck bewog er, nachdem er, im November 1852 zurückberufen, ein eigenes Ministerium gebildet hatte, den König Viktor Emanuel und die Kammern, sich 1854 und 1855 dem Bündniß der Westmächte gegen Rußland anzuschließen und trotz der ungeheuren Kosten am Krimkriege Theil zu nehmen. Bis 1859 entfaltete er seine großartigste Thätigkeit, die ihn als

genialsten Staatsmann Italiens seit Jahrhunderten erkennen ließ; sie wurde bereits eingehend (s. S. 40 und fg.) geschildert. Napoleons überstürzter Friedensschluß zu Villafranca, der keineswegs die Sardinien vorher gemachten Zusagen erfüllte, veranlaßte Cavour, seine Entlassung zu nehmen. Am 23. Januar 1860 nahm er wieder das Ministerium des Innern, des Auswärtigen und der Marine an und betrieb nun zunächst die Einverleibung der Emilia (Parma, Modena, Romagna) und Toskanas, wofür freilich an Frankreich als Preis für seine Beihilfe Nizza und Savoyen abgetreten werden mußten. Unter der Hand gewährte er Garibaldi Beihilfe in seinem Unternehmen gegen Franz II. von Neapel, und von Napoleon III. wußte er die Genehmigung zu erlangen zur Besetzung des neapolitanischen Gebiets und des Kirchenstaates mit Ausnahme der römischen Provinz durch die piemontesischen Truppen. Nach der Errichtung des Königreichs Italien 1861, dem nun bloß noch Rom und Venedig fehlten, trat Cavour an die Spitze der Regierung. Nicht lange darauf erkrankte er und starb schon am 6. Juni 1861, von Piemont und ganz Italien tief betrauert, und ohne die Vollendung des von seinem politischen und diplomatischen Genie begonnenen Werkes erlebt zu haben.

7. Maximilian, Kaiser von Mexiko.

Ferdinand Maximilian Joseph, Erzherzog von Oesterreich, wurde am 6. Juli 1832 als zweiter Sohn des Erzherzogs Franz Karl und der Erzherzogin Sophie in Wien geboren und von Jugend auf für die Marine bestimmt. Er machte eine Menge Reisen, welche besonders auch dazu beitrugen, die wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen des jungen, nach dieser Seite sehr begabten Prinzen zu steigern. Nach seiner 1857 erfolgten Vermählung mit der Prinzessin Charlotte von Belgien, der Tochter des König Leopold I., besuchte er mit seiner jungen Frau Sizilien, Südspanien, Madeira und Brasilien. Die Eindrücke seiner Reise legte er in einem vierbändigen Werke nieder, das ihn uns als guten Beobachter und anziehenden Schilderer zeigt. Bis 1859 bekleidete er die Stellung eines Generalgouverneurs des lombardo-venetianischen Königreiches und zog sich dann auf sein herrliches Schloß Miramar bei Triest zurück, um dort fortan fern von der Politik seinen Studien, der Kunst und Litteratur zu leben, wofür er jedenfalls mehr geeignet war, als für den mexikanischen Thron, den Ehrgeiz und der Einfluß seiner Frau ihn bestimmten, aus Napoleons III. Händen anzunehmen. Der ideal veranlagte, ritterliche Prinz war als Kaiser von Mexiko ein Spielball der Parteien und Verhältnisse, da es ihm für die hohe Politik sowohl an staatsmännischer Begabung wie an Festigkeit des Willens mangelte, und sein unglückliches Ende (s. S. 102—104) erscheint als die natürliche Folge der vorhergegangenen Ereignisse.

8. Abraham Lincoln.

Der 16. Präsident der Union und nach Washington der populärste war Abraham Lincoln, geboren am 12. Februar 1809 in Hardin County, Ken-

tucky, als Sohn einfacher Farmersleute. Er wuchs fast ohne Schulbildung in ländlicher Beschäftigung auf und wurde früh selbständig. 1828 machte er als Bootsmann eine Reise nach New Orleans. 1830 ließ er sich in Illinois nieder und baute mit eigener Hand ein Blockhaus für sich und seine Eltern, das noch vorhanden ist. Von Jugend auf besaß er einen lebhaften Bildungstrieb und das Streben, aus der bäuerlichen Sphäre sich emporzuarbeiten. Er lernte die Feldmeßkunst, studierte für sich Rechtswissenschaft und betheiligte sich eifrig an der Politik. 1832 zog er als Hauptmann der Freiwilligenkompagnie von Illinois gegen die Indianer, erhielt dann die Stelle des Postmeisters in New Salem und wurde 1834 als Abgeordneter in die gesetzgebende Versammlung seines Heimathstaates gewählt. Hiermit und mit seiner zwei Jahre später in Springfield erfolgenden Niederlassung als Rechtsanwalt begann seine politische Laufbahn, zu der ihn Redlichkeit, Unbestechlichkeit, fester Wille und klarer, scharfer Verstand vorzüglich befähigten und die ihn endlich zur höchsten Würde der Union emporführte. 1847 wurde er erstmals in den Kongreß gewählt, wo er bald zu den hervorragendsten Abgeordneten gehörte; besonders als geschickter und unerschrockener Gegner der Sklaverei zog er die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, so daß schon 1856 die Abgeordneten von Illinois auf dem republikanischen Nationalkonvent seine Wahl zum Vizepräsidenten durchzusetzen suchten, was jedoch mißlang. Ebenso unterlag er 1856 bei der Senatorenwahl in Illinois gegen Stephen A. Douglas. Trotzdem sah man in ihm den „kommenden Mann". Bei der nächsten Nationalkonvention im Mai 1860 wurde er von der republikanischen Partei als Präsidentschaftskandidat aufgestellt und am 6. November auch wirklich gewählt. Der bald nach seiner Amtseinführung entbrennende Bürgerkrieg stellte ihn vor eine ungeheure Aufgabe, der er sich jedoch völlig gewachsen zeigte. Auch in den Zeiten der höchsten Gefahr, da das Bestehen der Union in Frage stand, bewahrte er unerschütterlichen Muth und behielt mit zäher Beharrlichkeit das einmal gesteckte Ziel der völligen Aufhebung der Sklaverei im Auge. Nach Ablauf seiner vierjährigen Amtsperiode wurde er fast mit allen Stimmen wieder gewählt. Aber alle Hoffnungen, die das Volk noch auf ihn setzte, wurden jäh zerstört durch seine Ermordung.

Es war am Abend des 14. April 1865, als sich Lincoln in Begleitung seiner Gattin, einer Freundin derselben, Frl. Harris, und des Majors Rathbone in Fords Theater zu Washington begab, wo das damals beliebte Volksstück „Der amerikanische Vetter" aufgeführt wurde. Lincoln nahm in der rechten Prosceniumsloge Platz und folgte mit sichtlichem Behagen den komischen Vorgängen auf der Bühne. Während des dritten Aktes kam ein junger Mann in das Theater, der sich unter dem Vorgeben, er müsse den Präsidenten in wichtiger Angelegenheit sprechen, von dem Logenschließer Einlaß in die Loge Lincolns zu verschaffen wußte. Plötzlich fiel ein Schuß, und im nächsten Augenblick erschien vorn in der Loge des Präsidenten der Fremde, drängte sich zwischen den Damen Lincoln und Harris durch und sprang über die Brüstung auf die Bühne hinab. Dort schwang er mit komödiantenhafter Haltung einen Dolch und einen Revolver und rief mit dem Pathos des Schau-

spielers, indem er auf Lincoln wies: "Sic semper tyrannis!" (So ergehe es allen Tyrannen!) Dann verschwand er in den Kulissen, während gleichzeitig ein Schmerzensschrei der Gattin des Präsidenten ertönte, und Major Rathbone in das völlig erstarrte Publikum hinabrief, der Präsident sei meuchlings erschossen. Und so war es leider in der That. Der Mörder hatte Lincoln aus nächster Nähe von hinten in den Kopf geschossen, und das Gehirn so schwer verletzt, daß sofort völlige Bewußtlosigkeit eingetreten, und keine Aussicht auf Erhaltung des Lebens vorhanden war. Man trug den Sterbenden in das nächste Haus, die Wohnung eines Herrn Petersen, wo er in der Morgenfrühe, 22 Minuten nach 7 Uhr, starb, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben. Der Mörder, ein Schauspieler Namens John Wilkes Booth, ein Bruder des berühmten Tragöden Edwin Booth, war in der Verwirrung, die dem Attentat folgte, entkommen. Er gelangte jedoch auf seiner Flucht nach dem Süden nur bis Garrits Farm bei Bowling in Virginia, wo er, die Verfolger auf seinen Fersen sehend, in einer Scheune sich verbarrikadierte und sich wie ein Rasender vertheidigte, bis eine Kugel ihn niederstreckte.

Das Soldatendenkmal zu Indianapolis.

Lincolns Tod war ein schwerer Verlust für die Union, führte er doch in der schwersten Krisis seit Bestehen derselben die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten mit Festigkeit, nie wankender Treue und unbestechlicher Ehrenhaftigkeit, und zeigte eine unübertroffene, beinahe wunderbare Geschicklichkeit in der Erforschung und Gestaltung des öffentlichen Meinens und Fühlens. Seine Leiche wurde feierlich in Springfield, Illinois, beigesetzt.

6. Ulyſſes S. Grant.

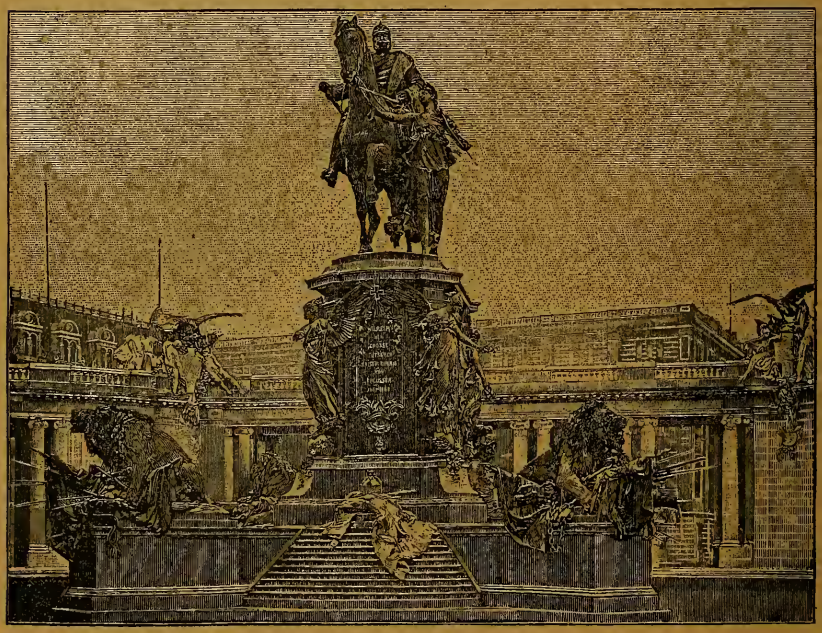
Der 18. Präſident der Union, der berühmte General Ulyſſes Sidney Grant, wurde am 27. April 1822 zu Point Pleaſant in Ohio geboren und trat 1839 in die Militärſchule zu Weſt-Point ein, wo er vier Jahre ſpäter graduierte, ohne ſich in irgend einem Fache beſonders hervorgethan zu haben. Bis zum Ausbruch des mexikaniſchen Krieges wurde er als zweiter Leutnant im Grenzdienſte verwandt. In dem Kriege ſelbſt nahm er dann an verſchiedenen Schlachten Theil, und ſeine Vorgeſetzten ſpendeten ihm für ſeine Tapferkeit das höchſte Lob. Inzwiſchen war er zum Kapitän befördert worden. Dieſen Poſten legte er jedoch im Jahre 1854 nieder, um ſich in der Nähe von St. Louis der Landwirthſchaft zu widmen. Hiermit hatte er keinen Erfolg und ſo nahm er eine Stelle bei ſeinem Vater an, der in Galena, Illinois, eine Gerberei betrieb. Als aber im April 1861 Lincoln den Norden zu den Waffen rief, organiſierte Grant eine Kompagnie Freiwilliger in Galena und bot zu gleicher Zeit dem Generaladjutanten ſeine Dienſte an. Dieſelben wurden nicht angenommen. Darauf begab er ſich mit ſeiner Kompagnie nach Springfield, wo er vom Gouverneur Yates beauftragt wurde, Freiwilligen-Regimenter zu bilden. Er ſelbſt wurde zum Oberſten eines ſolchen Regimentes ernannt, mit welchem er ſich dem Gen. Pope in Miſſouri anſchloß. Da an geſchulten Offizieren großer Mangel war, rückte er binnen kurzem zum Brigadekommandeur vor, lieferte als ſolcher den Konföderierten eine Anzahl ſiegreicher Gefechte und zwang am 3. Juli 1863 die Feſtung Vicksburg zur Uebergabe, wodurch die Schifffahrt auf dem Miſſiſſippi freigemacht, und die Trennung der Südſtaaten in zwei Theile erreicht wurde. Grant wurde zum Generalmajor ernannt und erhielt den Oberbefehl aller am Miſſiſſippi, Ohio, Tenneſſee und Cumberland ſtehenden Bundestruppen; nach den Kämpfen von Chattanooga im November 1863 als Generalleutnant den Oberbefehl über das geſammte Heer der Union. Man hatte erkannt, daß er der fähigſte Feldherr des Nordens war. Durch die vollſtändige Niederwerfung der Konföderation erreichte er eine Popularität, wie ſie vor ihm kein amerikaniſcher Heerführer beſeſſen hatte, und ſeine Wahl zum Präſidenten der Republik war daher natürlich. Er trat ſein Amt erſtmals am 4. März 1869 an, rechtfertigte aber als Staatsleiter die auf ihn geſetzten Hoffnungen nicht ganz. Wenn auch ſeine Erfolge in der auswärtigen Politik bedeutend waren, ſo beſaß er doch nicht die Kraft, der Beutepolitik der Mehrheit des Kongreſſes zu ſteuern, und dieſe trat niemals ſo ſchamlos und unverhüllt auf, als während ſeiner Amtsdauer. Trotzdem wurde er zum zweitenmal zum Präſidenten gewählt. Nach Beendigung ſeines zweiten Termins machte er eine 2½ Jahre dauernde Reiſe um die Welt und wurde überall, wohin er kam, mit Ehrenbezeugungen empfangen. Nach ſeiner Rückkehr ließ er ſich verleiten, ſich in großartige kaufmänniſche Unternehmungen und Spekulationen einzulaſſen und verlor 1884 ſein ganzes Vermögen. Bald darauf, am 23. Juli 1885, ſtarb er am Zungenkrebs zu Mount McGregor, New York. Er hätte ſeine Familie mittellos zurückgelaſſen, wären nicht ſeine kurz vor ſeinem Tode verfaßten Denkwürdigkeiten ("Personal Memoirs") ein ungeheurer buch-

Der Todesritt der Brigade Bredow in der Schlacht bei Mars-la-Tour am 16. August 1870.

händlerischer Erfolg gewesen. Die Nation hat ihm im Riverside Park in New York ein großartiges Mausoleum errichtet, das am 27. April 1897 feierlich eingeweiht wurde.

10. Kaiser Wilhelm I.

Geboren am 27. März 1797 als zweiter Sohn des damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm und der Kronprinzessin Louise, erlebte Prinz



Das National-Denkmal für Kaiser Wilhelm I. in Berlin.

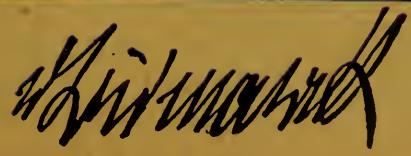
Wilhelm als 9jähriger Knabe den Untergang der Monarchie Friedrichs des Großen durch Napoleon I. bei Jena und Auerstädt. Dann nahm er an dem Feldzuge von 1814 Theil und erwarb sich bei Bar-sur-Aube das Eiserne Kreuz. Am 11. Juni 1829 vermählte er sich mit der Prinzessin Auguste von Sachsen-Weimar, und erhielt nach dem Tode seines Vaters (7. Juni 1840), da die Ehe seines Bruders, des Königs Friedrich Wilhelm IV., kinderlos blieb, als präsumtiver Thronerbe den Titel „Prinz von Preußen". Nach der schweren Erkrankung des Königs übernahm er am 23. Oktober 1857 die Stellvertretung und am 7. Oktober 1858 die Regentschaft. Am 2. Januar 1861 starb Friedrich Wilhelm IV.; Wilhelm I. bestieg Preußens Thron und ernannte am 8. Oktober 1862 Herrn v. Bismarck zum Ministerpräsidenten,

Das Reichstags-Gebäude in Berlin.

in dem er den Mann fand, durch den er die Reorganisation des preußischen Heeres durchführen konnte, der ihn aber auch immer mehr für eine thatkräftige deutsche Politik zu gewinnen wußte. Was in den Jahren 1864 und 1866 begonnen war, sollte 1870/71 glorreich zu Ende geführt werden. „Er hat nicht selbst die Wege gewiesen, auf denen Preußen-Deutschland neues Leben und unvergleichlichen Ruhm gewonnen, das that der Gewaltige, den er zu seinem Rath erkor, der eiserne Kanzler, aber er blieb auch neben diesem Gewaltigen der König: er traf die letzte Entscheidung, er trug die Verantwortung. So gab er der Krone den vollen Glanz, und mit der Liebe paarte sich die Ehrfurcht. Man lernte und erlebte in Deutschland wieder, was es werth ist, einen König zu haben. Fürstenname und Fürstendienst, Fürstenwort und Fürstenehre waren in Mißachtung gekommen durch viele unfähige, wie durch liederliche oder geradezu nichtswürdige Menschen, die auf den Thronen gesessen oder im Namen der Fürsten gefrevelt hatten. König Wilhelm aber hob den Thron wieder auf die Wolkenhöhe, auf der allein er allem Volk gleich sichtbar und gleich nahe ist." Am 16. Juni 1871 hielt der heimgekehrte Kaiser seinen glänzenden Einzug in Berlin. Am 22. März 1877 beging er seinen 80. Geburtstag, an dem er große Huldigungen aller Stände des deutschen Volkes erhielt, zu denen die beiden Attentate des Jahres 1878 einen schmerzlichen Gegensatz bildeten. Seine beispiellose Popularität in Deutschland zeigte sich dann noch im hellsten Lichte bei seiner goldenen Hochzeit und bei der Feier seines 90. Geburtstages. Nach kurzer Krankheit verschied der greise Kaiser am 9. März 1888 in Berlin und ward am 16. März im Mausoleum zu Charlottenburg beigesetzt.

11. Fürst Bismarck.

Der größte Staatsmann Deutschlands, Otto Eduard Leopold von Bismarck-Schönhausen, wurde am 1. April 1815 auf Schönhausen, dem väterlichen Gute im Jerichower Kreise der Provinz Sachsen, als Sproß eines altmärkischen Adelsgeschlechts geboren. Sein Vater, Karl Wilhelm Ferdinand v. Bismarck (1771—1845), der als Rittmeister seinen Abschied genommen hatte, war Besitzer von Schönhausen und mehreren anderen Gütern und seit 1806 vermählt mit Luise Wilhelmine Menken (1790—1839), der Tochter des Geh. Kabinettsrathes Menken. Nach Beendigung seiner Studien in Göttingen trat Otto v. Bismarck als Auskultator in den preußischen Staatsdienst, den er wieder verließ, um das nach dem Tode des Vaters ihm zugefallene Stammgut Schönhausen und das pommersche Gut Kniephof zu bewirthschaften. Nachdem er sich am 28. Juli 1847 zu Reinfeld in Pommern mit Johanna v. Puttkammer (1825—1894) vermählt hatte, betheiligte er sich eifrig an den politischen Vorgängen der Zeit und trat erstmals im ersten Vereinigten Landtage zu Berlin als jugendlicher „Heißsporn" der Junkerpartei und als einer der entschiedensten Vorkämpfer der konservativmonarchischen Sache hervor. Nach dem Scheitern der Bewegung von 1848 und dem mißlungenen Versuch der Frankfurter Nationalversammlung schien eine Rettung aus den kläglichen Zuständen in weite Ferne gerückt; denn



Im Jahre 1894. Nach dem Gemälde von Franz v. Lenbach.

Niemand ahnte, daß der am 15. Mai 1851 zum preußischen Bundestagsgesandten in Frankfurt ernannte Herr v. Bismarck, den noch Friedrich Wilhelm IV. als „rothen Reaktionär" gekennzeichnet hatte, dort während der nächsten Jahre zu jenem Rettungswerke heranreifte. In der Zeit von 1852 bis 1857 legte Bismarck die Grundsteine seiner späteren deutschen Politik; damals vollzog sich in ihm die Wandlung vom preußischen Junker zum deutschen Staatsmann, seitdem der frühere warme Freund Oesterreichs und der abgesagte Feind der konstitutionellen Doktrin erkannt hatte, daß „der deutsche Dualismus seine Beziehungen durch einen gründlichen inneren Krieg werde regulieren müssen", und daß für den zu schaffenden deutschen Einheitsstaat konstitutionelle Einrichtungen nicht entbehrt werden könnten. Wie er seine Pläne zur Wirklichkeit zu machen verstanden hat in rastlosem Ringen, im Widerstreit nicht nur mit fremden Kabinetten, sondern sogar mit dem größten Theil des eigenen Volkes, der noch nicht an ihn glauben wollte, und in dem aufreibenden Kampfe gegen höfische Ränke und „Friktionen", das wurde in unserer fortlaufenden Geschichtsdarstellung geschildert*); ebendort (in Band II, 2. Theil) werden wir noch seine fernere amtliche Thätigkeit bis zu seiner Entlassung am 20. März 1890 darstellen. Mit dieser war das Wirken des „eisernen Kanzlers" im Staatsdienste zu Ende; er siedelte mit seiner Familie nach Friedrichsruh über, unterließ es aber auch als Privatmann nicht, alle öffentlichen Angelegenheiten im Auge zu behalten, die politischen Gänge zu verfolgen und sich darüber freimüthig, ja selbst mit Schärfe zu äußern, wenn letzteres ihm nothwendig erschien. Auch widmete er sich der Abfassung seiner „Gedanken und Erinnerungen", des unsterblichen Vermächtnisses eines Lebens voll unerhörter Erfolge, von welchem die zwei ersten Bände bald nach seinem Tode veröffentlicht wurden, während der dritte und letzte Band noch zurückgehalten wird. Zu seinem 80. Geburtstage wallfahrtete das deutsche Volk in Masse und brachte ihm die großartigsten Huldigungen dar. Am 30. Juli 1898 verschied er in Folge eingetretener Lungenlähmung und wurde in dem nach seinem Tode errichteten Mausoleum zu Friedrichsruh beigesetzt.

12. Ludwig II., König von Bayern.

Ludwig II., am 25. August 1845 geboren, wollte eben seine Universitätsstudien beginnen, als ihn der am 10. März 1864 plötzlich erfolgte Tod des Königs Maximilian auf den bayerischen Thron erhob. Den idealen Neigungen und etwas überspannten, aber großen und edlen Bestrebungen des neunzehnjährigen Jünglings brachten die thatsächlichen Verhältnisse von Anfang an die herbsten Enttäuschungen, seine begeisterte Hingabe an die Kunstbestrebungen Richard Wagners rief Mißdeutung und heftigen Widerstand hervor. Das krankhaft reizbare Gemüth des jungen Königs wurde dadurch zur Isolierung und zu immer einseitigerer Verfolgung seiner Ideen getrieben. Aus der ihm peinlichen Wirklichkeit floh er in die Romantik der Einsamkeit, wo er sich in die Märchenwelt seiner Phantasie einspann und immer mehr

*) Vgl. auch des Verfassers „Bismarck, seine Zeit und sein Wirken."

Die preußische Garde und die Sachsen erstürmen St. Privat am 18. August 1870.

den Zusammenhang mit dem Leben verlor. 1870 zeigte er sich indeß als ächter Deutscher und stellte den Verträgen gemäß seine Truppen sofort gegen Frankreich zur Verfügung, ließ sich auch bestimmen, ein von Bismarck entworfenes Schreiben an die deutschen Fürsten zu richten, worin dem Wunsch nach Wiederherstellung des Deutschen Reiches Ausdruck gegeben wurde, aber im übrigen zog er sich von den Staatsgeschäften immer mehr zurück und verwendete alle seine Zeit und Kraft auf die Ausführung großartiger Bauten in den bayerischen Bergen (Schloß Neuschwanstein, Linderhof, Herrenchiemsee). Den Eingeweihten war es kein Geheimniß mehr, daß die Anzeichen einer nahenden Geisteskrankheit immer deutlicher hervortraten, aber die Krankheit kam erst zum vollen Ausbruche, als sich 1886 die Minister weigerten, die auf 13½ Millionen angewachsenen Schulden des Königs dem Landtage zur Uebernahme zu empfehlen. Das Gutachten der Aerzte ging dahin, daß der König bereits seit Jahren geistesgestört und zur Ausübung der Regierung dauernd unfähig sei, in Folge dessen am 10. Juni der Prinz Luitpold die Regentschaft übernahm. Es wurde beschlossen, den kranken König nach Schloß Berg am Starnbergersee zu bringen. Am Pfingstsonntag, den 13. Juni, machte Ludwig II. am Abend um sechs Uhr mit dem ihn überwachenden Arzte, Obermedizinalrath v. Gudden, einen Spaziergang im Park, der sich bis an den See hinunterzieht, auf dem beide einige Stunden später als Leichen treibend gefunden wurden. Das Ende beider hat keine Zeugen gehabt, aber die angestellten Untersuchungen lassen darüber keinen Zweifel, daß der unglückliche König sich hatte ertränken wollen, und Gudden, der ihn daran zu verhindern versuchte, mit in sein Grab hinabgezogen hat.

13. Helmuth v. Moltke.

Helmuth Karl Leonhard v. Moltke war am 26. Oktober 1800 als dritter Sohn des preußischen Hauptmanns a. D. Fritz v. Moltke zu Parchim in Mecklenburg geboren. Sein Vater kaufte später das Rittergut Augustenhof bei Kiel und trat nach dessen Wiederverkauf als nunmehriger dänischer Unterthan in die dänische Armee, wie er auch seinen Sohn Helmuth in die Kadettenakademie in Kopenhagen zur militärischen Erziehung gab. 1819 wurde der junge Mann als Leutnant dem dänischen Infanterieregiment in Rendsburg zugetheilt, verließ aber 1822 den dänischen Dienst und trat in das preußische Heer ein, wo er seine militärische Laufbahn als Leutnant im 8. Infanterieregiment, das in Frankfurt a. O. lag, begann. Der fleißige und begabte junge Offizier zog bald die Augen seiner Vorgesetzten und selbst die des Prinzen Wilhelm (späteren Kaisers Wilhelms I.) auf sich, er wurde 1832 zum Großen Generalstab versetzt und in wenigen Jahren zum Hauptmann befördert. Als solcher machte er eine Urlaubsreise nach Konstantinopel, wurde vom preußischen Gesandten dem damals allmächtigen türkischen Großwesier Chosrew vorgestellt, was zur Folge hatte, daß dieser sich Moltke als militärischen Rathgeber von der preußischen Regierung erbat. Hauptmann Moltke blieb vier Jahre in der Türkei und machte auch den Feldzug gegen

Mehemed Ali 1839 mit. Nach seiner Heimkehr wurde er 1842 Major, 1848 Abtheilungsvorstand im Großen Generalstab, 1849 bis 1855 Chef des Generalstabs des 4. Armeekorps und 1856 Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm (des späteren Kaisers Friedrich). 1858 trat er an die Spitze des Großen Generalstabes und erhielt kurz darauf den Rang eines Generalleutnants. Schon der Feldzugsplan von 1864 war großentheils sein Werk, aber erst in dem über Deutschlands Zukunft entscheidenden Jahr 1866 wurde seine geniale strategische Begabung der ganzen Welt offenbar. Die folgenden Jahre nach 1866 waren für Moltke eine Zeit angestrengtester Arbeit, denn es galt, das norddeutsche Heer für den drohenden Krieg gegen Frankreich schlagfertig zu machen, den Mobilmachungs- und Feldzugsplan zu entwerfen, jene gewaltige Aufgabe zu lösen, von deren Gelingen Deutschlands Zukunft abhing. Wie glänzend dies dem großen „Schlachtendenker" gelungen ist, steht auf den Tafeln der Weltgeschichte mit ehernem Griffel eingegraben. Ihm wurden denn auch die höchsten Ehren und Belohnungen zu Theil, die der Staat zu vergeben hat. Im Oktober 1870 wurde er in den Grafenstand erhoben, im März 1871 erhielt er das Großkreuz des Eisernen Kreuzes, im Juni wurde er zum Generalfeldmarschall ernannt. Auch nach dem Feldzug von 1870/71 rastete Moltkes Thätigkeit als Chef des Generalstabes nicht, während er gleichzeitig als Volksvertreter im Reichstag seinen Pflichten gewissenhaft nachkam. Erst am 16. August 1888 trat der Unermüdliche in den Ruhestand. Sein neunzigster Geburtstag, der in ganz Deutschland gefeiert wurde, fand die hohe Gestalt des greisen Feldherrn zwar schon etwas gebückt, aber sein Geist war noch von ungebrochener Frische. Bis zu seinem Todestage wohnte er noch den Sitzungen der Parlamente und des Herrenhauses bei. Er starb am 24. April 1891 am Herzschlage.

14. Leon Gambetta.

Leon, eigentlich Napoleon Gambetta, am 30. Oktober 1838 zu Cahors in Frankreich als Sohn einer eingewanderten genuesischen Familie jüdischer Herkunft geboren, ließ sich nach beendetem Studium der Rechte 1859 in Paris als Advokat nieder. In dem Kampfe gegen die Willkürherrschaft Napoleons III. machte er sich als einer der „Unversöhnlichen" einen Namen und wurde 1869 in den Gesetzgebenden Körper gewählt, wo er durch seine flammende Beredsamkeit großes Aufsehen erregte. Am 4. September 1870 war Gambetta einer der Haupturheber der Staatsumwälzung, die das Kaiserreich beseitigte, und übernahm in der „Provisorischen Regierung der nationalen Vertheidigung" das Ministerium des Innern, verließ aber das belagerte Paris am 7. Oktober in einem Luftballon, um die Leitung der in Tours eingesetzten Regierungsdelegation zu übernehmen. Die Aufstellung der Nordarmee, der Loirearmee und später der Ostarmee war sein Werk, wobei er von Charles Freycinet wesentlich unterstützt wurde, dessen Ideen den meisten dieser Maßregeln zu Grunde lagen. Es gelang dem Diktator nach und nach 600,000 Mann nebst 1,400 Geschützen den Deutschen entgegenzustellen. Am 6. Februar 1871 legte er sein Amt als Regierungsmitglied

und Minister nieder; in die Nationalversammlung gewählt, stimmte er am 1. März gegen den Frieden und legte zugleich sein Mandat nieder. Nach dem Frieden kam er durch eine Ergänzungswahl von neuem in die Nationalversammlung, wo er nun die Führung der äußersten Linken übernahm. Am 31. Januar 1879 zum Präsidenten der Deputirtenkammer gewählt, bildete er am 14. November 1881 ein Ministerium aus seinen nächsten Freunden, worin er das Auswärtige übernahm, mußte aber am 14. Januar 1882 zurücktreten. Schon hieß es, daß er den Sturz des Präsidenten Grevy vorbereite, als er am 26. November 1882 in seinem Landhause zu Villa d' Avray von Leonie Léon, der Mutter seines in Leipzig und Dresden erzogenen Sohnes mittels eines Revolverschusses am Arme verwundet wurde. In Folge einer Erkältung entwickelte sich eine Unterleibskrankheit, die am 31. Dezember 1882 seinen Tod herbeiführte.

15. Jules Favre.

Eine der maßgebendsten Persönlichkeiten im Deutsch-Französischen Kriege war der Advokat und Abgeordnete Jules Favre. Geboren am 21. März 1809 in Lyon als Sohn eines Kaufmannes, studierte er von 1829 an in Paris die Rechte. An der Julirevolution nahm er mit Schwert und Feder lebhaften Antheil und ließ sich dann in Lyon als Advokat nieder. Später war Jules Favre in Paris zehn Jahre lang der unerschrockene Vorkämpfer jener kleinen aber erlesenen Schar, die von Napoleon freiheitliche Zugeständnisse forderte und dessen Politik entschlossenen Widerstand entgegensetzte, und nach der Katastrophe von Sedan war er es, der den Antrag auf Absetzung der Napoleonischen Dynastie stellte und damit den Anstoß zur Ausrufung der neuen, dritten französischen Republik gab. Er selbst wurde Mitglied der Regierung der nationalen Vertheidigung und übernahm das Ministerium des Auswärtigen. Nach Gambettas Abreise übernahm er auch noch das Ministerium des Innern, führte Ende Januar 1871 in Versailles die Kapitulationsverhandlungen mit Bismarck, zusammen mit Thiers und Picard die über den Präliminarfrieden und vollzog mit dem Finanzminister Pouyer-Quertier den Abschluß des Friedens in Frankfurt. Seit diesen schweren Tagen war die Kraft des bedeutenden Mannes gebrochen. Er nahm am politischen Leben fast gar nicht mehr Theil und starb am 20. Januar 1880 in Versailles.

II. Fortschritte von Wissenschaft und Kultur

während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

1. Literatur und geistiges Leben.

Deutschland: Reaktion gegen das „junge Deutschland" und die „politische Lyrik". — Geibel. — Die realistische Schule: Redwitz, Bodenstedt, Freytag, Keller, Stifter, Auerbach. — Fanny Lewald, Hahn-Hahn, Nathusius, Wildermuth, Spyri. — Neue Weltanschauung bei Wilh. Jordan. — Scheffel. — Aesthetiker Spielhagen, Heyse, Wilbrandt, Meyer, Hamerling, Dahn, u. s. w. — Die Lyriker Fontane, Greif, Leuthold. — Kriegspoesie von 1870/71. — Dialektdichtung: Anzengruber, Rosegger, Holtei, Groth und besonders Fritz Reuter. — Dramatiker: Wildenbruch, Blumenthal u. s. w. — Die neue Dichtung: Liliencron, Bleibtreu. Der Naturalismus: Sudermann, Hauptmann, Schlaf, Fulda, Halbe. — Neuzeitliche Novellisten: Ebner-Eschenbach, Suttner, Schubin, Boy-Ed, Hillern, Werner, Heimburg. — Lyriker: Henckell, Carmen Sylva, Ambrosius. — Geschichtschreibung: Niebuhr, Droysen, Mommsen, Curtius, v. Ranke, Sybel, Schlosser, Ducken, Weber. — Kirchenhistoriker: Neander, Hagenbach, Schaff, Nippold, Sohm. — Macauley und Buckle. — Philosophie: Materialisten Vogt, Moleschott, Büchner, Häckel. — Lotze, Fechner, Wundt, Du Bois-Reymond. — Friedrich Nietzsche. — Comte und Littré. — Mills und Spencer. — England: Swinburne, Arnold, Kipling. — Nordamerika: Longfellow, Harte, Mark Twain, Emerson. — Beecher-Stowe, Holmes, Lowell. — Frankreich: Dramatiker Augier, Dumas, Sardou. — Parnassier, Prud'homme, Coppée, Lisle. — Arbeiterdichtung: Rabineau, Matthieu, Dupont. — Drama: Erckman-Chatrian, Rostand. — Naturalisten: Gebrüder Goncourt, Zola. — Daudet, Maupassant, Loti, Ohnet. — Neu-Idealisten Huysmans und Maeterlinck. — Dänemarck: Brandes, Drachman, Jacobsen. — Schweden: Tegner, Topelius, Strindberg. — Norwegen: Björnson, Ibsen, Garborg. — Rußland: Aksakow, Herzen, Turgenjew, Dostojewsky, Gogol, Graf Leo Tolstoi. — Polen: Mickiewicz, Slowacki, Krasinski. — Sienkiewicz. — Ungarn: Doczi, Jokai. — Italien: Manzoni, Leopardi, Pellico, Steichetti. — Ada Negri, d'Annunzio. — Spanien: Echegaray.

Wenn, wie wir in Band I, S. 287 ffg. gesehen haben, die literarische Bewegung in Deutschland in der Zeit von Goethes Tod bis zur Revolution im Jahre 1848 von den Zielen und Anschauungen des „jungen Deutschland" und der „politischen Dichter" beherrscht war, so bietet sie uns in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ein wesentlich verändertes Bild. Nach

der Mitte des Jahrhunderts kam nämlich ein entschiedener Rückschlag gegen die politische Lyrik und die Tendenzpoesie der 40er Jahre. Man fragte weniger, was man in der Poesie aussprechen wolle; man richtete vielmehr sein Augenmerk in erster Linie auf die vollkommenste Art und Weise, in der man einen Vorgang, eine Idee, ein Gefühl zu gestalten habe und stellte in Bezug auf die technische Vollendung der einzelnen Kunstformen strenge Ansprüche. Dieß zeigt sich namentlich bei dem Lyriker Emanuel Geibel (1815—1884), dessen Gedichte in den Jahren 1840—1860 allein 56 Auflagen erlebten. Natürliche Anmut, ein vollständiges Maßhalten der Empfindungen, und die Leichtigkeit, mit der sich seine Lieder singen lassen, machten ihn zum Liebling breiter Massen der Gebildeten. Von reizvollen Melodien getragen, haben es Gedichte, wie „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus", „Ein lustiger Musikante marschierte am Nil", „Mag auch heiß das Scheiden brennen", zu einem seltenen Grade von Popularität gebracht. Den stürmischen Leidenschaften ging Geibel aus dem Wege; er war der Dichter der zarten Gefühle. Auch dort, wo seine Phantasie sich in die Natur vertiefte, suchte sie nicht das Gewaltige, sondern das Liebliche, wie die Frühlings- und Herbst- und Trinkgesänge seiner „Juniuslieder" (1847) beweisen. Die wilden Freiheitsrufe der politischen Dichter waren ihm zuwider. Dagegen widmete er lange vor der Errichtung des deutschen Reiches dem nationalen Einheitsstreben und dem deutschen Kaiserthum, dessen Kommen er voraus sah,*) manches schöne Wort; das Beste davon wurde 1871 in der Sammlung „Heroldrufe" vereinigt.

Emanuel Geibel.

In Geibels Dichtung sind mehr wie bei sonst Jemand alle Charakterzüge zu bemerken, die das literarische Leben der fünfziger und sechziger Jahre beherrschten. An die Stelle der Forderung nach fernliegenden Idealen und Zielen trat das Interesse für die unmittelbare Gegenwart, für das im Augenblick Erreichbare auf der einen Seite, und eine gewisse Muthlosigkeit, ein Mangel an Lebensfreude auf der andern Seite. Die letztere Strömung fand ihren Ausdruck in dem tiefgehenden Einfluß, den die lebensfeindliche, pessimistische Lehre Arthur Schopenhauers (s. Bd. I, S. 281) übte.

*) In seiner Heimathstadt Lübeck gab Geibel dem Sehnen der Deutschen nach einem geeinten Vaterland unter einem Kaiser Ausdruck, indem er bei einem Besuche König Wilhelm's diesen mit dem Wunsche begrüßte:

„Daß noch dereinst dein Auge sieht,
Wie über's Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht!"

Dieser Philosoph war bis zu dieser Zeit so gut wie unbekannt geblieben; jetzt erlangte er für alle diejenigen einen Werth, welche wegen der gescheiterten Hoffnungen der vierziger Jahre zu einer gewissen Resignation gegenüber der Wirklichkeit getrieben wurden und sich deßhalb gerne asketische Ideale und die Willensverneinung von einem Denker rechtfertigen ließen. Dazu kam allerdings, daß Schopenhauer sich durch seine im Jahre 1851 erschienenen „Parerga und Paralipomena" wieder in Erinnerung brachte, und daß er in diesem Werke seine Weltanschauung in faßlicherer Weise und mit mehr Witz aussprach, als dies in seinen früheren Büchern der Fall war.

Der ersteren Strömung, die man die realistische nennen kann, entsprangen nicht nur die Dichtungen eines Oskar von Redwitz (1823—91), Chr. Fr. Scherenberg (1798—1881), Otto Roquette (1824—97), Friedrich Martin Bodenstedt (1819—92), die eine Gegenbewegung gegen die politische Literatur brachten, sondern auch diejenigen Gustav Freytags (1816—95), Gottfried Kellers (1819—90), Willibald Alexis' (1798—1871), Adalbert Stifters (1806—68), ferner die Schöpfungen Berthold Auerbachs (1812—82). Von Oskar von Redwitz erschien 1849 die erzählende Dichtung „Amaranth", die einen bedeutenden Eindruck machte wegen der wunderbaren Naturstimmung, die darin zum Ausdruck kommt. Scherenbergs Bedeutung lag in seiner Fähigkeit, welthistorische Ereignisse (Waterloo, Ligny, Leuthen) meisterhaft zu erzählen. Otto Roquette's „Prinz Waldmeisters Brautfahrt" (1851) ist ein mit allen lyrischen Mitteln durchgeführter anmuthiger Schwank, und dieselbe Anmuth machte seine Gedichte beliebt. Großes Aufsehen machte Friedrich Bodenstedts gehaltvolles Werk „Tausend und ein Tag im Orient" (1850) besonders durch die fesselnden Schilderungen und die eingefügten Lieder, die 1851 vermehrt als „Lieder des Mirza Schaffy" neu herauskamen. Der Dichter suchte, wie Goethe im westöstlichen Divan, in der Weise des morgenländischen Geistes seine Empfindungen auszusprechen und trat deßhalb in fremder Maske auf.

Friedrich Bodenstedt.

Zu den Begründern der spezifisch „realistischen Schule", die sich mit dem Scheitern der Märzbewegung abgefunden hat, vorläufig mit dem Errungenen rechnete und das Leben ihrer Zeit künstlerisch zu gestalten suchte, gehört vor Allem aber Gustav Freytag, den man wohl als den populärsten Romanschriftsteller der neueren deutschen Literatur bezeichnen darf. Geboren am 13. Juli 1816 zu Kreuzburg in Schlesien, starb er am 30. April 1895 zu Wiesbaden. Freytag, ein durchaus moderner Dichter, begann mit Dramen, welche die Lebens- und Gesellschaftskreise zu Ende der vierziger Jahre in einer eigenartigen Mischung von Ernst und Ironie darstellten, und von denen

„Die Valentine“ (1847) und „Graf Waldemar“ (1850) seinen Ruf begründeten. 1848 übernahm er gemeinsam mit Julian Schmidt die Redaktion der „Grenzboten“, die er erst 1870 niederlegte. 1854 veröffentlichte Freytag sein Lustspiel, dem nicht leicht ein zweites in der deutschen Literatur an die Seite zu setzen ist: „Die Journalisten“, das mit prächtigem Humor ein getreues Bild des geistigen und politischen Lebens jener Zeit, der Wahlumtriebe der Parteien und des Einflusses der Presse im konstitutionellen Staatswesen, vorführt und noch heute nichts von seiner Wirkung eingebüßt hat. 1855 erschien der mit außerordentlichem Beifall aufgenommene und auch in mehrere fremde Sprachen übersetzte Roman „Soll und Haben“, dem als Motto der Ausspruch Julian Schmidts vorgesetzt war: „Der Roman soll das deutsche Volk da suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, nämlich bei seiner Arbeit.“ Von den „Journalisten“ und noch mehr von dem Roman „Soll und Haben“ an galt Freytag, wie Adolf Stern zutreffend bemerkt, „einem großen Lebenskreise und einem bestimmten Literaturkreise als der Bahnbrecher und zugleich als das Haupt einer realistischen Schule. Und dieser Realismus fiel, wenn auch nicht durchaus, so doch in der Hauptsache mit der liebevollen Beobachtung und Verkörperung bürgerlicher Zustände und Menschen zusammen.“ Wie „Soll und Haben“ den Kaufmannsstand zum Mittelpunkte hatte, so die „Verlorene Handschrift“ (1864) den Gelehrtenstand. Zu Freytags vorzüglichsten Werken gehören die auf gründlichen historischen Kenntnissen fußenden, überaus anschaulichen und farbenreichen „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ (4 Bände, 1859—1862). Von seinen übrigen Werken sei nur noch die große Romanfolge „Die Ahnen“ (6 Bände, 1872—1880) erwähnt, welche die Entwickelung eines deutschen Geschlechts von den Tagen der Völkerwanderung bis zur jüngsten Vergangenheit verkörpert.

Gustav Freytag.

Ein weiterer Meister in der Wiedergabe des wirklichen Lebens, ein feiner Beobachter der kleinsten Züge in den Vorgängen und Charakteren, insofern diesen eine wesentliche Bedeutung zukommt, war Gottfried Keller (geb. 1819 in Zürich, gest. 1890). Sein „Grüner Heinrich“ (1854) ist ein Meisterwerk des psychologischen Romans; er schildert in ihm mit seltener Naturtreue die Entwicklung eines Künstlers mit all den Schwierigkeiten und Verirrungen, denen ein schwärmerischer unpraktischer Idealist ausgesetzt ist. Seine Novellensammlung „Die Leute von Seldwyla“ (1856), „Romeo und und Julia auf dem Dorfe“, die „sieben Legenden“, dann das „Sinngedicht“ (1881), die „Zürcher Novellen“ zeigen den „Shakespeare der Novelle“ in seiner ganzen Reife und Vollendung. Dem Realismus gehört ferner die starke und tiefe Dichterkraft Otto Ludwig's (1813—1865) an, dessen

hervorragendste Werke die Tragödien „Der Erbförster" und „Die Makkabäer", sowie die Novellen „Zwischen Himmel und Erde" die „Heitherethei" sind; ebenso der kernige Schwabe Hermann Kurz (1813—1873) mit seinen trefflichen kulturhistorischen Romanen „Schillers Heimathsjahre" und „Der Sonnenwirth", und Friedr. W. Hackländer (1816—1877), in dessen zahlreichen Romanen und Erzählungen sich indeß der Realismus vielfach zu äußerlicher Genrebarstellung verflüchtigt. Auch einiger Frauen müssen wir hier gedenken. Der geistlichen Dichtung wandten sich zu Agnes Franz, Luise Hensel, Cäcilie Zeller, Gräfin Egloffstein und Fürstin Reuß; berühmte Liebeslieder schrieb die Oesterreicherin Betty Paoli. Begründerin des Salon- und Reiseromans war die Gräfin Ida Hahn-Hahn, deren Romane alle in den vornehmen Gesellschaftskreisen spielen und sich durch süßlich sinnliche Darstellung auszeichnen. Ihr gegenüber stand Fanny Lewald in ihren, sich durch Gedankenreichthum und sittlichen Ernst auszeichnenden Romanen „Diogena", „Jenny, „Die Familie Darner" u. s. w. Historische Romane in allzu großer Menge lieferten die Wienerin Karoline Pichler und die Berlinerin Luise Mühlbach. Luise v. François schuf in „Die letzte Reckenburgerin" ein dauerndes kulturhistorisches Gemälde. Den christlichen Roman endlich vertrat Marie Nathusius („Tagebuch eines armen Fräulein"), die Westfälin Ferdinande von Brackel und die brave Schwäbin Ottilie Wildermuth, die in ihren „Schwäbischen Pfarrhäusern" lebenstreue Kulturbilder ihrer Zeit gab. Außerdem war sie eine vortreffliche gesunde Erzieherin für die Jugend; auf diesem bis dahin sehr vernachlässigten Gebiet hat die Wildermuth bahnbrechend im guten Sinne gewirkt. Eine ebenbürtige Nachfolgerin erstand ihr in der bis heute wirkenden Schweizerin Johanna Spyri („Heidi", „Gritli's Kinder", „Onkel Titus", „Einer vom Hause Lesa" u. a. m.).

Gottfried Keller.

Der gleiche Drang, mit künstlerischem Sinne sich ganz in das zu versenken, was das Leben bietet, liegt der Entstehung der „Dorfgeschichte" zu Grunde, deren hervorragendster Pfleger Berthold Auerbach (1812—1882) wurde. In den anspruchslosen Verhältnissen des Volkes, in dessen Gesundheit und Ursprünglichkeit glaubte Auerbach einen Stoff zu finden, dem jene Harmonie in der künstlerischen Darstellung, die Goethe forderte, im höheren Maße entspricht, wie dem Leben der gebildeten Stände. Seine „Schwarzwälder Dorfgeschichten" — „Barfüßele" (1850), „Neues Leben", „Josef im Schnee", „Edelweiß" — bringen uns die Bewohner des Schwarzwaldes mit künstlerischer Anschauung vor die Seele und wurden mit wahrer Begeisterung aufgenommen. In den großen Romanen

„Auf der Höhe", „Das Landhaus am Rhein", hat er dann diese ihm bestvertraute Welt jener der höheren Kreise gegenübergestellt. Bemerkenswerthes auf dem Gebiete der Dorfgeschichte leisteten ferner Melchior Meyer, L. Steub, H. v. Schmid, L. Ganghofer und viele Andere.

Johanna Spyri.

Mit der Phantasie eines Malers schilderte Adalbert Stifter (1805—1868) in seinen „Studien" und „Bunte Steine" die Naturdinge und Vorgänge. Und vorübergehend erwarben sich einen weiten Leserkreis Willibald Alexis (Wilh. Heinr. Häring) mit seinen spezifisch preußischen Erzählungen („Der Roland von Berlin", „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" u. a.), Salomon Mosenthal mit seinem ergreifenden Volksschauspiel „Deborah", Alb. Emil Brachvogel mit seinem Trauerspiel „Narciß", und Franz Nissel mit dem trefflichen Trauerspiel „Heinrich der Löwe."

Von entscheidendem Einfluß auf die Dichtung nach der Mitte des Jahrhunderts wurde der neue Geist, der sich in den Wissenschaften geltend machte: die Zeit der großen philosophischen Ideengebäude war zunächst vorüber, die Sinnenwelt und ihre Erscheinungen traten in den Vordergrund des Interesses. Was Friedrich von Sallet (1812—1843) in seinem „Laienevangelium" unternommen, wissenschaftliche Erkenntniß und Dichtung zu durchdringen, führte Wilhelm Jordan (geb. 1819) in seiner groß angelegten Dichtung „Demiurgos, ein Mysterium" (1852—54) durch; er verkündete darin prophetisch die Weltanschauung Darwins, und als diese wissenschaftlich begründet vorlag, brachte er sie noch klarer in seinem Heldenepos „Nibelungen" und seinen Romanen „Die Sebalds" und „Zwei Wiegen" (1887) zur Darstellung.

Berthold Auerbach.

Der Gedankenschwere Jordans gegenüber steht der flotte, fröhliche Ton, den Joseph Viktor Scheffel (1826—86) fast gleichzeitig in seinem „Trompeter von Säckingen" (1854) anschlug. Die harmlos lustige Stimmung, von der diese Schilderung der Schicksale des treuherzigen deutschen Trompeters, der durch die päpstliche Gunst sein Edelfräulein erhält, beherrscht wird, erwarb dem Dichter rasch einen großen Leserkreis, der sich schon ein Jahr später durch den Roman „Ekkehard, eine Geschichte des

zehnten Jahrhundert", der auf dem Grunde einer großen Gelehrsamkeit in ansprechender Weise ein Kulturbild dieser Zeit entwirft, noch erweiterte. Auch in dem Liederbuche „Gaudeamus" (1867) und in den „Bergpsalmen" (1870) macht sich ein heiter-burschikoser Humor geltend, neben dem eine erstaunliche Gewalt über die Sprache und eine gemüthvolle und geistreiche Schilderungskunst einhergeht.

L. Ganghofer.

Mit dem Beginn der sechziger Jahre zeigte sich eine weitere literarische Bewegung; ihr kam es vor allen Dingen auf die Lösung künstlerischer Aufgaben an, und so rang sie nach der vollkommensten dichterischen Darstellungsweise. Vorgearbeitet hatte dieser Richtung die wissenschaftliche Behandlung der Aesthetik, an der Hotho (Vorstudien für Leben und Kunst 1835), Weiße (System der Aesthetik), Friedrich Theodor Vischer mit seiner „Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen" (1846—55), Moritz Carrière „Aesthetik" (1859) und „Die Kunst im Zusammenhange der Kulturentwickelung und die Ideale der Menschheit" (1863—73) theilgenommen haben. Die Frage nach der vollkommensten Form des Romans und der Novelle beschäftigte nunmehr die Geister, und unter ihrem Einflusse standen auch die Dichter. Die litterarischen Kämpfe und Bestrebungen, die sich in dieser Zeit abzuspielen begannen, dauern bis in die Gegenwart fort.

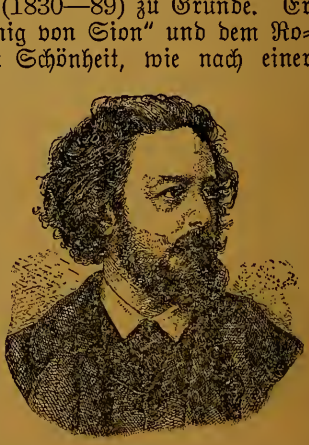
Die ersten Erscheinungen dieser, an die technische Vollendung der einzelnen Kunstformen strenge Ansprüche stellenden Richtung waren die Romane und Novellen Spielhagens und Heyses. Friedrich Spielhagen (geb. 1829) hat zwar das lebhafteste Bedürfniß, sich mit allen Fragen und Ideen der Zeit auseinanderzusetzen, allein höher als dies stehen ihm die Forderungen der Kunst, und so ringt er in allen seinen Leistungen nach innerer Harmonie, nach organischer Gliederung. So in „Problematische Naturen" (1860), „Durch Nacht zum Licht" (1861), „In Reih und Glied", „Hammer und Amboß" und ganz besonders in „Sturmfluth" (1877), „Plattland" (1879), „Uhlenhaus" (1884), „Ein neuer „Pharao" (1889), „Sonntagskind" (1893). In noch höherem Grade als auf Spielhagen ist das Gesagte auf Paul Heyse (geb. 1830) anwendbar. Er hat die Form der Novelle zu ihrer reifsten Entwicklung gebracht und ist Meister in der kunst-

J. V. Scheffel.

vollen Verkettung von seelischen Vorgängen und Beziehungen. Er ist der formvollendete Dichter der Schönheit und Liebe. Neben seinen Novellen, von denen ein großer Theil in Italien spielt, schuf „der Erbe Goethes", wie man ihn nicht ganz unzutreffend genannt hat, farbenprächtige lyrische Dichtungen, mehrere große Romane („Kinder der Welt", „Im Paradies", „Merlin") und eine Reihe dramatischer Werke, unter denen „Hans Lange" in erster Reihe steht, obschon sie lange nicht an seine Novellen heranreichen.

Fr. Spielhagen.

In ähnlichen Bahnen bewegen sich Hermann Grimm (geb. 1828) in seinem Roman „Unüberwindliche Mächte" (1867), und Adolf Wilbrandt (geb. 1837), der auch als Literarhistoriker hervorgetreten ist, und dem wir eine lange Reihe geistvoller und glänzend geschriebener Novellen und Romane verdanken. Unter seinen dramatischen Schöpfungen seien das anmuthige Lustspiel „Die Maler", das historische Drama „Der Graf v. Hammerstein", die Römertragödie „Arria und Messalina" und das tiefsinnige Ideendrama „Der Meister von Palmyra" erwähnt. Einen Höhepunkt erreicht das Streben nach Formenschönheit bei dem Schweizer Konrad Ferdinand Meyer (1825 bis 1898) in seinen Romanen „Jürg Jenatsch", „Die Versuchung des Pescara", „Angela Borgia", sowie seinen Balladen und Gedichten („Huttens letzte Tage" 1872). Verwandte Gesichtspunkte liegen auch den Dichtungen des Oesterreichers Robert Hamerling (1830—89) zu Grunde. Er strebt in seinem „Ahasver in Rom", „Der König von Sion" und dem Roman „Aspasia" nach Vollendung der formellen Schönheit, wie nach einer tiefen Auffassung des Weltzusammenhanges. Die gelehrte Kultur ziehen mit in ihr Schaffen Hermann Lingg (geb. 1820) in seinem Epos „Die Völkerwanderung", Felix Dahn (geb. 1834) in seinem groß angelegten Kulturgemälde „Der Kampf um Rom" und „Odhins Trost", Georg Ebers (1837—98) in seinen ägyptischen Romanen „Königstochter", „Uarda" u. s. w., ferner Ernst Eckstein und George Taylor (Adolf Hausrath). Ganz im wirklichen Leben wurzelt mit seinem Empfinden und Denken der aus Galizien stammende Leopold von Sacher-Masoch (1836—75), der sich aber nach seinem „Vermächtniß Kains" der sensationslüsternen Vielschreiberei hingab. Dem gebildeten, aber wenig in die Tiefen der Dinge dringenden Geschmack kommt entgegen Julius Wolff (geb. 1834), in



Paul Heyse.

„Wilder Jäger", „Tannhäuser", und Rudolf Baumbach in „Zlatorog" und „Lieder eines fahrenden Gesellen", sowie der katholische Westfale Friedr. Wilh. Weber in seinem geschichtlichen Epos „Dreizehnlinden" (1878). Aus der Kunstanschauung der Romantik ist die Dichtung des Holsteiners Theodor Storm (1817—88) erwachsen, der ein Meister in der Zeichnung von Stimmungsbildern ist („Immensee", „Aquis submersus", „Schimmelreiter"). Seiner ganzen Anlage nach verwandt mit Storm ist Wilhelm Jensen (geb. 1837), der Verfasser der Romane „Um den Kaiserstuhl", „Nirwana", „Am Ausgang des Reichs" u. s. w. Im Kreise stiller, idyllischer Leiden und Freuden bewegt sich der Humorist Wilh. Raabe (geb. 1831), Verfasser des „Hungerpastor", Hans Hoffmann (geb. 1848) in seinem Roman „Iwan der Schreckliche und sein Hund", ferner der Satiriker Fritz Mauthner (geb. 1849), der Humorist Friedr. Theo. Vischer (1807—87) in seinem Roman „Auch Einer". Des letzteren Bedeutung liegt freilich auf dem Gebiet der Aesthetik; Perlen der Literatur sind seine „Kritische Gänge" und „Altes und Neues". Bei Vischer zeigt sich der Umschwung in der deutschen Geisteskultur während der letzten Jahrzehnte. Man will nicht mehr streng Hegel'sche Folgerichtigkeit der Gedanken, sondern leichtfaßliche Darstellungsweise und temperamentvolles Anfassen der Dinge. Daher auch der zeitweise Erfolg von Eduard von Hartmanns „Philosophie des Unbewußten" (s. unten), und in der Literaturgeschichtschreibung das Vorherrschen der Anschauungsweise Wilhelm Scherers (1841—86), der in seiner „Geschichte der deutschen Literatur" sich rein auf die Gruppierung des Thatsächlichen beschränkt, während noch Julian Schmidt, Gervinus u. a. nach den Ursachen der literarischen Erscheinung suchten.

K. F. Meyer.

Robert Hamerling.

Georg Ebers.

Auf lyrischem Gebiet verdienen unter der Menge von Dichtern hervorgehoben zu werden Rudolf Gottschall (geb. 1823), Julius Grosse (geb. 1828), und besonders Adolf Friedrich Graf Schack (1815

bis 94), ebenso Heinrich Leuthold (1827—79), der Schweizer Dranmor (Ferd. Schmidt 1823—88) und Arthur Fitger (geb. 1840), die letzteren drei einer düsteren Weltanschauung huldigend, wie sie bei so Vielen der 70er und 80er Jahre gefunden wird. Aus einem zarten Gemüth heraus sind die Dichtungen Martin Greifs (geb. 1839) geboren, dem Lieder von echt Goethescher Einfachheit und Natürlichkeit gelungen sind. Auch der Süddeutsche Johann Georg Fischer (1816—97) verdient Erwähnung, sowie der Kulturnovellist Riehl. Eine echt norddeutsche Dichternatur von herber Schönheit ist Theodor Fontane (1819—98), in dem das preußische Leben und die norddeutsche Natur einen klassischen Darsteller gefunden; wir erwähnen seine „Balladen" und seine Romane „Adultera", „Irrungen-Wirrungen", „Stine", „Stechlin".

Theodor Storm.

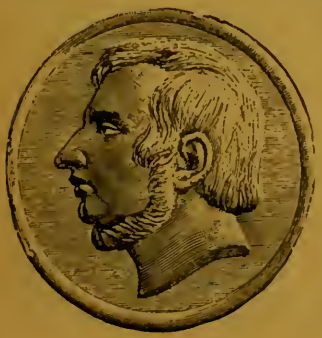
Die große Zeit von 1870/71 rief eine eigentliche Kriegspoesie in allen deutschen Ländern und zwar sowohl Kunstlyrik wie Volkslyrik hervor. Die poetische Führung der deutschen Heere übernahm die „Wacht am Rhein", die zu dem eigentlichen Kriegsliede und dem ständigen Gesange der Marschkolonnen und Lagerbivaks, wie der Siegesfeiern in der Heimath wurde. Der Dichter des deutschen Nationalliedes ist Max Schneckenburger (geboren am 17. Februar 1819 zu Thalheim in Württemberg, gestorben am 3. Mai 1849 zu Burgdorf bei Bern.) Schneckenberger hat die „Wacht am Rhein" bereits im Jahre 1840 gedichtet, als von Frankreich aus dem linken Rheinufer Gefahr drohte. Sie wurde mehrfach in Musik gesetzt; die seitdem allbekannt gewordene Weise von Karl Wilhelm wurde erst fünf Jahre nach dem Tode des Dichters komponiert. Wilhelm ist geboren am 5. September 1815 zu Schmalkalden, war von 1840 bis 1865 Musiklehrer in Crefeld; er starb am 26. August 1873 in Schmalkalden. Die von ihm verfaßte Weise entstand am 10. März 1854 und wurde von Wilhelm Greef in Mörs sofort in seine „Männerlieder für Freunde des mehrstimmigen Männergesanges" aufgenommen, wodurch sie rasch bekannt wurde. Die Begeisterung des geeinten deutschen Volkes, die sich gleich beim Auszuge in den Krieg der „Wacht am Rhein" als Ausdruck glühender Vater-

Wilhelm Jensen.

landsliebe bemächtigte, verlieh dann Lied und Melodie ihre unvergängliche geschichtliche Bedeutung. In Bezug auf literarischen und dichterischen Werth steht Ferdinand Freiligrath (s. Bd. I, S. 289), in erster Linie mit seinem machtvollen Hymnus „Hurrah Germania" und seiner „Trompete von Vionville". Dann folgen die bereits oben erwähnten Geibel'schen Kriegs- und Siegeslieder, von denen R. v. Gottschall sagt: „Ein so melodisch gestimmtes Geläute der Vers- und Reimglocken, wie in Geibels Siegeshymne nach der Schlacht von Sedan, hat die Lyrik von 1813 nicht aufzuweisen. Es herrscht in diesen Gedichten der Ton der Psalmen und religiösen Hymnen, aber ohne mystischen Ueberschwang." Des weiteren ließen damals Kriegslieder erschallen: Emil Rittershaus, Albert Träger, Oskar v. Redwitz, Müller von Königswinter, Hermann Grieben, Rudolf v. Gottschall, Karl Gerock, Julius Grosse, Julius Wolff und J. Lingg. Unter den Liedern im Volkston verdienen wohl den Preis das „Soldatenlied" („König Wilhelm saß ganz heiter") von Dr. W. Kreusler, und das lustige Chassepotlied von Rudolf Löwenstein und das volksthümliche „Kutschkelied".

Theodor Fontane.

Ein echter Dramatiker von bewundernswerther Treffsicherheit in der Charakteristik und der Fähigkeit, Vorgänge in lebensvoller Entwicklung darzustellen, ist der Oesterreicher Ludwig Anzengruber (1839—89). Seine Dramen wurzeln in dem Geistesleben des österreichischen Bauern- und Mittelstandes in den siebziger Jahren. Namentlich das Streben nach einer freisinnigen Auffassung religiöser Vorstellungen und die Kämpfe, welche das Bauerngemüth durch solche Ziele zu bestehen hatte, verstand er darzustellen, z. B. im „Pfarrer von Kirchfeld" (1870), in den „Kreuzelschreibern" (1872). Wie tief er aus der Bauernseele heraus die Motive holen konnte, das zeigte er im „Meineidbauer" (1872), „G'wissenswurm" (1874) und im „Fleck auf der Ehr" (1888). Niederösterreich besitzt ferner in Joseph Mission (geb. 1803) einen Epiker, der in seiner, leider unvollendet gebliebenen poetischen Erzählung „Da Naz, a niederösterreichischer Bauernbui, geht in d' Fremd" (1850) Gemüth, Vorstellungs- und Handlungsweise seines Volkes in unvergleichlicher Weise zum Ausdruck gebracht hat. Das Gleiche ist bis zu einem hohen Grade dem Steiermärker P. K. Rosegger (geb. 1843) mit seinen Landsgenossen in einer Reihe von



Max Schneckenburger.

Prosawerken gelungen, die aus einem sinnigen Gemüthe, einem wackeren Charakter und einer behaglichen Erzählungsgabe geboren sind; auch der Badenser Hansjacob ist hier zu erwähnen. Die volksmäßige Dichtung, die meist auch als Dialektpoesie innig die Ausdrucksform und Anschauungsweise des Volkes wiederzugeben sucht, hat in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts schöne Blüthen getrieben. Franz von Kobell (1803—82) und sein Schüler Karl Stieler (1842—85) haben im oberbayerischen Dialekt kostbare Perlen der Volksdichtung geliefert. Franz Stelzhammer (1807—74) hat in österreichischer Mundart Dichtungen geschaffen, die von solcher Natürlichkeit sind, daß sie wie aus dem Stegreif des Volkes heraus erwachsen scheinen. Von warmer Empfindung eingegeben, aber von einer viel geringeren Kraft und Ursprünglichkeit ist die Mundartdichtung des Wieners J. G. Seidl (1804—75). Der schlesische Dialekt hat in Karl von Holtei (1798—1880), einen Dichter von naiver, humorvoller Ausdrucksweise gefunden. Ferner sind hier zu nennen der Frankfurter Fr. Stoltze, der Oesterreicher Frhr. v. Klesheim. Die norddeutsche Mundart pflegten Klaus Groth (geb. 1819) und Fritz Reuter (1810—74). Groth, der Sänger des „Quickborn" (1852), schafft zwar wie der aus dem Volksleben herausgewachsene Gebildete; aber die Liebe zu der Heimath, das Streben, seiner Mundart Geltung zu verschaffen, ersetzen reichlich bei ihm, was ihm an Ursprünglichkeit abgeht. Ganz aus der Volksseele heraus, aus intimstem Denken und Fühlen stammen Fritz Reuters Dichtungen. Dabei ist er ein Charakterzeichner ersten Ranges. Sogleich die erste Gedichtsammlung Reuters: „Läuschen un Rimels" (1853) gewann ihm einen großen Kreis von Verehrern. Am besten zeigt sich sein glänzendes Erzählertalent, wenn er die eigenen Erlebnisse in die Darstellung verwebt, wie in „Ut mine Festungstid" (1862) und „Ut mine Stromtid" (1863—64). In anschaulicher Weise schildert er die Gemüthsstimmung vor den Ereignissen im Jahre 1812. Es ist der Drang nach den Urquellen der Poesie, der sich in dem reichen Beifall ausspricht, den Dichtungen wie die Anzengrubers, Roseggers, Groths und Reuters in fast allen Kreisen gefunden haben. Man glaubte im einfachen Volksgemüth das wieder zu finden, wovon man sich in der hochentwickelten Kunstdichtung der Heyses, Meyers, Hamerlings entfernt hatte. Gleichzeitig mit dieser Strömung ging eine

Karl Wilhelm.

Ludwig Anzengruber.

andere, die auf höhere künstlerische Forderungen verzichtete, und die ihre Befriedigung im liebenswürdigen Witz, in flotter, wenn auch wenig tiefer Darstellung suchte. Diese Richtung fand ihr Feld besonders in dem leicht hingeworfenen Feuilleton und in dem geschickt gebauten, sensationell-spannenden Drama, für welch letztere Geschmacksrichtung Paul Lindau (geb. 1839), Oskar Blumenthal (geb. 1852), Hugo Bubliner (geb. 1846), Adolf l'Arronge (geb. 1838), Franz von Schönthan (geb. 1849), Gustav v. Moser (geb. 1825), Ernst Wichert (geb. 1831) u. a. sorgten. Besonders erfolgreich war und ist Ernst v. Wildenbruch (geb. 1845), der sich als Dramatiker sowohl („Die Karolinger", „Der Mennonit", „Die Quitzows", „Die Haubenlerche") sowie durch seine Novellen, Romane und seine lyrischen und epischen Gedichte einen Namen gemacht hat.

P. K. Rosegger.

In den achtziger Jahren setzte sich in der jüngeren Dichtergeneration die Ueberzeugung fest, daß auf den Wegen, welche die Poesie bis dahin eingeschlagen hatte, weitere Früchte nicht mehr zu holen seien. Sie wollten nicht ferner Kunstaufgaben lösen, welche durch die Anschauungsweise Herders, Goethes und der Romantiker gestellt waren. Das Leben und die Ideenkreise hatten sich ja seit jener Zeit wesentlich geändert: die naturwissenschaftlichen Entdeckungen hatten dazu geführt, die Vorgänge der Außenwelt und ihr Verhältniß zum Menschen in einer neuen Beleuchtung zu sehen, und die technischen Erfindungen hatten die Lebensführung und die Beziehungen der einzelnen Volksklassen geändert. Solchem Umschwung in der ganzen Kultur gegenüber verlangte das neue Leben, wie man sagte, eine neue Dichtung. Voran schritten 1882 die Brüder Heinrich und Julius Hart mit ihren „kritischen Waffengängen", in denen sie gegen das Ueberlieferte, das Ueberlebte eine scharfe Sprache führten. Georg Conrad gründete im Jahre 1885 in München die „Gesellschaft", eine „realistische Monatsschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben", die von denselben Zielen geleitet wurde, und Karl Bleibtreu ertheilte in seiner „Revolution der Literatur" allem Hergebrachten eine kräftige Absage. Viel Unreifes wurde nun zu Tage gefördert, in diesem Kampfe für das Natürliche gegen alles Gekünstelte. Doch gab es auch einige erfreuliche Gaben, so die trefflichen lyrischen Arbeiten Detlev v. Liliencron (geb. 1844),

Klaus Groth.

der in seinen „Adjutantenritten" und andern Sachen sich als einer der hervorragendsten, originellsten und markantesten unter den Dichtern der Gegenwart bewährt; dann Otto Julius Bierbaum, Gustav Falke, Karl Busse, Richard Dehmel, Ludwig Jakobowski. Gegenüber dem Idealismus, der oft den Geist zu hoch stellte und vergaß, daß allem Geistigen die Sinnlichkeit zu Grunde liegt, bildete sich eine naturalistische Gegenströmung, die in der Sinnlichkeit schwelgte und in jeder Lebensäußerung nur nach den rohen thierischen Trieben suchte. Wahre Orgien auf diesem Gebiete feierte Hermann Bahr (geb. 1863) in seinen Erzählungen „Die gute Schule" (1890) und „Dora" (1893). Auch Cäsar Flaischlen sucht in seinem Drama „Toni Stürmer" (1892) den Idealismus der Liebe als widerspruchsvoll darzustellen und zu zeigen, daß nur natürliche Leidenschaft die Geschlechter zusammenführt. Die soziale Bewegung wirft ihre Wellen auch in die Dichtung. An den bestehenden gesellschaftlichen Zuständen, an den herrschenden Moralanschauungen wird eine scharfe Kritik geübt in Werken wie „Schlechte Gesellschaft" (1886) von Karl Bleibtreu, „Die heilige Ehe" von Hans Land und Felix Holländer und in Max Kretzers „Die Betrogenen" (1882) und „Die Bergpredigt" (1889). Otto Erich Hartleben (geb. 1864) zeigt in seinen Dramen „Hanna Jagert" (1893), „Erziehung zur Ehe" (1894) und „Sittliche Forderung" (1897) die Selbstauflösung gesellschaftlicher Ideen und schildert in seinen novellistischen Skizzen mit großer satirischer Kraft menschliche Schwächen. Als Lyriker ist ihm eine schöne Plastik des Ausdrucks und eine einfache, geschmackvolle Natürlichkeit eigen.

Fritz Reuter.

Dem Streben nach vollkommener Befreiung des Individuums, das in Max Stirner einen Philosophen gefunden hat, giebt John Henry Mackay (geb. 1864) in seinem Kulturgemälde „Die Anarchisten" (1891), in Erzählungen wie „Die Menschen der Ehe" (1892) und in seinen das Ideal persönlicher Unabhängigkeit über alles stellenden Gedichten (gesammelt erschienen 1898) Ausdruck.

Ernst von Wildenbruch.

Ganz besonders aber behandelt das Aneinanderprallen der Sittlichkeitsbegriffe verschiedener Stände Hermann Sudermann (geb. 1857), der seinen ersten glänzenden Erfolg mit dem naturalistischen Schauspiel „Die Ehre" errang, das über alle Bühnen ging und ihn mit einem Schlage zum berühmten Manne machte. Diesem ersten dramatischen Werke hat der Dichter seither folgen lassen: „So-

doms Ende", „Heimath", „Schmetterlingsschlacht", „Morituri", „Das Glück im Winkel", „Johannes", „Die drei Reiherfedern" und „Johannisfeuer". Auch als Erzähltalent ersten Ranges zeigt sich Sudermann in seinen Romanen und Novellen, („Frau Sorge", „Die Geschwister", „Der Katzensteg", „Es war" u. s. w.) Der Einfluß der modernen naturwissenschaftlichen Weltanschauung auf die menschliche Seele veranschaulicht Wilhelm Bölsche (geb. 1861) in seinem Roman „Mittagsgöttin" (1891). Die jüngste Dramatik strebt dadurch nach Naturwahrheit, daß sie die Entwickelung der Vorgänge in der Dichtung nicht nach höheren, künstlerischen Gesetzen vor sich gehen läßt, sondern eine photographisch-treue Abbildung der Wirklichkeit sucht. Auf diesem Wege voran gingen Johannes Schlaf und Arno Holz mit Dramen („Meister Oelze" und die „Familie Selicke"), in denen die Naturwahrheit bis zum bloßen Abschreiben äußerer Vorfälle übertrieben wird. Ihnen folgte Gerhart Hauptmann (geb 1862), der in seinen Erstlingswerken „Vor Sonnenaufgang" (1889) und „Das Friedensfest" (1890) noch ganz in diesem Stile schuf, sich aber, unter dem Einfluß des unten erwähnten Norwegers Ibsen, in den „Einsame Menschen" (1891) zur Schilderung bedeutsamer seelischer Konflikte und zu geschlossener dramatischer Komposition erhob. In seinem „Kollegen Crampton" (1892) hat er dann ein ebenso naturwahres, wie kunstvolles Charaktergemälde geliefert. In „Hannele" und der „versunkenen Glocke" wird sein Stil bei aller Naturtreue idealistisch und romantisch. In den „Webern" (1892), die ihm den ersehnten Erfolg brachten, wird die Wirklichkeitsdarstellung zu einer vollständigen Auflösung aller dramatischen Form, und sein „Fuhrmann Henschel" und „Michael Kramer" läßt ihn bei aller geradezu peinigenden Wirkung doch als einen Meister naturhistorischer Kleinmalerei erkennen. Unter den übrigen Dramatikern der neuesten Zeit seien Ludwig Fulda, Max Halbe („Jugend"), Hans Rosenhofen, Arthur Schnitzler, Max Dreyer und Georg Hirschfield hervorgehoben.

Detlev von Liliencron.

Ludwig Jakobowski.

Aus der schier endlosen Reihe deutscher Lyriker und Epiker, wie der neuzeitlichen Novellisten und Romanschriftsteller sind zur Kennzeichnung der hauptsächlichsten Richtungen noch anzuführen: die hoch-

begabte Oeſterreicherin Marie v. Ebner-Eſchenbach, die als die vorzüglichſte unter den lebenden deutſchen Dichterinnen gelten darf. Ihre „Dorf und Schloßgeſchichten“ und die Novellen „Das Gemeindekind“ und „Lotti, die Uhrmacherin“ ſind wahre Kabinettsſtücke. Ferner ihre Landsmännin Bertha von Suttner, die muthige Vorkämpferin für den Weltfrieden („Die Waffen nieder“, „Marthas Kinder“), Emil Marriot (Emilie Mataja), Oſſip Schubin (Lola Kirſchner), die Sittenſchilderin der öſterreichiſchen Ariſtokratie. Ueberhaupt betheiligt ſich die Frauenwelt ſehr ſtark an dem ſchriftſtelleriſchen Schaffen der Gegenwart. Der Kampf gegen Vorurtheile und für Gleichberechtigung des weiblichen Geſchlechtes wird ſo geführt von Schriftſtellerinnen wie Helene Böhlau („Rangierbahnhof“, „Halbthier“), Ida Boy Ed, die lange nicht genug gewürdigte Louiſe Weſtkirch in ihren Arbeiterromanen (das Ringen der Lohnarbeiter um eine verbeſſerte Exiſtenz), Hedwig Dohm, neuerdings auch von Valeſca Bethuſy-Huc (Glückimwald“, Kampf der Induſtrie gegen die Vorurtheile des feudalen Grundbeſitzes), Frida v. Bülow, Gabriele Reuter. Auf dem Gebiet des Romans und der Novelle ohne entſchieden ausgeſprochene Tendenz ſchaffen im Geiſte der ſo überaus beliebten*) Marlitt Frauen wie Wilhelmine von Hillern („Die Geierwally“), Marie Janitſchek, Sophie Junghans, E. Bely, Ilſe Frapan, Hermine Villinger Johanna Niemann, Nataly v. Eſchſtruth, E. Werner, W. Heimburg, A. v. d. Elbe u. a. m. Als Lyriker verdienen Erwähnung Alberta von Puttkamer, Karl Henckell, Iſolde Kurz, Anna Ritter, und vor Allen Carmen Sylva, Rumäniens Königin, die uns neben ihren Dichtungen

Hermann Sudermann.

Gerh. Hauptmann.

*) Marlitt, der „Trumpf der Gartenlaube“, hat allerdings einen Erfolg gehabt, wie er ſelten einer Schriftſtellerin beſchieden iſt, allein ihre Schriften bedeuten keineswegs ein Ruhmesblatt in der Geſchichte der deutſchen Frauenliteratur. Gleich der Birch-Pfeiffer, verſtand ſie es, ihr Publikum mit den ſeichteſten Mitteln zu bethören. Durch rührſelige Sentimentalität getäuſcht, überſieht man nur zu leicht, daß „ihre Geſtalten durchweg Schurken, Nullen und Närrinnen ſind, daß ihre Helden und Heldinnen nichts Menſchliches an ſich haben, ſondern entweder hartgeſottene Teufel oder zuckerſüße Engel ſind und daß die Handlung all ihrer Romane ſich immer um dieſelbe Achſe dreht: das Zuſammenſchmelzen urſprünglich einander abgeneigter Naturen durch die Gewalt der Liebe.“

(„Meine Ruh“ u. a.) musterhafte metrische Uebersetzungen rumänischer Gedichte gegeben hat; dann auch die Wienerin Ada Christen, die Schweizerin Ricarda Huch, die norddeutsche Volksdichterin Johanna Ambrosius, die sächsische Volksdichterin Grete Baldauf, die Deutsch-Amerikanerin Dorothea Böttcher.

Marie v. Ebner-Eschenbach.

Bei der Jahrhundertwende ist glücklicherweise der einseitige Naturalismus mit seinem Religion und Moral schädigenden Einfluß bereits ein überwundener Standpunkt, und es beginnt sich aus ihm zunächst wieder eine Neuromantik zu entwickeln, wie man ja im Grunde die ganze Literaturgeschichte des 19. Jahrhundert als einen steten Kampf zwischen Realisten und Romantikern bezeichnen kann.

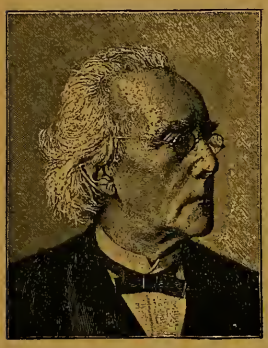
Königin Elisabeth von Rumänien. (Carmen Sylva).

* * *

Neben der schönen Literatur, die wir im Vorstehenden kurz zu skizzieren versuchten, nahm, unter den großartigen Zeitereignissen des Jahrhunderts, die Geschichtschreibung einen bedeutenden Aufschwung und war eifrig bestrebt, auf Grund der Erfahrungen und Erlebnisse der Gegenwart das Völkerleben aller Jahrhunderte in seiner Gesammtheit zu durchdringen. Deutschland hat im Laufe des Jahrhunderts das höchste geleistet in der historischen Kritik und in der Weltgeschichte. Mit den Befreiungskriegen begann die Entfaltung der modernen deutschen Geschichtschreibung, deren erste Ansätze mit dem Auftreten der romantischen Schule in Verbindung standen und auf Joh. von Müller und Herder zurückzuführen sind. Epochemachend wirkte dann die „Römische Geschichte“ von B. G. Niebuhr, welche die für die historische Kritik maßgebenden Grundsätze aufstellte. Unter den Geschichtschreibern, die ihre Kraft der Geschichte und Literatur des Alterthums widmeten, sind ferner hervorzuheben J. Gustav Droysen, Max Duncker, Theodor Momm-

J. G. Droysen.

sen und E. Curtius. Der Begründer einer viele hervorragende Namen zählenden historischen Schule, die seinen Namen trägt, war Leopold v. Ranke, der die Beherrschung des Materials mit geistreicher Auffassung und künstlerischer Darstellung verband und eine große universalhistorische Auffassung bekundete. Der Rankeschen Schule gehören unter anderen an: G. Waitz, W. v. Giesebrecht, H. v. Sybel, W. Maurenbrecher, A. Schmidt und W. Wattenbach, sowie die Kirchenhistoriker Neander, Hagenbach, Schaff, Kurtz, Kahnis, Ebrard, Nippold, Hausrath, Köstlin, Sohm u. a. Das Haupt der Heidelberger Schule war F. Ch. Schlosser, dessen Verdienst vor allem die Verbindung der Literatur- und Kulturgeschichte mit der politischen ist. Noch bedeutender sind seine Schüler G. G. Gervinus, der als erster die deutsche Literaturgeschichte in großem Maßstabe und im Zusammenhang mit der allgemeinen Entwickelung der Nation darstellte, und L. Häusser, dessen „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zum Wiener Kongreß" eine nationale und wissenschaftliche That zugleich war, sowie Gervinus' Freund und Gesinnungsgenosse Friedr. Chr. Dahlmann, der nicht nur treffliche Geschichten der englischen und französischen Revolution schrieb, sondern auch, wie wir in Bd. I sahen, eine sehr wichtige und einflußreiche Rolle in der nationalen Bewegung von 1848 und in der Frankfurter Nationalversammlung spielte. Ein Schüler Häussers ist Wilhelm Oncken, der Herausgeber der großen „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen". Für die Neugestaltung Deutschlands unter Preußens Führung trat mit leidenschaftlichem Eifer und nicht ohne Einseitigkeit Heinrich v. Treitschke in die Schranken, neben dem wir noch Dümmler, Dahn, Arneth, Delbrück, Koser, Lehmann, Haym nennen. Den katholischen Standpunkt vertreten besonders F. Hurter, Gfrörer, O. Klopp, Janssen und Pastor. Für weitere Kreise und die Schule sind außer Webers „Weltgeschichte" namentlich die von Becker (fortgeführt von W. Müller), ferner die Arbeiten über deutsche Geschichte von Bulle und Kümmel, sowie die Handbücher von Ditmar, Habemann, Gebhardt u. a. berechnet.



Ernst Curtius.

Heinrich von Sybel.

K. R. Hagenbach.

Neben Deutschland hat, um das gleich in diesem Zusammenhang zu erwähnen, England überaus glänzende Leistungen auf dem Gebiete der Geschichts-Forschung und -Schreibung aufzuweisen gehabt. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts hatten David Hume, William Robertson und Edward Gibbon die neue historische Schule begründet, die im 19. Jahrhundert einen mächtigen Aufschwung nahm. In George Grote fand das alte Griechenland einen Schilderer, wie ihn das sinkende Rom in Gibbon gefunden hatte. Vorwiegender Gegenstand der Darstellung wurde jedoch die Nationalgeschichte und auf diesem Gebiete traten vor allem zwei Autoren in den Vordergrund: Henry Hallam und der Schotte Thomas Babington Macauley (1800—1859), der sich durch seine „Geschichte Englands seit der Thronbesteigung Jakob II." einen Weltruhm erwarb. Durch künstlerische Gruppierung des Stoffes, lichtvolle Darstellung und kulturhistorische Farbengebung ist er Meister der englischen Geschichtschreibung. Einschränkend muß vom Standpunkte philosophischer Geschichtsauffassung freilich seine einseitig whigistische Auffassung betont werden, über die sich Macaulay in den politischen, wie in den kirchlichen und sozialen Fragen nicht zu erheben vermag. Durch seine Geschichte vornehmlich wurden seiner Zeit auch unter den deutschen Liberalen die englischen Theorien populär gemacht, zu denen auch der doktrinäre Satz gehört, daß politische Freiheit mit einem starken stehenden Heere nicht verträglich sei. Schon H. v. Treitschke hat diese einseitig „insulare" Auffassung in seiner „Politik" bekämpft, und die Erfahrungen, die England zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Süd-Afrika macht, scheinen ganz dazu angethan, ihre Geltung auch in dem Inselstaate selbst zu erschüttern. Auf einem ganz anderen Standpunkt als Macauley stand Henry Thomas Buckle in seiner leider unvollendet gebliebenen „Geschichte der Zivilisation in England", worin er den kühnen Versuch unternahm, in gleicher Weise wie die Naturwissenschaft die Gesetze der natürlichen Welt feststellt, so durch die Geschichts-

Theodor Mommsen.

Heinrich von Treitschke.

Thomas B. Macauley.

wissenschaft die der moralischen Welt zu finden. In seinem Geiste schrieben W. E. H. Lecky und Draper, während James Anthony Froude und andere neuere Forscher in Macaulays Fußtapfen getreten sind.

* * *

Gehen wir über auf das geistige Gebiet, die Philosophie, so haben wir in Bd. I, S. 279—281 gezeigt, daß in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die idealistische Weltanschauung eines Kant, Fichte, Schelling, Hegel und Schopenhauer vorherrschte. Der Aufschwung der Naturwissenschaften von den vierziger Jahren an zog nun aber eine Zurückdrängung der idealistischen Anschauungen nach sich und ließ den Materialismus, wie ihn Karl Vogt, Jakob Moleschott und Ludwig Büchner in ihren Werken lehrten, als Weltanschauung große Geltung gewinnen. Später wurde Darwins Entwicklungslehre (s. Abschnitt 2, „Naturwissenschaften") maßgebend, in Deutschland namentlich durch Ernst Häckel, der den vulgären Materialismus durch den Monismus überwinden und aus der Erforschung des Wirklichen eine neue Ethik wie Aesthetik emporblühen lassen will. Gegen Häckels Angriffe auf Philosophie und christliche Weltanschauung in seinem neuesten Buche „Die Welträthsel" sind mit entschiedenem Erfolge die Professoren Loofs, Harnack, Paulsen und andere in die Schranken getreten. Gerade wegen der inneren Entwicklung der Naturwissenschaften erwachte aber auch wieder ein lebhafteres Interesse für die Philosophie, zumal für die erkenntnißtheoretischen Fragen, in Folge dessen hervorragende Naturforscher bestrebt waren, die auf dem Wege exakter Forschung sich ergebenden Naturgesetze auf gemeinsame, der Verarbeitung durch die Philosophie anheimfallende Prinzipien zurückzuführen. Auf dem Gebiete der Sinnesphysiologie war der große Anatom und Physiologe Johannes Müller (1801—1851, s. Bd. I, S. 334), bahnbrechend vorausgegangen; G. Th. Fechner unternahm es in seiner „Psychophysik", die Intensität der Empfindungen aus der physikalisch meßbaren Stärke der Reize zu erklären; Robert Mayer (s. Bd. I, S. 313) und Helmholtz (s. Abschnitt 2, „Naturwissenschaften") begründeten das Gesetz von der Erhaltung der Energie; Wilhelm Wundt veröffentlichte seine Forschungen über die Menschen- und Thierseele und über die Völkerpsychologie. Emil Du Bois-Reymond (1818—1896, s. Abschnitt2), der mit Brücke, Helmholtz und Ludwig die deutsche physikalisch-physiologische Schule begründete, bezeichnete als Ziel der Naturwissenschaften die mechanische Erklärung aller Naturerscheinungen als Bewegungsvorgänge der Atome, die durch ihre Wechselwirkung hervorgebracht werden. Dieses Ziel sei im Prinzip erreichbar, wenn für den Augenblick der Naturforscher auch an vielen Stellen noch "ignoramus" (wir wissen es nicht) sagen müsse. „In Bezug auf das Räthsel aber, was Materie und Kraft seien, und wie sie zu denken vermögen, muß er ein- für allemal zu dem viel schwerer abzugebenden Wahrspruche sich entschließen: ignorabimus (wir werden es niemals er-

fahren)!" — er hat damit den Punkt erreicht, wo der christliche Glaube in sein Recht und Gebiet eintritt.

Eduard von Hartmann.

Auf rein spekulativem Gebiet waren es besonders zwei Männer, die an Schopenhauer (s. Bd. I, S. 281) anknüpfend, neue Systeme aufbauten, Hartmann und Nietzsche. Eduard von Hartmann (geb. 1842) suchte in seiner „Philosophie des Unbewußten" auf der Basis der exakten Forschung eine Verschmelzung der modernen Naturwissenschaft mit der metaphysischen Spekulation zu erzielen. Er vertritt auch den Pessimismus in Bezug auf die Glückseligkeit, anerkennt aber einen zweckmäßigen Entwicklungsfortschritt; der Pessimismus ist ihm nicht Selbstzweck, sondern er soll uns dazu führen, uns unsres Egoismus zu entäußern und uns fähig zu machen, uns dem Entwicklungsprozeß der Welt hinzugeben und ihn thatkräftig zu fördern. Noch mehr aber als Hartmann hat einen unvergleichlichen Einfluß auf die Denkweise der Gegenwart im letzten Jahrzehnt Friedrich Nietzsche (1844—1900) ausgeübt. Er suchte (in seiner „Genealogie der Moral" 1887) durch eine radikale „Umwerthung aller Werthe" den ganzen Weg, den die abendländische Kultur seit der Gründung des Christenthums gegangen ist, als einen großen idealistischen Irrthum darzustellen. Die Menschheit müsse allen Jenseitsglauben, alle über das wirkliche Dasein hinausgehenden Ideen ablegen und ihre Kraft und Kultur rein aus dem Diesseits holen. Nicht in der Ebenbildlichkeit höherer Mächte soll der Mensch sein Ideal erblicken, sondern in der höchsten Steigerung seiner natürlichen Fähigkeiten bis zum „Uebermenschen". Dabei stellt Nietzsche der „Sklavenmoral" der „Herdenmenschen", die „Herrenmoral" des „Uebermenschen" entgegen. Dies ist der Sinn seines dichterisch-philosophischen, allerdings in glänzender Sprache geschriebenen Hauptwerkes „Also sprach Zarathrustra".

Friedrich Nietzsche.

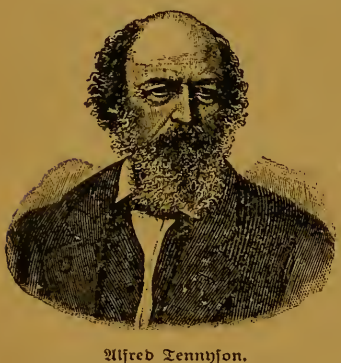
In Frankreich begründete Auguste Comte den von Littré weiter ausgebildeten sogenannten Positivismus, der unter Verzicht auf eine Beantwortung der Fragen nach ersten Ursachen und letzten Zwecken sich mit Klarstellung des Inhalts Einzelwissenschaften und Inangriffnahme der einzelnen praktischen oder ethischen Aufgaben begnügt und auch in Deutschland Vertreter (Laas, Vai-

John Stuart Mill.

hinger) fand. Hier waren die „Neukantianer", vor allem F. A. Lange, H. Lotze, bemüht, neben der exakt-naturwissenschaftlichen Welterkenntniß auch den religiösen, ethischen und ästhetischen Idealen wieder ihre selbständige Werthung und Bedeutung zu sichern. Begründer einer eklektischen Schule wurde der französische Philosoph Victor Cousin, und die moderne Psychologie fand in den Engländern John Stuart Mill und Herbert Spencer geistvolle Vertreter. Um die Geschichte der Philosophie machten sich in erster Linie verdient Eduard Zeller, vor allem durch sein Hauptwerk: „Die Philosophie der Griechen in ihrer geschichtlichen Entwickelung", Kuno Fischer, Ch. A. Brandis, H. Ritter, F. A. Lange und F. Kirchner.

* * *

Sehen wir nun zu, was die außerdeutschen Länder auf dem Gebiet der schönen Literatur geleistet. In England, wo in der ersten Hälfte des Jahrhunderts die drei berühmten Romanschriftsteller Bulwer, Dickens und Thackeray (s. Bd. I, S. 292) in den Bahnen Walter Scotts gewandelt, entwickelte sich in den fünfziger und sechziger Jahren in üppigster Weise die Sensationsnovellistik, ein dankbares Feld, dessen sich besonders weibliche Federn bemächtigten. Das bedeutendste Talent auf diesem Gebiete war freilich ein Mann, Wilkie Collins (1824—1889), dessen „Frau in Weiß" unerhörtes Aufsehen erregte und eine Fluth von Nachahmungen hervorrief.



Alfred Tennyson.

Der psychologische Roman fand eine vortreffliche Vertreterin in George Eliot (Mary Anne Evans, 1819—1880), die in der „Mühle am Fluß", „Adam Bede" und „Middlemarch" Seelengemälde von scharfer Zeichnung und naturgetreuem Kolorit bietet. Die Lyrik erhielt ihr charakteristisches Gepräge durch die Schöpfungen Algernon Charles Swinburnes (geb. 1837). Er ist eine romantisch veranlagte Natur, ein feuriger Schilderer der Sinnlichkeit, ein Zeichner der großen Leidenschaften, aber auch der zarten Schwingungen der Seele und stimmungsvoller Naturbilder (Wiegenlieder und Seelenlieder). Neben ihm kommen noch Matthew Arnold und Gabriel Rosetti in Betracht, ersterer in Weltanschauung und Ausdruck an Byron erinnernd, letzterer durch alterthümliche Kunstmittel einen einfachen Stil zu erreichen suchend. Eine ursprüngliche Natur mit einer kraftvollen Darstellungsgabe ist William Morris (geb. 1835). Großes Aufsehen erregte 1888 Frau H. Ward mit ihrem Roman „Robert Elsmere", und neuerdings ist Rudyard Kipling (geb. 1866), der aus eingehender Beobachtung das indisch-englische Leben in fesselnden No-

vellen, Romanen, und in volksthümlich klingenden Gedichten schildert („Das „Dschungel-Buch").

Rudyard Kipling.

Hier in Amerika entwickelte sich seit der Mitte des Jahrhunderts eine vom englischen Mutterlande unabhängige Literatur. Ein universeller Geist und starker Künstler ist Henry Wadsworth Longfellow (1807—1882), der es als Lyriker zur Anerkennung in der ganzen gebildeten Welt gebracht hat. Dabei ist er auch ein ausgezeichneter Erzähler, dem weiche, innige und auch humorvolle Töne zu Gebote stehen. In dem Epos „Hiawatha" schildert er die alten Kulturzustände des indianischen Volkes, und in der „Goldenen Legende" behandelt er das ewige Dichterproblem, den strebenden und irrenden Menschen als Symbol der ganzen menschlichen Gattung. Am meisten unterscheiden sich in Bezug auf den Stil vom Mutterlande Bret Harte (geb. 1839), Verfasser der weltbekannten kalifornischen Erzählungen, der gedankenvolle Humorist Samuel L. Clemens „Mark Twain" (geb. 1835), sowie der Humorist Howells. In Walt. Whitman 1819—1892) hat das amerikanische Vorstellungs- und Empfindungsleben einen besonderen charakteristischen Ausdruck gefunden, indem von den Gedanken, die er zum Ausdruck bringt, bis zur Behandlung der Sprache Alles im echtesten Sinne modern ist. Wie das Mutterland, so hat ferner unsre Union auch eine Reihe von großen Historikern hervorgebracht, von denen J. Sparks, G. Bancroft, W. H. Prescott, J. L. Motley und der Kulturhistoriker J. W. Draper in erster Linie stehen. Unter den Männern, die sich um die Förderung des gesammten geistigen Lebens im 19. Jahrhundert hervorragende Verdienste erworben haben, verdient einen Ehrenplatz der gemüthstiefe Philosoph, Dichter und Essayist Ralph Waldo Emerson (1803 bis 1882), dessen Schriften auch in Deutschland zahlreiche Verehrer gefunden haben. Einen ganz ungewöhnlichen Erfolg hatte Frau Harriet Beecher Stowe (1812 bis 1896), mit ihrem, in alle Kultursprachen übersetzten literarisch unbedeutenden Roman „Onkel Tom's Hütte", der mit zu einem Hauptanstoß zum Sklavenkrieg wurde. Bedeutendes Talent bekunden Oliver W. Holmes, J. G.

H. W. Longfellow.

Mark Twain.

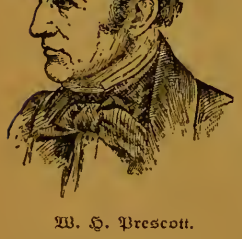
Percival, G. P. Morris, J. G. Whittier, James R. Lowell. Ganz von deutschem Wesen durchdrungen ist Ch. G. Leland.

Harriet Beecher-Stowe.

Die dramatische Poesie ist nur durch ganz wenige Erscheinungen von literarischem Werte vertreten. Bemerkenswerth ist die große Zahl der Schriftstellerinnen und Dichterinnen, die Schätzenswerthes leisten; außer den schon Genannten seien noch erwähnt: Harriet Spofford, geb. Prescott, Rebecca H. Davis, Adeline D. W. Whitney, Louise Chandler Moulton, die Schwestern Alice und Phöbe Cary, Edna D. Proctor, Julia W. Home, Maria Brooks, Frau F. J. Osgood und als eine der jüngsten die kalifornische Schriftstellerin Miß Gertrud Franklin Atherton.

Ralph Waldo Emerson.

In Frankreich bewegte sich die Literatur in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zunächst in den Bahnen weiter, die vorher eingeschlagen waren. Die bereits zu Ruhm und Ansehen gelangten Autoren, wie Lamartine, V. Hugo, Guizot, Thiers, Michelet, George Sand, Girardin, Sainte-Beuve, Ponsard, Dumas Vater, und andere, deren wir Bd. I, S. 295—298 erwähnten, waren auch unter Napoleon III. neben den neu auftretenden Talenten weiter thätig und beeinflußten die geistige Entwickelung dieser Periode. Das Drama entwickelte sich durch Emil Augier (1820—89), einem Dichter von sittlichem Ernst und unbestechlicher Wahrheitsliebe und namentlich durch Alexander Dumas den Jüngern (1824—95) und Victorien Sardou (geb. 1831) zum Sitten- und Gesellschaftsschauspiel, in welchem es vor Allem darauf ankam, durch spannende Verwicklungen und entsprechende Lösungen irgend eine moralisierende Tendenz zu veranschaulichen. Den Anfang machte Dumas mit seiner „Kamelien-dame“ (1852); seine sogenannten „Thesenstücke“ („Demimonde“, „Das Weib des Klaudius“, „Die Fremde“, „Francillon“) behandeln mit Vorliebe Zerrüttungen des Familienlebens, bestechen durch gewandte Technik und täuschen durch glänzende Dialektik über die Schwächen seines sittlichen Standpunktes hinweg. Sardou machte sich erst als Verfasser humorvoller satirischer Sittenkomödien („Unsere guten Freunde“, „Die Familie Benoiton“, „Raba-



W. H. Prescott.

J. L. Motley.

gas") einen Namen, um dann zu Sensations- und historischen Kostümstücken („Fernande", „Fedora", „Theodora", Madame Sansgêne" u. s. w.) überzugehen. Neben dieser Richtung verschaffte sich eine dramatische Gattung Geltung, die auf den geistreichen Dialog und ihre Gesellschaftssatire den Hauptwerth legte. Sie hat in Edouard Pailleron (1834 bis 1900) ihren Hauptvertreter („Die Welt, in der man sich langweilt", „Die Maus"). Die Schulung in geschickter Szenenführung trieb ihre höchsten Blüthen in Labiche, Meilhac, Brisson, bei welchen Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Vorgänge überhaupt keine Rolle spielt, sondern nur die auf Wirkung berechnete Entwicklung der Handlung, die an überraschenden Wendungen reich sein muß. Als Lyriker traten zuerst hervor: Victor de Laprade, Edouard Grenier, der an die Spitze der „Phantasisten" trat, denen es im Gegensatz zu den „Realisten" in erster Linie um Schönheit, Glanz und Reinheit des Ausdrucks zu thun war. Ferner die sogenannten „Parnassier" wie Sully-Prud'homme, Fr. Coppée und Le Conte de Lisle. Cynisch-naturalistisch ist der Romantiker Charles Baudelaire (1821—62), der sich am liebsten in Rauschzuständen der Seele befindet und mit Vorliebe die unheimlichen, dämonischen Gewalten des menschlichen Innern darstellt. Die Hauptvertreter der durch die soziale Bewegung hervorgerufenen Arbeiterdichtung ("Chansonnerie des ouvriers") sind Victor Rabineau, Gustave Leroy und Pierre Dupont, der die berühmte „Marseillaise des Sozialismus", den ergreifenden "Chant des ouvriers" dichtete. Auf dem Gebiete des Romans gewannen große Beliebtheit Victor Cherbuliez, Edmond About, H. Murger, die gemeinsam Land und Leute ihrer Elsässer Heimath darstellenden Autoren Erckmann und Chatrian, und Jules Verne mit seinen phantastischen Abenteuer- und Reiseromanen.

Oliver W. Holmes.

Alexander Dumas d. J.

Auch unter der dritten Republik bewegte sich die schöne Literatur auf den bisherigen Bahnen weiter. Auf dem Felde der Lyrik folgte den „Parnassiern" ein jüngeres Dichtergeschlecht, wie J. Aicard, Bataille, Anatole France, Paul Déroulède, das Haupt der Patriotenliga, der feinsinnige André Theuriet, dessen warmes Natur- und Heimathsgefühl sich auch in seinen prosaischen Werken offenbart, und der cynische Jean Richepin, der Baudelaires Fäulnißpoesie noch zu über-

bieten sucht. Als die Modernsten treten dann auf die „Décadents“ und „Symbolisten“; die Häupter dieser ebenfalls auf Baudelaire zurückzuführenden Schule, Verlaine und Mallarmé, fanden auch in Deutschland an jüngeren Schriftstellern Nachahmer und Verehrer, ebenso in Belgien. Noch wunderlicher gebärden sich die „Magier“ mit dem Großmeister des Rosenkreuzes Josephin Peladan an der Spitze als Verkünder eines verschwommenen religiösen Sozialismus. Fast gänzlich verschwindet die volksthümliche „Chanson“ eines Béranger; in den Cafés concerts hört man nur die Lieder einer Yvette Guilbert und des “Chat-noir” oder ähnlicher Künstlerkneipen, die meist auf dem Montmartre in Paris ihren Sitz haben.

Victorien Sardou.

Auf dem Gebiete des Dramas stehen neben einzelnen Schöpfungen geschichtlichen und heroischen Inhalts (Barbier, H. de Bornier, Coppée) und den dramatisierten Dorfgeschichten von Erckmann und Chatrian („Freund Fritz“, „Die Rantzau“) die Sitten- und Gesellschaftsschauspiele durchaus im Vordergrund. Aus der großen Zahl dieser modernen dramatischen Autoren erwähnen wir noch Henry Becque, H. Lavedan, sowie den Neuromantiker Edmond de Rostand, der durch seinen „Cyrano de Bergerac“ und „l’ Aiglon“ zur europäischen Berühmtheit geworden ist.

Ein gesünderer Sinn giebt sich kund bei Gustav Flaubert (1821 bis 80), und namentlich bei den Brüdern Edmond (geb. 1822) und Jules de Goncourt (1836—70), die darnach streben, die künstlerische Phantasie durch den objektiven Geist der Wissenschaft zu zügeln. Unter ihrem Einflusse entsteht ein Naturalismus, der die Wirklichkeit nicht nach der subjektiven Willkür gestalten will, sondern sich die objektiven Gesetze der Erkenntniß für die dichterische Schilderung der Dinge zu nutze machen will. Man will keine ästhetischen Gesetze, sondern nur solche, die auf bloßer Beobachtung des Thatsächlichen beruhen. Ihren vollendeten Ausdruck fand diese Richtung in Emile Zola (geb. 1840). Er will die Dinge und Vorgänge gar nicht mehr künstlerisch gestalten. Wie der wissenschaftliche Experimentator im Laboratorium die Stoffe und Kräfte in Zusammenhang bringt und dann abwartet, was sich durch ihr gegenseitiges Einwirken entwickelt, so stellt Zola versuchsweise Dinge und Menschen einander gegenüber und sucht die Entwickelung so weiterzuführen, wie sie sich ergeben müßte, wenn die gleichen

Edmond de Goncourt.

Dinge und Menschen in der objektiven Wirklichkeit in derselben Weise sich gegenüberständen. Er bildet auf diese Weise den Experimental-Roman aus. Dabei lehnt er sich an die Errungenschaften der modernen Wissenschaften an. Ihr Pessimismus läßt diese Naturalisten an ein Uebergewicht des Schlechten glauben, und da sie ihre Aufgabe in dem Verkünden der nur im Sichtbaren offenbar werdenden Wahrheit erblicken, so tritt bei ihnen die Darstellung des Niedrigen und Gemeinen in den Vordergrund. Das wirkt in den pathologisch-physiologischen Romanen Zolas („Les Rougon-Macquart" u. s. w.) oft geradezu abstoßend; aber seine Sprachgewalt und die seltene Fähigkeit, die er in der Darstellung äußerer Zustände und Stimmungen entfaltet, machen ihn zu einer literarischen Erscheinung ersten Ranges.

Emile Zola.

Neben diesem krassen Naturalismus geht ein anderer her, der sich mehr an Balzac anlehnt, und den Alphonse Daudet (1840—1899), wenigstens in seinen Werken in hervorragender Weise vertrat. Die Romane „Fromont junior und Risler senior", „Jack" und „Der Nabob" machten seinen Namen der ganzen gebildeten Welt bekannt. Sie bieten vorwiegend Pariser Sittenschilderungen, wie auch seine späteren Romane, von denen nur noch „Die Könige im Exil", „Numa Roumestan" und „Sappho" erwähnt seien. Während der gänzliche Mangel an Humor Zola und die Goncourts mitunter trocken und pedantisch macht, entfaltet Daudet liebenswürdigen Humor und feine Ironie und Satire, so vor allem in den „Wunderbaren Abenteuern Tartarins von Tarascon" und ihren Fortsetzungen. Eine Mittelstellung zwischen den Naturalisten und den „Psychologen", deren Hauptvertreter Marcel Prévost und Paul Bourget sind, nahm der hochbegabte Guy de Maupassant ein, der vorzeitig im Wahnsinn endete (1850—93). Durch meisterhafte Schilderungen fremder Schauplätze hat sich Pierre Loti (der Marineoffizier Julien Viaud) einen Namen gemacht. Der gelesenste Schriftsteller des heutigen Frankreich nach Zola ist Georges Ohnet (geboren

Alphonse Daudet.

1848), der in seinen Romanen mit Vorliebe bürgerliche Tüchtigkeit gegen Vorurtheile und gesellschaftliche Verderbtheit ankämpfen läßt. Neben den übermüthigen satirischen Gesellschaftsbildern einer Gyp (Gräfin Martel-Mirabeau) und den von sittlichem Ernste durchwehten Romanen eines Ferdinand Fabre dürfen auch die Arbeiten von Rabusson, Rod, Octave Mirbeau, Pouvillon, J. Lemaître, Catulle Mendès, H. Gréville (Frau Alice Durand) u. s. w. nicht unerwähnt bleiben, um wenigstens die Hauptrichtungen anzudeuten. Vielfach ist man auch in Frankreich des materialistischen Pessimismus bereits überdrüssig, und die „Kunst der Zukunft" will wieder den idealen Bedürfnissen gerecht werden. An der Spitze der Neu-Idealisten, die von einer mystischen Auffassung der Natur und Menschenseele ausgehen, stehen die hier anzuschließenden Niederländer J. K. Huysmans und M. Maeterlinck. Der letztere ist bisher als Lyriker, Dramatiker und philosophischer Schriftsteller hervorgetreten; er bezeichnet den Uebergang vom Naturalismus zum Mystizismus.

Guy de Maupassant.

Am stürmischsten vollzog sich in den letzten Jahrzehnten der Umschwung von alten zu neuen Anschauungen im Norden Europas. Er entwickelte sich unter dem Einflusse einer erbarmungslosen, nichts schonenden Kritik der Traditionen, deren Meister der geistvolle, universal angelegte Däne Georg Brandes (geb. 1842) wurde. Von ihm beeinflußt, wirkten in Dänemark der Lyriker Holger Drachmann (geb. 1846) und der große Stilkünstler J. P. Jakobsen (1847—85), der zugleich ein gründlicher Kenner der menschlichen Seele ist.

In Schweden datiert der Beginn einer Nationalliteratur im eigentlichen Sinne des Wortes erst seit der Revolution von 1809. Auch hier gab es zunächst einen Kampf zwischen Romantik und Klassizismus. Den Kern der romantischen Schule, die das Romantische im Nationalen zur Erscheinung zu bringen suchte, bildeten Geijer, Tegnér, dessen „Frithjofssage" der Weltliteratur angehört, Ling und Afzelius. Der Finnländer Runeberg und später sein Landsmann J. Topelius erwarben sich große Beliebtheit. In alle Kultursprachen übersetzt wurden die Romane von Frederika Bremer, Frau Flygare-Carlén und Frau Marie Sophie Schwartz. Als Hauptvertreter der modernen realistisch-naturalistischen Strömung seien August Strindberg und Olga Hanssson angeführt.

Georg Brandes.

In Norwegen sind Björnstjerne Björnson (geb. 1832), Henrik Ibsen (geb. 1828) und Arne Garborg (1851) die

Schöpfer einer Dichtungsart, deren Einfluß heute überall in Europa zu spüren ist. Ihnen gingen wie Propheten voran Jonas Lie (geb. 1833) und Alexander Kjelland (geb. 1849), der erste als bedeutender Psychologe und Schilderer des volksthümlichen Lebens, der letztere als scharfer Satiriker auf dem Gebiete sittlicher Anschauungen und gesellschaftlicher Mißstände. Auch sind zu nennen Magdalene Thoresen, Amalie Skram und Anna Charlotte Edgren-Leffler (Herzogin von Cajanello). Björnson ist ein Dichter, der mit seiner Kunst den freiheitlichen Idealen seines Vaterlandes dient. Ein politischer Geist, der stets den Kulturfortschritt bei all seinem Schaffen im Auge hat und der aus seiner kernfesten Gesinnung heraus seinen Gestalten sichere, klare Umrisse zu geben vermag. Ein revolutionärer Geist ist Henrik Ibsen. Alles, was die moderne Kultur Umwälzendes in sich trägt, hat er auch in seine Persönlichkeit aufgenommen. Er ist eine reiche, vielseitige Natur. Seine Werke zeigen daher große Verschiedenheiten im Stil und in den Mitteln, mit denen er seine Weltanschauung darstellt. Die Zersetzungskeime, die in den Anschauungen, Sitten und sozialen Ordungen der Gegenwart liegen, spürt er überall auf (Stützen der Gesellschaft 1877), die Lügen des Lebens (Volksfeind 1882), die Stellung der Geschlechter (Nora 1879, Gespenster 1881) zeichnet er mit scharfem Griffel, dämonische Gewalten im menschlichen Seelenleben stellt er als tiefer Psychologe dar (Frau vom Meere 1888, Hedda Gabler 1890, Baumeister Solneß 1891), das Mystische im Seelenleben gestaltet er charakteristisch (Klein Eyolf 1893). Als Grundthema behandelt Ibsen die Tragik des menschlichen Lebens in „Brand" (1866) und in „Peer Gynt" (1867). Die Abhängigkeit des Menschen von der äußern Umgebung, von Anschauungen, innerhalb derer er lebt, stellt der „Bund der Jugend" (1869) dar, und die Bestimmtheit des Willens durch die unabänderliche, natürliche Nothwendigkeit aller Dinge bringt „Kaiser und Galiläer" (1873) zur Anschauung. Die „Wildente" (1884) und

Björnstjerne Björnson.

Henrik Ibsen.

„Rosmersholm“ (1886), sind Seelengemälde, aus denen der tiefdringende psychologische Kenner unschwer zu erkennen ist.

Iwan Turgenjew.

Große geistige Erschütterungen hat in dieser Zeit auch das russische Geistesleben durchgemacht. Während die ältere russische Literatur in ihren Ideen und Vorstellungen sich als Nachahmerin westeuropäischer Kultur erweist, sucht sich der Volksgeist in den letzten Jahrzehnten aus den Tiefen der eigenen nationalen Wesenheit heraus seine Anschauungen aufzubauen. Auch hier geht die Kritik wieder bahnbrechend voran. Schon in den vierziger und fünfziger Jahren kam es zu einer Scheidung der Geister in Slawophilen und Westlinge. Beide wollten soziale und staatliche Reformation hervorrufen; die ersteren auf nationalen Grundlagen, die letzteren mit Hilfe der westeuropäischen Kultur. Zu den Slawophilen gehört der Dichter Chomjakow (1804—1860), Sergei Aksakow (1791—1859) nebst seinen Söhnen Konstantin und Iwan und Kirjejewskij, der emsige Sammler russischer Volkslieder; zu den Westlingen Alexander Herzen (1812 bis 1870) und der einflußreiche Kritiker Belinskij (gestorben 1848). Fast gleichzeitig erstand eine Reihe von Belletristen ersten Ranges, die in der Folge dem russischen Roman eine hervoragende Stellung in der Weltliteratur verschafften. Iwan Turgenjew (1818—1883) begründete seinen Ruf mit dem „Tagebuch eines Jägers“, dem eine ganze Reihe bedeutender Werke folgte („Väter und Söhne“, „Rauch“, „Neuland“). Erschütternde Bilder russischer Zustände gab Fedor Dostojewskij (1818—1881) in seinen „Memoiren aus dem Totenhause“ und „Verbrechen und Strafe“. Der größte russische Humorist Nikolai Gogol (1809 bis 1852) geißelt in seinen Erzählungen und Theaterstücken in unübertrefflicher Weise den jammervollen moralischen Zustand aller russischen Gesellschaftsschichten („Der Revisor“, „Die toten Seelen“). Die Satiriker A. Nekrassow (1821 bis 1877) und Michael Saltykow (geboren 1826) richteten ihre Pfeile hauptsächlich gegen die Bureaukratie und die Auswüchse des sozialen Lebens und in Maxim Gorjki (geb. 1868) erstand ein geistvoller Dichter des Proletariats („Die Greisin Isregil“, „Das Lied vom Falken“, „Aus Langeweile“ u. a.) Keiner von allen diesen hat aber eine Weltberühmtheit erlangt, wie gegenwärtig Graf Leo Tolstoi

Graf Leo Tolstoi.

(geboren am 9. September 1828). Der ersten Periode seiner Wirksamkeit, deren Höhepunkt die beiden großartigen Romane „Krieg und Frieden" und „Anna Karenina" bezeichnen, folgte eine zweite, in der er sich ganz auf das mystisch-religiöse Gebiet begab und als Reformator und Moralphilosoph einen unermeßlichen Einfluß ausübt („Worin besteht mein Glaube?", „Was sollen wir denn thun", „Die Macht der Finsterniß, „Politik und Religion", „Auferstehung" und andere). Die asketischen Prinzipien, die er in diesen Schriften aufstellt, bethätigte er selbst, indem er auf seinem Gute Jasnaja Poljana das Leben eines russischen Bauern führt. Gegenwärtig ist er von der orthodoxen Kirche in den Bann gethan.

Graf Leo Tolstoi beim Pflügen.

Von den westslawischen Völkerschaften haben es nur die Polen zu einer bedeutenden Literatur gebracht. In den drei großen polnischen Dichtern A. Mickiewicz (1798—1855), J. Slowacki (1809—1849) und Graf S. Krasinski (1812—1859) erreichte die polnische Poesie ihre Höhe, während die höchste Stufe des modernen Romans, der heute die polnische Literatur beherrscht, H. Sienkiewicz (eig. Henryk Litwos, geb. 1845, 1876—80 in Californien) erklomm. Seine Romane „Mit Feuer und Schwert", „Sintfluth", „Wolodyjowski" und „Quo vadis" sind Meisterwerke reicher Erfindungsgabe, darstellender Kraft und glänzenden Stils. Neben ihm ist zu nennen Elise Orzeszkowa, während J. Kraszewski (1812—1887) durch seine erstaunliche Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit hervorragt.

In Ungarn treten seit den sechziger Jahren in der Literatur mehr kosmopolitische Bestrebungen hervor, was sich besonders im Drama kundgiebt. Zu nennen ist da das Preislustspiel „Der Kuß" des ungarischen Staatsmannes Freih. Ludwig v. Doczi (geb. 1845), der auch den ersten Theil von Goethes Faust ins Ungarische übersetzt hat. Neben ihm sind hervorgetreten St. Toldy, G. Csiky, A. Berczik, K. Albranyi, E. Rakosi. Im Roman zeichneten sich besonders aus der „ungarische Walter Scott" N. Jósika (1794—1865), L. Kuthy (1813—1864), J. Eötvös, dessen Dorfgeschichten in Uebersetzung viel gelesen werden, und der am meisten bekannte Maurus Jókai (geb. 19. Februar 1825 zu Komorn), ein Schriftsteller von erstaunlicher Fruchtbarkeit, dessen lebhafte Phantasie, Erzählergabe und gesunder Humor den Leser trotz der oft krassen Unwahrscheinlichkeit seiner Erfindung zu fesseln wissen. Schließlich ist noch Emerich v. Madách (1823—1864) hervorzuheben, dessen philosophisches Drama „Die Tragödie des Menschen" reich an tiefen Gedanken und poetischen Schönheiten ist.

H. Sienkiewicz.

Auch in Italien begann bereits im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in der schönen Literatur der Kampf zwischen Klassik und Romantik, der allmählich zu Gunsten der letztern ausschlug. Das Haupt der romantischen Schule war Graf Alessandro Manzoni (1785 bis 1873), der Verfasser der berühmten „Ode auf Napoleons Tod", zweier Trauerspiele und des vaterländisch-geschichtlichen Romanes „Die Verlobten". Aus der spätern Zeit mögen erwähnt sein in erster Linie Giacomo Leopardi, der Dichter des Pessimismus oder Weltschmerzes, der sonst nirgends so tiefen und ergreifenden und zugleich so kunstvollendeten Ausdruck gefunden hat. Eine durchaus elegische, weiche Natur ist Silvio Pellico, der Verfasser mehrerer Trauerspiele und des in alle Sprachen übersetzten Buches „Meine Gefängnisse", das die um seiner Vaterlandsliebe erduldeten Leiden des Dichters in österreichischen Kerkern schildert. Historische Romane vaterländischer Tendenz schrieben namentlich Tommaso Grossi, Guerazzi und der spätere Ministerpräsident Massimo d'Azeglio, während der Neapolitaner Ranieri den modernen Sittenroman jenseits der Alpen einführte. Als lyrische Dichter sind in den Vordergrund getreten der satirische Giuseppe Giusti, Giacomo Zanella und Stecchetti (Pseudonym für Olindo Guerrini); als der eigenartigste Lyriker und überhaupt die interessanteste Dichtererscheinung des gegenwärtigen Italiens ist aber der als Satiriker dem vorhin erwähnten Giusti noch überlegene Toskaner Giosuè Carducci allgemein anerkannt. Nicht unerwähnt bleiben dürfen die leidenschaftliche Ada Negri mit ihren gewaltigen Gedichten „Fatalita" (Schicksal) und „Tempeste" (Stürme) und Gabriele d'Annunzio, der auch vielgelesene Romane allermodernster Richtung geschrieben hat. Als Dramatiker

verdienen neben den Lustspieldichtern Paolo Ferrari, Paolo Fambri und Bersezio (der sich der piemontesischen Mundart bedient) Beachtung der in bester Mannesskraft 1881 verstorbene Römer Pietro Cossa, eine oft geniale dramatische Kraft; sein „Nero" ist auch in Deutschland bekannt geworden. Ferner Torelli, Felice Cavallotti, Ferdinando Martini, Giacosa, Rovetta und der Naturalist Marco Pragra. Unter den gegenwärtig thätigen Romanschriftstellern sind vor allen zu nennen Verga, Fogazzaro, Barrili und Matilde Serao, die gleich Salvatore Farina auch vielfach ins Deutsche übersetzt wird.

Von Spanien aus eroberte sich Jose Echegaray für kurze Zeit die Aufmerksamkeit des europäischen Publikums, dem er in seinem „Galeotto" ein vielbesprochenes Drama lieferte, dessen Struktur an die abstrakte Folgerichtigkeit eines Rechenexempels erinnert.

2. Naturwissenschaften.

a. Physik und Chemie.

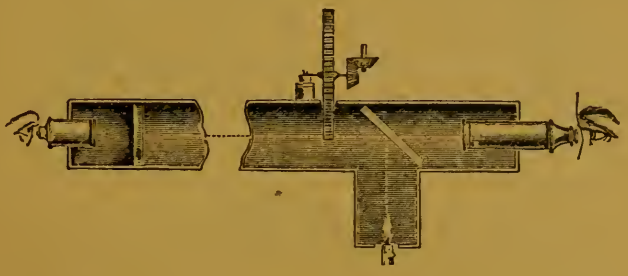
Physik: Förderung der Lehre von der Elektrizität. — Herstellung der Geißler'schen Röhren. — **Optik:** Erfindung des Augenspiegels durch Helmholtz. — Sein berühmtes „Handbuch der physiologischen Optik". — **Chemie:** Stahlerzeugung durch Bessemer. — Begründung der Gährungsindustrie durch Louis Pasteur. — Entwicklung der Anilinfarbenindustrie durch die Forschungen Hofmanns u. a. — Neue Mittel aus Steinkohlentheer. — Begründung der Petroleumindustrie. — Die Spektralanalyse von Bunsen und Kirchhoff. — Beschreibung des Spektralapparates. — Gewaltige Umwälzung auf allen Wissensgebieten. — Schwefelsäure- und Soda-Fabrikation. — Herstellung des Dynamits und des rauchlosen Pulvers. — Indigofarbstoff. — Die Zuckerrübenindustrie. — Staßfurt und seine Kalisalzlager. — Moissans elektrischer Ofen. — Acetylen-Gas. — Welsbachs Gasglühlicht. — Lindes flüssige Luft. — Verbesserung des Mikroskops.

Beginnen wir mit dem Stand der Physik um die Mitte des Jahrhunderts, so sehen wir, daß die Lehre von der Elektrizität bis zum Anfang der sechziger Jahre bedeutende theoretische Förderung erfuhr, während die praktische Ausnutzung erst bedeutend später erfolgte. Zu nennen ist in erster Linie das von Gustav Robert Kirchhoff (1824—1887) aufgestellte Gesetz der elektrischen Stromverzweigung, welches eine so bedeutende Rolle in der angewandten Elektrizitätslehre, der Elektrotechnik, spielen sollte. Ferner die Verbesserung der elektrischen Meßinstrumente durch Romershausen und Kohlrausch, und die im Jahre 1847 erfolgte Gründung der weltberühmt gewordenen Firma Siemens & Halske; dann die Konstruktion des Elektrodynamometers, eines höchst feinen Instrumentes zur Bestimmung der Gesetze der elektrischen Ströme, und die Einführung des absoluten Maßsystems in der Elektrizitätslehre durch W. Weber. Des Weiteren ist zu nennen die Herstellung der sogen. Geißler'schen Röhren durch den Bonner Mechaniker und Glasbläser Heinrich Geißler, d. h. luftleerer, nur mit verdünnten Gasen gefüllter Glasröhren, welche, dem elektrischen Strome ausgesetzt, im Dunkeln, je nach dem Gase, mit dem sie gefüllt sind, prachtvoll aufleuchten und welche in den allerletzten Jahren, wie wir später sehen werden, besondere Bedeutung für die Wissenschaft erlangten, als die Kathodenstrahlen, Tesla's Licht der Zukunft und die Röntgenstrahlen aus Forschungen mit ihnen hervorgingen. Auch die Fortpflanzungs-

geschwindigkeit der Elektrizität wurde eifrig studiert; ebenso die des Lichtes, wofür Fizeau im Jahre 1849 einen besonderen Apparat ersann, mittelst dessen er die Lichtgeschwindigkeit auf 42,569 geo. Meilen in der Sekunde feststellte. Der Apparat besteht aus zwei Fernrohren, die in bekannter Entfernung voneinander aufgestellt sind, und zwar so, daß sie auf derselben Achse liegen. Ein von einem Rohr ausgehender Lichtstrahl wird vom zweiten Fernrohre mittels eines in demselben angebrachten Planspiegels reflektiert und gelangt so in das erste Rohr zurück. In diesem befindet sich ein Zahnrad mit 720 Zähnen und 720 Lücken, das schnell gedreht werden kann. Fällt der zurückkommende Lichtstrahl zwischen zwei Zähne des Rades, so kann er ungehindert durchgehen, trifft er auf einen Zahn, so wird er reflektiert. Durch sorgfältige Beobachtung, aus der Drehungsgeschwindigkeit, der Zahl der Umdrehungen sowie der Entfernung der Fernrohre läßt sich die Geschwindigkeit des Lichtes genau berechnen.

Gustav Robert Kirchhoff.

Besondern Aufschwung nahm aber die Optik in den fünfziger Jahren durch die Forschungen über die Goetheschen „physiologischen Farben" durch Plateau, Fechner (die beide dabei erblindeten) und ganz besonders durch Hermann Helmholtz. Letzterer studierte aufs Gründlichste die verschiedenen Eigenschaften des menschlichen Auges und stellte den Begriff der „Irradation" fest, jener Erscheinung, welche einen sehr hellen Gegenstand auf dunklem Grunde vergrößert und umgekehrt einen dunklen Gegenstand auf hellem Grunde verkleinert erscheinen läßt. Er wies nach, daß der Grund

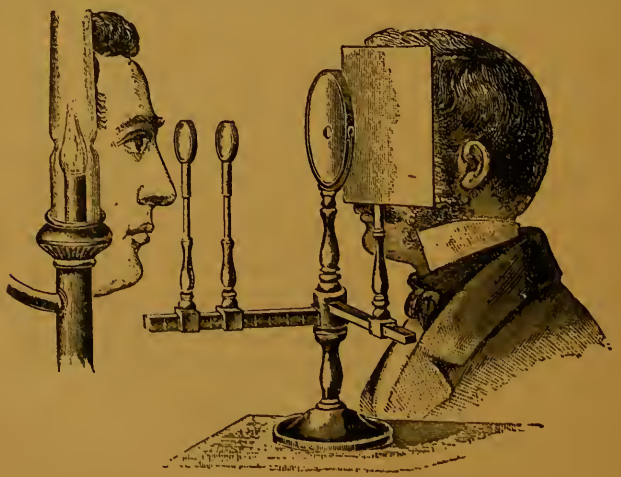


Fizeaus Apparat zur Messung der Geschwindigkeit des Lichtes.

dieser Erscheinung darin zu suchen sei, daß im Auge statt der Bildpunkte kleine Kreise auf der Netzhaut entstehen, die in der Abweichung der Lichtstrahlen im Innern desselben ihre Ursache haben. In Folge dessen ist die

Lichtfläche auf der Netzhaut größer, als sie sein sollte. Eine weitere wichtige Eigenschaft des Auges ist die Erscheinung der sogenannten Akkomodation. Das Auge kann Gegenstände, die in verschiedenem Abstande sich vor ihm befinden, nie gleichzeitig scharf sehen. Hält man einen Finger 24 Centimeter, den anderen 40 Centimeter vor dasselbe, so erscheint beim Fixieren des einen Fingers stets der andere verschwommen. Das Auge vermag sich also für verschiedene Entfernungen ganz scharf einzustellen, ähnlich wie beim Photographieren die Camera auf das betreffende Bild scharf eingestellt wird. Mit dieser Eigenschaft der Akkomodation und der Erforschung der Ursachen hatte sich schon Brücke (1845) beschäftigt, aber erst Langenbeck (1849) und nach ihm Helmholtz (1853—56) gelang es, dieselbe sicher festzustellen, und zwar fanden beide, daß die Linse des Auges nicht immer dieselbe Krümmung ihrer Oberfläche hat, sondern daß sie sich je nach der Entfernung des fixierten Gegenstandes bald stärker, bald schwächer wölbt. Die hervorragendste That Helmholtz' auf dem

Hermann v. Helmholtz.



Augenspiegel.

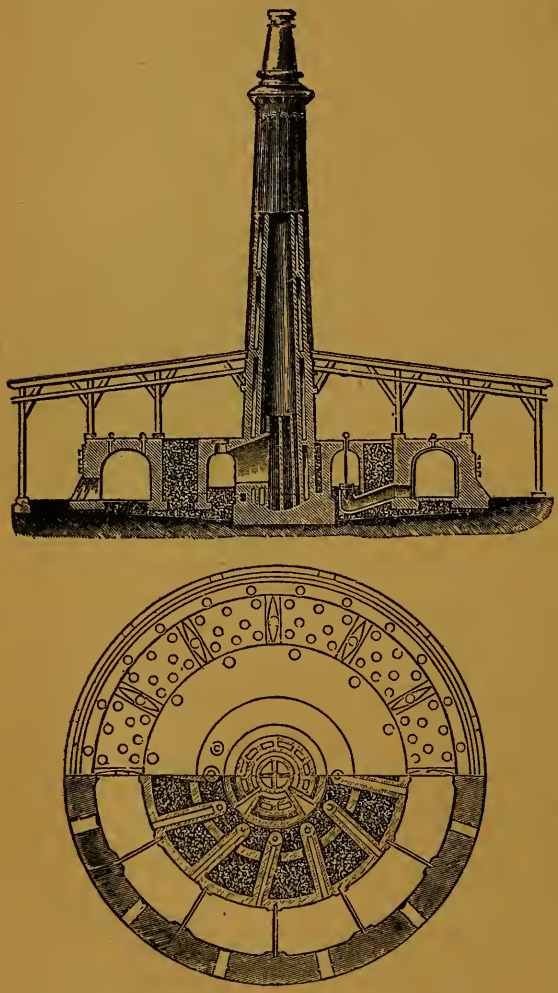
Gebiete der physiologischen Optik war aber die Erfindung des Augenspiegels, den er im Jahre 1851 in einer Abhandlung „Beschreibung eines Augenspiegels zur Untersuchung der Netzhaut im lebenden Auge" zum ersten

Male beschrieb. Der ursprüngliche Helmholtzsche Augenspiegel, der statt aus einem Spiegel aus einer Linse bestand, und ziemlich dunkle Bilder gab, wurde von Coccius, Meyerstein u. a. verbessert. Durch andere wichtige Verbesserungen des Augenspiegels haben sich später Loring, Giraud-Teulon und Coccius sehr verdient gemacht. Erst durch die Erfindung des Augenspiegels gelang es, die Netzhaut in gesundem, wie in krankem Zustande zu beobachten, und mit diesem Zeitpunkte setzte die Entwickelung der Augenheilkunde ein. Hermann von Helmholtz, dieser „Fürst im Reiche der Wissenschaft" war am 31. August 1821 in Potsdam geboren. Nachdem er zuerst als Militärarzt thätig gewesen, wurde er Ende 1848 als Assistent am anatomischen Museum und als Lehrer an der Berliner Kunstakademie angestellt, wirkte dann in Königsberg, Bonn und Heidelberg, bis er 1871 als Professor der Physik nach Berlin zurückkehrte, wo er das physikalische Laboratorium begründete. 1888 gründete Helmholtz mit seinem Freunde und Mitstrebenden Werner v. Siemens die physikalisch-technische Reichsanstalt, als deren erster Präsident er am 8. September 1894 in seiner Villa zu Charlottenburg gestorben ist. Helmholtz darf wohl als der größte Physiker und Physiologe der Neuzeit bezeichnet werden, aber auch die neueste Entwickelungsphase der Mathematik und der Philosophie verzeichnet seinen Namen unter ihren hervorragendsten Förderern. An seinem großen Lebenswerk „Handbuch der physiologischen Optik" arbeitete er zehn Jahre lang (1856—66). 1883 wurde er in den erblichen Adelstand erhoben und durch Verleihung des Ordens pour le mérite ausgezeichnet.

John Henry Bessemer.

Gehen wir über zur Chemie, so wurde in den fünfziger Jahren die Praxis durch drei Erfindungen von höchster Wichtigkeit bereichert. Die erste dieser Erfindungen war die Methode der Stahlerzeugung im Konverter, die wir John Henry Bessemer verdanken. Der Stahl unterscheidet sich bekanntlich vom Roheisen dadurch, daß er weniger Kohlenstoff enthält, als dieses. Während der Kohlenstoffgehalt des Roheisens sich auf 3—6 Prozent beläuft, sind im Stahl nur 0,6—2,0 Prozent Kohlenstoff enthalten. Um also aus Roheisen Stahl herzustellen, ist es nöthig, dem ersteren einen Theil seines Kohlenstoffs zu entziehen. Dies geschah früher hauptsächlich durch den Frischprozeß und den Puddelprozeß, die jedoch nur die Verarbeitung kleinerer Mengen gestatteten und außerdem andere Unzuträglichkeiten im Gefolge hatten. Da trat im Jahre 1855 Bessemer mit seinem Prozesse an die Oeffentlichkeit, der die Bereitung großer Mengen in schneller und einfacher Weise gestattete. Das Verfahren, nach seinem Erfinder „Bessemern" benannt, besteht darin, daß man flüssiges Roheisen in ein eigenartig gestaltetes birnenförmiges Gefäß (Konverter oder „Bessemerbirne") bringt, und nun mit Hilfe eines Gebläses Luft durchbläst. Der im Roheisen enthaltene Kohlenstoff verbrennt hierbei unter Bildung einer mächtigen Flammengarbe und eines

prachtvollen Funkenregens — eines der herrlichsten Schauspiele auf dem Gebiet der modernen Technik — und in der Birne bleibt der Stahl zurück, der durch Neigen derselben ausgegossen werden kann. Der Prozeß, der unterdessen durch die Methode des Nachkohlens verbessert und etwas modifiziert worden ist, verläuft viel rascher, als die alten Prozesse. Eine Bessemerbirne faßt in der Regel 100—200 Zentner Roheisen, und um dieselben in Stahl zu verwandeln, genügt eine Zeit von 20—28 Minuten, während früher zur Verarbeitung von 100 Zentnern Roheisen beim Frischprozeß 1½ Wochen, beim Puddelprozeß 1½ Tage nöthig waren. Von England aus verbreitete sich seit 1862 der Bessemerprozeß nach Schweden, Frankreich, Deutschland, Oesterreich, Rußland und Italien. Wie ausgebreitet die Fabrikation ist, läßt sich daraus ermessen, daß die von den Hütten an Bessemer selbst zu zahlende Patenttaxe (pro Zentner eine Mark) bis zum Jahre 1870, in dem die wichtigsten Patente erloschen, etwa 200 Millionen Mark betrugen. Ohne seine Erfindung wäre der heutige Aufschwung der Eisenindustrie einfach undenkbar, (vgl. Bd. I, S. 441 fg.)



Ringofen von Hoffmann. (Vertikal- und Horizontaldurchschnitt).

Von beinahe ebenso großer Bedeutung war die Erfindung des Ringofens von Hoffmann und Licht in Berlin für die Kalk- und Cementfabrikation, sowie für die Thonwaarenindustrie (1857). Die früher gebräuch-

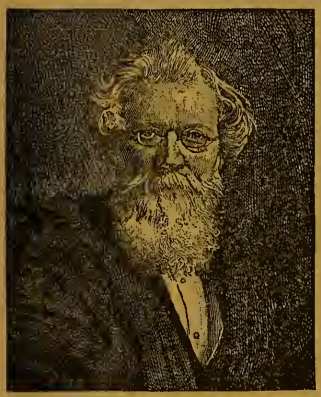
lichen Ofen mußten stets wieder ausgeräumt, neu beschickt, neu angezündet u. s. w. werden, wodurch viel Zeit- und Materialverlust und eine Unmenge

Louis Pasteur in seinem Laboratorium.
(Nach dem Gemälde von Edelfelt.)

Arbeit entstand. Die Ringofen gestatten dagegen jahrelangen ununterbrochenen Betrieb und ihre Einführung trug in hervorragendem Maße zur

Förderung der chemischen Industrie bei. Sie bestehen aus einem im Grundriß ringförmigen Ofenkanal, der von außen zugänglich und aus einzelnen Abtheilungen zusammengesetzt ist, die durch bewegliche Scheidewände von einander trennbar sind. Die zu beschickende oder zu entleerende Abtheilung wird von den anderen, in denen der Prozeß ununterbrochen weiter geht, abgesperrt, so daß z. B. bei einem Ofen, der aus zwölf Abtheilungen besteht, stets elf im Betrieb sind. In der Mitte des Ofens steht der für alle Abtheilungen gemeinschaftliche Schornstein, durch den die Flammengase abziehen, nachdem sie sämmtliche Abtheilungen passiert haben.

Von gleicher Wichtigkeit, wie die Erfindung des Ringofens für die obengenannten Industrien, war das im Jahre 1857 zuerst publizierte System der Regenerativfeuerung für eine Anzahl wichtiger Gebiete der chemischen Technik. Die Erfinder dieser praktischen und im chemischen Großbetriebe heute so vielfach angewandten Feuerungsart waren C. W. und Fr. Siemens. Der Ofen selbst besteht aus zwei Theilen, dem Generator und dem eigentlichen Schmelzofen. Der erstere ist von dem Ofen vollständig getrennt und kann sich in ziemlicher Entfernung von ihm befinden. Die Vortheile dieser Oefen bestehen darin, daß sie eine Ersparniß von 30—50 Prozent an Brennmaterial gewährleisten, daß keine aktive Flamme vorhanden ist, wodurch eine längere Dauer des Ofens, der Muffeln, Tiegel und Retorten erzielt wird und daß endlich Nebenreaktionen, wie sie sonst durch den Rauch eintreten würden, vermieden werden.



A. W. Hofmann.

Im Jahre 1858 erfuhren zwei große Zweige der chemischen Industrie ihre wissenschaftliche Begründung: die Gährungsindustrie durch die Arbeiten Louis Pasteurs (1822—1896) und die Anilinfarbenindustrie durch die Arbeiten A. W. Hofmanns. Was die erstern anbetrifft, so stellte Pasteur im Anschluß an die Untersuchungen auf demselben Gebiete von Caginard und Schwann seine Sauerstoffentziehungstheorie auf, die den Gährungsvorgang dahin erklärte, daß alle Pflanzen, also auch die niederen Pilze, zu denen ja die Gährungserreger gehören, zu ihrem Leben Sauerstoff bedürfen und dafür Kohlensäure ausscheiden. Diese später (1879) von Nägeli angegriffene Theorie ist zur Grundlage der wissenschaftlichen Erforschung des Gährungsvorganges geworden. Pasteur stellte ferner fest, daß es neben der alkoholischen noch andere Arten der Gährung giebt, so insbesondere die Essigsäuregährung, und daß das Sauerwerden der Biere und Weine auf derartigen Gährungen beruht. Auch mit den Krankheitserscheinungen des Weines und Bieres hat er sich eingehend beschäftigt und gefunden, daß dieselben nur durch Pilzbildungen hervorgerufen werden. Im Anschlusse hieran arbeitete er jenes berühmte Verfahren

aus, durch das diese Krankheiten sicher vermieden werden und das ihm zu Ehren „Pasteurisieren" genannt wird. Dasselbe besteht in einer Erwärmung des Weines in Fässern bis zu einer Temperatur von 60° C. Diese Erhitzung genügt, selbst wenn sie nur in der Zeitdauer von einer Minute stattfindet, um alle im Wein befindlichen schädlichen Pilze abzutödten und ihn vor Krankheiten zu bewahren. Im Abschnitt „Heilkunde" werden wir Pasteurs Entdeckung einer Methode zur Bekämpfung der Tollwuth eingehend erwähnen.

Bereits in Bd. I, S. 321 berichteten wir, daß im Jahre 1834 durch Runge das Anilin und durch Witscherlich das Nitrobenzol im Steinkohlentheer entdeckt wurden. Beide fanden jedoch keine praktische Anwendung. Erst als Leigh in Manchester 1842 entdeckte, daß das Benzol sich auch im Steinkohlentheer finde, war, da aus Benzol das Nitrobenzol, aus diesem aber das Anilin hergestellt wird, die Grundlage zur Entwicklung der Anilinindustrie gegeben. A. W. Hofmann (1819—1892) zeigte im Jahre 1858 eine praktische Herstellungsmethode des Anilinroths, welches von Renard und Franc in Lyon dann fabrikmäßig gewonnen wurde und heute allgemein unter dem Namen Fuchsin in den Handel kommt. Nun kamen in rascher Folge das Anilinblau, Anilinviolett und Anilingrün; Medlock und Nicholson verbesserten die Herstellung des Fuchsins, Kolbe und Schmidt fanden die Rosolsäure, Lightfoot das Anilinschwarz, dann folgten das Jodgrün und Methylviolett. Fernere bedeutende Fortschritte in der Erzeugung der Industriefarbstoffe waren die Herstellung des Alizarins durch Graebe und Liebermann auf dem Wege der chemischen Synthese, dann die künstliche Darstellung des Farbstoffes der Krappwurzel und endlich die des künstlichen Indigos, des „Königs der Farbstoffe". Es würde zu weit führen, die in neuester Zeit entstandenen Anilinfarben alle einzeln aufzuführen, neben denen seit 1876 auch noch die sogenannten Azofarbstoffe in großer Menge und Mannigfaltigkeit hergestellt und in den Handel gebracht werden. Deutsche Forschung und deutscher Gewerbefleiß stehen auf diesem Gebiete unbestritten an der Spitze. Weltberühmt sind als Herstellungsorte der Anilinfarben vor allem die Badische Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen am Rhein, das älteste und größte Etablissement, und die Farbwerke in Höchst am Main; auch die meisten in Frankreich und Rußland befindlichen Farbenfabriken sind Zweigniederlassungen deutscher Werke. An der jährlichen Gesammterzeugung von Theerfarbstoffen, deren Werth gegenwärtig auf 120 Millionen Mark geschätzt wird, ist Deutschland mit ungefähr 70 Prozent betheiligt.

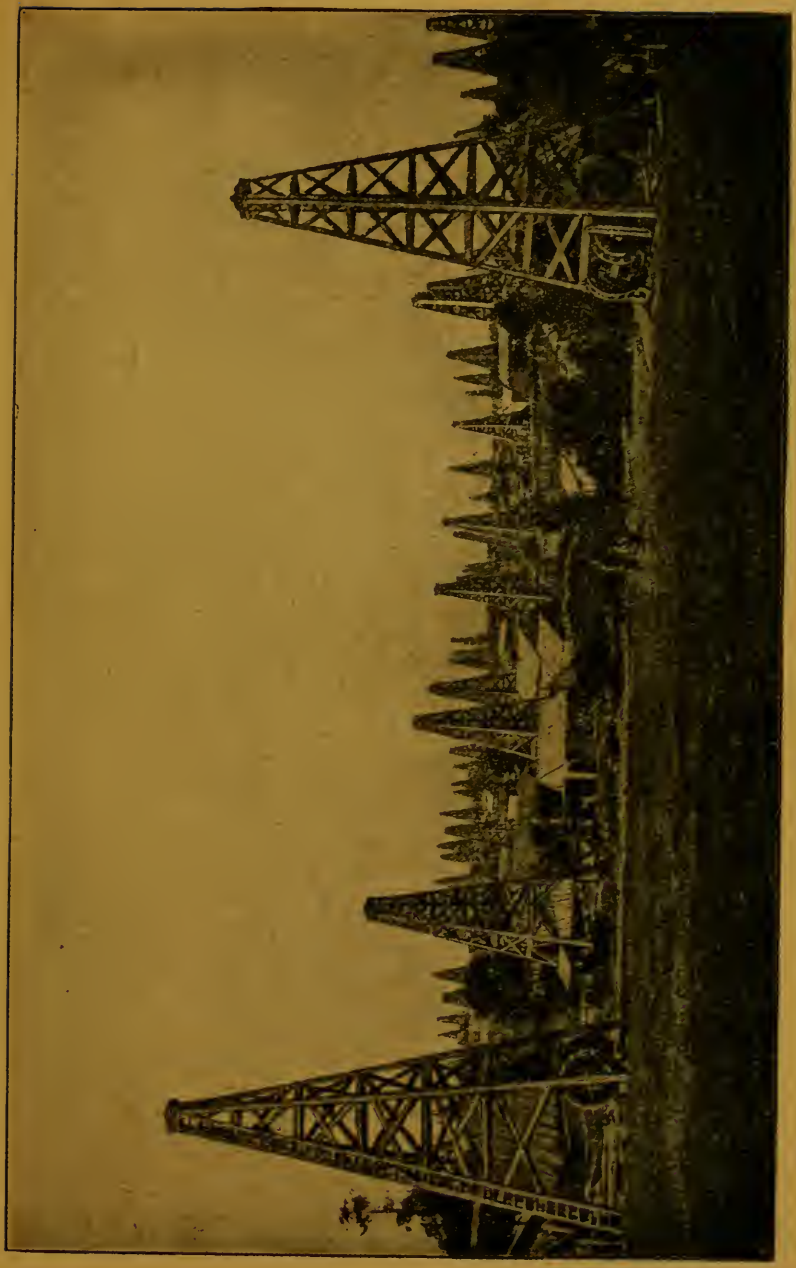
Es sind aus dem früher gering geachteten Steinkohlentheer Farbstoffe hervorgegangen, welche die Natur in ähnlicher Vollkommenheit nie geboten hatte, und die Forschung und die Industrie rasten nicht, sondern erzielen immer noch schönere Farben und wunderbarere Effekte, immer neue Fortschritte. Früher mußte man die Baumwolle, die mit Anilinfarbe getränkt werden sollte, vorher beizen; jetzt dagegen sind die Farben so hergestellt, daß man damit die ungebeizte Baumwolle echt färben kann. So großartig und umfassend daher sich die Herstellung der Anilin- und Alizarinfarben gestaltet hat, so sind damit — wie wir zur Ergänzung des Vorstehenden noch hinzufügen wollen — die Schätze noch bei weitem nicht erschöpft, welche die Wissen-

schaft aus dem schmierigen Steinkohlentheer hervorgezaubert hat. Ein sehr bekannter, daraus hergestellter Körper ist die schon kurz erwähnte Karbolsäure (von den Chemikern „Phenol" genannt), bekanntlich eines der wichtigsten Desinfektionsmittel. Es leistet in der Hygieine und Heilkunde die werthvollsten Dienste, und sein Verbrauch ist seit Einführung von Listers Methode der antiseptischen Wundbehandlung ein ungeheurer. Nicht minder wichtig ist die Karbolsäure für zahlreiche Zweige der Technik und Industrie geworden. Man stellt aus ihr wiederum eine ganze Anzahl von Farbstoffen her; läßt man auf sie Salpetersäure einwirken, so entstehen gelbe, glänzende Krystalle von Pikrinsäure, die zum Gelbfärben von Seide und Wolle viel benutzt werden. Die Salze der Pikrinsäure sind explosiv und liefern furchtbare Sprengstoffe, wie das Melinit u. s. w. Rohe Karbolsäure dient als Konservierungsmittel für Bauholz und Eisenbahnschwellen, wie als Fäulniß verhütender Zusatz in der Pergament- und Darmsaitenfabrikation, in Leimfabriken und Gerbereien, wie bei der Unschlittbereitung und beim Einbalsamieren. Endlich bildet sie den Ausgangspunkt für die Darstellung der Salicylsäure, deren fäulniß- und gährungshindernde Eigenschaften in der Medizin und im Haushalt (zum Konservieren) ausgedehnte Verwendung finden.

Weiterhin liefert der Steinkohlentheer verschiedene Arzneimittel, wie das Antipyrin, das Antifebrin und das Phenacetin. Das auf dem Wege der Destillation aus ihm gewonnene Benzol liefert, mit anderen fettlösenden Substanzen gemischt, das unter dem Namen Benzin bekannte Fleckwasser. Mit einem Gemisch von Salpeter- und Schwefelsäure behandelt, ergiebt das Nitrobenzol, das als künstliches Bittermandelöl zum Parfümieren der Mandelseife dient. Man hat aber noch einen anderen Wohlgeruch daraus gewonnen, das Cumarin, einen Stoff, der in der Natur dem frischen Heu und dem Waldmeister ihren eigenartigen Duft verleiht. Die Parfümerie hat nicht gesäumt, sich jenes Kunstprodukts alsbald zu bemächtigen.

Der wunderbarste, aus Theer gewonnene Körper ist aber wohl das Saccharin, das im Jahre 1879 von dem Chemiker Fahlberg entdeckt wurde und an Süßigkeit den Zucker und alle anderen Süßstoffe ganz bedeutend übertrifft. Es ist wohl anzunehmen, daß mit diesen Erfindungen die im Steinkohlentheer verborgenen Schätze noch nicht einmal alle erschöpft sind. Natürlich ist es nicht möglich, hier alle Abfälle und Nebenprodukte mit Rücksicht auf ihren Werth und ihre industrielle Ausnutzung einzeln durchzugehen; die vorstehende eingehendere Erörterung des Steinkohlentheers allein wird genügen zu der Erkenntniß, daß die Nutzbarmachung jener früher als werthlos betrachteten Abfallstoffe und Nebenprodukte mit größerem Rechte als Gradmesser für den Kulturzustand eines Volkes dienen kann, wie sein Verbrauch an Seife, Kohle, Eisen, Salz u. s. w.

Das Jahr 1859 brachte sodann die Gründung einer dritten großen chemischen Industrie, nämlich der Petroleumindustrie. Das Petroleum selbst war zwar schon seit dem grauen Alterthume bekannt und Herodot und Plutarch erzählen bereits von ihm. Auch die pennsylvanischen Gruben waren den Seneca-Indianern schon lange bekannt. Eine Industrie hatte sich



Petroleumquellen in Pennsylvanien.

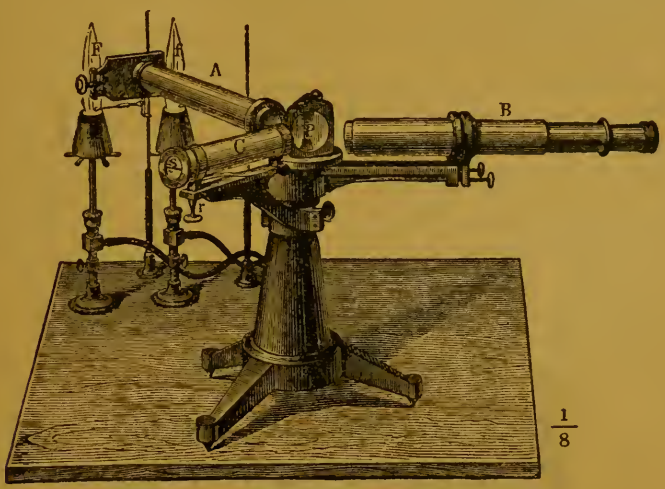
aber deßhalb nicht entwickelt, weil alle Versuche, das Erdöl in den gebräuchlichen Lampen zu brennen, mißlangen. Im Jahre 1859 wurde nun die erste brauchbare Lampe konstruiert und der 27. August dieses Jahres, an dem es Drake gelang, in Pennsylvanien die erste Oelquelle zu erbohren, muß als Geburtstag der Petroleumindustrie gelten — einer chemischen Industrie im vollsten Sinne des Wortes. In den Petroleumraffinerien stellt man durch Destillation aus dem aus der Erde gewonnenen Rohöl die folgenden Produkte her: Benzin, Petroleumäther, Gasolin, Ligroin, Naphta, Putzöl, Petroleumsprit, Leuchtöl (das den vulgären Namen „Petroleum" führt), Oelgas, Schmieröl, Paraffin und Vaselin. Man sieht, es ist eine stattliche Anzahl hochwichtiger Stoffe, welche die Chemie aus dem rohen Erdöl gewinnt. Die Rückstände aller dieser Fabrikationszweige werden noch zum Theil als Heizmaterial benutzt. Außer in Amerika wurde später Erdöl noch in Baku in Rußland, ferner in Rumänien, Oesterreich, Deutschland, Frankreich, Griechenland und in vielen exotischen Staaten gefunden. Die Produktion selbst betrug im Jahre 1859 in den Ver. Staaten 82,000 Barrels, 1869 schon über 4 Millionen Barrels, 1882 29 Millionen Barrels und 1891 54 Millionen Barrels. Baku produzierte im Jahre 1893 5½ Millionen Tonnen (s. Bd. II, „Technik und Industrie.")

Robert von Bunsen.

Dasselbe Jahr 1859 wurde aber noch viel bedeutungsvoller durch die Erschließung eines ganz neuen, bisher unbekannten Gebietes der analytischen Chemie — der Spektralanalyse durch den Heidelberger Chemiker Robert Bunsen und den Physiker Gustav R. Kirchhoff, mit der in der Naturwissenschaft geradezu ein neues Zeitalter beginnt. Da Bunsen eine ungemeine Vielseitigkeit entwickelte und gleich fruchtbringend in die verschiedensten Zweige der chemischen Wissenschaft eingriff, wollen wir etwas näher auf diesen größten und fruchtbarsten unter den Chemikern seiner Zeit eingehen. Robert Wilhelm v. Bunsen, geboren am 31. März 1811 in Göttingen und gestorben am 16. August 1899 in Heidelberg, hat nämlich nicht nur auf dem Gebiet der Chemie bahnbrechend gewirkt, sondern er hat auch auf Physik und Technik, wie auf Geologie und Medizin in hohem Grade befruchtend gewirkt. Der Bunsenbrenner, der die Grundlage für unsere moderne Beleuchtungstechnik und Heizung abgab, und das Bunsensche Element haben seinen Namen auch in Laienkreisen allgemein bekannt gemacht. In dem unschädlichen Eisenoxydhydrat entdeckte er ein unfehlbares Gegenmittel gegen Arsenikvergiftung. In das Gebiet der Geologie gehören seine Untersuchungen über vulkanische Erscheinungen, die das Ergebniß einer Forschungsreise nach Island waren. 1857 veröffentlichte Bunsen sein berühmtes Werk über „Gasome-

Bunsen-Element.

trische Methoden", in dem er ganz neue Wege angab, die Zusammensetzung der Gase zu ermitteln. Er hat zuerst Magnesium in größerer Menge dargestellt und das Magnesiumlicht in die Photographie eingeführt. Alle früheren und späteren Arbeiten Bunsens überragte an Tragweite aber hoch die epochemachende Entdeckung der Spektralanalyse, die er zusammen mit seinem genialen Freunde und Mitarbeiter Gustav Robert Kirchhoff (1824—1887) machte. Diese Entdeckung führte sozusagen die Erkenntniß des herrschenden

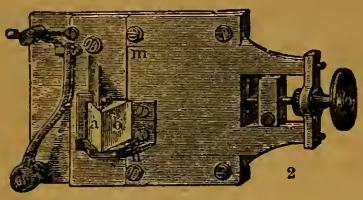


Bunsens Spektralapparat. (Fig. 1.)

Menschengeistes mit einem Schlage bis an die Grenze des Fixsterngebietes. Bereits John Herschel (Bd. I, S. 326) und Talbot hatten beobachtet, daß eine durch ein Glasprisma beobachtete Lichtflamme ein vielfarbiges Spektrum giebt*), allein Bunsen und Kirchhoff zogen erst die richtigen Schlußfolgerungen daraus. Ersterer kam auf den Gedanken, aus der Färbung, die von Metallen bei ihrer Verbrennung der Flamme verliehen wird, die Art des Metalls zu bestimmen, und zwar entnahm er die Anregung dazu aus Fraunhofers (Bd. I, S. 307) Entdeckung der dunklen Spektrallinie einer Kerzenflamme. Er wollte erst mittels farbiger Gläser und Lösungen die Flammenfärbungen bei der Verbrennung studieren, wogegen Kirchhoff die Zerlegung der Flamme in ihr Spektrum vorschlug. Mit der dazu hergestellten Vorrichtung, bei welcher der Bunsenbrenner von hohem Werthe war, schufen sie die Spektralanalyse, die auf der Eigenschaft aller Gase beruht, in glühendem Zustand Licht von ganz bestimmten Farben auszusenden, während die festen und flüssi-

*) So besteht z. B. das Spektrum des Kaliums aus einer rothen und blauen Linie, das des Natriums aus einer gelben Linie u. s. w., die alle das Charakteristische haben, daß sie stets an einer und derselben Stelle des Spektrums auftreten.

gen Körper glühend ein aus sämmtlichen Regenbogenfarben bestehendes Licht geben. Analysiert man letzteres durch Zerstreuung mit einem Prisma, so bekommt man ein ununterbrochenes Spektrum; glühende Dämpfe hingegen liefern unterbrochene, aus einzelnen hellen Linien bestehende Spektren, und die nach ihrer Lage genau zu bestimmenden Linien sind charakteristisch für die einzelnen Elemente.



Spalt (m n) mit Vergleichsprisma (a b). (Fig. 2.)

Die beiden Gelehrten konstruierten einen besonderen Spektralapparat zur Erzeugung, Beobachtung und Messung von Spektren. Dieser Apparat (Fig. 1) besteht in der Hauptsache aus einem Prisma P und drei nach dessen Seitenflächen gerichteten Rohren, dem Spaltrohr A, dem Fernrohr B und dem Skalenrohr C. Letzteres trägt am äußeren Ende den durch eine Schraube zu regulierenden Spalt m n (Fig. 2), durch den das Licht eintritt, sowie am inneren, dem Prisma zugekehrten Ende eine Linse, deren Brennpunkt im

Großes Spektroskop mit sechs Prismen. (Fig. 3.)
A Spaltrohr, B Fernrohr, 1—6 die Prismen.

Spalt liegt. Durch das Fernrohr wird das Spektrum betrachtet. Das Skalenrohr trägt am äußeren Ende eine auf Glas geritzte Skala, die von

außen beleuchtet wird, am inneren eine Linse, die das Bild der Skala so in das Fernrohr wirft, daß dieses Bild mit dem Spektrum zugleich gesehen wird. Vor der unteren Hälfte des Spaltes kann das Vergleichsprisma a b (Fig 2) befestigt werden, das die Strahlen einer zweiten, seitlich aufgestellten Flamme f (Fig. 1) durch totale Reflexion in das Spaltrohr treten läßt. Dadurch kann man das Spektrum eines zu untersuchenden Körpers unmittelbar mit dem eines schon bekannten vergleichen. Stark in die Länge gezogene Spektra, wie sie zu genauen Untersuchungen nöthig sind, erzeugt man durch *Spektroskope mit mehreren Prismen* (Fig. 3).

Mittels des ersten, von Bunsen und Kirchhoff konstruierten Spektroskopes stellten sie die Spektren der einzelnen Metalle genau fest. Bei deren Vergleichung mit den von Fraunhofer im Sonnenspektrum entdeckten dunklen, bis dahin völlig unerklärlichen Linien ergab sich, daß diese bestimmten Metallen entsprachen. Nun ließ sich nachweisen, daß viele unserer bekannten Elemente sich auf der Sonne wiederfinden; aus dem Licht, das die entferntesten Himmelskörper uns zusenden, kann man erkennen, aus welchen Körpern sie bestehen. Die Spektralanalyse liefert aber auch ein Mittel, ihre Geschwindigkeit zu bestimmen, da eine Verschiebung der Spektrallinien auftritt, wenn ihre Lichtquelle sich dem Beobachter nähert oder sich von ihm entfernt. Mit Hilfe der Spektralanalyse sind ferner eine Anzahl neuer Elemente entdeckt worden; sie ist endlich auch der Technik (zum Beispiel im Bessemerprozeß), der Medizin (bei Blutuntersuchungen), der Zucker- und der chemischen Industrie zu gute gekommen. In der gerichtlichen Chemie dient die Spektralanalyse auch zur Untersuchung von Blutflecken.

Alfred Nobel.

In dieser selben Zeit wurden auch die chemischen Industriezweige der *Schwefelsäure-* und der *Sodafabrikation* mächtig gefördert, und im Jahre 1867 brachte der schwedische Chemiker *Alfred Nobel*, welcher schon fünf Jahre zuvor das von dem Franzosen Lobrero entdeckte *Nitroglycerin* zuerst fabrikmäßig dargestellt hatte, das neue Sprengmittel *Dynamit* in den Handel. Dynamit ist unterdessen ein Gattungsname geworden; man bezeichnet damit Mischungen von Nitroglycerin mit solchen Stoffen, die dasselbe aufsaugen und dauernd festhalten. In einem guten Dynamit darf das Nitroglycerin weder durch Druck, noch Temperaturschwankungen, noch sonstige Umstände ausgeschieden werden. Um sehr wirksame Dynamite zu erhalten, tränkt man nach Nobel in Patronen aus Zinkblech Schwarzpulver direkt mit Nitroglycerin. Dynamit bedarf stets einer künstlichen Zündung; es kostet viermal so viel als Pulver, leistet aber achtmal so viel und gewährleistet bei richtiger Behandlung eine fast völlige Gefahrlosigkeit. Zu den Explosivstoffen mit Dynamit gehören auch die meisten *rauchlosen* oder *rauchschwachen Pulversorten*, welche in neuester Zeit die alten Schwarzpulver aus Kohle, Salpeter und Schwefel beinahe völlig verdrängt haben. Man unterscheidet gegenwärtig drei Klassen

von ihnen. Bei der ersten kommt lediglich Schießbaumwolle zur Verwendung, die durch irgend ein Lösungsmittel eine hornartige Struktur bekommt; diese Arten gelangen in Form von Blättchen oder Schnüren in den Handel. Die zweite Klasse umfaßt Pulver, dessen Grundlage die Di- oder Trinitrocellulose bildet, während die dritte aus Stickstoffverbindungen von Kohlenwasserstoffen entweder für sich oder in Verbindungen mit Nitraten besteht. Explosivstoffe mit Pikrinsäure führen auch den Namen Pikratpulver. Es giebt eine Unmenge von Sorten und Namen, wie Ballistit, Cordit, Melinit, Plastomenit, das durch den Burenkrieg bekannt gewordene Lyddit u. s. w. Von besonders furchtbarer Wirkung ist die Sprenggelatine; auch die flüssige Luft findet Verwendung als Sprengstoff. Die meisten Militär-

Proben von rauchlosem Pulver (natürliche Größe).

staaten haben nicht nur ihre Infanterie, sondern auch ihre Artillerie mit rauchschwachen Pulversorten ausgerüstet; in Deutschland ist das sogenannte Blättchenpulver und das Würfelpulver eingeführt. Bei den artilleristischen Schießversuchen machte man die wichtige Erfahrung, daß man in der Körnerbeziehungsweise Würfelgröße ein vortreffliches Mittel besitzt, die Geschützladung so zu regeln, daß bei dem relativ kleinsten Gasdruck die größte Anfangsgeschwindigkeit erzielt wird. Die Würfel brennen im Rohr an allen Flächen gleichmäßig ab, so daß ein kleiner Würfel übrig bleibt, wenn die Körner zu groß waren. Mißt man nun die im Rohr zurückgebliebenen Reste, so kann man ohne weiteres bestimmen, welche Körnergröße dem Ladungsverhältniß entsprechen wird. Bei der 21 Zentimeter-Kanone wurden zur größ-

ten Ladung Würfel von 20 Millimeter Seitenlänge verwendet, aber unsere obenstehende Abbildung zeigt, bis zu welchen Größen die Versuche schon geführt haben. Die Einführung der rauchschwachen Gewehr- und Geschützpulver zog schwerwiegende Veränderungen nicht nur für die Waffentechnik, sondern auch für die Taktik der verschiedenen Truppengattungen nach sich; ein neuer Beweis, daß Technik und Wissenschaft, in diesem Falle die Chemie, unter Umständen entscheidend in das Völkerleben einzugreifen vermögen.

In den siebziger Jahren wurden zu den wichtigen organischen Anilin-Farbstoffen, die durch ihren herrlichen Glanz unser Auge erfreuen und die den Künstler in die Lage versetzen, Effekte hervorzubringen, die früher vollkommen unbekannt waren, noch weitere neue hinzugefügt, wie die Safranine, die Eosine, der Biebricher Scharlach u. s. w., und zwar meist durch deutsche Chemiker, wie überhaupt Deutschland die führende Stellung in der Chemie einnahm und heute noch einnimmt. Im Jahre 1878 wurde von A. von Baeyer der Indigo-Farbstoff hergestellt, dieser wichtigste aller Farbstoffe, weil er nicht nur als rein blaue Farbe in großartigstem Maßstabe verwendet wird, sondern vielmehr als der häufigste Zusatz beim Färben mit anderen Farbstoffen, denen er ein gewisses Feuer und eine gewisse Tiefe der Nuance verleiht.

Eine bedeutsame Förderung erhielt sodann in den letzten Jahrzehnten ein anderer Zweig der organischen Chemie — die Zuckerindustrie. Während man früher den Zucker ausschließlich zu den Genußmitteln rechnete, weiß man heute, daß er, der im chemischen Sinne eine Gruppe der Kohlenhydrate bildet, ein höchst werthvolles Nahrungsmittel im physiologischen Sinne darstellt, ein mächtiges Stärkungsmittel, das namentlich nach erschöpfenden Märschen und ähnlichen Strapazen den Organismus in überraschender Weise zu kräftigen vermag. In Folge dieser, im 19. Jahrhundert mehr und mehr erkannten Thatsache warf man sich auf die Ausbildung und Ausdehnung der Fabrikation des Zuckers nicht blos aus Zuckerrohr (Kolonialzucker), sondern aus Runkelrüben (Rübenzucker). Diese Fabrikation ist wichtig und interessant genug, um etwas eingehender darüber zu berichten. Die Gewinnung des Kolonialzuckers gestaltet sich wegen der größeren Reinheit des Saftes erheblich einfacher als die aus Rüben. Man hat dabei die Darstellung des Rohzuckers und dessen Verfeinerung oder Raffinerie zu unterscheiden: die erstere geht in den zuckerrohrbauenden Gebieten der Tropenländer, den „Kolonien", gleich nach der Rohernte vor sich, während die letztere fast ausschließlich bei uns in den Ver. Staaten oder in Europa erfolgt, und zwar genau so wie bei dem Rübenzucker. Doch wird auch ein ziemlich beträchtlicher Theil des Kolonialzuckers unverfeinert als Rohzucker verbraucht, sowohl an Ort und Stelle wie auch in England. Das Zuckerrohr (Saccharum officinarum), welches nur in dem heißen Gebiet zwischen den Wendekreisen der Neuen wie der Alten Welt gedeiht, enthält gegen 90 Prozent Saft; davon sind 15 bis 18 Prozent krystallisierbarer Zucker, neben geringen Mengen von Salzen, Eiweiß und Farbstoff. Früher wurden von jenem Zucker indessen bloß 6,5 bis 8 Prozent gewonnen, da nur 50 bis 60 Prozent des Saftes ausgepreßt wurden, während ein Drittel im

Stroh verblieb, das als Brennmaterial zum Einkochen des Saftes benutzt wird. Ein weiterer Theil des Zuckers geht beim Läutern und Abschäumen verloren und etwa 3 Prozent bleiben in der Melasse, dem unkrystallisierten Syrup. Erst in neuerer Zeit ist die Zuckerausbeute durch rationelleres Verfahren erhöht worden. Das Zuckerrohr wird in den Quetschwerken der Zuckermühlen durch übereinander stehende Walzen ausgepreßt, die ausgepreßten Stengel vielfach dann nochmals mit Wasser befeuchtet und nachgepreßt. Der Preßrückstand, Bagasse oder Megasse genannt, dient getrocknet als Heizmaterial für die Dampfkessel und genügt fast zur Erzeugung des gesammten erforderlichen Dampfes. Da der ausgepreßte Saft sehr rasch in Gährung übergeht, so muß das Kochen und Klären sich unmittelbar anschließen. Der von den Pressen laufende Saft erhält einen geringen Zusatz von Kalk (¼ Prozent) zum Läutern und wird in offenen Pfannen gekocht, wobei Schlamm und Schaum nach oben steigen (Deckenscheidung), so daß der darunter befindliche klare Saft abgezogen werden kann. Dieser wird nun abermals in einem Clarificateur aufgekocht und abgeschäumt, um dann in offenen Pfannen oder geschlossenen Verdampfapparaten eingedickt zu werden, bis er durch Erkalten Zucker abscheidet, krystallisiert. Den übrigen Syrup läßt man abtropfen, der meist nicht weiter auf Zucker verarbeitet wird. Auch aus dem Saft des Zuckerahorns und der Palme wird Zucker gewonnen; das Verfahren besteht meist nur in einem Eindicken des ungereinigten Saftes über direktem Feuer. Diese Zuckersorten finden fast nur an den Erzeugungsstätten Verwendung; der Handel damit ist unbedeutend.

Der Konkurrent des Zuckerrohres in Europa ist die Runkelrübe, auch Zuckerrübe oder Mangold genannt. Weitaus am meisten produziert wird sie von Deutschland, wo ja auch die Rübenzuckerindustrie zuerst durch Marggraf und Achad (s. Bd. I, S. 302), wie seit den vierziger Jahren durch Zier, Hanewald und Schatten, ihren Ursprung genommen hat. Die Zuckerrübe enthält von 10 bis 18 Prozent Zucker, so daß ihre besten Sorten (gegenwärtig sind die sogenannten Wanzlebener Zuckerrüben und ihre Nachzuchten am beliebtesten) darin also dem Zuckerrohr gleichkommen. Ihr Werth hängt aber, abgesehen vom Zuckergehalt, auch von der Menge der sonst vorhandenen, im Saft gelösten Trockensubstanzbestandtheile ab. Der deutsche Zuckerrübenbau ist am bedeutendsten in Anhalt, Braunschweig, Regierungsbezirk Hildesheim, Provinz Sachsen, Oberbruch, Schlesien und neuerdings auch in Posen und Mecklenburg. Die Zuckerrüben kommen in den Fabriken zunächst in die Schwemmen. Nach dem Waschen werden sie mittels der Schnitzelmaschinen in dünne Schnitzel geschnitten, und diese in Diffuseuren (oben und unten durch Deckel verschlossene Eisencylinder) mit Wasser ausgelaugt. Gewöhnlich stehen bis zu zwölf Diffuseure in einer oder zwei Reihen und sind miteinander durch Rohrleitungen verbunden. Der Saft läuft von einem Cylinder zum anderen und passiert dabei die Kalorisatoren, die ihm die zum Auslaugen nöthige Erwärmung mittheilen. Auf diese Weise (und nach dem gleichen Prinzip auch bei dem ebenfalls zur Anwendung gelangenden Osmoseverfahren) wird den Rübenschnitzeln allmählich ihr Zuckergehalt vollständig entzogen. Man entfernt sie dann aus der unteren Oeffnung des Diffuseurs und

benutzt sie, nachdem in der Schnitzelpresse das anhaftende Wasser beseitigt ist, als Viehfutter. Der Diffusionssaft gelangt hierauf in die Scheidepfannen, wo durch Zusatz von Aetzkalk eine Fällung und Zerstörung der darin noch vorhandenen Nichtzuckerstoffe stattfindet. Nachdem dies geschehen, wird der im Safte enthaltene Kalk ausgefällt und dadurch die durch den Aetzkalk unlöslich gewordenen Eiweiß- und ähnlichen Stoffe mit niedergerissen. Diese sogenannte Saturation geht in besonderen Gefäßen vor sich. Den Scheide- oder Saturationsschlamm, der als Dünger verwandt wird, trennt man in den Filterpressen von dem aus der Presse klar ablaufenden Saft, der nochmals mit Kalk behandelt wird. Die frühere Filtration über Knochenkohle ist in der Rohzuckerfabrikation neuerdings in Wegfall gekommen. Der Dünnsaft wird in Verdampfapparaten eingedickt, und der gegen 50 Theile Trockensubstanz enthaltende Dicksaft hierauf im Vakuumapparat durch Verkochen weiter konzentriert. Wenn das Wasser den gesammten Zucker nicht mehr in Lösung halten kann, so wird ein Theil davon in kleinen Krystallen ausgeschieden, die dann durch weiteres Zugeben von Dicksaft unter fortschreitender Verdampfung sich vermehren läßt. Die Füllmasse des Vakuumapparates kommt nach dem Erkalten in Zentrifugen behufs Trennung des Syrups von den Zuckerkrystallen. Der zuletzt darin verbleibende Zucker von hell braungelber Farbe stellt die gebräuchliche Handelswaare, den Rohzucker, dar, der nun noch in den Zuckerraffinerien gereinigt und verfeinert werden muß. Der von den Zentrifugen ablaufende Syrup liefert nach weiterer Behandlung noch einen geringeren Rohproduktzucker. Die übrig bleibende Melasse vom Zuckerrohr wird als Versüßungsmittel und zur Rumgewinnung benutzt. Melasse ist auch ein wichtiger Rohstoff für die Spiritusbereitung und wird in neuester Zeit als Viehfutter verwendet. Es wird im ganzen erheblich mehr Rohr- als Rübenzucker hergestellt; trotzdem tritt im Welthandel seit 1870 der Rohrzucker gegen den Rübenzucker zurück. Das größte Zuckerausfuhrland ist das Deutsche Reich; in zweiter Linie kam bis zu der Revolution und dem spanisch-amerikanischen Kriege die Insel Cuba, weiterhin folgen Oesterreich-Ungarn, Frankreich, Niederländisch-Ostindien und die Philippinen. Die größten Einfuhrländer sind die Vereinigten Staaten und Großbritannien. Die deutsche Zuckerausfuhr betrug im Jahre 1894: 259,3 Millionen Mark, in demselben Jahre führten an Zucker aller Art Großbritannien für 444,6 Millionen Mark und die Ver. Staaten für 427,3 Mill. Mark ein. Die bestehende starke Ueberproduktion hat in der Neuzeit ein ziemliches Sinken der Zuckerpreise zur Folge gehabt (s. Bd. II, 3. „Die Technik im Dienst der Landwirthschaft.")

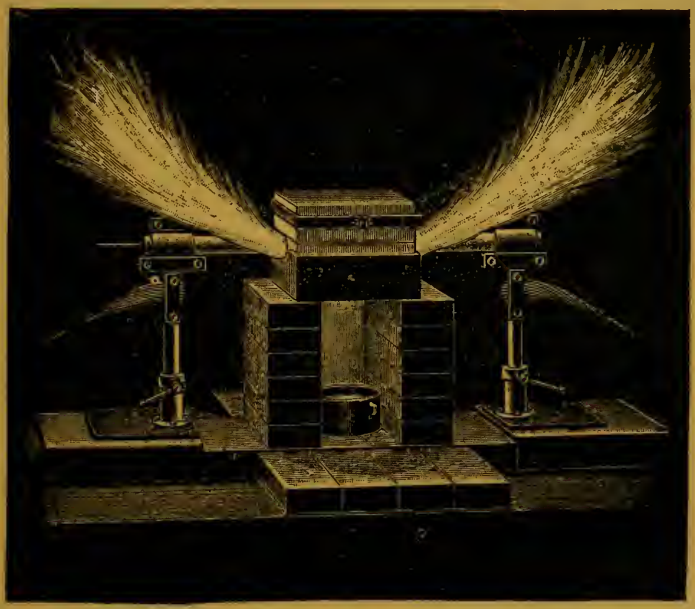
Eine weitere chemische Industrie, welche in den letzten dreißig Jahren einen bedeutenden Aufschwung nahm, ist die Kalisalz-Industrie, deren Begründung ins Jahr 1863 fiel. Die in der preußischen Provinz Sachsen liegende Stadt Staßfurt war wegen ihrer Kochsalzlager schon seit 1195 bekannt und bis 1839 verarbeitete man dort eine siebenprozentige Salzsohle auf Kochsalz. In letzterem Jahre unternahm man nun Bohrversuche auf Steinsalz, und bei dieser Arbeit traf man in 50 Meter Tiefe unverhofft auf bunte, bittere Salze, die man abräumen mußte, um zum Kochsalz zu gelangen, und die daher den Namen „Abraumsalze" führen. Auf diesen Salzen

beruht die große heutige Staßfurter chemische Industrie. Diese Salze, welche aus den salzsauren und schwefelsauren Salzen von Kalium und Magnesium nebst allerlei Beimengungen bestehen, bilden ein 377 Meter mächtiges Lager. In den in und um Staßfurt befindlichen chemischen Fabriken stellt man aus denselben alle möglichen Produkte her, von denen die hauptsächlichsten sind: Chlorkalium und Kainit (Düngemittel), Aetzkali (für die Seifenindustrie), Pottasche (für Blutlaugensalzfabrikation, Seifen- und Glasindustrie), Kaliumsulfat (für Glas- und Alaunfabrikation), chlorsaures Kali, Jodkalium, Bromkalium (Arzneimittel), Chankalium (für Farbenindustrie und Galvanoplastik), Salpeter, Glaubersalz, Bittersalz, Chlormagnesium, Brom, Soda, Borsäure, Boracit u. s. w. Man sieht, es ist ein ungeheuer vielseitiges und reichhaltiges Gebiet, das durch die Staßfurter Abraumsalzindustrie beherrscht wird.

Henri Moissan.

In der anorganischen Chemie sind in den letzten drei Jahrzehnten, wo wie wir eben sahen, die organische alle Kräfte der Chemiker in Anspruch nahm, weniger Fortschritte zu verzeichnen, doch sind auch hier einige von einschneidender Bedeutung. Victor Meyer gab der Theorie über die Elemente eine neue Grundlage, und in Folge dessen wurden in den achtziger und neunziger Jahren neue Elemente entdeckt, so das Gallium, das Skandium, das Germanium, das Argon, das Helium, das Krypton und das Victorium. Ganz besonders aber förderte die anorganische Chemie der französische Forscher Henri Moissan (geb. 1852 in Paris und seit 1879 Professor an der dortigen pharmazeutischen Hochschule). Da Wärme bekanntlich dasjenige Agens ist, welches alle chemischen Reaktionen einleitet, so stellte er zunächst Versuche an, um höhere Wärmegrade zu erzielen, als bis dahin möglich war. Es gelang ihm 1892, einen elektrischen Ofen zu konstruieren, mit welchem er Temperaturen von bis dahin unerreichbarer Höhe erreichte. Dieser Ofen besteht aus einem Block von kohlensaurem Kalk, der in der Mitte eine kleine Höhlung enthält, in welche die zu erhitzende Substanz eingebracht wird; am unteren Theile dieser kleinen Höhle sind die Elektroden angeordnet, zwischen denen mittels starker elektrischer Ströme ein Lichtbogen erzeugt wird, dessen starke Hitze, durch den Kalkblock zusammengehalten, eine große chemische Wirkung hervorzubringen im Stande ist. Wie hohe Temperaturen in diesen Oefen erzielt werden können, läßt sich nicht genau feststellen; nach Untersuchungen von Violle sollen dieselben etwa 3,500 Grad betragen; die Wirkung selbst ist lediglich eine Wärmewirkung und keine elktrolytische, wie fälschlich vielfach angenommen wird. Mittels dieses Ofens ist es Moissan zunächst gelungen, Diamanten auf künstlichem Wege zu gewinnen. Ferner stellte er den wichtigen Körper, das Calciumcarbid, aus dem, wenn mit

Wasser übergossen, das Acetylen-Gas sich entwickelt, welches unter den Beleuchtungsmitteln der Zukunft wegen seiner Billigkeit eine hervorragende Rolle spielen dürfte. Eine Umwälzung, wie Moissan durch die Entdeckung des Calciumcarbids, hat sodann im Jahre 1886 der Wiener Chemiker Auer v. Welsbach auf dem Gebiet des Beleuchtungswesens durch die Entdeckung des Gasglühlichtes hervorgebracht. Er machte nämlich die Beobachtung, daß ein Gemisch von Oxyden seltener Erden, wie des Cerimus und des Thoriums, in eine nicht leuchtende Flamme gebracht, sofort



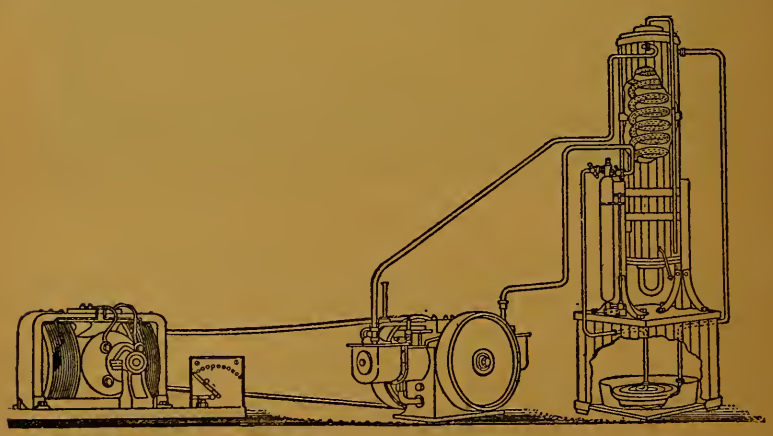
Moissans elektrischer Ofen.

ein hohes Lichtemissionsvermögen bekommt. Aus dieser Beobachtung entstand das Verfahren, ein leichtes Gewebe mit den Nitraten derartiger seltener Erden zu tränken und dasselbe dann zu verkohlen, wodurch ein Gerippe, aus den Oxyden dieser Erden bestehend, zurückbleibt. Bringt man diesen „Glühstrumpf" in die nicht leuchtende Flamme des Bunsenbrenners, so entsteht ein schönes, strahlend helles Licht.

Wenden wir uns nun zu den praktischen Erfolgen, welche die Physik in den letzten drei Jahrzehnten aufzuweisen hat. Da stehen obenan die Versuche, welche französische und deutsche Physiker mit der Verflüssigung von „coërciblen" Gasen machten. Die von den „permanenten" Gasen zu unterscheidenden „coërciblen" Gase haben die Eigenschaft, daß sie sich

zu Flüssigkeiten verdichten lassen. Schon Michael Faraday verwendete zu solcher Verflüssigung Kältemischungen, mit denen er seinen Zweck unter verstärktem Druck bei einer Reihe gasförmiger Körper erreichte. Nur der Sauerstoff, Stickstoff und Wasserstoff widerstanden allen Bemühungen, bis der Franzose C. Cailletet und der Genfer R. Pictet den Nachweis erbrachten, daß es möglich sein müsse, jedes Gas in flüssigen Zustand zu verwandeln. Sie stellten flüssigen Sauer- und Stickstoff dar; später Dewar auch flüssigen Wasserstoff. Andrews wies nach, daß zu diesem Zwecke eine für jedes Gas verschiedene niedrige Temperatur, die sogenannte kritische, erreicht werden müsse, oberhalb welcher das betreffende Gas auch durch den stärksten Druck nicht in flüssigen Aggregatzustand übergeführt werden kann. Die verflüssigten Gase ermöglichen wiederum die Erzeugung der stärksten Kältegrade, wovon die Technik höchst werthvolle Anwendung macht. Im Jahre 1897 wies Professor Linde einen äußerst einfachen Weg zur Herstellung flüssiger Luft nach, der zugleich ihre Erzeugung in größerer Menge ermöglichte. Seinen Apparat stellt beistehende Skizze dar. Die stark komprimierte und abgekühlte Luft wird darin plötzlich ausgedehnt, wodurch sie einen noch höheren Kältegrad erlangt. In einem Gegenstrom streicht sie dann an der ursprünglich komprimierten Luft vorbei, wodurch auch diese noch stärker abgekühlt wird als zuvor. Dehnt sie

Professor Linde.



Lindes Apparat zur Erzeugung flüssiger Luft.

sich nun plötzlich aus, so wird die Temperatur der Gegenstromluft abermals erniedrigt und damit auch die der komprimierten Luft u. s. w. Durch öftere

Wiederholung dieses Verfahrens gelingt es zuletzt, die Temperatur so zu erniedrigen, daß die Luft selbst flüssig wird. Die auf solche Weise erhaltene flüssige Luft bewahrt man in Flaschen auf, die doppelte Wände besitzen und bei denen der Zwischenraum zwischen beiden Glaswänden luftleer gemacht und mit einigen Tropfen Quecksilber versehen ist. Der luftleere Raum verhindert die Wärmeleitung und der Quecksilberdampf in demselben die Wärmestrahlung, wodurch einer allzuschnellen Verflüchtigung der flüssigen Luft vorgebeugt wird. Die dabei erzeugte Kälte ist so groß, daß sogar Alkohol in derselben gefriert, ebenso Quecksilber, das so fest wird, daß man es hämmern kann. Ein Tropfen flüssiger Luft in eine Porzellanschale gegossen, tanzt dort ebenso wie ein auf eine heiße Eisenplatte gebrachter Wassertropfen. Werden Seifenblasen in den Dampf flüssiger Luft gebracht, so gefrieren sie und behalten ihren Farbenschimmer bei. Hauptsächlich wird die nach dem Lindeschen Verfahren dargestellte Luft vorläufig wegen ihres Reichthums an Sauerstoff technisch verwendet, aber schon jetzt ist ihre Benutzung eine sehr vielseitige; in der Eisenhüttenindustrie, zur Bereitung des Wassergases, in der Medizin und Hygieine, sogar als Sprengstoff leistet sie schätzbare Dienste.

Ein modernes Mikroskop.

Auf dem Gebiete der Optik erfuhr die Photometrie (Apparate zur Messung von Lichtstärken) wichtige Verbesserungen; ebenso das Mikroskop, welches nicht nur der Wissenschaft (Physiologie, Zoologie, Botanik, Geologie), dient, sondern längst auch der Technik und dem praktischen Leben ganz und gar unentbehrlich ist.

---

b. Die Elektrizität.

Hertz's bahnbrechende Untersuchungen der elektrischen Schwingungen. — Fortgeführt durch Tesla. — Entdeckung der X-Strahlen durch Röntgen. — Röntgen-Apparat. — Webers Phonautograph. — Vervollkommnet durch Thomas Edison in seinem Phonographen. — Erfindung des Telephons durch Philipp Reiß. — Vervollkommnung durch Graham Bell. — Hughes' Mikrophon. — Marconis Telegraphie ohne Draht.

Am gewaltigsten aber hat unter allen Zweigen der Physik die Lehre von der Elektrizität Fortschritte gemacht, und zwar sowohl in theore-

tischer wie in praktischer Hinsicht. Der Engländer Maxwell wies 1873 nach, daß auch das Licht als eine elektrische Erscheinung aufzufassen sei, und Heinrich Hertz (1857—1894) gelang es dann, elektrische Schwingungen herzustellen, die so schnell erfolgten, daß ihre Wellenlänge bequem meßbar wurde. Er wies ferner nach, daß die elektrischen Strahlen demselben Gesetz unterliegen wie die Lichtstrahlen. Gleich wie diese durch gewisse lichtdurchlässige Körper hindurchgehen, dringen die elektrischen Wellen durch die Isolatoren, wie Glas, Paraffin, Schwefel, Holz u. s. w. hindurch, und gleich wie die Lichtwellen von manchen Körpern reflektiert werden, ebenso werden die elektrischen Wellen von den Metallen reflektiert. So wie ferner ein Lichtstrahl durch ein Prisma gebrochen und aus seiner geradlinigen Richtung abgelenkt wird, so werden auch die elektrischen Strahlen durch geeignete Prismen, z. B. durch solche von Paraffin, gebrochen. Ebenso wie durch Glaslinsen die Lichtstrahlen in einem Brennpunkt vereinigt werden können, lassen sich auch die elektrischen Strahlen durch mit geeigneten Medien gefüllte Linsen in einem Brennpunkt vereinigen — kurzum alle Erscheinungen, die vom Lichte bekannt sind, lassen sich auch mit den Hertzschen elektrischen Wellen hervorbringen und durch Versuche von Hertz ist damit die Gleichartigkeit zwischen den Erscheinungen des Lichtes und der Elektrizität bewiesen.

Heinrich Hertz.

Die Hertzschen Arbeiten und Versuche über die elektrischen Schwingungen wurden von Tesla fortgeführt, welcher allerlei elektrische Lichterscheinungen feststellte und bereits die Zuversicht ausspricht, es würde ihm gelingen, große Räume, ja selbst Städte mit elektrischen Schwingungen anzufüllen, und dann durch angebrachte Geißlersche Röhren eine Beleuchtung zu erzeugen („Teslas Licht der Zukunft"). Größere Wichtigkeit als den Teslaschen Versuchen kommt einer anderen Entdeckung zu, als deren Ausgangspunkt ebenfalls die Maxwellsche Theorie sowie die Hertzschen Forschungen betrachtet werden müssen, — die Entdeckung der sogen. X-Strahlen durch Professor Wilhelm Konrad Röntgen (geb. 1845 zu Lennep) in Würzburg, jetzt in München. Dieser machte gegen Ende des Jahres 1895 die ungeheures Aufsehen erregende Beobachtung, daß fluorescenzfähige Körper in der Nähe einer von elektrischen Entladungen erfüllten Crookes-Hittorffschen Röhre selbst dann zum hellen Leuchten erregt wurden, wenn diese Röhre ganz mit schwarzem Papier umhüllt war, so daß kein Licht

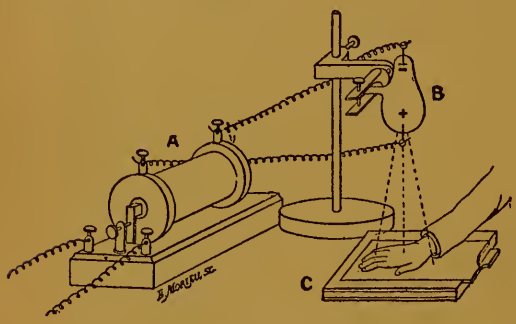
Professor W. K. Röntgen.

von ihr ausstrahlen konnte. Hier mußte eine neue, bis dahin unbekannte Art von Strahlen vorliegen, die Röntgen selbst ihrer räthselhaften Natur wegen X-Strahlen nannte, während seitdem in den allgemeinen Sprachgebrauch ihre Bezeichnung als Röntgenstrahlen übergegangen ist. Er wies nach, daß sie von den in der Röhre enthaltenen Kathodenstrahlen (das von

Untersuchung mittels Röntgenstrahlen.

der negativen Elektrode eines Funkeninduktors ausgehende Leuchten in luftverdünnten Räumen) wesentlich verschieden seien; daß sie ihren Ausgangspunkt an jener Stelle der Glaswand nehmen, wo die Kathodenstrahlen diese treffen, sowie daß sie, von dort geradlinig sich ausbreitend, selbst starke Holzplatten und dünne Metallplatten ohne erhebliche Schwächung durchdringen

können. Man faßt diese wunderbaren Strahlen, deren nähere Erforschung seitdem zahlreiche Physiker beschäftigt, ziemlich allgemein als Wellen im Aether auf, während sich noch nicht hat feststellen lassen, ob es sich bei ihnen um longitudinale Wellen handelt, die gleich den Schallwellen in der Luft bloß Schwingungen in Richtung ihrer Fortpflanzung besitzen, oder um transversale mit Querschwingungen, wie beim Licht. Die Röntgenstrahlen haben gleich dem Licht, insbesondere dem ultravioletten, die Fähigkeit, Fluorescenz zu erzeugen, photochemische Wirkungen auf photographischen Platten hervorzubringen, so daß die durch sie hervorgebrachten Erscheinungen sich mit Leichtigkeit photographisch fixieren lassen, und elektrisierte Körper zu entladen. Im Gegensatze zu den Kathodenstrahlen werden sie von Magneten nicht beeinflußt, erleiden keine Brechung und können auch nicht polarisiert werden. In weiteren Kreisen erregte von den Versuchen Röntgens derjenige das gewaltigste Aufsehen, welcher darthat, daß man von Theilen lebender Körper Skelettschattenphotographien aufnehmen kann, indem die Röntgenstrahlen von den Fleischtheilen bedeutend stärker durchgelassen werden als die von den Knochen. Durch die fortgesetzte Verbesserung der Apparate ist inzwischen die zunächst erforderliche sehr lange Expositionsdauer so abgekürzt worden, daß sie gegenwärtig von der beim gewöhnlichen Photographieren nöthigen nicht mehr bedeutend abweicht. Die Abbildung eines Apparates für die Versuche mit Röntgenstrahlen zeigt die einfache Anordnung eines solchen. B ist die Röntgenlampe, die mit dem Funkeninduktor A direkt oder indirekt verbunden ist, C die Kassette mit der empfindlichen Platte, auf der die im vorliegenden Falle zu durchleuchtende Hand ruht. Die nebenstehende Abbildung zeigt die Wiedergabe einer auf solche Weise erzielten Röntgenphotographie; es ist die normale Hand eines jungen Mädchens. Der vierte Finger trägt einen Ring, außerdem sieht man noch einen Theil des Unterarmes mit einem Armband. Die Knochen erscheinen dunkel mit etwas helleren Markröhren, die metallenen Körper noch dunkler, das Fleisch dagegen nur matt schattiert — eine Erfahrung, welche die hohe Bedeutung dieser Entdeckung für die Chirurgie und innere Medizin begründet. Bereits hat dieses Verfahren eine ganz neue Art der medizinischen Diagnose entstehen lassen. Durch mehrere Theilaufnahmen ist es möglich, vollständige lebensgroße Röntgenbilder Erwachsener herzustellen. Am Knochengerüst lassen sich tuberkulöse Stellen, Verrenkungen und Brüche nachweisen und ihre Veränderungen genau verfolgen. Ebenso läßt sich ganz



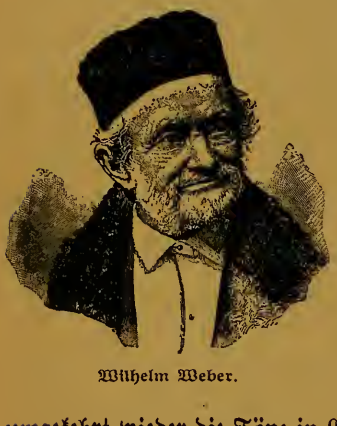
Apparat für die Versuche mit Röntgenstrahlen.

genau der Sitz von Fremdkörpern ermitteln, insbesondere von Kugeln, worauf der bereits vielfach erprobte Werth der Röntgenphotographie für die Kriegschirurgie beruht. Auch als direktes Heilmittel hat man die Röntgenstrahlen angewandt, doch sind die Versuche damit noch nicht als abgeschlossen zu betrachten. Außerdem lassen sich aber auch für die Technik und im Dienste von Handel und Gewerbe diese neuen Strahlen nach verschiedenen Richtungen hin nutzbringend verwerthen, so zum Beispiel für die Prüfung von Nährstoffen, Gewürzen und anderen Handelswaaren in Bezug auf ihnen etwa beigemischte Verunreinigungen, zur Bestimmung des Heizwerthes der Kohlen, zur Unterscheidung echter und falscher Edelsteine, zur Feststellung fehlerhafter Stellen in Metallen, zur Herstellung photographischer Kopien unter Ausschluß des Tageslichtes u. s. w. Es ist noch gar nicht abzusehen, welche ferneren Ergebnisse in wissenschaftlicher und praktischer Hinsicht sich aus der Verwendung der Röntgenstrahlen etwa noch ergeben werden. Sie haben uns gewissermaßen eine neue Welt erschlossen und bilden eine hervorragende Bereicherung für verschiedene Zweige der Wissenschaft.

Hand eines jungen Mädchens.

Auf dem Gebiete der Akustik wurde zunächst die Lehre von den Tonempfindungen genauer geprüft und der Franzose Lissajours konstruierte ein Vibrations-Mikroskop, welches die einzelnen Töne durch Lichtlinien aufzeichnet (1875). Einen Phonautographen hatte schon 1830 der damalige Göttinger Student und spätere große Physiker Wilhelm Weber (s. Bd. I, S. 309) hergestellt, welcher im Wesentlichen darin bestand, daß ein am tönenden Körper befestigtes Metallfederchen in einen daran vorbeigezogenen berußten Glasstreifen seine Schwingungen einradierte. Vervollkommnet wurde dieser Apparat 1854 von Scott und König und später von Faber, Wertheim u. a. Doch erst dem technischen Genie eines Thomas Alwa Edison (geb. 1847 zu Milan, Ohio) war es vorbehalten, das phonautographische Prinzip zur höchsten Vervollkommnung zu bringen, so daß der Phonograph auf dem Gebiete des Schalles nahezu eine ähnliche Bedeutung erlangte, wie die Photographie auf dem Gebiet der Optik. Im Jahre 1877 konstruierte Edison seinen ersten Phonographen, dessen Beschreibung sich in der Nummer des „Scientific American" vom 22.

Dezember 1877 befindet. Am 11. März 1878 wurde der Apparat der Pariser Akademie vorgeführt und damit trat er seinen Siegeslauf durch die Welt an. Da bei dem Scott-Königschen Phonautographen die Umdrehung des Cylinders mit der Hand geschah und deßhalb niemals gleichmäßig sein konnte, so bemühte sich Edison in erster Linie, dieselbe gleichmäßig zu gestalten. Zu diesem Zwecke setzte er den Cylinder mit einem Uhrwerk in Verbindung. Die Oberfläche des Cylinders, welche die Schwingung der Membrane aufnehmen sollte, belegte er anstatt mit Ruß mit Stanniol, um die Eindrücke des Glasstiftes, der bei dem neuen Apparat an die Stelle des bisher benutzten Federchens trat, dauernder und haltbarer zu machen. Die Membrane, in welcher der Glasstift befestigt war, stellte Edison aus Metall her. Wurde nun diese mit Stanniol überzogene Walze in Drehung versetzt und gleichzeitig gegen die Membrane gesprochen, so gerieth der mit der letzteren verbundene Stift in Schwingungen und brachte auf dem Stanniol Eindrücke hervor. Führte man die Walze ohne zu sprechen unter dem Stifte durch, so wurden dieselben Schwingungen wie vorher beim Sprechen wieder erzeugt und durch die Membrane hörbar. Der Phonograph ist seitdem ununterbrochen verbessert worden; vor allem von Edison selbst, der im Jahre 1887 an Stelle des Stanniols eine Wachsmasse setzte, auf der die Eindrücke des Stiftes mit bisher unerreichbarer Feinheit wiedergegeben werden konnten.



Wilhelm Weber.

Ein weiteres Bestreben der Physiker ging dahin, die Elektrizität in Töne und umgekehrt wieder die Töne in Elektrizität zu verwandeln. Als ein Markstein in der Geschichte dieser Bestrebung wird nun im Allgemeinen das Jahr 1876 angegeben, in welchem der Taubstummenlehrer Graham Bell in Boston ein Patent auf ein Telephon erhielt, und diesem praktischen Amerikaner wird auch fälschlich die Erfindung des Telephons zugeschrieben. Allein diese für die gesammte Menschheit so bedeutungsvolle Erfindung hat schon lange vor Bell existiert. Die Beziehungen zwischen dem Magnetismus und den Tönen sind bereits von Pape im Jahre 1837 und später 1846 von Wertheim aufgeklärt worden. Bei diesen Versuchen bemerkte Wertheim ein eigenthümliches, anscheinend den Draht entlang laufendes Geklirr, sowie andere Arten von schwer bestimmbaren Geräuschen. Dieser von Wertheim in die Wissenschaft eingeführte, sogenannte Klirrton war es, der den Lehrer an dem Erziehungsinstitut zu Friedrichsdorf bei Frankfurt a. M., Philipp Reiß (1834—74), veranlaßte, im Jahre 1860 das erste Telephon zu konstruieren, so daß also nur Reiß und kein anderer als Erfinder des Telephons zu betrachten ist. Die beigegebene Figur 1 bietet eine schematische Skizze des ersten Apparats. Der Empfänger A bestand aus einer leeren Zigarrenkiste als Resonanzkästchen und aus einer mit sechs Lagen überspon-

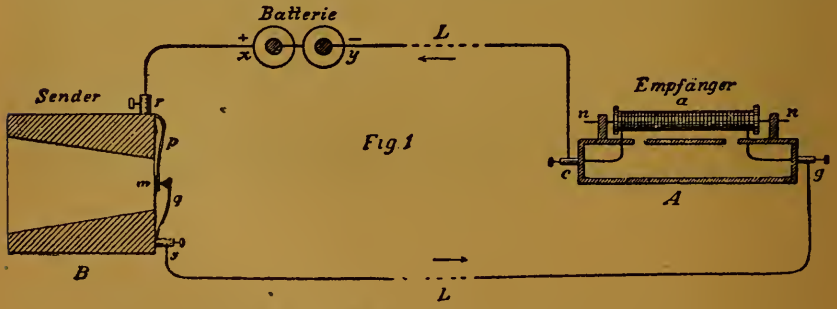
nen Kupferdrahtes umwickelten Rolle oder Magnetisierungsspirale a, die über eine dicke Stricknadel n n geschoben war. Letztere ruhte mit ihren aus der Rolle hervorragenden Enden auf zwei Stegen des Kästchens; zwei Klemmschrauben c und g nahmen die beiden Drahtenden der Rolle und die vom Sender B und der Batterie kommenden Leitungsdrähte L L auf. Der Sender bestand aus einem Holzwürfel B, der als Schalltrichter eine konische Höhlung besaß, deren engere Mündung eine straff gespannte Membrane aus Schweinsdünndarm verschloß. Ein auf die Mitte der letzteren gekittetes

Thomas Alwa Edison.
Nach einem Gemälde von A. N. Anderson.

Platinplättchen m war durch einen dünnen Kupferstreifen p mit der Klemme r verbunden. Ein an der Klemme s befestigter Platinstreifen q, das sogenannte Hämmerchen, endigte über der Mitte der Membrane in einer das Plättchen m berührenden Spitze. Ward durch diesen, später mittels einer besonderen Schraube regulierten Kontakt die Kette geschlossen, dann nahm der Strom von dem positiven Pole x einiger Bunsenschen Elemente aus durch den Leitungsdraht L den Weg x r p m q s g a c y. Die durch abwechselnde Verdichtungen und Verdünnungen der Luft entstehenden Schallwellen setzten die Membrane in Schwingung. Bei jeder Verdichtung wurde das Hämmer-

chen q von der Membrane zurückgedrängt; bei der Verdünnung konnte es der zurückschwingenden Membrane nicht folgen, weßhalb der Strom so lange unterbrochen blieb, bis die Membrane durch den Druck einer neuen Verdichtung wieder an q gedrängt wurde. So bewirkte jede Schallwelle ein Schließen und Oeffnen des Stromes, mithin auf der entfernten Station gleichzeitig durch die Magnetisierung und Entmagnetisierung der Stricknadel eine entsprechende Aenderung und Wiederherstellung der Gleichgewichtslage ihrer Moleküle. Dabei entstanden Töne, deren Höhe oder Tiefe den Stromunterbrechungen in gegebener Zeit entsprach. Der Apparat gab sowohl Melodien als auch gesprochene Sätze deutlich wieder; er fand seitens der Deutschen Naturforscherversammlung zu Gießen, wo Reiß am 21. September 1864 in der physikalischen Sektion sein Telephon selbst vorzeigte und erklärte, die ehrenvollste Anerkennung der dort versammelten Spitzen der Wissenschaft. An die Einrichtung eines allgemeinen Fernsprechverkehrs aber war nicht zu denken, so lange die Uebermittelung der menschlichen Sprache sich auf kurze Sätze und geringe Entfernungen beschränkte, wie das bei diesem Apparat noch der Fall war. Die Theilnahme an der Erfindung erkaltete daher bald wieder, auch als Reiß Verbesserungen anbrachte, die hauptsächlich auf Verstärkung des

Philipp Reiß.

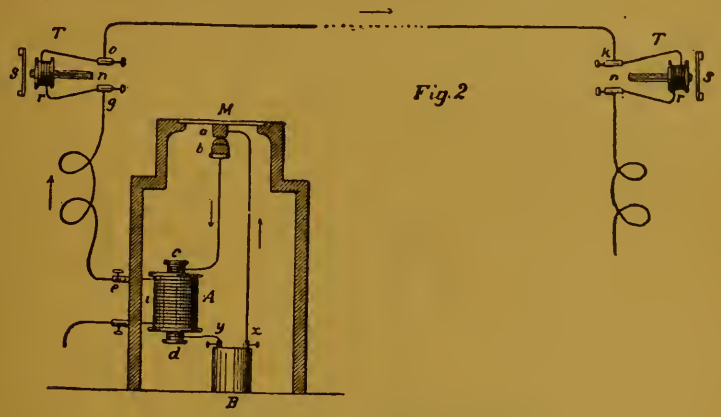


Schematische Skizze des ersten Reißschen Telephons von 1860.

Tones und bequemere Handhabung abzielten, und die sein nachher näher zu besprechendes Telephon von 1863 aufwies. Er erlag 1874 der Lungenschwindsucht, bevor er sein sehnlichst erstrebtes Ziel, den Fernsprecher im Dienste der Menschheit praktisch verwendet zu sehen, erreicht hatte.

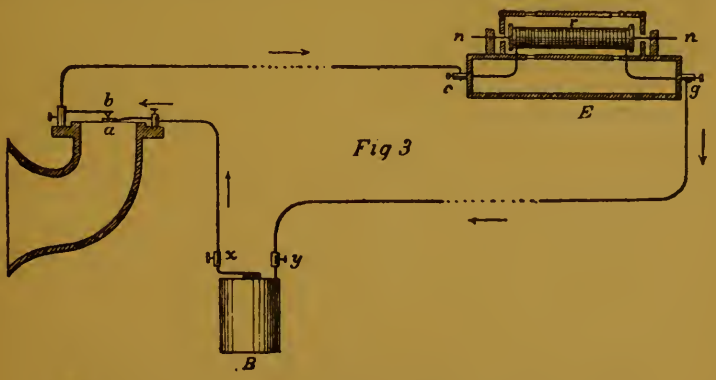
Was Reiß nicht erlangen konnte, gelang dem Amerikaner Bell. Er erkannte mit richtigem Blick, daß die Uebermittlung von Tönen und Worten

in ungetrübter Reinheit, Fülle und Klangfarbe nur möglich sei durch stetige, den Verdichtungen und Verdünnungen der Schallwellen genau entsprechende Stärkeänderungen eines ununterbrochenen Stromes, d. h. Umwandlung der Schallwellen in Stromwellen, und konstruierte dement-



Schematische Skizze des heutigen Fernsprechers.

sprechend 1876 einen Fernsprecher. Trotzdem kann aber Philipp Reiß die Priorität der Erfindung nicht streitig gemacht werden, wie aus den beiden beigegebenen schematischen Skizzen 2 und 3 deutlich erkennbar ist. Figur 2 veranschaulicht das jetzige System in seinem Zusammenhange. Unter der Mitte der elastischen Schallplatte oder Membrane M ist ein Kohlenstück a



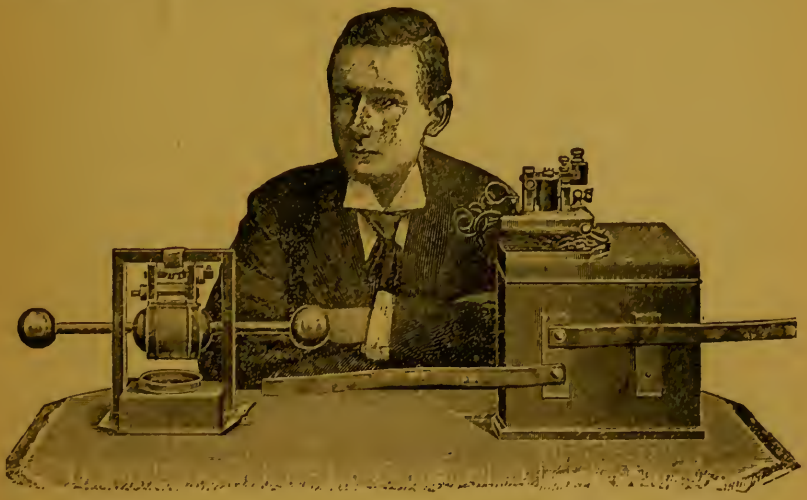
Schematische Darstellung des Reißschen Telephons vom Jahre 1863.

befestigt, das ein zweites auf fester Grundlage ruhendes Kohlenstück b unter regulierbarem Drucke dauernd berührt. Diese beiden Kontaktstücke, die auch oft aus Platin bestehen, stellen in Verbindung mit der Schallplatte das Mikrophon in einfachster Form dar, während B die elektrische Batterie ist. Hängt

man das Bellsche Hörtelephon T vom Gehäuse des Senders oder Gebers ab und bringt es ans Ohr, so wird der Stromkreis geschlossen. Vom positiven Pol x aus nimmt der Lokalstrom seinen Weg in der Pfeilrichtung durch beide Kontaktstücke a und b, umkreist die Spule c d des Induktors A, um durch den Pol y in die Batterie zurückzukehren. Die durch die Schallwellen erzeugten Schwingungen der Platte M vergrößern und vermindern, genau im Maße ihrer Stärke, die innige Berührung beider Kontaktstücke, das heißt den Querschnitt des Leiters, und im gleichen Verhältnisse auch die Stromstärke; sie bewirken jenes An- und Abschwellen, durch das der Lokalstrom seinen wellenartigen Charakter erhält. Der Lokalstrom aber ruft, die Wicklung der Hauptrolle c d des Induktor durchfließend, in den Drahtwindungen der Nebenrolle i und somit in der Telephonleitung überhaupt einen ebenso auf- und abschwellenden sekundären Strom von größerer Spannung hervor. Dieser überwindet den Leitungswiderstand leicht, was auf größere Entfernungen mit dem verhältnißmäßig schwachen primären Strom nicht möglich wäre. Der sekundäre Strom nun, der die Drahtrollen r der Bellschen Telephone T beider Stationen durchfließt, bringt die feinen „Wogen" entsprechenden Verstärkungen oder Verminderungen im Magnetismus der Stabmagnete n hervor. Die dem Ende der letzteren dicht gegenüberliegende dünne Eisenscheibe s, dadurch in Schwingungen gebracht, vermittelt dem Ohr die gegen M gesprochenen Laute in ganzer Reinheit und Klangfarbe. Dieser Typus einer modernen Fernsprecheinrichtung läßt, mit dem Reißschen Telephon von 1863 (Fig. 3) verglichen, an dem Sender den einzigen Unterschied gewahren, daß bei Reiß der Induktor A fehlt und somit der Batteriestrom die ganze Strecke bis zur entfernten Station durchlaufen muß. Die Kohlenstücke a und b sind hier durch Platinstücke (das Plättchen a und das Hämmerchen b) vertreten, die, wenn sie sich während der Membranschwingungen dauernd berühren, ein Mikrophon bilden und wie die Kohlenstücke der Fig. 2 den elektrischen Strom in einen undulierenden verwandeln. Indem dieser in Fig 3 auf dem Wege x a b c r g y die Drahtentwickelung der Rolle r des Empfängers E durchfließt, erzeugt er in der Stricknadel n n, den Stärkeänderungen des Stromes und somit auch den Membranschwingungen, entsprechende Molekularschwingungen, die auf das Resonanzkästchen übertragen werden. Bei ununterbrochenem Kontakt vernimmt das dem Kästchen genäherte Ohr sowohl musikalische Töne als auch jedes gesprochene Wort, bei unterbrochenem jedoch bloß die musikalischen Töne deutlich. Wenn man endlich mit diesem Empfänger das in Fig. 2 gleichfalls als Empfänger dienende Bell-Telephon T vergleicht, so springt auch hier die nahe Verwandtschaft in die Augen; das letztere bietet bloß eine für den praktischen Gebrauch bequemere Form.

Bedeutend verbessert wurde dann der Apparat noch durch Erfindung des Mikrophons, dessen erste Ausführung im Jahre 1878 wir dem Erfinder des Typendrucktelegraphen David Edwin Hughes (geb. 1831) verdanken, obschon beinahe gleichzeitig Robert Lüdtge in Berlin auch ein Mikrophon konstruierte. Das erste, noch recht einfach konstruierte Mikrophon von Hughes bestand aus einem Resonanzblättchen, an dem zwei Kohlestückchen angebracht waren; diese haben an zwei Stellen Vertiefungen

und in diese letzteren war ein drittes Kohlestäbchen lose eingestellt. Das Mikrophon wurde dann noch weiter vervollkommnet und dient jetzt als wichtigster Bestandtheil des Telephons dazu, die in letzteres hineingesprochenen Töne zu verstärken. Auf ähnlicher Grundlage sind dann auch Apparate hergestellt worden, bei denen mittelst des Mikrophons Erzlager unter der Erde, Metalle auf dem Meeresboden und derartige Dinge mehr gefunden werden können. Auch bei diesen Instrumenten werden die durch das Vorhandensein von Metallen in Folge Induktion entstehenden Veränderungen im elektrischen Widerstand durch das Mikrophon bemerkbar. Der Kuriosität wegen mag hier erwähnt sein, daß nach dem Attentat auf Präsident Garfield (2. Juli 1881) die Kugel im Körper desselben ebenfalls mittelst eines derartigen, von Hughes konstruierten Instrumentes gefunden wurde.



Marconi und sein Apparat zur Telegraphie ohne Draht.

Die neueste Anwendung der elektrischen Schwingungen datiert aus dem Jahre 1897 und ist dem jugendlichen italienischen Physiker Marconi zu verdanken. Auf die oben schon erwähnte, von Hertz konstatierte Thatsache, daß die elektrischen und magnetischen Wellen, ebenso wie die Lichtwellen der Zurückwerfung unterworfen sind, baute Marconi seine Versuche auf: er stellte in einer Entfernung von 2 Kilometern 2 Spiegel mit in bestimmter Weise gekrümmten Flächen auf und erzeugte nun sehr kurze elektrische Wellen, die von einem schwachen Strome ausgingen und von hoher Schwingungszahl waren. Diese wurden auf den ersten Spiegel geworfen und auf den zweiten reflektiert. Hier gelang es durch Verbindung des Spiegels mit einem Apparat, der die Bewegungen dieses Spiegels verstärkte, die reflektierten Wellen aufzufangen und sichtbar zu machen, und zwar in Gestalt von Morsezeichen. Es ist später gelungen, auch den Hughesschen Apparat durch

die Marconische Vorrichtung in Thätigkeit zu setzen und so eine „Telegraphie ohne Draht" zu schaffen, die von Prof. Braun verbessert wurde und im neuen Jahrhundert eine sehr große Bedeutung gewinnen wird. (Vgl. darüber Bd. II, Abtheil. III B, „Handel und Verkehr.").

---

c. Astronomie.

Erforschung der Kometen- und Meteorerscheinungen. — Schiaparellis große Verdienste. — Der donatische Komet. — Die Natur der Meteore und Sternschnuppen. — Entdeckung kleinerer Planeten. — Photographische Methode der Himmelsforschung. — Monde. — Die Spektralanalyse. — Das Spektrum der Sonne. — Protuberanzen und Flecken. — Nebelflecken. — Fixsterne. — Die Frage der Bewohnbarkeit der Weltkörper. — Verbesserung der Fernrohre.

Auf dem Gebiete der Astronomie oder Himmelskunde wandten sich die Forschungen während der letzten 50 Jahre hauptsächlich der Erforschung der Kometen- und der Meteorerscheinungen zu. Namentlich der große Mailänder Astronom J. V. Schiaparelli stellte langjährige Untersuchungen über die Natur der Kometen an, deren Ergebnisse er 1866 bekannt gab. Darnach bleibt zwar die Natur dieser „himmlischen Vagabunden" immer noch in vieler Hinsicht räthelhaft. Wir wissen nur, daß es im Weltraum befindliche Körper von sehr geringer Masse sind, welche ihre Bahnen in Folge ihrer Anziehung durch die Sonne und die Planeten beschreiben und deren Bestandtheile sich nur quantitativ, nicht qualitativ von den Stoffen unsrer Erde unterscheiden. Wahrscheinlich erhalten sie einen großen Theil ihres Lichtes von der Sonne; doch entwickeln Kometen mit ihrer Annäherung an die Sonne auch beträchtliches Eigenlicht, eine Erscheinung, die auf elektrischen Vorgängen beruht. Es wird meist angenommen, daß der eigentliche Kern der Kometen aus einer festen oder doch sehr verdichteten Masse besteht, die sich bei der Annäherung an die Sonne durch deren Wärmewirkung erhitzt, worauf eine lebhafte Dampfbildung vor sich geht. Gleichzeitig treten dann elektrische Kräfte zwischen Kern und Sonne auf, in Folge deren einzelne Theilchen vom Kern aus abgestoßen werden, welche die Bildung der Coma (die den Kern umgebende Lichthülle) und des Schweifes hervorrufen. Einer der prachtvollsten Kometen, die im Verlaufe des 19. Jahrhunderts sichtbar wurden, war der glänzende Donatische von 1858, der sehr lange zu sehen war. Durch seinen Schweif hindurch erblickte man die Sterne mit ungeschwächtem Glanze. Bei diesem Irrstern erschien der Schweif stets gekrümmt, mit der konvexen Seite nach der Rich-

J. V. Schiaparelli.

Der Donatiſche Komet von 1858.

tung gewendet, wohin der Komet sich bewegte. Die voranschreitende Seite des Schweifes war außerdem viel schärfer begrenzt, als die entgegengesetzte konkave, so daß es schien, als ob der Schweif äußere Widerstände zu überwinden hätte.

Auch die Meteore, jene mächtigen, plötzlich aufflammenden Lichterscheinungen in der Atmosphäre, aus denen nicht selten mit Entwicklung von Rauch und Donnergetöse Stein- und Erzmassen herabfallen, sowie die Sternschnuppen, diese meistens schnell verglimmenden Lichterscheinungen, wurden näher studiert, namentlich von Schmidt in Bonn, Heis in Aachen und Culvier-Gravier in Paris, sowie von Schiaparelli. Sie stellten fest, daß die Sternschnuppen sich auflösen, bevor sie die Erdoberfläche erreichen, größere von ihnen aber bis zur Erdoberfläche herabkommen und dort, obwohl durch die Gegenwirkungen der Atmosphäre und mitunter auch durch das Erglühen und die Explosivwirkungen der in ihnen enthaltenen Gase in kleine Bruchstücke auseinandergerissen, noch Erz- und Steinmassen von erheblicher Größe auf der Erdoberfläche umherstreuen. Ferner erkannte Schiaparelli mit genialem Blick, daß die mittlere Geschwindigkeit der Meteore in der Nähe der Erdbahn nahezu 1,4 mal so groß ist als diejenige der Erde, und lieferte den Beweis, daß im Allgemeinen die Meteore sich um die Sonne in Bahnen derselben Art bewegen wie die Kometen. Ebenso konnte man nun die vollständige Lage und Gestalt dieser Bahn der Sternschnuppen und Meteore um die Sonne bestimmen, sowie die Richtung dieser Flugbahn, auch den periodisch wiederkehrenden Zeitpunkt solcher Erscheinungen.

Die Planetenwelt sodann wurde weiter erforscht. Vom Jahre 1847 bis jetzt wurden mehrere Hundert kleiner Planeten entdeckt, deren Zahl im Herbst 1899 bereits 444 betrug. Darunter befindet sich keiner, dessen Bahn über die Jupiterbahn hinausgeht, aber einige, bei denen Theile der Bahn diesseits der Marsbahn liegen, sogar einer, dessen Bahn in der Sonnennähe ziemlich nahe an die Erdbahn herankommt und in der Sonnenferne jenseits der Marsbahn liegt, vielleicht das Ergebniß irgend einer größeren Störung, welche die Lage und Gestalt der Bahn durch Zusammenstöße mit anderen dieser zahlreichen kleinen Planeten erfahren hat. Die Helligkeit, in der die Weltkörper dieser Planetengruppe uns in reflektiertem Sonnenlicht erscheinen, fällt zwischen die 6. und die 14. Größenklasse; also nur wenige können unter günstigen Verhältnißen an die Grenze der Sichtbarkeit mit unbewaffnetem Auge (6. Größe) gelangen. Die Durchmesser scheinen bei den größten derselben 100 bis 200 Kilometer, bei den kleinsten nur wenige Kilometer zu betragen.

Um diese kleinen Planeten aufzusuchen, bedient man sich jetzt der folgenden photographischen Methode: Auf einer möglichst empfindlichen photographischen Platte, die sich in der Bildebene eines lichtstarken Fernrohrs befindet, läßt man die Lichtstrahlungen einer bestimmten Himmelsfläche, indem man der scheinbaren Drehungsbewegung der Himmelskugel durch eine entsprechende Uhrwerkbewegung des Fernrohrs folgt, stundenlang derartig einwirken, daß eine sehr genaue und vollständige Abbildung der

bezüglichen Himmelsfläche daraus hervorgeht, bestehend aus mehr oder minder reichen und dichten Gruppierungen von Lichtpunkten, welche die Bilder der auf dieser Fläche enthaltenen Fixsterne, von den hellsten bis zu sehr lichtschwachen, darstellen. Mit Hilfe der Dauerwirkungen, mit denen sich das Licht auch sehr schwacher Sterne in die kleinsten Flächenstücke der photographischen Platte sozusagen einbohrt, kommen noch Sterne zur sicheren Abbildung, deren Helligkeit so gering ist, daß man sie niemals auch in den stärksten Fernröhren unmittelbar auf der Netzhaut des Auges wahrnehmen wird, weil die Beweglichkeit des Auges eine Verstärkung der Wahrnehmung durch dauernde Einwirkung auf ein und dieselbe Stelle der empfindlichen Schicht verhindert. Wenn nun unter den Hunderten oder Tausenden von helleren und

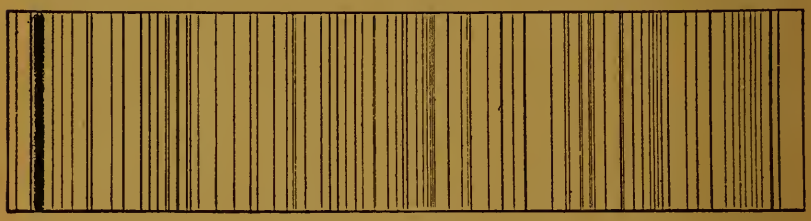
Planeten-Fund mit Hilfe der Photographie.

Der kurze Strich in der Mitte des Bildes bezeichnet die Stelle, an welcher ein neuer Planet auf der „Urania"-Sternwarte zu Berlin entdeckt wurde.

schwächeren Fixsternen, die auf der Platte abgebildet werden, ein Planet sich befindet, so wird derselbe dadurch erkennbar, daß er während der mehrstündigen Dauer der Einwirkung seinen Ort zu den benachbarten Fixsternen merklich ändert. Während die Fixsterne bei vollständiger Genauigkeit der Mitbewegung des Fernrohrs mit der betreffenden Himmelsfläche nur als leuchtende Punkte oder Scheibchen erscheinen, wird also der Planet zwischen den umgebenden Fixsternen ein Strichelement von merklicher Längenausdehnung und bestimmter Richtung darstellen, einen Strich, aus dessen Lage und Größe sich sofort auch ein Anhaltspunkt für die jeweilige Richtung und Geschwindigkeit der Bewegung des Planeten ergiebt. Es ist schon vorgekommen, daß auf diese Weise in wenigen Stunden durch ein und dieselbe Aufnahme auf einer bestimmten Himmelsfläche mehrere neue Planeten

und außerdem noch einige bereits bekannte sich deutlich signalisiert haben. Höchst wahrscheinlich werden in der nächsten Zeit noch viele Hunderte kleiner Planeten, die sich bis jetzt unsrer Wahrnehmung entzogen haben, aufgefunden werden. Auch verschiedene Monde wurden entdeckt; so vier beim Uranus, zwei beim Mars, fünf beim Jupiter u. s. w. Ferner wurde festgestellt, daß die Ringe des Saturn keine zusammenhängenden Gebilde, sondern aus frei bewegten kleinen Körperchen zusammengesetzt sind.

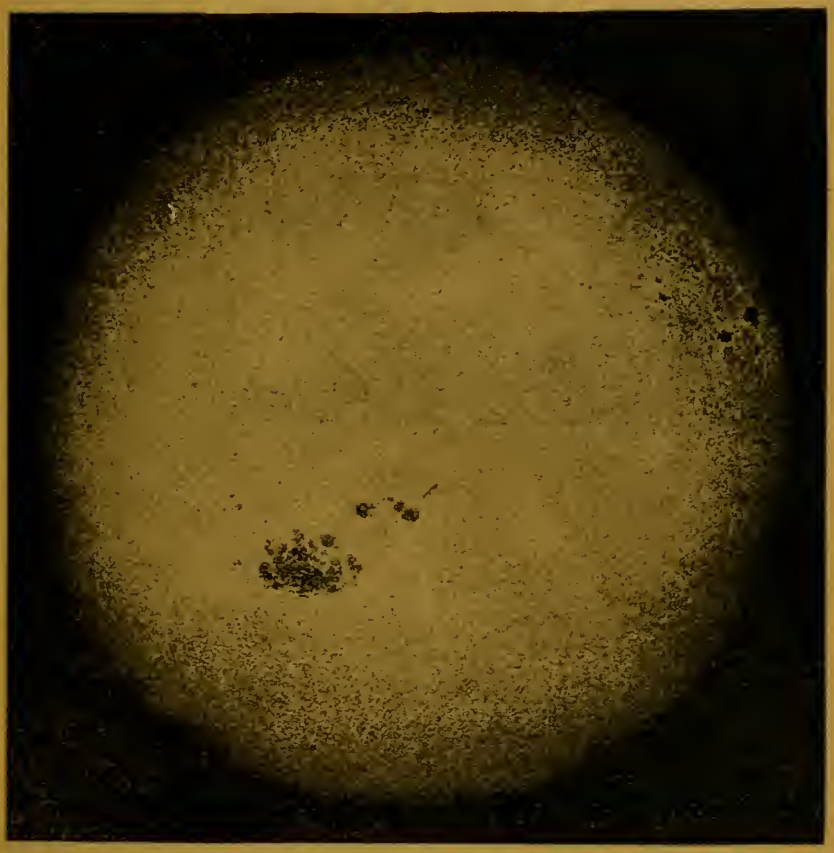
Eine unerwartet große Förderung erhielt die Astronomie durch die oben erwähnte Spektralanalyse. Die erste Anwendung, welche ihre Entdecker Bunsen und Kirchhoff aus den Ergebnissen ihrer Spektralforschung von himmlischen und irdischen Lichtquellen zogen, bezog sich auf die Deutung der dunklen Linien im Spektrum der Sonne. Die Oberfläche des Sonnenkörpers oder die Photosphäre befindet sich danach in einem solchen Zustande des Glühens, in dem sie, ähnlich wie glühende feste und flüssige Körper der irdischen Erscheinungswelt, nahezu gleichzeitig eine unermessene Zahl von Schwingungen in den verschiedensten Wellenlängen, und zwar, innerhalb



Dunkle Linien im Sonnenspektrum.

gewisser Grenzen der Beträge dieser Wellenlängen, in nahezu lückenlosem Zusammenwirken, ausstrahlt, so daß wir in der zum Spektrum ausgebreiteten Erscheinung dieses Zusammenwirkens lediglich eine stetige Lichtfläche in der bekannten Farbenfolge erblicken würden. Die Lücken oder dunklen Linien und Streifen in dieser Spektralfläche werden aber durch die Absorptionswirkungen bedingt, die in den den Sonnenkörper umgebenden und in verschiedenen Schichten über die Photosphäre lagernden Hüllen von gasförmigen Substanzen vor sich gehen. Aus den Gruppierungen dieser dunklen Linien, deren einige Tausende in der Spektralfläche der Sonne wahrnehmbar sind (siehe obenstehende Darstellung einer kleinen Region — etwa $^1/_{20}$ der Länge des sichtbaren Theiles — des Sonnenspektrums), haben schon Kirchhoff und Bunsen und immer vollständiger ihre Nachfolger zu erweisen vermocht, daß in diesen Gashüllen der Sonne eine große Anzahl der uns bekannten einfachen Körper enthalten sind, und zwar von den permanenten Gasen hauptsächlich Wasserstoff, außerdem aber auch zahlreiche Metalle in gasförmigem Aggregatzustande. Man hat sich die Sonne im Großen und Ganzen als ein System von drei großen Abstufungen zu denken: erstens das Sonneninnere in sehr hoher Temperatur mit einer nach der Mitte des Sonnenkörpers hin enorm zunehmenden Dichtigkeit; zweitens die Oberflächen-

schicht oder Photosphäre in einer Art von Uebergang zu festem oder flüssigem Zustand von geringerer Temperatur als das Innere und zugleich der Sitz der mächtigen Strahlungswirkungen nach außen, durch die im allgemeinen ein Abnehmen der Temperatur bedingt wird; drittens die umhüllenden Gas-



Die Sonne mit dem großen Fleck vom Februar 1892.

Nach einer photographischen Aufnahme des Kgl. astrophysikalischen Observatoriums zu Potsdam.

schichten von einer noch geringeren und nach außen weiter abnehmenden Temperatur und Dichtigkeit. Es ist klar, daß in einem so gewaltigen Gebilde, das außerdem in einer schnellen Rotation begriffen ist, enorme Spannungsdifferenzen und als deren Ergebniß mächtige Zirkulationsbewegungen von den Tiefen nach außen und andererseits auch innerhalb der Gashüllen, z. B. von den Polen nach dem Aequator und umgekehrt, obwalten müssen. Es

müssen dabei unter der Mitwirkung der unabläßigen Ausstrahlung in den Weltenraum auch Temperaturveränderungen und Zusammenhangsunterbrechungen der Oberflächenschichten entstehen, z. B. durch aufsteigende und sich explosiv entwickelnde Reaktionen aus dem Innern und entgegenwirkende absteigende Ströme aus den umgebenden Gashüllen. Diese Zustandsänderungen der Oberfläche werden sich an einzelnen Stellen theils als Verminderungen, theils als Steigerungen der Ausstrahlungsintensität, demnach als dunklere oder hellere Regionen (Flecken oder Fackeln) darstellen.

Nach sorgfältiger Beobachtung dieser Flecken hat man festgestellt, daß sie alle 11 Jahre häufiger und weiter ausgedehnt erscheinen.

Sonnen-Protuberanzen.

Nach Beobachtungen der Sternwarte in Cambridge.

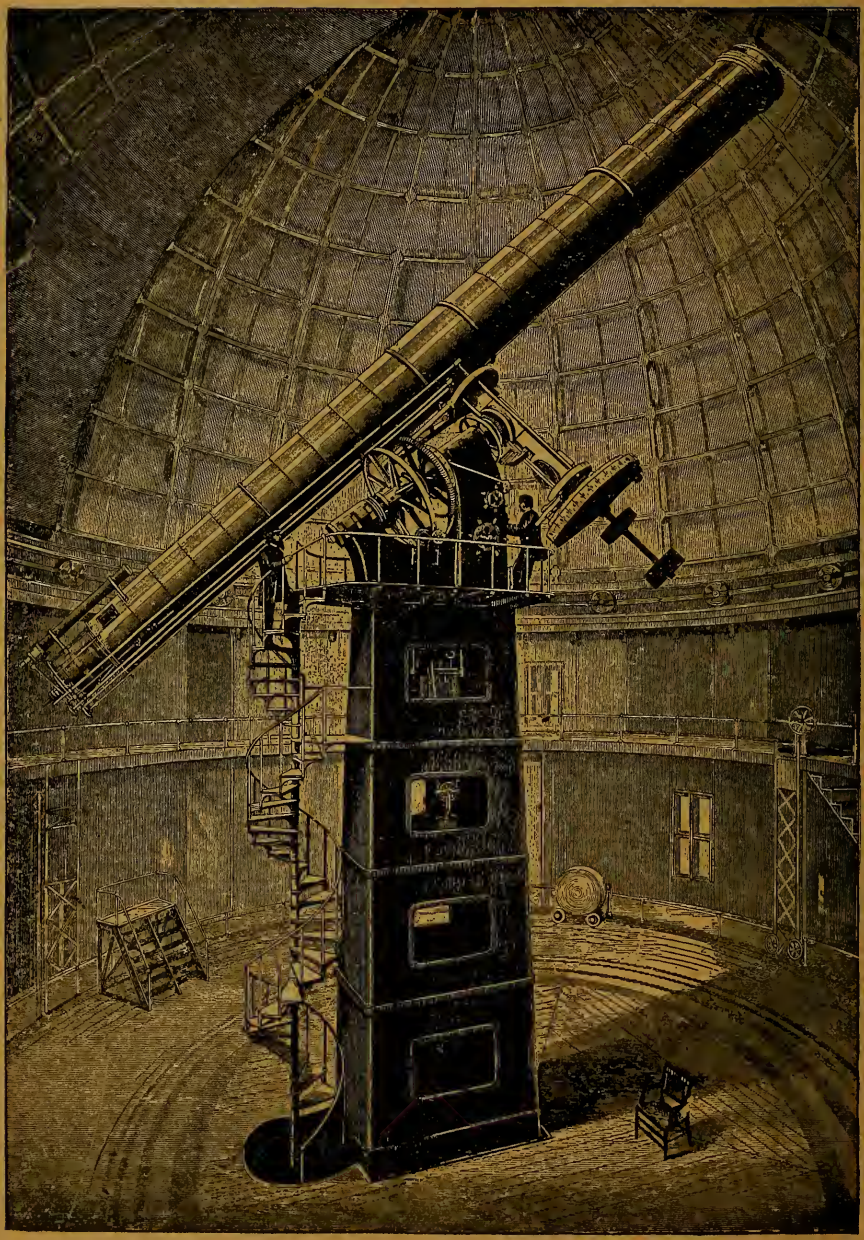
Auch die Protuberanzen, jene bei totalen Sonnenfinsternissen wahrgenommenen Lichtgebilde, die über den Rand der verfinsterten Sonnenscheibe emporragen, hat der Leipziger Astronom Zöllner erforscht und festgestellt, daß sie von Ausschleuderungen glühender Gase herrühren, die aus dem Sonneninnern mit Durchbrechung der Oberflächenschichten sozusagen explosiv aufsteigen, ähnlich den Gluthsäulen unsrer Vulkane.

Endlich hat die Spektralforschung auch in gewissen andern Lichtgebilden im Himmelsraum, den sog. Nebelflecken, eine Art des Leuchtens enthüllt, die demjenigen der glühenden Gase entspricht, woraus hervorgeht, daß in diesen Nebelgebilden die Gestaltungen noch nicht bis zu solchen festeren Kernbildungen fortgeschritten sind, die sonnenartig leuchten.

Die Weltenräume sind bis in sehr große Fernen von einer ungeheuren Zahl jener selbstleuchtenden Sonnen erfüllt, von denen wir mit bloßem Auge nur einige Tausende am völlig dunklen Nachthimmel bei ganz durchsichtiger Luft als sogenannte Fixsterne deutlich erkennen können. Und unter diesen Millionen von Sonnen kommen eine auffallend große Zahl Doppelsterne, also Systeme von zwei leuchtenden Sonnen vor, aber auch Gruppen von drei und mehr bis zu Ansammlungen von Hunderten und Tausenden von Sonnen innerhalb relativ enger Raumgrenzen. Die Bewegung dieser Fixsternenwelt wurde in letzter Zeit ebenfalls genauer erforscht; und man hat festgestellt, daß es Fixsterne, also Sonnensysteme, gibt, die mit Geschwindigkeiten von einigen 100 Kilometern in der Sekunde bewegt sind und deren Geschwindigkeit und Richtung ihrer Bewegungen sich in einem Zeitraum von mehr als 100 Jahren nicht merklich geändert hat.

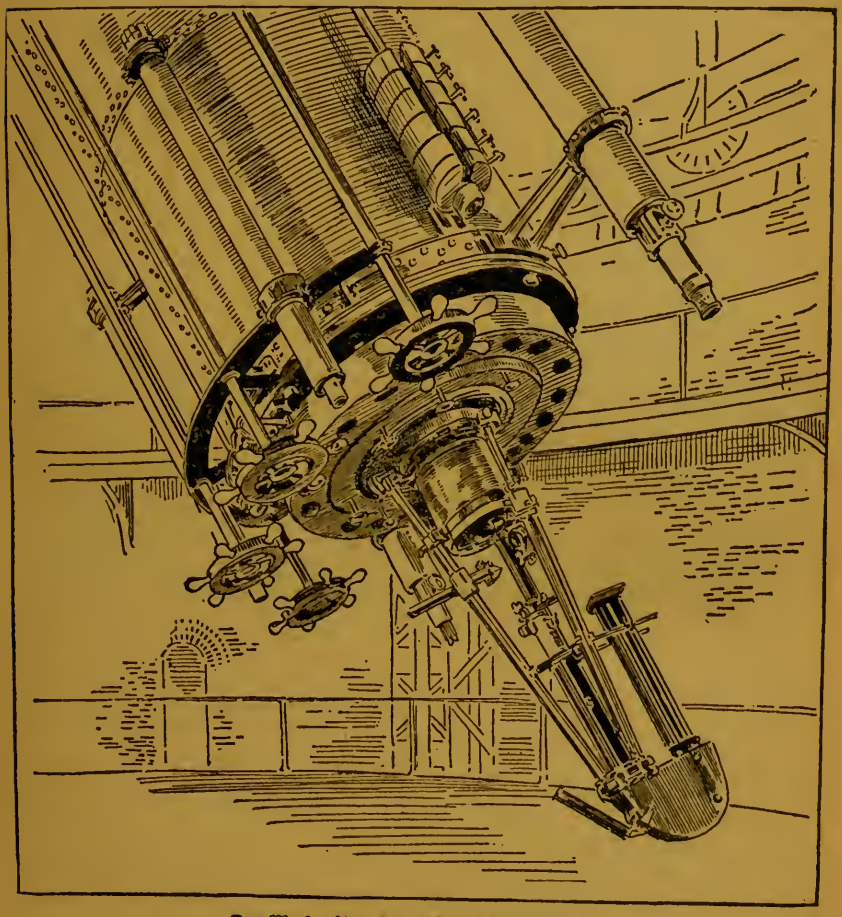
Spiral-Nebel.
(Nach Lassel.)

Mit Sicherheit — um schließlich auch die Frage der Bewohnbarkeit der Welten zu berühren — hat man aus den oben mitgetheilten Forschungsergebnissen betreffend das Leuchten der Sonne geschlossen, daß die Welten nicht bewohnt sein können. Zugleich hat man aus einer volleren Erfassung der physikalischen und chemischen Grundlagen und Bedingungen des Lebens gegenwärtig die allgemeine Vorstellung abgeleitet, daß die Lebenserscheinungen überhaupt nur innerhalb gewisser, ziemlich enger Temperaturgrenzen denkbar seien. Wir wissen nun aber von unserer Sonne, daß ihre Strahlungen für die Entwickelung und Erhaltung des Lebens auf einem dunklen Weltkörper, auf dessen Oberfläche die Einhaltung jener Temperaturgrenzen für einen sehr großen Zeitraum verbürgt ist, von der mächtigsten und entscheidendsten Bedeutung sind. Die Sonnen sind also überhaupt zwar nicht die Träger, aber die unentbehrlichen Pfleger des Lebens, und es hindert uns gar nichts, alle jene zahlreichen Sonnen und Sonnensysteme unserer Welteninsel, des Milchstraßensystems, mit einem beliebig zahlreichen Geleite von Planeten umgeben zu denken, auf denen nach Beruhigung ihrer Werdeprozesse und nach gehöriger Abkühlung die mannigfaltigsten Formen des Lebens unter den befruchtenden Strahlenwirkungen der Sonnen gedeihen können. Auf welchen der Planeten und Monde unseres Sonnensystems diese Bedingungen des Lebens zur Zeit schon oder noch nicht erfüllt sind, steht noch dahin. Wahrscheinlich sind sie es nicht mehr auf unserm Monde, dagegen auf dem Mars in ähnlicher Weise wie auf der Erde, und es ist ein durchaus berechtigtes Spiel



Das Innere des Lick Observatoriums in Californien.

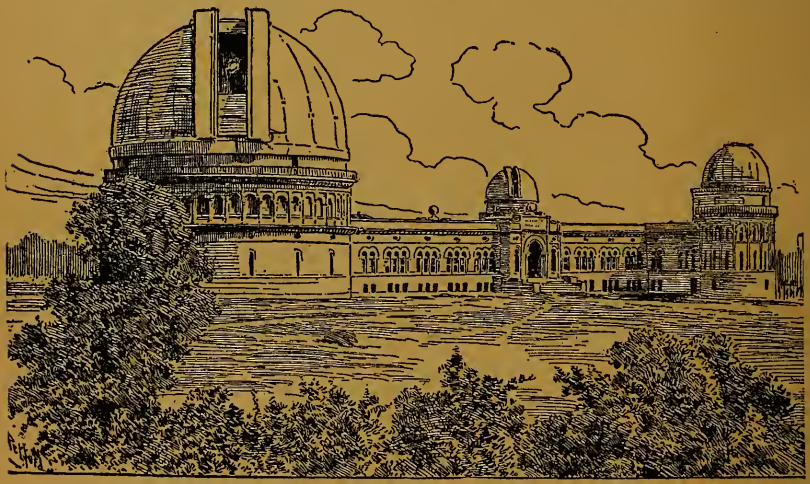
unserer Phantasie, derartige Gedanken zu verfolgen, sowie eine höchst bedeutsame Aufgabe der Wissenschaft, die entsprechenden Forschungen und eventuell daran geknüpfte Veranstaltungen mit fröhlicher Zuversicht weiter zu führen. Nach Schiaparellis Erforschungen und Deutungen der Gesammtheit der Erscheinungen auf der Oberfläche des Mars hat für denjenigen, der die



Der Mechanismus des Yerkes Teleskops.

großen Eigenschaften und Leistungen dieses Astronomen kennt, die Annahme eine erhebliche Wahrscheinlichkeit für sich, daß in der Anordnung der eigenthümlichen Streifensysteme auf dieser Oberfläche eine gewisse bewußte Zweckmäßigkeit waltet, wie sie in dem Bauen und Bilden der außerhalb der Lebewesen wirkenden Naturkräfte nirgends in so einfacher Weise hervortritt.

In diesem Zusammenhang mag noch kurz erwähnt sein, was in der Verbesserung unsrer Fernrohre geleistet wurde, zumal sie großentheils obige Fortschritte in der Himmelskunde ermöglichten. Bis in die sechziger Jahre hinein war es die Münchener Werkstätte des im ersten Bande (S. 326) erwähnten großen Optikers Fraunhofer (gest. 1829) und seiner Nachfolger, die fast für alle Sternwarten der Erde die größeren Fernrohre lieferte und allmählich in der Herstellung der Linsen zu immer größeren Dimensionen und zu immer größerer Leistungskraft gelangte, so daß schließlich in den siebziger Jahren ausgezeichnete Fernrohre bis zu nahezu 50 Zentimeter Lichtöffnung aus ihr hervorgingen. Ein Zweig der Fraunhoferschen Glastechnik



Das Yerkes Observatorium zu Williams Bay, Wisconsin.

hatte sich inzwischen nach Paris verpflanzt und war allmählich dahin gelangt, den nordamerikanischen und englischen Optikern Glasmaterial von steigender Qualität in noch größeren Linsendimensionen zu liefern, so daß in den letzten Jahrzehnten von nordamerikanischen (Alva Clark) und englischen Künstlern Linsenfernrohre zu Stande gebracht wurden, deren Lichtöffnungen bis zu einem Meter und deren Brennweiten 15 bis 18 Meter betrugen. In Deutschland blieb man hinter dieser Steigerung der Dimensionen der Fernrohre zurück, weil man an leitenden Stellen der astronomischen und physikalischen Forschung den Eindruck gewonnen hatte, daß es noch viel zweckmäßiger sein würde, die Leistungsfähigkeit der Fernrohre nicht durch Vergrößerung ihrer Dimensionen, sondern durch vollere Verwerthung der Lichtwirkungen zu erhöhen, die von kleineren Linsen mit entsprechend kürzeren Brennweiten gesammelt werden. Man bemühte sich, dies dadurch zu erreichen, daß man noch geeignetere Glassorten herzustellen suchte und Linsenkombinationen anwendete, welche die sämmtlichen auf die Linsenflächen fallenden optisch wirksamen Lichtstrahlen vollständiger und vollkommener in der Bildebene vereinigten,

als dies bei den bisher benutzten Glassorten erreicht wurde. Es war das von Prof. Abbe und Dr. Schott begründete Glasinstitut zu Jena, dem in dieser Beziehung erhebliche Verbesserungen gelangen, deren Sicherheit und Dauer jedoch leider zu wünschen übrig ließ, weil die neuen, an sich sehr günstig wirkenden Glassorten allmählich eine erheblich geringere Beständigkeit als die älteren zeigten. Indessen wurden durch alle diese Untersuchungen in Deutschland doch schließlich auch solche Fortschritte in der Glastechnik gemacht, daß neuerdings aus Jenaer Glas durch die bedeutende optische Werkstätte von Steinheil in München eines der größten vorhandenen Doppelfernrohre fertiggestellt werden konnte, das im Sommer 1899 auf dem Observatorium zu Potsdam in Thätigkeit getreten ist. Dennoch werden die vorerwähnten Bestrebungen, auch durch kleinere Fernrohre mit den Leistungen der Rieseninstrumente zu wetteifern, nicht aufgegeben werden; denn abgesehen von den sehr großen Kosten der Riesenineinstrumente und von dem in noch viel größerem Verhältniß als die Dimensionen der Fernrohre wachsenden Aufwande, den die gewaltigen Kuppelbauten für die größten Fernrohre verursachen, liegt auch in den sehr großen Lichtöffnungen der Fernrohre ein sehr ungünstiges Moment für die Abbildung. Denn je größer der Querschnitt des aus den Himmelsräumen durch unsere Atmosphäre in das Fernrohr eindringenden Lichtbündels ist, dessen einzelne Strahlen zu möglichst kleinen und regelmäßig gestalteten Bildelementen vereinigt werden sollen, desto stärker wird der Einfluß aller der Unregelmäßigkeiten der Lichtbrechung und Lichtfortpflanzung, die durch die Ungleichmäßigkeiten der Dichtigkeit und der entsprechenden optischen Wirkung verschiedener Stellen unsrer Atmosphäre hervorgebracht werden. Immerhin haben die großen Fernrohre der Neuzeit (das Lick'sche in Californien, das Yerkes'sche bei Chicago, die „grande Lunette" der Pariser Weltausstellung von 1900, u. a.) der Wissenschaft bereits hochbedeutsame Fortschritte zugeführt, zumal in Verbindung mit der Spektraltechnik und der Photographie, bei deren Anwendung ein großer Theil der ungünstigen Einwirkungen der vorerwähnten Ungleichmäßigkeiten, z. B. durch photographische Daueraufnahmen, bedeutend eingeschränkt werden kann.

---

d. Zoologie, Biologie und Entwicklungslehre.

Zoologie: Cuvier gegen Linné. — St. Hilaire und Oken. — Bahnbrechende Untersuchungen von K. E. v. Baer. — Chas. Lyell. — Die Entwicklungslehre von Chas. Darwin. — Kurze Darlegung derselben. — Einwirkung auf alle Gebiete menschlichen Wissens. — Thomas Huxley. — Ausbildung zu einem naturphilosophischen System durch Ernst Häckel. — Die Darwinisten Lubbock, Taylor und Spencer. — Die Deutschen Virchow, Bastian, Weißmann, Gegenbaur. — Die materialistischen Darwinisten Vogt, Moleschott und Büchner. — Die Grenzen des Naturerkennens nach Du Bois-Reymond und Helmholtz. — Biblische Weltanschauung.

Auf dem Gebiete der Zoologie und Biologie, d. h. der Wissenschaften, welche sich mit den lebenden Wesen, ihrer Natur und ihrer Gestaltung,

beschäftigen, hatte, wie wir in Bd. I, S. 322 sahen, in der ersten Hälfte des Jahrhunderts vor Allen der Franzose George Cuvier mit dem, bis dahin allmächtig herrschenden starren Linné'schen System gebrochen und nachgewiesen, daß das Thierreich aus einer bestimmten Anzahl von Typen bestehe, deren jeder seine besondere, von den andern unabhängige Ausbildung zeige: nämlich Wirbelthiere, Weichthiere (Mollusken), Gliederthiere und Strahlthiere. Er mußte sich viele Anfeindungen gefallen lassen und zwar hauptsächlich von Geoffrey St. Hilaire und von dem Deutschen Oken. Die Linné'schen Anschauungen waren eben den Naturphilosophen aus dem Grunde sehr werthvoll, weil sie zu gleicher Zeit die Konstanz der Arten lehrten, d. h. nicht eine Art hätte sich aus der andern entwickelt, sondern die einzelnen Thierarten hätten ihren Ursprung ebenso vielen Schöpfungsakten zu verdanken. In diesem Streit blieb Cuvier Sieger, indem er sich auf die Seite der allmählichen Entwickelung stellte. Hierin wurde er hauptsächlich durch die sorgfältigen Untersuchungen von Karl Ernst von Baer unterstützt, welcher der Entdecker des Eies der Säugethiere wurde und damit den Boden ebnete für die nun mächtig emporblühende Embryologie; zu deren hervorragendsten Vertretern in der Mitte des Jahrhunderts Männer wie Rathke, Reichert, Remak und Kölliker gehören. Sie kamen zur Ueberzeugung, daß das Aufsteigen von niederen zu höheren Zuständen, das wir in der Thierreihe beobachten, in der Entwicklung des Einzelwesens wiederkehrt. Und so wandten sich Männer wie Theodor Schwann, Gegenbaur u. a. der Erforschung der Keimelemente (weibliches Ei und männliches Samenthierchen) zu und wiesen nach, daß dieselben, auch Zellen genannt, aus einer weichen Masse, aus dem Urstoff, gebildet sind, der alles Lebende zusammensetzt, dem sog. Protoplasma, einer chemisch sehr komplizierten organischen Verbindung, und einem von diesem umschlossenen Theil, dem Kern. So entstand die vergleichende mikroskopische Anatomie, welche in allen Theilen des Körpers die Rückführung auf das Urelement lehrte und die Annahme einer Verwandtschaft aller Organismen glänzend bestätigte. Bestätigt wurde diese Annahme auch durch die Forschungen der Paläontologie, d. h. der Lehre von den Resten der Lebewesen, die früher auf unserm Erdball existierten. Der englische Geologe Charles Lyell (1797—1873) vor Allem wies aus den Resten die Verwandtschaft nach.

Karl Ernst von Baer.

Durch all diese Forschungen und Entdeckungen war der Boden vorbereitet für die Aufstellung der Theorie, welche wohl das bedeutendste Ereigniß auf wissenschaftlichem Gebiete im Laufe des Jahrhunderts genannt werden kann, — die Descendenz- oder Entwicklungstheorie durch

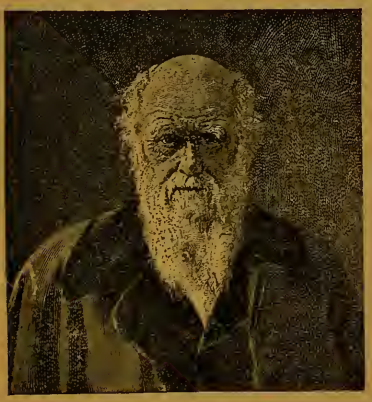
Charles Darwin. Es ist also ein Irrthum, wenn man meint, daß seine Lehre wie aus einer Pistole geschossen mitten in die wissenschaftliche Welt hineinprallte. All die Gedanken wie Entwickelung, Anpassung, Selektion, lagen in der Luft*), und es bedurfte nur des Mundes, der sie in eine begriffliche Form zwingend deutlich aussprach. Dieser Mann war eben Darwin.

Charles Robert Darwin wurde am 12. Februar 1809 zu Shrewsbury als Sohn eines Arztes und Sproß einer Familie geboren, die schon manchen tüchtigen Arzt und Naturforscher (besonders seinen Großvater Erasmus Darwin) hervorgebracht hatte. Er studierte zu Edinburg Medizin, zu Cambridge Naturwissenschaften und erhielt im Jahre 1831 seinen akademischen Grad. Im selben Jahre schloß er sich einer Weltumsegelungsexpedition an, von welcher er nach 5 Jahren nach England zurückkehrte. Seit 1842 lebte er auf seinem Landsitz und bekleidete hier eine Stelle als Grafschaftsmagistrat. Schon im Jahre 1837 erregte er die allgemeine Aufmerksamkeit durch eine Arbeit, welche die geologische Bedeutung der Regenwürmer betraf. Im Jahre 1845 erschien sein Werk "Voyage of a Naturalist around the World", in welchem diejenigen Beobachtungen niedergelegt sind, welche später zur Grundlage und Bekräftigung seiner Theorien dienen sollten. Aber erst im Jahre 1859 erschien sein epochales Werk „Ueber den Ursprung der Arten", welches in sämmtliche lebende Kultursprachen übersetzt wurde und nicht nur eine völlig neue Epoche in der Naturforschung anbahnte, sondern die gesammte Weltanschauung sowohl von der philosophischen, sozialen und ästhetischen Seite in ganz neue bis dahin unbekannte Bahnen lenkte. Diesem Werk folgte 1867 „Ueber die Variationen von Thieren und Pflanzen unter dem Einflusse der Anpassung", ferner 1871 „Ueber den Ursprung des Menschen und über die geschlechtliche Zuchtwahl", 1872 „Ueber den Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei Menschen und Thieren", 1875 „Insektenfressende Pflanzen", 1880 „Die Bewegungsfähigkeit der Pflanzen" und endlich im Jahre 1881 „Ueber die Bildung von Ackererde unter dem Einfluß der Regenwürmer". Der Einfluß von Darwin auf die Naturforschung läßt sich kaum mit einem einzigen Schlagworte charakterisieren. Am nächsten kommt man wohl seiner Bedeutung, wo man ihn mit jenem Copernicus vergleicht, welcher der Menschheit urplötzlich mittheilte, daß die Jahrtausende lange Annahme, die Sonne bewege sich um die Erde, falsch sei, und gerade das Gegentheil davon das einzig Richtige ist. Darwin starb, von der ganzen Wissenschaft betrauert, auf seinem Landsitze Down am 19. April 1882.

Charles Lyell.

*) Goethe erkannte schon das Gemeinsame, die Urform in Pflanze und Thier, wenn er sagt:
„Alle Gestalten sind ähnlich, doch gleichet keine der andern;
Und so deutet der Chor auf ein geheimes Gesetz."

Die Grundlage der Darwin'schen Lehre bilden drei durch die Erfahrung und Beobachtung festgestellte Thatsachen. Erstens die Veränderlichkeit der Lebewesen, zweitens die Vererbungsfähigkeit und endlich die Ueberproduktion. Die Ansicht Cuviers von der Beständigkeit und Unveränderlichkeit der Arten widerlegte Darwin leicht, nicht nur durch langjährige Beobachtungen, sondern auch durch eigene Züchtungsversuche, in welchen er zeigte, daß die meisten Thiere und Pflanzen variationsfähig sind. Die einfache Beobachtung, daß viele unserer Hausthiere und Gartenpflanzen durch Bastardierung entstanden sind, würde schon dazu angethan sein, das Linné'sche Dogma umzustoßen. Jede neue Spielart bildet wiederum den Ausgangspunkt für eine neue Art und durch zweckmäßige Weiterzüchtung kann sie sich von der Stammform so weit entfernen, daß sie als selbständige Arten aufzutreten vermögen. Diese Variation der Arten muß nicht nur eine Folge der Bastardierung sein, sondern kann auch durch allmähliche Anpassung an neue Lebensbedingungen, wie beispielsweise Klima, Nahrung, hervorgebracht werden. Diese Anpassung hängt auch mit dem Gebrauch oder Nichtgebrauch von gewissen Körpertheilen zusammen, welche durch Funktionen gekräftigt und durch Ruhe verkümmert werden. Aber nicht nur bei Thieren, sondern auch bei Menschen treten diese Eigenthümlichkeiten der Anpassung hervor und Spanier, welche vor 300 Jahren sich an die Küste Afrikas ansiedelten, sind heute völlig vernegert. Aber die Variation geht auch bei jeder Rasse und jeder Art, wenn auch langsam, doch fortwährend im Sinne der Entwicklung vor sich, während andere Arten langsam aber sicher zu Grunde gehen. Diese Erscheinung erklärt Darwin durch den Kampf ums Dasein, welcher unter Thieren und Pflanzen wegen ihrer ungeheuren Vermehrungsfähigkeit wüthet und immer nur diejenigen Arten am Leben läßt, welche sich ihrer Umgebung am zweckmäßigsten anzupassen vermögen. Diese Anpassungsfähigkeit wird noch dadurch erhöht, daß neu erworbene Eigenschaften auf die Nachkommen vererbt werden können, wobei durch schlecht gewählte Kreuzung auch Rückschlag, Atavismus, eintreten kann. Der Kampf ums Dasein kann dem betreffenden Lebewesen auf zweierlei Arten helfen Sieger zu bleiben. Erstens, indem es, sei es durch vererbte, sei es durch selbst erworbene Eigenschaften, stärker wird als der Mitkonkurrent und diesen verdrängt, oder aber, indem es sich durch eine geradezu raffinierte Anpassung, durch Schärfung der Sinnesorgane den Schädlichkeiten zu entziehen versteht, welche seinem Bestande drohen. So finden wir beispielsweise, daß viele Thiere Zeichnungen und Färbung des Hintergrundes annehmen, um gegen feindliche Angriffe geschützt zu sein, wie zum Beispiel die Polarthiere,



Charles Robert Darwin.

die die weiße Farbe des Eises tragen oder die niedrigen Wasserthiere, die vollständig glasdurchsichtig sind. Dort, wo die Lebensbedingung des Thieres es weniger dazu geeignet macht, sich mit Hülfe der Umgebung zu verbergen, pflegt es die Farbe oder Zeichnung gefürchteter Thiere anzunehmen, welche Eigenschaft man Mimikry nennt.

Es giebt aber ferner gewisse Erscheinungen ästhetischer Natur, wie beispielsweise Farbenpracht und Schönheit, die nicht durch diese Zweckmäßigkeit allein sich erklären lassen. Diese Thatsache regte Darwin an, eine Theorie der geschlechtlichen Zuchtwahl aufzustellen, welche ebenfalls ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet. Danach wird eine zufällig erlangte äußere Schönheit einem Thiere insofern von Vortheil, als schönere Exemplare bei der Paarung augenfällig bevorzugt und daher diese Gattung mehr Aussicht auf Bestand hat. Da nun die schöneren und stärkeren Männchen die meiste Aussicht haben, sich fortzupflanzen, während das Schutzbedürfniß des Weibchens ihm die grellen Farben entbehrlich macht, so entwickelte sich die Schönheit der Männchen und die ruhige einfachere Färbung der Weibchen einzig auf dem Wege der Zuchtwahl. Auch die Schönheit und der Wohlgeruch der Blumen läßt sich aus diesem Gesichtspunkte betrachten. Wir wissen durch Beobachtung, daß eine Menge von Blumen erst durch Insekten befruchtet werden, und es ist klar, daß diejenigen Pflanzen am meisten dazu Aussicht haben, welche durch ihre Farben und durch ihren Geruch sich von den andern am stärksten unterscheiden. Ebenso einfach erklärt sich die Erscheinung, wonach die Blumen, welche auf Insektenbefruchtung angewiesen sind, in demselben Maße an Farbenpracht zunehmen, je höher die Region ist, in der sie wachsen und je seltener dort oben die Vegetation wird. Das Edelweiß, welches der Befruchtung nicht bedarf, ist kaum von dem Felsen, auf dem es wächst, zu unterscheiden, während der hier und da verstreute Enzian durch seine dunkelblaue Farbe weithin auffällt und den sich in die oberen Gebirgsregionen verirrenden Schmetterling durch seine Farben schon von Weitem mächtig anzieht. Nach diesen Erkenntnissen gliedert sich das ganze Reich des Lebens in wenige Hauptstämme, von denen sich unter Einordnung der ausgestorbenen Formen, die anderen ableiten lassen. Kurz, die jetzt lebenden Wesen sind die letzten grünenden Zweige eines Baumes, dessen Wurzeln in der grauen Vorzeit stecken. Es ist daher eine ebenso weit verbreitete, wie unrichtige Anschauung, daß Darwin jemals die Abstammung des Menschen vom Affen doziert hätte. Der Mensch und der menschenähnliche Affe sind wohl zwei Aeste eines und desselben Stammes und stehen daher nicht in direkter, wohl aber, ihrem leiblichen Organismus nach, in indirekter Verwandtschaft.

Thomas Huxley.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der in Obigem kurz skizzierte Darwinismus auf sämmtliche Gebiete des menschlichen Wissens reformatorisch einwirkte. Vor allem war es die Geschichtswissenschaft, welche

unter einem andern Gesichtspunkte erschien und auch der Kulturhistoriker selbst gewann in dem Prinzip des Kampfes ums Dasein und dem Einfluß des Mittels eine wichtige Leitschnur für seine Forschungen. Daß auch künstlerische Probleme sich vom darwinistischen Standpunkte behandeln lassen, zeigten die geistvollen Schriften des Franzosen Hippolit Taine, welcher den ganzen Charakter der Malerei und Skulptur von der Renaissance bis auf die heutigen Tage aus dem gestaltenden Einfluß des Milieus, aus der unwillkürlichen Anpassung des Künstlers an die äußeren Verhältnisse erklärte. Auch für die Entwicklung der Lyrik wurde ein ähnlicher Versuch von Paul Bronetier in seinem Werk "L'Evolution du Lyrisme au XIX Siècle" gemacht, worin er zeigt, daß der durch Jean Jacques Rousseau ins Leben gerufene Individualismus die Lyrik hervorrief, welche uns gewissermaßen eine Gleichung über den momentanen Zustand der Volksseele giebt. In England war es Thomas Hurley (1825 bis 1895), welcher die Lehre Darwins in England popularisierte und speziell in seinem Werk "Evidence as to man's place in nature" nachzuweisen suchte, daß die Verwandtschaft des Menschen mit dem menschenähnlichen Affen viel größer sei als diejenige zwischen diesem und den übrigen Affen. Ein festes Gefüge und eine gründliche Durchbildung, welche den Darwinismus erst zu einem in sich geschlossenen naturphilosophischen System erhob, erhielt dieser durch den Jenenser Professor Ernst Häckel (geb. 1834) in seinem Werke „Generelle Morphologie" und später in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte". Er baute darin die Entwicklungstheorie weiter aus und behauptete, daß die Entwickelungsgeschichte eines ganzen Stammes sich bei jedem Lebewesen abgekürzt wiederhole (Häckels biogenetisches Grundgesetz). Aber er ging noch weiter; er suchte die ganze lebende Welt unter einem einzigen Gesichtspunkte zu fassen und auf diese Weise an Stelle des rein spekulativen philosophischen einen naturwissenschaftlichen Monismus zu setzen (s. oben S. 272). Er rief damit eine große Opposition hervor, und selbst rücksichtslose Anhänger des Darwinismus, wie der geniale Physiologe Emil du Bois-Reymond bekämpften ihn aufs Heftigste; so sagte der Letztere, „die von Häckel aufgestellten Stammbäume der Pflanzen und Thiere hätten für die Naturwissenschaft ungefähr denselben Werth wie die Stammbäume homerischer Helden für die Geschichte."

Ernst Häckel.

Auf dem Gebiete der Geologie und Anthropologie traten für den Darwinismus hauptsächlich die Engländer Lubbock, Taylor und Herbert Spencer ein, während die deutsche Schule gerade in ihren hervorragendsten Vertretern wie Rudolf Virchow (geb. 1821), dem gegenwärtigen Direktor des Berliner Völkermuseums Adolf Bastian (geb. 1826) in seinem Hauptwerk „Der Mensch in der Geschichte", zur Begründung einer psychologischen Weltanschauung 1860, sowie im „Offe-

nen Briefe an Herrn Professor E. Häckel", dem Anthropologen August Weißmann (geb. 1834), dem genialen „Bismarck der modernen Morphologie" Karl Gegenbaur, dem Physiologen Bunge, den Botanikern Wiegand und Joh. Reinke, den Paläontologen und Geologen Steinmann und Heumann, mehr oder weniger als Gegner des Darwinismus auftrat.

So fruchtbar die Darwinistische Anschauung auch als Prinzip zur Erklärung alter bereits erforschter und neuer erst zu erforschender Thatsachen war und ist, so fehlt ihr, um zum Rang einer Weltanschauung erhoben zu werden, die Lösung der Frage nach dem Wesen der Materie, nach der Entstehung des Lebens und den Beziehungen zwischen Körper und Geist. Die Materialisten der fünfziger Jahre wollten dieß natürlich nicht gelten lassen und zogen aus dem Darwinismus die Konsequenz, daß es außer der Materie nichts, absolut nichts gebe, beziehungsweise, daß sich durch Kraft und Stoff alle Lebenserscheinungen unwiderlegbar erklären lassen. So behauptete Karl Vogt (1817—1895), die Gedanken seien nichts als Ausscheidungen des Hirns ebenso wie der Harn der Nieren; so läugnete Jakob Moleschott (1822—1893) jegliche Lebenskraft; und so predigte Ludwig Büchner (1824—1899) in seinem weitverbreiteten, auf die breiten Volksmassen so unheilvoll wirkenden Buche „Kraft und Stoff" den denkbar niedrigsten Materialismus. Die Ueberwindung dieses rohen Materialismus ist auf wissenschaftlichem Gebiete, wie wir bereits im vorigen Abschnitte sahen, den beiden deutschen Forschern Du Bois-Reymond und Helmholtz zu verdanken, welche die Grenzen unsres Naturerkennens unumwunden eingestanden. Der Darwinismus gab sicherlich der Erforschung der Natur einen frischen Impuls, aber viele der Folgerungen, die aus ihm gezogen wurden, namentlich die, welche auf unsre Weltanschauung Bezug nehmen, haben sich bereits als Irrthümer herausgestellt. Jene vier großen Wahrheiten des ersten Blattes der Bibel, daß ein lebendiger Gott die Welt geschaffen, daß er sie voll Ordnung geschaffen, daß er sie als Einheit geschaffen (woraus das Gegengewicht gegen die Lehre vom Kampf ums Dasein, nämlich die allgemeine Dienstpflicht hervorgeht), und daß er den Menschen als eine ganz neue, von allen Thieren unterschiedene, weil das göttliche Bild an sich tragende Art in die Schöpfung hineingestellt hat, — diese großen Wahrheiten bleiben bestehen, und über sie wird auch im 20. Jahrhundert, ja so lange es Menschen giebt, keine Wissenschaft und Weisheit hinauskommen. Das hat sich auch wieder in dem Falle der Darwinistischen Theorie und der aus ihr gezogenen Konsequenzen ergeben.

Herbert Spencer.

3. Heilkunde und Gesundheitspflege.

Umwälzung der Heilkunde infolge des Aufschwunges der Naturwissenschaften. — Auffindung ganz neuer Hilfsmittel. — Anatomie und Histologie: Josef Hyrtl, Jakob Henle. — Physiologie: Helmholtz, Du Bois-Reymond. — Gust. Fechner und Wilhelm Wundt. — Hoppe-Seyler und die Blutchemie. — Pathologie: Die Wiener Schule Skoda, v. Rokitansky, die Berliner Traube, Virchow. — Bakteriologie: Robert Koch. — Auffindung der Bazillen und Herstellung von Reinkulturen. — Emil Behrings Heilserum. — Die Kliniker Wunderlich, Frerichs, Kußmaul, Oppolzer. — Wasserbehandlung: Seb. Kneipp. — Elektrotherapie: Duchain und Remack. — Massage. — Bereicherung des Arzneimittelschatzes. — Chirurgie: antiseptische Wundbehandlung durch Joseph Lister. — Esmarchs künstliche Blutleere bei Operationen. — Billroths Kehlkopf- und Magenpförtner. — Exstirpation. — Bardeleben, Bergmann, Nußbaum, Volkmann u. a. — Augenheilkunde: Albrecht v. Gräfe. — Ohrenheilkunde: Kramer, v. Tröltsch, Yearsley, Toynbee. — Kehlkopfheilkunde: Czermack. — Geburtshilfe: Semmelweis, Wells, Sims u. a. — Psychiatrie: Pinel-Conolly'sche Behandlung der Irren. — Nervenkrankheiten: Charcot. — Oeffentliche Gesundheitspflege: Max v. Pettenkofer. — Populäre Literatur: Bock, Reclam. — Fanvel und die Cholera. — Geschichtliches über Gesundheitspflege. — Wasserversorgung der Städte. — Entwässerung. — Reinhaltung der Flüsse von Abwässern. — Müllbeseitigung. — Straßenreinigung. — Schlachthäuser und sanitäre Kontrolle. — Oeffentliche Bäder. — Rauchverzehrung. — Staats- und städtische Gesundheitsämter. — Begräbnißplätze. — Feuerbestattung.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der großartige Aufschwung der Naturwissenschaften in all ihren Zweigen auch auf die Heilkunde einen gewaltigen Einfluß ausüben mußte. Hatte in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die französische pathologisch-anatomisch-diagnostische Schule eines Bichat u. A. die radikale Umwälzung in der medizinischen Wissenschaft angebahnt, so gelang es der deutschen Schule gegen Mitte des Jahrhunderts sich von dem Einfluß der Schelling'schen Naturphilosophie (s. Bd. I, S. 330) gänzlich loszumachen, die von Bichat eingeführte pathologisch-anatomische Auffassung zu ihrer eigenen zu machen und dann eine Siegeslaufbahn zu betreten, welche Deutschland am Ende des Jahrhunderts zum anerkannten Führer auch auf dem Gebiete der Medizin gemacht hat. Drei Haupterrungenschaften der modernen Naturwissenschaft waren es insbesondere, welche diese

Umwälzung der Heilkunde endgültig herbeiführten, die Darwin'sche Entwicklungslehre auf biologischem, das Mayer-Helmholtz'sche Gesetz von der Erhaltung der Kraft auf physikalischem und Pasteurs Entdeckungen auf chemischem Gebiete. Ihnen reihten sich die übrigen Ergebnisse in den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften an. So hat die Zoologie der Anatomie, aber auch der Pathologie und selbst der Therapie Nutzen gebracht; und die Botanik hat der Medizin große Dienste geleistet, allerdings weniger durch die Auffindung neuer offizineller (heilkräftiger) Gewächse, als durch die an die Namen von Pasteur und Koch geknüpfte Auffindung der pathogenen (Krankheit erzeugenden) pflanzlichen Mikroben. Trotzdem freilich — um das gleich hier zu bemerken — ist es bis jetzt, nachdem die meisten früheren Hypothesen über Ursache und Wesen der Lebens- und Krankheitserscheinungen hinfällig geworden sind, noch nicht gelungen, dieselben durch gleich allgemeine, nachweisbar richtige Theorien zu ersetzen, und in Folge dessen hat denn auch die Therapie noch nicht ebenso bedeutende Fortschritte gemacht wie die übrigen Zweige der Medizin (z. B. die Chirurgie), und noch heute machen sich in der Therapie die entgegengesetztesten Anschauungen in Theorie und Praxis geltend.

Ein weiterer Umstand, die Medizin zu fördern, war die Auffindung ganz neuer Hilfsmittel neben der Möglichkeit, ältere zu vervollkommnen. Der größte Theil der modernen Untersuchungs- und Heilmethoden basiert auf physikalisch-chemischen Prinzipien. Photographie, Mikroskopie, Auskultation, Perkussion, Ophthalmo-, Laryngo-, Endo-, Cystoskopie, die allerjüngste „Aktinographie" (Photographie mit Röntgenstrahlen), die elektro- und hydrotherapeutischen Prozeduren, Massage, Orthopädie, die sogenannte Mechanotherapie sind der Physik entnommen, während die Chemie die Kenntnisse von der Physiologie und Pathologie der Ernährung erweiterte, die verschiedenen Stoffwechselerkrankungen dem Verständniß näher brachte und in Folae dessen eine rationellere Handhabe zum therapeutischen Angriff bot. Dank der Chemie ist der Arzneischatz an sich ein außerordentlich reichhaltiger, dabei im einzelnen die Verordnungsweise einfacher geworden; auf ihrem Boden ist auch die neue Lehre für die Behandlung der Infektionskrankheiten von einer noch nicht völlig übersehbaren Tragweite erwachsen. Hand in Hand mit dieser Erweiterung der naturwissenschaftlichen Kenntnisse machte sich auch eine Reform im Lehren und Lernen, sowie in der wissenschaftlichen Fortarbeit zum unabweisbaren Bedürfniß. Die Anhäufung eines gewaltigen Wissensmaterials, die Unmöglichkeit gründlicher Verarbeitung desselben in allen seinen Theilen, erforderte eine Arbeitstheilung im weitesten Sinne. Von dem gemeinsamen Mutterboden der Medizin haben sich nach und nach eine große Reihe Spezialfächer losgelöst, die im Lehren und Lernen die Lebensaufgabe einzelner berufenen Forscher und Gelehrten bilden und daher auch im akademischen Unterricht selbständige Vertretung erheischen. Aus der Trias: innere Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe ist mehr als eine Dekade geworden. Während in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Mann wie Johannes Müller in Berlin mit seiner Person noch die gesammte für den Mediziner erforderliche Biologie und dazu sogar pathologische Ana-

tomie ohne Schaden für den Unterricht umfassen konnte, sind in der Gegenwart drei, ja an größeren Universitäten noch mehr Lehrkräfte für die genannten Fächer thätig. Die verfeinerten physikalisch-chemischen Untersuchungsmethoden, die ungeheure Vermehrung des operativen Krankenmaterials haben die Gründung zahlreicher Spezialkliniken, Laboratorien und ähnlicher Institute nothwendig gemacht. Diesem Spezialismus entspricht die Fluth literarischer und journalistischer Publikationen; unzählig sind die Wochen-, Monats-, Vierteljahrsschriften, Jahrbücher und Jahresberichte, Archive, Magazine und alle möglichen Publikationsorgane im In- und Auslande, von den selbständigen Veröffentlichungen ganz zu schweigen. Der Aufschwung des medizinischen Wissens und Könnens hat aber weitere segensreiche Folgen gehabt, die von einschneidender kulturhistorischer Bedeutung sind. Zunächst wurde der Heilkunde im öffentlichen Leben ein gegen früher erheblich vergrößertes Ansehen gesichert. In dem Maße, wie die Medizin selbst durch ihre besseren operativen Resultate und als Hygiene nach der prophylaktischen Seite zur Volksgesundung beigetragen hat, ist von ihr auch durch die naturwissenschaftliche Aufklärung der Massen, die belehrt worden sind, etwas mehr auf die gesundheitlichen Verhältnisse zu achten, zugleich eine materielle Hebung des Volkslebens und eine günstige Beeinflussung der sozialen Lebensbedingungen ausgegangen. Endlich ist dank den modernen Verkehrserleichterungen die Annäherung der verschiedenen Nationen in dem Austausch der geistigen Arbeit wesentlich gefördert worden. Beweis dafür bilden die regelmäßigen Kongresse (1867 der erste in Paris), die neben den zahllosen nationalen Vereinen und Jahresversammlungen die Vermittlung der neuen Ergebnisse übernehmen.

Josef Hyrtl.

Wenden wir uns nun den einzelnen Branchen der Medizin zu, so tritt die Unterstützung, welche die Forschung durch die Hilfsmittel der Technik erfahren hat, besonders deutlich an den gewaltigen Fortschritten der Anatomie und Histologie zu Tage. Während nämlich die makroskopische Betrachtung der groben anatomischen Verhältnisse am Menschen nicht viel an den längst bekannten Thatsachen zu ändern vermochte, ergab die mikroskopische Beobachtung, welcher sich die überwiegende Mehrzahl der Forscher zuwandte, eine Fülle neuer Thatsachen. Unter den Männern, welche an der Entwicklung der modernen Anatomie und Histologie den Hauptantheil haben, steht an erster Stelle Josef Hyrtl (1811—1894) in Wien mit seinem klassischen, von 1846—84 zwölfmal aufgelegten Lehrbuch der Anatomie, nach welchem unzählige Medizinergenerationen diese Disziplin gelernt haben. Ihm am nächsten, wenn nicht gleich, steht der große Göttinger Anatom Jakob Henle (1809—85), ein genialer Forscher, auch hervorragend als Patholog, indem er schon 1840 in seinen berühmten „pathologischen Untersuchungen" mit Bestimmtheit die Ursachen gewisser ansteckender Krankheiten in belebten Keimen sehen wollte. Weiter sind zu nennen der

Kasseler Arzt Stilling, Hub. v. Luschka, Herm. Welcker, Max Schultze, Wilh. Braune, der Schweizer Aeby, der Deutsch-Russe W. Gruber, der Franzose Robin, der Engländer Bowman u. a.

Jakob Henle.

In der Physiologie gelangte die von der französischen Schule angebahnte Experimentalmethode, besonders an Thieren, zu völligem Sieg. Die bedeutendsten Leistungen sind hier geknüpft an die Namen: Francois Achille Longet (1811—1871), Claude Bernard (1813—1878), Duchenne de Boulogne, der Nervenphysiolog Brown Séquard, der Entdecker des Sprachzentrums Paul Broca und Paul Bert. Im Rang mindestens gleich stehen den genannten Franzosen die Deutschen H. v. Helmholtz, der Nachfolger Müllers Emil du Bois-Reymond, dessen „Untersuchungen über thierische Elektrizität" epochemachend sind und dessen Akademiereden stets Ereignisse in der literarischen Welt bildeten, ferner der Wiener Ernst v. Brücke mit seinen bahnbrechenden Leistungen in der Morphologie, Purkinje in Breslau, Weber in Leipzig, Karl Ludwig in Leipzig mit seinen epochemachenden Arbeiten auf dem Gebiet der physiologischen Chemie, der Breslauer Heidenhain, der Bremer Pflüger. Namhafte Physiologen sind ferner der Italiener Tommasi, der Holländer physiologische Optiker Donders, der Däne Panum, dann die Begründer der Psychophysik Gust. Theodor Fechner (1801—87) und Wilhelm Wundt in Leipzig, ferner der erste Gründer eines Speziallaboratoriums für medizinische Chemie Felix Hoppe-Seyler (1825—95) mit seinen bahnbrechenden Untersuchungen über die Blutchemie und die Chemie der Zelle, u. a. m. Ganz besondere Förderung erhielt aber die Physiologie und Pathologie durch das Thierexperiment. Den unendlichen Werth des letztern wies zuerst die jüngere Wiener Schule nach, an deren Spitze Joseph Skoda (1805 bis 81), der eigentliche Reformator der physikalischen Diagnostik und Karl Freiherr v. Rokitansky (1804—78) der „Linné der pathologischen Anatomie" standen. Weiter ausgebildet wurden ihre Arbeiten durch die nachfolgende Berliner Schule, als deren Hauptvertreter der große klinische Diagnostiker Ludwig Traube (1818 bis 1876) und sein gleichzeitiger Genosse Rudolf Virchow (geb. 1821) zu nennen sind. Virchow ist der Begründer der Cellularpathologie, welche das Entstehen und Wesen der Krankheiten auf die Thätigkeit der kleinsten, dem bewaffneten Auge noch als Ganzes erkennbaren Theilchen des Organismus, der sogenannten Zellen, zurückzuführen sucht. Diese Lehre hat sich im Laufe der Jahre durch umfassende Forschungen und Experimente als richtig erwiesen, wenn auch die Bakteriologie ihr anfangs

Emil Du Bois-Reymond.

den Rang abzulaufen schien. Diese Lehre von den Bakterien ist fast gänzlich ein Produkt der Neuzeit. Allerdings hatte man schon in früheren Zeiten theils kleine Lebewesen als Schmarotzer in Pflanzen, im Menschen- und Thierleib beobachtet, theils eine Ahnung davon, daß diese möglicherweise auch die Ursachen von Krankheiten sein könnten. Zu einer eigentlichen naturwissenschaftlichen, fest und exakt begründeten Disziplin wurde die Bakteriologie aber erst in den letzten 25 Jahren ausgebaut, und als ihr Vater muß Robert Koch (geb. 1843) in Berlin angesehen werden, dem zugleich das Verdienst zukommt, eine große Reihe ungeahnter Funde ermittelt zu haben, die von epochemachender Bedeutung geworden sind und thatsächlich auf die Lehre von den Ursachen der ansteckenden Krankheiten neues Licht geworfen haben. Um die Funde recht zu verstehen, sei ein kurzes erklärendes Wort über Bakterien eingefügt. Die Bakterien oder Spaltpilze sind kleinste pflanzliche einzellige Lebewesen, die sich durch Zweitheilung, durch Querspaltung vermehren. Der Hauptsache nach unterscheidet man: Kokken (kugelige Individuen), Bazillen (gerade cylindrische Stäbchen) und Spirillen (gekrümmte Formen). Die krankheiterregende Wirkung der sogenannten pathogenen Bakterien beruht auf der Hervorbringung von dem Organismus schädlichen Giften (Ptomaine, Toxine), die, je nachdem jener ein guter oder schlechter Nährboden für die betreffende Bakterienart ist, in verschiedenem Grade erzeugt werden. In neuester Zeit ist es theilweise gelungen, die Giftbildung der pathogenen Pilze durch geeignete Methoden abzuschwächen. Impft man mit dem abgeschwächten, aber immer noch wirksamen Parasiten, so entwickelt er sich zwar auch, ohne jedoch eine so schwere Krankheit hervorzurufen als bei voller Virulenz, d. h. Fähigkeit zur Ausscheidung giftiger Produkte. Wunderbarerweise wird dagegen der geimpfte Organismus durch das Ueberstehen der schwächeren spezifischen Krankheit immun, d. i. widerstandsfähig gegen stärkere Infektionen. Hierauf beruhen die sogen. Schutzimpfungen.

Wilhelm Wundt.

Felix Hoppe.

Josef Skoda.

Koch ging von der Milzbrandfrage aus. Als praktischer Arzt in Wollstein hatte er öfter Gelegenheit, Thiere, die an dieser Krankheit verendet waren, zu untersuchen. Die Uebertragbarkeit des Milzbrandes war nun zwar lange bekannt, auch daß

Bazillen im ursächlichen Zusammenhang damit standen und dabei eine Rolle spielten, wußte man; aber es fehlte der genaue Nachweis, und diesen lieferte Koch. Mit Hilfe der Anilinfärbemethode sowie eines verbesserten Mikroskopes entdeckte er 1876 die längst vermutheten Milzbrand-Bazillensporen, deren Widerstandsfähigkeit sowie ihre Neigung, zu Bazillen auszuwachsen er nachwies. Er setzte seine Forschungen fort und that in einer Aufsehen erregenden Schrift (1878) auf Grund von Versuchen an Thieren in ebenso exakter wie überzeugender Weise den Zusammenhang zwischen den sogenannten accidentellen Wundkrankheiten mit gewissen Bakterien dar. Dasselbe gelang ihm bald auch für zwei andere Krankheiten, für die Tuberkulose durch Auffindung des Tuberkelbazillus (1882, in welchem Jahre er auch als Geheimer Regierungsrath ins Berliner Reichsgesundheitsamt berufen wurde), und für die Cholera durch Nachweis des sog. Kommabazillus (1883), welchen er, als Leiter der deutschen Choleraexpedition nach Egypten und Indien entsendet, entdeckte. Damit waren Thatsachen von umwälzender Tragweite gewonnen. Unter Annahme seiner Methoden, der Herstellung von „Reinkulturen" gewisser Färbeflüssigkeiten u. s. w., begann man nun für eine ganze Reihe von Krankheiten, wie Rotz, Diphtherie, typische Lungenentzündung, Wundstarrkrampf, Pest, Aussatz und neuerdings sogar auch für Scharlach, die Blattern oder Pocken, den Krebs (Prof. Schutter), sowie die Maul- und Klauenseuche den pathogenen Bazillus aufzufinden und toxin- oder bakteriengifthaltiges Blutwasser (Serum) in abgeschwächter Form dem an der betreffenden Krankheit leidenden Menschen einzuspritzen. Koch selbst betheiligte sich an diesen Arbeiten durch Herstellung des Tuberkulins, das indeß die für die Therapie darauf gesetzten Hoffnungen leider nicht erfüllt hat. Seit 1891 widmete er sich der Leitung des neu errichteten Instituts für Infektionskrankheiten in Berlin und unternahm wiederholt Reisen ins Ausland zum Studium und zur Bekämpfung verschiedener Seuchen. Die zuletzt von ihm unternommene Malaria-expedition (1899—1900) hat ihn nach Deutsch-Neuguinea und zu der Erkenntniß geführt, daß die Malaria, als deren Erreger ebenfalls ein Parasit aufgefunden worden ist, sich ganz ähnlich verhält wie die eigentlichen seuchenartigen Krank-

Karl Freiherr von Rokitansky.

Rudolf Virchow.

heiten Cholera, Pest u. s. w. Er hofft, mit Hilfe eines von ihm angegebenen Verfahrens, das hauptsächlich auf der Anwendung von Chinin beruht, jede Malariagegend je nach den Verhältnissen ganz oder doch nahezu frei von dieser gefährlichen Krankheit zu machen. Der Bazillus der Diphtheritis, die namentlich unter der Kinderwelt so zahlreiche Opfer dahinrafft, wurde von Löffler entdeckt. Es sind Stäbchen, welche etwa die Länge von Tuberkelbazillen haben. Bis vor Kurzem mußte sich die Behandlung der Diphtheritis darauf beschränken, durch Betupfen mit antiseptischen Flüssigkeiten die eingewanderten Erreger abzutödten, die Kräfte des Patienten durch reichlichen Weingenuß hochzuhalten, das Fieber durch Bäder und Medikamente zu bekämpfen und schließlich durch Tracheotomie (Luftröhrenschnitt) der Erstickungsgefahr vorzubeugen. Seitdem jedoch Emil Behring (geb. 1854) im Jahre 1893 das Diphtherie-Heilserum entdeckte, hofft man auch den Krankheitsprozeß selbst wirksam bekämpfen zu können. Koch und Behring sind damit neben Jenner, dem Erfinder der Kuhpockenimpfung, als die größten Wohlthäter der leidenden Menschheit zu bezeichnen.

Professor Robert Koch.

Auf dem Gebiet der innern Medizin ist ferner an erster Stelle zu nennen Ludwig Traube (1818—76), der Begründer der experimentellen Pathologie durch berühmte Versuche, die er mit Durchschneidung des Lungenmagennerven zur Erforschung gewisser Ursachen der Lungenentzündung anstellte. Traube gebührt auch das Verdienst, das Thermometer am Krankenbette zur Fieberbestimmung wieder eingeführt zu haben. Dann der ausgezeichnete Leipziger Kliniker Karl Wunderlich (1815—78), der große Diagnostiker v. Frerichs (1819 bis 1895), der Kliniker Nik. Friedreich, der Erfinder der Magenpumpe Adolf Kußmaul, der Wiener Kliniker Joh. von Oppolzer, H. v. Bamberger u. a. Zu erwähnen ist ferner der Begründer der rationellen Ernährungstherapie, der Münchener Max Josef Oertel (1835—97) und die Wiederbelebung der uralten Wasserbehandlung durch Ernst Brand in Stettin und eine Reihe deutscher und andern Nationalitäten angehörender Badeärzte. Aehnlich wie in der ersten Hälfte des Jahrhunderts Vincenz Prießnitz (s. Bd. I, S. 336) in seiner zu Gräfenberg

Ludwig Traube.

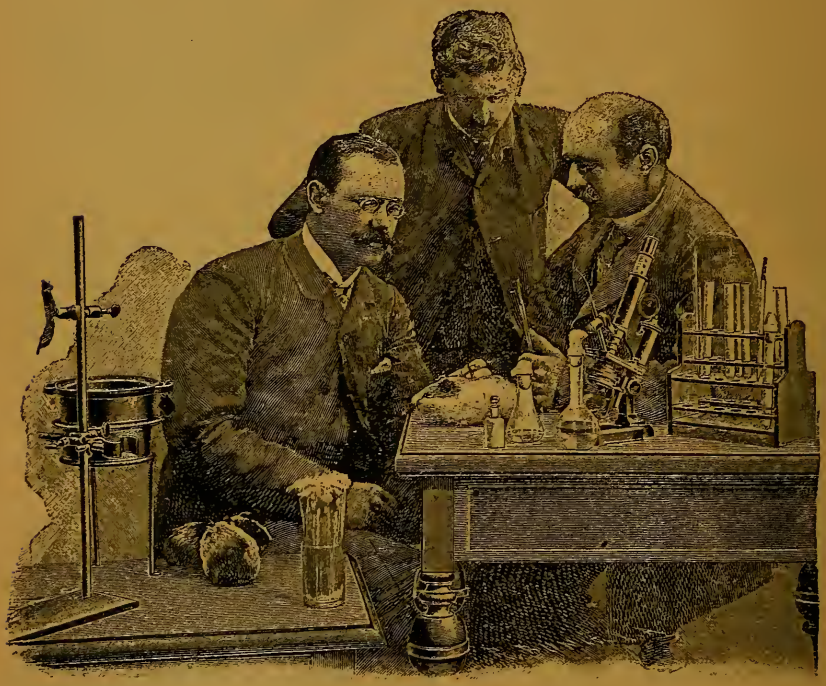
errichteten Kaltwasserheilanstalt, hat in jüngster Zeit der katholische Pfarrer Sebastian Kneipp (1821—97) durch seine Wasserkuren in Wörishofen zum Theil glänzende Erfolge erzielt. Ein Universalmittel sind die Kaltwasserkuren (in Form von Abreibungen, Bädern, Douchen, Einpackungen u. s. w.) allerdings nicht, ja sie können unter Umständen selbst zerrüttend auf den Körper wirken. Auch die Elektrotherapie ist neuerdings wieder zu Ehren gekommen, namentlich durch G. B. Duchain (1806—75) und durch Robert Remack (1815—65), welch letzterer den Galvanismus einführte. Durch die Entdeckungen auf dem Gebiete der Elektrophysiologie (durch Bernard, Du Bois-Reymond, Biedermann) wurde es möglich, die galvanische Behandlung sicherer zu beherrschen. Bei akuten rheumatischen Gelenk- oder Muskelerkrankungen pflegt die Einwirkung des elektrischen Stromes eine geradezu erstaunliche zu sein, und selbst bei organischen Rückenmarks- und Gehirnerkrankungen tritt nach längerer Behandlung Rückbildung ein. Bei der allgemeinen Parisation werden sämmtliche Theile des Körpers mit einem Pol, welcher die Form einer Bürste oder eines Drahtpinsels haben kann, bestrichen, während der andere Pol als Fußplatte den Strom schließt. Sehr günstige Erfolge sind hierbei bei rein psychischen Phänomen, wie beispielsweise bei Neurasthenie, Hypochondrie, ferner bei Schlaf- und Appetitlosigkeit erzielt worden. Auch elektrische Bäder verdienen in ihren Wirkungen eine Beachtung. Neben der direkten Verwendung der Elektrizität zu Heilzwecken ist sie seit Einführung des elektrischen Glühlichts ein außerordentlich wichtiges Hülfsmittel zur Erleuchtung der Höhlen

Tuberkelbazillen.

Kommabazillus der Cholera.

Diphtheriebazillen.

des menschlichen Körpers geworden. So finden wir den Kehlkopf-, Nasen- und Ohrenspiegel in Verbindung mit eigens dazu konstruierten Glühlampen. — Eine durchaus moderne Therapie ist die Massage, obwohl auch sie zu den ältesten physikalischen Heilmethoden gehört, die schon Hippokrates bei Behandlung von Verstauchungen und Quetschungen anwenden ließ. Nachdem die Schweden sich besonders um die Ausbildung der Mechanotherapie verdient gemacht haben, bei welcher die einzelnen Glieder mittelst Apparaten geübt werden (G. Zanders Maschinen), die also gewissermaßen ein passives



Emil Behring und seine Assistenten im Laboratorium.

Turnen darstellt, begründete in den siebziger Jahren der holländische Arzt Dr. Metzger physiologisch die Massage und hatte damit große Erfolge. Die Massage verlangt eine ganz genaue Kenntniß der Anatomie des menschlichen Körpers, besteht in Reiben, Klopfen, Schlagen und Kneten, wobei diese einzelnen Bewegungen miteinander kombiniert werden. Bei Kontusionsdehnungen ist die Massage im Stande, die Gewebe wieder in ihren normalen Zustand zurückzuführen, die Stauchung zu beseitigen und der Ausbildung von Funktionsstörungen vorzubeugen. Auch bei rheumatischen Entzündungen und Sehnenscheidenergüssen kann die Knetkur gut wirken. Ebenso sind bei Trägheit

der Verdauung und habituellen Stuhlverstopfungen vorzügliche Erfolge durch die Massage erzielt worden.

Sebastian Kneipp.

Auch der Arzneimittelschatz hat in den letzten Jahrzehnten durch eine Reihe werthvoller und unentbehrlicher Mittel eine erhebliche Bereicherung erhalten. Den Reigen eröffnete das 1859 hergestellte schmerzenstillende Cocaïn; es folgte 1869 die berühmte Entdeckung der einschläfernden Wirkung des Chloralhydrats durch Oskar Liebreich, 1874 die Entdeckung der Salicylsäure durch Kolbe in Leipzig, deren überraschende und geradezu zauberhafte Wirkung gegen akuten Gelenkrheumatismus im Jahre 1876 der Berliner Militärarzt Florian Stricker ermittelte; 1884 wurde das Antipyrin als ausgezeichnetes Entfieberungsmittel durch Ludwig Knorr bekannt gemacht, 1886 das Sulfonal als Schlafmittel empfohlen u. s. w. Uebrigens erwies sich auch für den Fortschritt der pharmakologischen Kenntnisse die Erprobung der „physiologischen" Wirkung eines Mittels durch das Thierexperiment und die Begründung besonderer pharmakologischer Laboratorien von der allergrößten Bedeutung: Männer wie Rudolf Buchheim, Flückiger in Straßburg, Karl Gustav Mitscherlich in Berlin, Philipp Phoebus in Gießen, Karl Damian von Schroff in Wien, Wiggers in Göttingen, Gubler und Vulpian in Paris, Sir Robert Christison in Edinburgh, Jonathan Pereira in London u. a. sind die Hauptrepräsentanten der modernen Pharmakologie oder Arzneimittellehre.

Wir kommen nun zur Chirurgie, dem Gebiet der Heilkunde, auf welchem sie die glänzendsten Triumphe gefeiert hat. Ermöglicht wurden dieselben durch zwei Neuerungen: die antiseptische Wundbehandlung und die Herstellung künstlicher Blutleere bei größeren Operationen. Der Vater der antiseptischen Wundbehandlung ist der Londoner Chirurg Sir Joseph Lister (geb. 1827), der von den Pasteurschen Beobachtungen ausging und einen Modus erfand, bei der Operation alle verderblichen Luftkeime von dem Operationsgebiete fern zu halten resp. unschädlich zu machen. Fast mit einem Schlage gelang es ihm dadurch, das ganze Heer der accidentellen Wundkrankheiten, die früher jede Verletzung und jeden, auch den scheinbar harmlosesten chirurgischen Eingriff zu einem gefährlichen Unternehmen stempelten, zu beseitigen. Die chirurgischen Hospitäler, früher eine wahre Brutstätte und der permanente Sitz von Affektionen, wie Rose, Eiter-, Faulfieber,

Joseph Lister.

Wundstarrkrampf, Delirium, Hospitalbrand u. s. w., verwandelten sich in Orte von größter Salubrität; wo zur Vermeidung der gefährlichen Folgezustände von Verletzungen früher möglichst schleunige Amputationen, Gliederabsetzungen in größerem Maßstabe erforderlich erschienen, konnte jetzt die konservierende bezw. abwartende Behandlungsmethode in ihre Rechte treten. Noch mehr: Operationen und Eingriffe, die früher eben wegen der Gefahr der Sepsis undenkbar waren, wie die chirurgische Beseitigung krankhafter Zustände innerlicher Organe, beispielsweise mittels Bauchschnittes, gehören heute, besonders seitdem aus der Antisepsis dank den Ergebnissen der Kochschen Lehren eine Asepsis, d. h. eine sichere vorbeugende Fernhaltung aller ansteckenden Keime geworden ist, (zuerst durch Bergmann), zu den gewöhnlichen Ereignissen. Die anti-, bezw. aseptische Wundbehandlung hat denn auch einen unaufhaltsamen Triumphzug durch die ganze Welt angetreten und gehört in der Gegenwart zu den Grundbedingungen jeder chirurgischen Thätigkeit.

Theodor von Billroth.

Bald nach der Einführung der antiseptischen Wundbehandlung machte der Kieler Wundarzt Professor Friedrich von Esmarch (geb. 1823), der Schöpfer der Samariterbewegung in Deutschland, ein Verfahren bekannt (1873), um Organe, die einer Operation unterworfen werden sollen, besonders die Gliedmaßen, künstlich blutleer zu machen. Auch diese Entdeckung hat die Technik der Operationen, namentlich der Amputationen, Resektionen, Geschwulstausrottungen wesentlich bequemer und einfacher, durch die Blutsparung überdies weniger gefährlich gemacht und sie gehört heutzutage zu dem unentbehrlichen Rüstzeug des Wundarztes. Dank allen diesen Vervollkommnungen konnte ein Mann, wie der geniale Theodor von Billroth (1829—94) in Wien, der Begründer der Eingeweidechirurgie werden und mit vollem Erfolg die erste glückliche Kehlkopferstirpation (1873) und die erste erfolgreiche Magenresektion (1879) wagen. Die Zahl der bedeutenden Chirurgen der Neuzeit ist in allen Ländern, die Ver. Staaten nicht ausgeschlossen, eine verhältnißmäßig sehr stattliche. Wir erwähnen nur die allerbedeutendsten: Bernhard von Langenbeck (1810—87) in Berlin, der allgemein anerkannte Führer der deutschen Chirurgie in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, der Nachfolger Dieffenbachs, ein Operateur, dem die Chirurgie viele Erweiterungen verdankt und der schon in der vorantiseptischen Zeit die kühnsten Operationen mit Glück durchführte.

Bernhard von Langenbeck.

Mit Langenbeck zusammen wirkte fast zwei Dezennien an der Berliner Universität Adolf von Bardeleben (1819—95), Herausgeber eines großen Handbuchs der Chirurgie, ein ebenso vielseitig gebildeter, wie geistreicher Wundarzt, der sich als einer der ersten der antiseptischen Wundbehandlung in Deutschland annahm; ferner auch heute noch Ernst v. Bergmann (geb. 1836). Durch zahlreiche experimentelle Untersuchungen über Wundheilung, Geschwülste, Ueberpflanzung von Geweben und Ueberhäutung förderte die Chirurgie der humorvolle Leipziger Professor Karl Thiersch (1822—95). Durch Uebertragung der galvanischen Methoden in die Chirurgie (Galvanokaustik) sicherte sich ein Andenken der jung verstorbene Breslauer Chirurg Theodor Middeldorpf (1824—68).

Ernst von Bergmann.

Große Verdienste auf dem Gebiete der Nierenchirurgie, deren Mitbegründer er wurde, und der gynäkologischen Plastik erwarb sich Gustav Simon (1824—76), während die weitere Pflege der antiseptischen Wundbehandlung dem Münchener Professor der Chirurgie Johann Nepomuk von Nußbaum (1829—90) und Richard von Volkmann (1830—89) in Halle zu danken ist. Nicht unerwähnt bleibe, daß die großen Fortschritte der deutschen Chirurgie sich speziell an die 1872 begründete Deutsche Gesellschaft für Chirurgie knüpfen, die alljährlich in Berlin ihren Kongreß hält. In Frankreich erwarben sich hohen Ruhm der gewandte und elegante Operateur Dupuytren, dann Malgaigne und Auguste Malaton. England weist auf Männer wie Astley, Cooper, Lawrence, Johns und Ferguſſon; die Ver. Staaten Halstead, Senn, Murphy, Fenger, Sims, Mann, McBurney.

Richard von Volkmann.

Was die beiden Sonderzweige der Chirurgie, die Augen- und Ohrenheilkunde, anbetrifft, so wird die neuere Epoche der Augenheilkunde eingeleitet durch die Erfindung des Augenspiegels (s. oben S. 288). Zuerst angewandt wurde der letztere durch Albrecht von Graefe (1828—70) in Berlin, dem bis heute unübertroffenen Meister. Er machte die erste genaue Analyse aller bisher mit Erblindung einhergehenden Erkrankungen des Augenhintergrundes und erwarb sich einen Weltruf und eine Thätigkeit von so immensem Umfange, daß diese zum Theil seine frühzeitige körperliche Auflösung mit verschuldet hat. Neben Graefe kommen als Augenärzte von europäischer Bedeutung in Betracht die Deutschösterreicher: Ferdinand von Arlt und Eduard Jaeger vom Jaxtthal in Wien, der

Niederländer Donders, der mit Helmholtz und Graefe zweifellos zu den Begründern der neueren Augenheilkunde gehörte, der menschenfreundliche Herzog Karl Theodor von Bayern; der Engländer Sir William Bowman, der Pole Szokalski in Warschau und der Schwede Fritjof Holmgren, Verfasser grundlegender Experimentalarbeiten über Farbenblindheit und Vater einer der brauchbaren Methoden zur Farbensinnprüfung.

Nikolaus Senn.

Weniger in die Augen fallend sind die Leistungen und Fortschritte auf dem Gebiet der Ohrenheilkunde; doch erfuhr sie bedeutende Förderung durch Anwendung der neu erfundenen Ohrenspiegel und sonstiger Beleuchtungsapparate, sowie durch Bildung eines künstlichen Trommelfelles. Zu den hervorragendsten Ohrenärzten der Neuzeit gehören die Deutschen Wilhelm Kramer in Berlin, Anton Friedrich von Tröltsch in Würzburg, Moos in Heidelberg, Voltolini in Breslau, der Däne Hans Wilhelm Meyer in Kopenhagen, der in epochemachenden Arbeiten den ursächlichen Zusammenhang zwischen Taubheit und Gewebswucherungen im Nasenrachenraum nachwies, die Engländer James Yearsley in London, dessen Lebens- und Hauptschaffenszeit freilich noch in die erste Hälfte des Jahrhunderts fällt, der eigentliche Autor der künstlichen Trommelfellbildung, Joseph Toynbee (1815—66) in London, dem die Kenntniß der Anatomie und Physiologie des Gehörorgans, sowie der Mittelohrerkrankungen in ihrer ursächlichen Bedeutung für Gehörstörungen mannigfache Förderung verdankt, und Sir Willis Wilde in Dublin, endlich der Franzose Prosper Menière wegen des von ihm zuerst in einer werthvollen Abhandlung publizierten und seinen Namen führenden Symptomenkomplexes des Schwindels als Folge von Erkrankung der halbzirkelförmigen Kanäle im Gehörorgan.

John B. Murphy.

Die Kehlkopfheilkunde (Laryngologie) erlebte durch Einführung des Kehlkopfspiegels denselben Umschwung wie die Augenheilkunde durch den Augenspiegel, und diese Förderung verdankt sie vor Allen dem Prager Johann Nepomuk Czermack (1828—73). Die Zahnheilkunde ist nach der wissenschaftlich-technischen Seite auch ein Kind des 19. Jahrhundert und wurde sie besonders durch amerikanische Gelehrte gefördert. Die Spezialität der Haut- und syphilitischen Krankheiten wurde erforscht durch Felix

von Bärensprung in Berlin und Ferd. von Hebra in Wien, dann gefördert durch Sigmund und v. Zeißl in Wien, Wilson in London, Danielssen in Bergen (Norwegen), Ricord in Paris. Namentlich aber kamen die chirurgischen Errungenschaften der Geburtshilfe zugute. In dieser Disziplin zeichneten sich aus Ignaz Philipp Semmelweis (1818 bis 65) in Wien, welcher zuerst die infektiöse Natur des einst so gefürchteten Kindbettfiebers feststellte; Simpson in London, und Thomas Spencer Wells (1818—97), welcher den Eierstockschnitt vornahm; ferner der New Yorker Marion Sims (1813—83), welcher den ersten vollständigen Heilerfolg bei Blasenscheidenfistel erzielte; dann Karl Schröder, Wilhelm Scanzoni, die Franzosen Tarnier und Péan, der Engländer Hicks, der Deutsch-Amerikaner Emil Nöggerath, der Schwede Brandt.

Albrecht von Graefe.

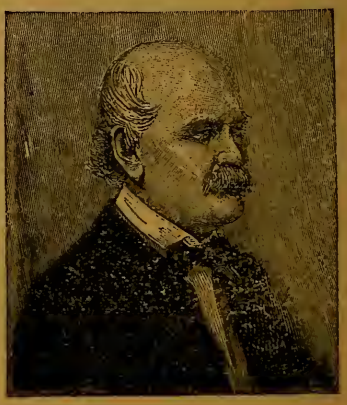
In der Psychiatrie, Gesammtname für Nerven- und Geisteskrankheiten, hat das 19. Jahrhundert große Fortschritte zu verzeichnen. Der Pariser Arzt Pinel war der Erste, welcher für humane Behandlung der meist wie Verbrecher gefesselten Irren eintrat. Einen weiteren Schritt that der berühmte John Conolly (1796—1866) in Hanwell bei London mit seinem bekannten "No-restraint"-Prinzip, d. h. der vollen, systematischen Freiheit für die nicht gemeingefährlichen Irren innerhalb einer zweckmäßig eingerichteten Anstalt, Fortfall aller älteren Zwangsmittel, wie Zwangsjacken, Drehstuhl, körperliche Mißhandlung, gewaltsame Wasserprozeduren u. s. w., dagegen Ausstattung der Irrenanstalten ganz nach dem Muster und den Erfordernissen der übrigen Krankenanstalten, sowie mit Einrichtungen für eine entsprechende Beschäftigung der Geisteskranken im landwirthschaftlichen Betriebe, Gartenbau u. s. w. Allmählich fanden diese Pinel-Conollyschen Prinzipien auch in den übrigen Kulturstaaten Eingang, in Deutschland namentlich durch Jakobi und Griesinger. Hervorragende Irrenärzte der Neuzeit in Ländern deutscher Zunge: Damerow in Halle, Begründer der „Allgemeinen Zeitschrift für Psychiatrie", Flemming in Schwerin, Jessen in Kiel, Roller in Illenau in Baden, Leidesdorf und Meynert in Wien, Bernhard von Gudden in München (bekannt durch den tragischen

Herzog Karl Theodor von Baiern.

Tod im Verein mit dem des Thrones entsetzten König Ludwig II. von Bayern), Karl Westphal in Berlin u. a. In Frankreich machten sich um die Irrenpflege wissenschaftlich wie praktisch verdient: Brierre de Boismont, Calmeil, Foville, Moreau de Tours, Morel, sämmtlich in Paris; in England: David Skae in Edinburgh, Sir Bucknill in Bournemouth, Tuke in London. Das große Gebiet der Nervenkrankheiten fand eingehende Untersuchung durch die beiden berühmten Franzosen Benj. de Boulogne und Jean Martin Charcot (1825 bis 93).

Edward Jenner.

Der mächtige Aufschwung, den die Medizin in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als Kunst und Wissenschaft dank ihrer naturwissenschaftlichen Begründung gewonnen hat, zeigt sich aber auch in dem gewaltigen Erfolge auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege oder Hygieine. Diese Disziplin, von der wir Spuren schon im Alterthume, bei den Israeliten, Griechen und Römern, ja selbst in dem verschrieenen Mittelalter finden, fristete in den modernen Ländern zu Anfang dieses Jahrhunderts als Sanitätspolizei noch ein bescheidenes, fast kümmerliches Dasein. Wohl fehlte es nicht an ernsten Bemühungen, Uebelstände, wie sie namentlich als Ursachen und Folgen der verschiedenen schweren Volkskrankheiten hervortraten, zu beseitigen. In dieser Beziehung muß besonders an die segensreiche Entdeckung des Engländes Eduard Jenner (1749—1823) aus Berkeley in Gloucestershire erinnert werden, dem wir die Kuhpockenimpfung verdanken, eine der folgenreichsten Errungenschaften, welche die Heilkunde aufzuweisen hat. Jenner vollzog nach langen Vorstudien die erste Impfung am 14. Mai 1796 und wurde damit der Vater einer Methode, mittels deren die fast völlige Beseitigung der mörderischen Pockenkrankheiten im Laufe des 19. Jahrhunderts erreicht worden ist. Trotz einer anfangs sehr heftigen Gegnerschaft unter Aerzten und Laien hat die Vaccination in ihrem Siegeszuge über die ganze zivilisierte Welt nicht aufgehalten werden können. In allen Staaten, wo diese Maßregel obligatorisch eingeführt ist, sind die Pockenepidemien so gut wie gänzlich erloschen. Es giebt jetzt Generationen von Aerzten, die überhaupt noch nie einen Pockenanfall zu beobachten in die Lage gekommen



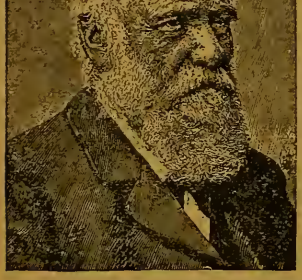
Ignaz Philipp Semmelweis.

sind, während früher diese Krankheit zu den gewöhnlichsten und gefährlichsten gehörte. Insofern die Kuhpockenimpfung auf die Vorbeugung gegen ansteckende Erkrankungen ausging, stand sie in ihren Erfolgen lange vereinzelt da. Die übrigen hygienischen Maßregeln, an denen es keineswegs fehlte, die Sorge für Luft und Licht, für gesunde Volksernährung, für Reinlichkeit und Reinigung in Wohnungen und Straßen, Beseitigung der Abfuhrstoffe, Beerdigung, Ueberwachung der arbeitenden Bevölkerung u. s. w. waren nicht im

J. M. Charcot in seiner Klinik in der Salpetrière zu Paris.
(Nach dem Gemälde von A. Brouillet.)

Stande, in einzelnen Ländern das, was man mit dem Ausdruck „soziale Misère" bezeichnet, zu verhindern. Das lag hauptsächlich daran, daß den betreffenden Maßnahmen allesammt die wissenschaftliche Begründung fehlte; sie trugen den Charakter der Empirie, d. h. des bloßen Probierens, waren nicht zielbewußt und konnten darum auch nicht zielfähig sein. Das änderte sich, als man begann, zur Entscheidung hygienischer Fragen auch die Methoden und Ergebnisse der exakten Naturforschung, vor allem die Gesetze von Physik und Chemie, heranzuziehen. Erst seitdem eine systematische Verwerthung der Hilfsmittel der modernen Wissenschaft für die Entscheidung der Probleme, wie sie die Angelegenheiten der öffentlichen Gesundheitspflege

bieten, stattfindet, ist es gelungen, nicht bloß eine Reihe von bisher völlig dunklen Punkten aufzuklären, sondern man ist nunmehr auch in die Lage gekommen, gesetzliche Maßnahmen nationaler und internationaler Natur anzubahnen, die eine öffentliche Reinlichkeit bedingt haben, wie sie in früheren Zeiten undenkbar gewesen wäre. Es ist bekannt, welchen gewaltigen Anstoß in dieser Richtung die Bakteriologie geliefert hat, der nicht bloß völlig neue Aufschlüsse über Ursachen und Wesen vieler Krankheiten, sondern zugleich die wirksamsten prophylaktischen und kurativen Methoden zu danken sind. Schwere Seuchen, wie die Choleraepidemien, die seit 1831 von Zeit zu Zeit Europa heimsuchten und bei ihrer jedesmaligen Invasion den Charakter von Weltkrankheiten im Fluge annahmen, hat man dank der Entdeckungen Kochs u. A. auf den ursprünglichen Herd einzudämmen gelernt, wie z. B. die Hamburger Epidemie von 1892 zeigte.



Max von Pettenkofer.

Mit Recht bezeichnet man als den „Vater der Hygieine" in Deutschland den berühmten Forscher Max von Pettenkofer (1818—1901) in München, der speziell der Begründer der experimentellen Hygieine ist. Neben ihm haben die Gesundheitspflege hauptsächlich gefördert Männer wie Virchow, Aug. Hirsch, Varrentrapp, Finkelnburg, Uffelmann. Um die Lehren der neueren Gesundheitspflege im Volke zu verbreiten, wurde eine populär-wissenschaftliche Literatur ins Leben gerufen. Prof. Dr. Karl Ernst Bock (1809—74) in Leipzig, dessen „Buch vom gesunden und kranken Menschen" unübertroffen ist, wirkte sehr verdienstvoll in dieser Richtung, ebenso K. H. Reclam, Klemke, Baas u. A. Die Verbreitung der richtigen Grundsätze, welche die gesundheitliche Wohlfahrt im Volke fördern, ist ein dringendes Bedürfniß geworden seit der gesetzlichen Freigabe der Heilkunde, die ein rasches Emporblühen der Kurpfuscherei zur Folge gehabt hat. Der Unterschied zwischen wissenschaftlicher Heilkunde und der Laienheilkunde beruht darauf, daß letztere sich mit den Thatsachen der Erfahrung begnügt, während die eigentliche Aufgabe der ersteren ist, diese nach Ursache und Wirkung genau zu erforschen.

Karl Ernst Bock.

Neben Pettenkofer erwarb sich der Pariser Hygieiniker Fauvel große Verdienste, indem er mit Nachdruck auf die Türkei als Vermittlungsquelle

der im Orient ständig heimischen Pest für Europa hinwies und 1851 auf der Pariser internationalen Sanitätskonferenz die Reform des Quarantänewesens bezw. die Einrichtung der Sanitätskonvention zur Abwehr der Pest, der Cholera und des Gelbfiebers durchsetzte.

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts weist somit gewaltige Fortschritte auf diesem Gebiete auf, und man kann sagen, die Schaffung der öffentlichen Gesundheitspflege und die Anwendung der Wissenschaft der Gesundheitslehre ist erst in ihr entstanden. Ein orientierender geschichtlicher Blick über diese Fortschritte (nach Olshausen's trefflicher Darstellung) wird das Gesagte bestätigen: Es gab auch schon früher Gesundheitspflege; besonders im Alterthum wurden große Werke im Interesse der öffentlichen Gesundheit errichtet. Die Hindus und Parsen waren praktische Hygieiniker; diesen beiden Völkern war das Wasser und der Boden heilig und deren Verunreinigung eine strafbare Handlung. Eine der Lehren Zoroasters war, daß die Reinheit der fließenden Gewässer nicht getrübt werden dürfe. Die Römer bauten Wasserleitungen und Siele, von denen einige noch jetzt in Benutzung sind. Die griechischen und römischen Bäder waren kostbare Anlagen und dienten der Erfrischung, der persönlichen Reinlichkeit und der Gesundheit. Danach trat mehr und mehr ein Zerfall der Nationen ein, bis die öffentliche Gesundheitspflege völlig untergegangen war. Die persönliche Reinlichkeit war Nebensache. Das Baden wurde aufgegeben; reine Kleidung kannte man kaum. Entsprechend der asketischen Praxis der Mönche wurde Unreinlichkeit sogar fast gleichbedeutend mit Heiligkeit.

Während dieser dunklen Periode war die Wissenschaft auf die Mönche beschränkt; die Menge wurde in Unwissenheit erhalten, das Beispiel der Unreinlichkeit wurde blindlings befolgt. In diesem Zeitalter entstanden die Abortgruben; kein Wunder, daß Seuchen und Pestilenz über Europa hereinbrachen. Ganze Völkerschaften wurden durch die gänzliche Vernachlässigung aller Regeln der öffentlichen Gesundheitspflege dezimiert.

Noch vor 100 Jahren waren fast alle größeren Städte, als Festungen, stark übervölkert; die Häuser waren niedrig, dunkel, nicht ventiliert, voll schlechter Dünste und ungesund. Der Fußboden der Wohnhäuser war von Erde, von Lehm, mit Schmutz gesättigt. Die Abortgruben lagen gewöhnlich unter den Häusern oder in den engen Höfen. Die Straßen waren eng und durch die überhängenden, überbauten Häuser verdunkelt, mit Ausnahme der großen durchgehenden Landstraßen auch ungepflastert. Es existierten keine Fußwege, die Fußgänger mußten durch den Schmutz gehen. Spülwasser und Müll aus den Häusern wurde gewöhnlich bei Nacht auf die Straße geschüttet. Es wurde kein Versuch gemacht, die so behandelten Straßen zu reinigen. Die festen Schmutzstoffe wurden durch die Furchen der Straßenoberfläche zurückgehalten, die Flüssigkeiten versickerten in den Boden und verseuchten beides, den Boden und die öffentlichen Brunnen, welche die einzige Art der Wasserversorgung jener Zeit bildeten. Große Haufen von Schmutz sammelten sich in den Straßen an. Schweine liefen in den öffentlichen Anlagen umher. Offene Wasserläufe flossen durch die Städte und bildeten zuerst die Quelle der Wasserversorgung. Dann wurden sie dermaßen durch die Abwässer und

den Schmutz verunreinigt, daß die Ausdünstungen dazu zwangen, sie zu überwölben. Die Wasserversorgung geschah aus öffentlichen Brunnen. Da das Wasser getragen werden mußte, wurde mit demselben sehr gespart. Das Waschen des Leibes beschränkte sich auf Gesicht und Hände, während der Wechsel des Unterzeuges noch nicht in Gebrauch war, theils wegen der Kosten desselben, theils wegen der Mühe des Waschens. Aus der armseligen Nahrung ergab sich eine schlechte Gesundheit. Wegen der schlimmen Wege und Verbindungen war die Zufuhr von Nahrungsmitteln selten und unregelmäßig. Es gab keine öffentlichen Märkte, keine Schlachthäuser, keine sanitäre Kontrolle der Nahrungsmittel.

Mit Beginn dieses Jahrhunderts wurde es etwas besser, aber systematische Besserung trat erst mit der Mitte desselben ein. Allgemeine Wasserversorgung und Entwässerung war die nothwendige Folge dieser unhaltbaren Zustände, um wenigstens das Eigenthum vor dem gänzlichen Untergang zu schützen. Die Gesundheit war dabei vorläufig noch Nebensache. Erst durch die modernen Gesundheitslehren wurde es erkannt, daß die Gesundheit einer Stadtgemeinde zum nicht geringen Theil von dem Bau großer sanitärer Anlagen abhängt, unterstützt von gesundheitlichen Einrichtungen in Haus und Werkstatt. Und so sehen wir, daß in den letzten 50 Jahren die Städte Europas und Amerikas öffentliche zentrale Wasserversorgungsanlagen machen und dabei auf Fernhaltung aller Verunreinigungen von den Versorgungsquellen und auf Reinigung des Trinkwassers sehen. Die Anlagen haben meist sog. Filtergalerien längs der Flußufer oder sogenannte natürliche Filtration, doch sind auch schon Sandfilter und mechanische Filterbatterien vorhanden, welche unter hohem Druck mit großer Geschwindigkeit filtrieren. Die bedeutende Abnahme der Typhussterblichkeit nach der Filtration von Flußwasser weist auf die große Zukunft derartiger Anlagen hin. Ungefähr in den letzten 50 Jahren hat fast jede große Stadt Europas und Amerikas eine zentrale Wasserversorgung eingeführt oder bestehende Versorgungen ausgebaut. Als Beispiel seien nur die 1845 von W. Lindley in Hamburg begonnene Wasserversorgung und die 1892 von F. Andreas Meyer hinzugefügten Filteranlagen genannt. Wien baute eine Leitung und holte sein Wasser 130 Kilometer weit her. Auch für Neapel wurde wegen einer großen Cholera-Epidemie ein neues Wasserwerk geschaffen. Für London ist jetzt eine Wasserversorgung aus Wales projektiert. Vor wenigen Jahren hat New York seine Wasserwerke gewaltig vergrößert, wir hören sogar von Projekten, New York und alle Städte des Hudsonthales aus den Adrondacks zu versorgen oder, nach anderem Projekt, aus dem Ramapo-Fluß in New Jersey. Derartige Fälle mehren sich mit wachsender Geschwindigkeit. In Albany müssen großartige Sandfilter gebaut werden wegen der Verunreinigung des Hudsonflusses durch die Siele. St. Louis leidet unter schlechtem Wasser, auch dort zieht man Filtration mit Ablagerung in Erwägung. Um die beste Methode der Reinigung des Trinkwassers zu ermitteln, sind in den Vereinigten Staaten in großartigem Maße in Louisville und Cincinnati Experimente vorgenommen, welche durch die Hinzufügung des chemischen Niederschlags wahrscheinlich epochemachend für die Fortschritte in der Reinigung des Trinkwassers sein

werden. — Die Entwässerung der Städte schritt viel langsamer fort als die Wasserversorgung, denn die letztere ist meist eine gut verzinsbare Anlage, während die Entwässerung gewöhnlich die Städte stark belastet, besonders wenn die Erbauung von Kläranlagen erforderlich wird. Aber eine Wasserversorgung zieht meistens eine Entwässerung als Nothwendigkeit nach sich. Ursprünglich wurden die Entwässerungs-Anlagen nur wegen des Regenwassers gebaut. Die Einleitung der Hausabwässer erfolgte nur gelegentlich zufällig, und diejenigen der menschlichen Exkremente ist noch neueren Datums. Vor 50 Jahren hatten nur wenige Städte, wenn überhaupt welche, ein regelmäßiges Sielsystem (Sewersystem). Zwar findet man in älteren Städten einige unterirdische Ableitungen, aber ohne jeden Versuch, dieselben wasserdicht zu machen. Aus diesem Grunde wurde auch früher an die Einleitung der Fäkalien nicht gedacht; im Jahre 1815 fing zuerst London damit an, 1867 wurde dieselbe dann obligatorisch gemacht. In St. Louis, Paris und Baltimore war diese Einleitung bis zum Jahre 1842 verboten. Im Jahre 1842 wurden auch zuerst Rohrkanäle für Abwässer empfohlen, aber erst in neuerer Zeit von Roe und Rawlinson in England angewandt.

Seit 1850 bildeten sich dann organisierte Bestrebungen in England gegen die Gruben, besonders durch den Londoner Gesundheitsrath, und zur Aufnahme der Hausabwässer wurden die Siele wasserdicht gebaut. Nach dem großen Brande in Hamburg im Jahre 1842 war dieses die erste Stadt Deutschlands, in welcher ein wohl projektiertes Sielsystem und zwar von W. Lindley und unter dessen Leitung gebaut wurde. Danzig wurde 1869—1871 von Wiebe entwässert, unter Assistenz von Latham, dann folgte Berlin 1870 bis 1880 unter Hobrecht und Frankfurt a. M. unter W. H. Lindley, dem Sohn des Obenerwähnten. Das erste große Hauptsiel in Paris wurde 1851 erbaut und 1856 das neue Sielsystem dortselbst von Belgrand projektiert. Eine bekannte charakteristische Eigenthümlichkeit der Pariser Siele ist die Verwendung derselben zur Aufnahme der Wasserröhren, Druckluftröhren, Telegraphen- und Telephondrähte. Nach einer großen Choleraepidemie im Jahre 1884 führte Neapel das Sielsystem ein. Rom, obgleich es die alte Cloaca maxima besaß, fing doch erst 1871 systematisch an zu entwässern. In London führten zuerst alle Siele direkt in die Themse und entlasteten bei Niedrigwasser. Die Fluth brachte den Schmutz wieder herauf. 1850—1875 wurden dann Abfangsiele angelegt, deren Inhalt theils gepumpt werden mußte, theils sich selbst entlud und zwar über 20 Kilometer unterhalb London Bridge. Immer noch wurde die Themse dermaßen verunreinigt, daß man zu weiteren kostspieligen Anlagen schreiten mußte; man ging zur chemischen und biologischen Behandlung über und dort scheinbar mit gutem Erfolge.

Hier in Amerika wurden seit 1850 überall Entwässerungssysteme, namentlich nach den Plänen von Waring, Hering, Küchling, Gray u. a. eingeführt. Den Anfang machte 1857 Brooklyn, 1858 Chicago, 1876 folgte Boston.

Ein anderes sanitäres Problem ist die Reinhaltung der Flüsse von Abwässern. Früher wurden, sowohl in den Vereinigten Staaten wie in Europa, die Flüsse als die geeigneten Transportmittel für

alle Schmutzwässer betrachtet. Dieses führte aber endlich durch das Wachsthum der Städte zu einer so weitgehenden Flußverunreinigung, daß man laut nach Besserung rief. Während man sich früher mit dem Gedanken an eine innere selbstreinigende Kraft der Gewässer zufrieden gab, machte man allmälig die Entdeckung, daß diese Kraft für die meisten Ströme nicht groß genug war. Die Frage wurde besonders in England einem gründlichen Studium unterzogen. Es bildete sich dort 1868 die kgl. Flußverunreinigungs-Kommission. 1876 wurde es dortselbst zum Gesetz erhoben, daß ungereinigte Kanalwässer nicht in irgend welche Flußläufe eingeleitet werden durften, und die Regierungsbehörden, wie z. B. die Themse-Ueberwachungsbehörde, wurden beauftragt, für die Reinheit der Ströme zu sorgen. In Frankreich bildete sich 1874 eine ähnliche Kommission. In Deutschland wurde das kaiserliche Gesundheitsamt errichtet und mit ähnlichen Aufgaben betraut. In den Vereinigten Staaten kam diese Frage zuerst in dem Staate Massachusetts auf die Tagesordnung, woselbst die Flüsse arg verunreinigt waren. Die Massachusetts Staats-Gesundheitsbehörde und die Flußverunreinigungs-Kommission der amerikanischen Vereinigung für öffentliche Gesundheitspflege bürgen jetzt für eine gründliche Lösung des Problems.

Als eine Folge dieser ganzen Bewegung gegen die Flußverunreinigung ist das Problem der Reinigung der Abwässer zu betrachten, welches ebenfalls neuerdings in den Vordergrund getreten ist. Zuerst dachte man dabei noch an eine Nutzbarmachung der Abwässer, entweder auf landwirthschaftlichem Wege, durch Berieselung oder Düngung oder durch chemische Behandlung und Ausnutzung der festeren Stoffe. Viele kostspielige Experimente wurden gemacht, viele Patente genommen, viele Gesellschaften gebildet, in der Hoffnung auf großen Gewinn. Die Lehre aus Allem war, daß man auf diesem Wege auf allen finanziellen Erfolg verzichten muß und daß die Ausgaben für Kläranlagen im Interesse der Gesundheitspflege als nothwendige und berechtigte angesehen werden müssen. London, New York, Boston und andere große Städte suchen Hülfe in der Ableitung ihrer Abwässer in die See. Chicago baute für 30 Millionen einen großen Entwässerungskanal nach dem Mississippi, um die Quelle seiner Wasserversorgung, den Michigan-See, nicht zu verunreinigen. Ein ähnlicher gigantischer Bau war für Manchester in England vorgeschlagen, woselbst durch einen 25 Kilometer langen, theilweise unterirdischen Kanal die Abwässer in den Mersey-Fluß übergeleitet werden sollten. Andere Städte, wie Paris, Danzig, Berlin und viele kleine englische Städte haben seit 1870 „Abwässer-Landgüter" (sewage farms) eingerichtet, woselbst die Abwässer durch Berieselung gereinigt werden. Viele Städte Englands und der Vereinigten Staaten reinigen jetzt ihre Abwässer durch eine Art Filtration, ähnlich jenem der Reinwasserfiltration, aber intermittierend anstatt kontinuirlich, durch den sogenannten biologischen Prozeß. Seit 1888 hat das Staatsgesundheitsamt in Massachusetts große Erfolge damit erzielt.

Einen wichtigen Zweig eines wohlorganisierten sanitären Systems bildet ferner in einer Großstadt die Müllbeseitigung. Früher überließ man diese Sorge Privatgesellschaften. In Städten an großen Strömen oder

an der See wurde das Müll auf's Wasser hinausgefahren. Erst seit zehn Jahren fängt man an, auch diese Angelegenheit für wichtig genug zu halten, um sie in die Hände der städtischen Behörde, in diejenigen der Sanitäts-ingenieure, zu legen. Die Lösung dieses Problems heißt: Müllverbrennung in besonderen Oefen oder aber Behandlung mit Dampf, wodurch verkäufliche Produkte, wie Fett und Poudrette erhalten werden, welche die Ausgaben decken. Schon im Jahre 1880 wurde die Müllverbrennung in England eingeführt und seit 1885 in Amerika. Seit jener Zeit ist dieser Frage viel Aufmerksamkeit und Kunst zugewendet, denn beide Verfahren sind schwierig durchzuführen wegen des dabei schwer zu vermeidenden Geruches.

Eine weitere Aufgabe der Sanierung der Städte, welche in den letzten Jahrzehnten in großartigem Maßstabe in Angriff genommen wurde, ist die Straßenpflasterung und Straßenreinigung. Ungeheure Summen sind dafür verausgabt worden. Einen Antheil daran hat auch die Einführung der elektrischen Wagen an Stelle der Pferdebahnen und Omnibusse durch die weitere Verminderung des Straßenschmutzes und Staubes, sowie die oft dadurch erforderlich gewordene Neupflasterung, und gewiß haben wir noch manches in Zukunft in dieser Richtung von den Automobilwagen zu erwarten. In Amerika ist die Straßenreinigung noch oft in Privathänden und so dem beständigen Wechsel in Güte und Sorgfalt unterworfen. Dieser Zweig der Sanierung sollte stets in den Händen der Stadtverwaltung liegen.

Andere wichtige Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege sind die Oeffentlichen Schlachthäuser, Markthallen und die Nahrungsmittelkontrolle. Schon anfangs dieses Jahrhunderts wurden offene Märkte durch große Hallen überdacht, und zwar zuerst auf Anregung Napoleon's I. 1811 wurden die jetzt berühmten „Halles Centrales" in Paris begonnen, aber erst 1878 vollendet. In den letzten 30 Jahren haben viele größere Städte Europas und auch einige der Vereinigten Staaten monumentale Bauten zu diesem Zwecke ausgeführt. Ihr Hauptvortheil besteht in dem Schutz des Marktpublikums und der Vorräthe gegen Regen, Schnee, Hitze, Kälte und Staub, ferner darin, täglich frische Marktprodukte erhalten zu können, und endlich wird die Kontrolle über die Nahrungsmittel erleichtert. Markthallen verlangen gut organisierte Verbindungen mit der Eisenbahn und den Schifffahrtswegen. Auf diese Weise führen sie weiter und weiter zu anderen sanitären Problemen des Architekten und Ingenieurs.

Eng mit den Markthallen verbunden sind oft die öffentlichen Schlachthäuser, welche zur Beseitigung der vielen kleinen Schlächtereien führen und die wichtige Fleischkontrolle ermöglichen. In Europa wurde auch diese Einrichtung zuerst von Napoleon I. eingeführt; durch Dekret von 1810 wurde alle Privatschlächterei verboten. Seit Mitte des Jahrhunderts haben fast alle europäischen und viele amerikanische große Städte zentrale Schlachthäuser, entfernt vom Stadtmittelpunkte, gebaut. Große architektonische und Ingenieur-Aufgaben mußten hierfür gelöst werden: die sanitäre und mechanische Ausrüstung, die Wasserversorgung, Ventilation, Klärung der mit Schmutz und Blut verunreinigten Abwässer, die Kühlhäuser,

die Transportvorrichtungen und andere Arbeit sparende Einrichtungen, das Pflaster, die Entwässerung der Ställe, Weg- und Hofflächen, die passende Verbindung mit der Eisenbahn und dem Wasser. Unter sanitäre Kontrolle wurde dann nicht nur das Schlachten, sondern auch das damit verbundene Fettschmelzen und Kochen der Knochen gestellt. Die Schlachthäuser sind mit vollständigen Laboratorien für bakteriologische und mikroskopische Untersuchung des verdächtigen Fleisches ausgerüstet. Bei dem früheren System der über die ganze Stadt ausgebreiteten kleinen Schlachthäuser war eine wirksame Kontrolle unmöglich. In den letzten 25 Jahren haben amerikanische Städte von den älteren europäischen in dieser Beziehung viel gelernt.

Die Errichtung öffentlicher Bäder in den letzten 20 oder 30 Jahren in Europa und neuerdings auch in Amerika bildet eine neue Illustration zu den großen sanitären staatlichen Fortschritten am Ende des Jahrhunderts. Noch vor 50 Jahren war die Gewohnheit des Badens keine allgemeine, vor allem war sie beschränkt auf Fluß- und Seebäder, welche naturgemäß nur während einiger Monate benutzt werden konnten. England begann 1842 mit dem Bau öffentlicher Volksbäder, und seit 1850 haben besonders deutsche Städte dieses nachgeahmt. In Amerika hat dieser Gegenstand großen Anklang gefunden. 1893 fing zuerst New York mit der Errichtung öffentlicher Freibäder an, welche während des ganzen Jahres offen standen, und machte den Bau derselben für alle Städte über 50,000 Einwohner in dem ganzen Staate obligatorisch. In New York sind schon mehrere Brausebäder für die ärmere Bevölkerung in Gebrauch, und größere werden demnächst errichtet. Buffalo, Boston, Chicago, Philadelphia, Pittsburg, Milwaukee und andere Städte haben in den letzten zehn Jahren solche Bäder errichtet; selbst kleinere Städte schreiten in dieser Richtung vor.

Viele Mühe hat man sich ferner in den letzten Jahren gegeben, Malariadistrikte gesund zu machen, z. B. die römische Campagna, welche nach den Untersuchungen von Professor Tommasi-Crudeli so ungesund wurde durch den Stau von Drainagegewässern. Durch Schaffung der nöthigen Vorfluth hat man stellenweise den ursprünglichen Zustand wieder hergestellt, der Boden wird entwässert, Luft dringt ein, und die gefährlichen Keime werden durch Oxydation etc. zerstört. Auch in Amerika sind große Strecken Landes, welche in gleicher Weise behandelt werden könnten.

Sodann ist man auch damit beschäftigt, das Problem der Rauch- und Rußverzehrung in den Großstädten zu lösen. Dasselbe wurde schon im vorigen Jahrhundert von Benjamin Franklin, James Watt und Graf Rumfort studiert. Aber erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, energische Mittel dagegen anzuwenden. Es mögen nur einige derselben genannt werden: die Anwendung besserer Kohle und vernünftigere Heizung der Kessel, rauchverzehrende Apparate, die Anwendung von Gaskochherden und Gasöfen zum Heizen, sowie die Verwendung von Gasmotoren für manche Betriebe, Verlegung der großen Fabriken und Dampfmaschinen in die Vorstädte oder wenigstens außerhalb der dicht bevölkerten Stadttheile.

Endlich sind zu erwähnen die öffentlichen Staatsgesundheitsämter. Im Jahre 1849 wurde zuerst in Massachusetts durch die Gesetz-

gebung eine Kommission von drei Personen ernannt, welche der Regierung über die gesundheitlichen Verhältnisse des Staates zu berichten hatte. Ihre Arbeit lenkte die Aufmerksamkeit auf die Einrichtungen der erwachenden Sanierung in den Städten Englands. 20 Jahre später wurde dort selbst ein Gesundheitsamt gegründet. 1870 wurde der erste Bericht herausgegeben. Seitdem sind diese Berichte wichtige Fingerzeige für Mediziner und Gesundheits-Ingenieure. 1873 wurde für den Staat Michigan eine gleiche Behörde geschaffen und 1880 für den Staat New York. Jetzt sind nur wenige Staaten der Union ohne eine solche. Die Lawrence-Versuchsstation in Massachusetts ist bereits erwähnt. 1886 trat dann durch das Michigan-Staatsgesundheitsamt ein Staatslaboratorium für Hygiene in's Leben. 1866 entstand in New York außer dem Staatsgesundheitsamt ein städtisches Gesundheitsamt, und heute besitzt fast jede Stadt der Vereinigten Staaten ein solches Amt. Eine wichtige, werthvolle Aufgabe dieser Behörden besteht in der Verarbeitung und Veröffentlichung der betreffenden Statistiken, der graphischen Darstellungen, der Beziehung zwischen der Sterblichkeit einerseits und der Wasserversorgung und Entwässerung, Bevölkerungsdichtigkeit und der meteorologischen Verhältnisse andererseits. In den vielen Städten Englands und auch einigen der Vereinigten Staaten sind Versicherungs- und Schutzgesellschaften gebildet zur jährlichen Inspektion der Wohnhäuser. Die Behörde für Wohnungspflege in Hamburg, welche jetzt nach englischem Muster gebildet worden ist, gehört auch hierher. Die Universitäten haben neuerdings die Gesundheitslehre als einen besonderen Zweig aufgenommen, ebenso wie auf den technischen Hochschulen sanitäre Ingenieurwissenschaften gelesen werden, sowohl in den Vereinigten Staaten wie in Deutschland.

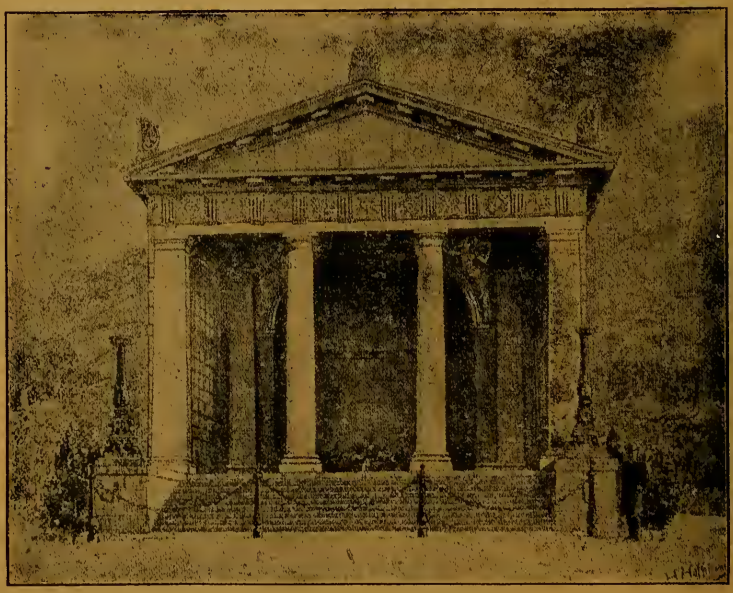
Eine große Arbeit an der Zivilisation wird auch durch die Presse vollbracht, welche unermüdlich in dieser Richtung thätig ist, sowie von den großen Vereinen für öffentliche Gesundheitspflege, welche alle bemüht sind, die Kenntnisse von den Grundsätzen der Lehren unter Fachleuten und Laien auszubreiten.

Unsere städtischen Verwaltungen geben Baugesetze und Verordnungen, welche nicht nur die sichere Konstruktion und Schutz vor dem Feuer gewährleisten, sondern auch für gesunde Anlagen Sorge tragen. Die Breite der Straßen, die Höhe der Häuser, der Zimmer, die Stellung und Anzahl der Zimmer, die Details, die Heizung, die Ventilation, die Installation, die Hausentwässerung, die Trockenheit der Wohnungen, die Oberflächenentwässerung, alles wird durch Gesetze geregelt und kontrolliert.

Dazu kommen noch die in die jüngste Zeit fallenden Bemühungen bezüglich des Rettungswesens speziell bei plötzlichen Unfällen in den großen städtischen und Fabrikzentren: Samaritervereine, Unfallstationen, Sanitäts- und Rettungswachen.

Endlich sei in diesem Zusammenhang noch erwähnt, daß viele Hygieiniker auch auf die Schädlichkeit von Begräbnißplätzen in der Nähe menschlicher Wohnungen aufmerksam machten, obschon solche Schädlichkeit vielfach bestritten wird. In Folge dessen bildeten sich seit Anfang der siebziger Jahre Vereine zur Wiedereinführung der Feuerbestattung. Friedrich Siemens konstruierte einen Apparat, in welchem die Verbren-

nung der Leiche nicht durch direkte Einwirkung der Flamme, sondern durch hocherhitzte Luft in zwei Stunden erfolgt; und nach seinem System wurde in Gotha ein Krematorium erbaut, in welchem am 10. Dezember 1878 die erste Feuerbestattung stattfand. Dann folgten Heidelberg, Hamburg und Offenbach. Der Heidelberger Apparat ist nach dem System Klingenstjerna, der in Hamburg nach dem System Schneider. Die Verbrennungsapparate befinden sich sämmtlich in dem Untergeschoß der Krematorien oder Feuerbestattungsanstalten, mit denen auch stets ein Kolumbarium oder eine Urnenhalle zur Beisetzung der in Urnen gesammelten Aschenreste verbunden ist. Diese Gebäude machen, wie unser Bild zeigt, einen ernsten und würdigen Eindruck.



Feuerbestattungsanstalt in Heidelberg.

Von dem Verbrennungsvorgang selbst gewahrt man nichts. Die Vereinigten Staaten haben zur Zeit 19 Krematorien, Italien 23, England 4, Frankreich, die Schweiz, Dänemark, Schweden je 1. Eine ganze Anzahl weiterer sind im Bau oder geplant. Die Regierungen von Preußen, Sachsen, Bayern und Württemberg gestatten die Leichenverbrennung bisher noch nicht, auch sind die Widerstände von kirchlicher und gerichtsärztlicher Seite noch so bedeutend, die Kosten auch durch den Transport der Leichen nach den entfernten Verbrennungsstätten so hoch, daß diese moderne Bestattungsart, so viel Vorzüge sie auch in ästhetischer und hygieinischer Hinsicht haben mag, vorläufig noch auf einen ziemlich kleinen Kreis beschränkt geblieben ist.

4. Musik und Theater.

Berlioz, die Verbindung zwischen Beethoven und Wagner. — Franz Liszt, der erste Klaviervirtuose der Welt. — Richard Wagner. — Sein Leben und Wirken. — Seine hervorragendsten Schöpfungen. — Aufschwung der Instrumentalmusik. — Opernliteratur: Gounod, Bizet, Verdi. — Die Veristen. — Mascagni, Leoncavallo. — Humperdinck und Kienzl. — Musikalische Epik und Lyrik: Johannes Brahms und Anton Bruckner. — Nationale Färbung bei Dvorak, Tschaikowsky, Grieg, Smetana. — Moderne Opern: Goldmark, Massenet, Saint-Saëns. — Operette: Millöcker, Strauß, Sullivan. — Moderne Kapellmeister: Bülow, Levi, Weingartner, Richter, Seidl, Thomas u. a. — Klavierspieler: Rubinstein, d'Albert, Paderewsky. — Geigenkünstler: Joachim, Wilhelmj. — Gesangskünstler: Patti, Lucca, Materna, Lehmann, Brandt; Niemann, Vogl, Betz, Stockhausen. — Das Theater und seine Entwicklung. — Die Schauspielkunst. — Das Wiener Burgtheater die erste deutsche Bühne. — Laube und Schreyvogel. — Die Meininger. — Frankreich und England. — Die Ver. Staaten: Booth, Jefferson. — Das Artistenthum und Variététheater.

Auf die große deutsche Glanzzeit der Musik im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts, die sich an die Namen Mozart und Beethoven knüpft, und auf die Triumphzeit der italienisch-französischen Richtung eines Meyerbeer in den vierziger und fünfziger Jahren folgte in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts eine neue deutsche Glanzzeit der Musik, deren Führer Richard Wagner war. Den Uebergang zu ihr, die Verbindung zwischen den beiden Musikheroen Beethoven und Wagner stellt Hector Berlioz (1803 bis 1869) her; er war Wagners Vorläufer, wies und ordnete ihm den Weg, indem er mit seinen symphonischen Schöpfungen in die festen Mauern des Orchesterstils eine Bresche legte und die Fahne des Fortschrittes aufpflanzte. Sein Haupt- und Lebenselement war das Orchester, dessen Leistungs- und Darstellungsvermögen er auf eine vorher ungeahnte Höhe erhob, und mit dem er es verstand, eine poetische Idee musikalisch zu verkörpern. Er wurde dadurch der eigentliche Vater der neueren Programmmusik und des Leitmotivs. Seine bedeutendsten Werke waren die „Phantastische Symphonie" und das „Requiem", die symphonische Dichtung „Romeo und Julia", sowie die Opern „Benvenuto Cellini", „Die Trojaner" und sein Chorwerk „Fausts Verdammniß."

Ehe wir nun zu Wagner übergehen, müssen wir eines Mannes gedenken, der Freund und Geistesgenosse Wagners wurde, der aber vorher schon als Klaviervirtuose aufgetreten war, und als solcher nach dem Urtheil der ganzen gebildeten Welt das Höchste erreicht hat — Franz Liszt. Er war geboren am 22. Oktober 1811 zu Raiding bei Oedenburg (Ungarn), trat bereits als neunjähriger Knabe als Klavierspieler öffentlich auf und entwickelte sich zum ersten Klaviervirtuosen der Welt, dessen Spiel überall eine Begeisterung sondergleichen entfesselte. Auch die bedeutendsten unter seinen Nachfolgern, wie Tausig, Rubinstein, v. Bülow, Paderewski, haben ihn nicht ganz erreicht. 1847 gab Liszt die unruhige Virtuosenlaufbahn auf und ging als Hofkapellmeister nach Weimar, wo er ganz seinem musikalischen Schaffen lebte und in selbstlosester Weise bemüht war, Wagner, Berlioz und andere Komponisten zur Geltung zu bringen. Während Wagner sich, im Sinne seines „Gesammtkunstwerkes", beinahe ausschließlich auf das dramatische Gebiet beschränkte, bezeichnen den Höhepunkt von Liszts Schaffen als Komponist seine „Symphonischen Dichtungen". „Man findet in ihnen", wie Fr. Brendel sagt, „als charakteristisches Unterscheidungsmaterial den Bruch mit der bisherigen Form der Instrumentalmusik, die ebenfalls zur Schablone zu werden drohte, oder bereits mehrfach zu einer solchen geworden war. Wenn bei Beethoven schon die Gestaltung seiner Werke vielfach bedingt erschien durch den zur Darstellung gewählten Vorwurf, so sehen wir hier die Konsequenz davon: engsten Anschluß an ein poetisches Programm, so daß dieses maßgebend wird für Form und Inhalt." Ferner sind die „Ungarischen Rhapsodien" hervorzuheben, sowie von seinen kirchlichen Kompositionen die Oratorien „Christus" und die „Legende von der heiligen Elisabeth". Bedeutendes hat Franz Liszt aber auch als Klavier- und Liederkomponist, wie als musikalischer Schriftsteller geleistet. Er war 1859 nach Rom gegangen und in den geistlichen Stand getreten, verbrachte seine letzten Lebensjahre abwechselnd in Pest und Weimar und starb am 31. Juli 1886 in Bayreuth.

Hector Berlioz.

Franz Liszt.

Was Beethoven in seinem „Fidelio" ersehnt, was die Romantiker nicht erreichten und die französisch-italienische „große Oper" noch viel weniger hervorbringen konnte: die Schöpfung eines musikalischen Dramas, in welchem Wort und Ton zu einer Einheit verschmolzen und alle Künste als gleichberechtigte Schwestern mitwirken sollten, das gelang

Richard Wagner. Er war am 21. Mai 1813 in Leipzig geboren. Seine Neigung zog ihn frühzeitig zum Theater hin. In der Musik suchte er sich vorwiegend autodidaktisch zu bilden, fand aber in dem in den Traditionen Joh. Seb. Bach's aufgewachsenen Thomaskantor Weinlich einen trefflichen Kompositionslehrer, der ihn mit den Geheimnissen des Kontrapunktes auf's Beste vertraut machte. Wagner war kein musikalisches Wunderkind; doch begann er frühzeitig Opernentwürfe zu verfassen, ja ganze Opern zu schreiben. Aus dieser ersten Zeit haben sich „Die Feen" (1833 vollendet — in München 1888 aufgeführt) und „Das Liebesverbot" erhalten, die aber den künftigen Meister des Musikdramas noch nicht ahnen lassen. In den Jahren 1836/1837 war er in Königsberg und in Riga als Kapellmeister angestellt. Hier faßte er den Entschluß, eine historisch große Oper zu schreiben, die so groß und so schwer zu bewältigen sei, daß sie an Provinzbühnen unmöglich aufgeführt werden könne. Er wollte sie dadurch vor dem Schicksal bewahren, schlecht aufgeführt oder gar nur zerstückelt wiedergegeben zu werden. So entstand „Rienzi", der ganz und gar noch im Stil Meyerbeers gehalten und mit riesigen äußeren Effektmitteln ausgestattet ist, wenn sich auch in der strammen Führung der Handlung wie in der musikalischen Ausführung bereits die Löwenklaue des Meisters zeigt. In der Hoffnung, den Rienzi an der „großen Oper" anzubringen, begab er sich unter den größten Schwierigkeiten nach Paris. Er reiste auf einem Segler von Riga ab und erlebte in den Scheeren einen Sturm, während dessen er die Idee zum „Fliegenden Holländer" bekam. In Paris erlebte er Enttäuschung auf Enttäuschung und gerieth in die bitterste Noth. Er suchte sich mit Schriftstellerei und mit Arrangieren von Potpouri's seinen kärglichen Lebensunterhalt zu erwerben. Dennoch wurde während dieser schweren Zeit der „Rienzi" vollendet und ebenso der „Fliegende Holländer". Endlich im Jahre 1842 nahte die Erlösung. Durch die Bemühungen des Sängers Tichatschek war der „Rienzi" in Dresden angenommen worden und Wagner siedelte nach der sächsischen Residenz über. Der „Rienzi" hatte einen kolossalen Erfolg, so daß die dadurch ermuthigte Intendanz gleich im nächsten Jahr zur Inszenierung des „Holländers" schritt. Im „Fliegenden Holländer" aber hatte sich Wagner von dem Stil der großen Oper abgewandt, und an den Schöpfer des „Freischütz" Weber, den er schon in seiner Jugend abgöttisch verehrte, und an Marschner angeknüpft. Nur noch in der Figur des Daland finden sich Anklänge an die Meyerbeer'sche Rhythmik. Die Folge davon war, daß der „Holländer" weniger gut aufgenommen wurde. Wagner ließ sich jedoch nicht entmuthigen, sondern schritt tapfer weiter auf der eingeschlagenen Bahn. Er schuf in Dresden den „Tannhäuser", der 1845 zur Aufführung kam und noch

Richard Wagner.

mehr enttäuschte und den „Lohengrin", den er in Dresden nicht mehr aufgeführt sehen sollte, weil er in die Revolution von 1848 verwickelt wurde und gezwungen war, in die Schweiz zu fliehen, wo er in Zürich seinen Wohnsitz aufschlug. Im „Tannhäuser" und im „Lohengrin" griff Wagner mit größtem Glück in die deutsche Sagenwelt des Mittelalters, und da er selbst die dichterische Kraft besaß, seinen Stoff dramatisch zu gestalten, so hörte für ihn die Textbuchmisere auf, unter der die ernsthafteren Opernkomponisten von jeher gelitten hatten. In der musikalischen Ausgestaltung des „Tannhäuser" war Wagner einen Schritt weiter gegangen als im „Holländer". Er hatte, wie H. Merian trefflich ausführt, die geschlossene hergebrachte Arienform noch mehr aufzulösen begonnen. Zwar enthält der „Tannhäuser" noch viele geschlossene Sätze, sie sind aber einestheils ziemlich frei behandelt — wie die Lieder der Sänger im Sängerkrieg — und anderntheils viel fester mit den rezitativischen Theilen verbunden, als dies bisher der Fall war. Im „Lohengrin" aber wagte er es zum ersten Male, den Unterschied zwischen rezitativisch-deklamatorischem und lyrischem Gesang völlig aufzuheben und die Szenen und Akte in einem Flusse durchzukomponieren. Keine Halb- und Ganzschlüsse hemmen nun mehr den breiten musikalischen Strom, der sich durch das ganze Drama ergießt. Keine dünnfadigen Rezitative und keine mit unendlichen Textwiederholungen überladenen Arien hemmen und zerstückeln die Handlung. Es scheint nun auf den ersten Blick, als ob nichts leichter sei, als eine solche Durchbrechung starrer Formen und man begreift nicht leicht, warum ein Beethoven, ein Weber nicht schon auf dieselbe Idee verfallen konnten. Aber die Sache ist in Wirklichkeit nicht so einfach; denn man kann nicht formlos eine Melodie, einen Musiksatz an den anderen reihen; ein einheitliches Prinzip muß das Ganze zusammenhalten, und wenn das Prinzip der alten Form fällt, so muß ein neues an seine Stelle. Wagner wurde die Durchbrechung der alten Formen dadurch möglich, daß er dieses neue Prinzip fand, oder wenigstens zuerst in bewußter Weise als formales Grundprinzip des Musik-Dramas anwandte. Dieses neue Prinzip ist das Leitmotiv.

Das Leitmotiv ist nichts Neues, keine künstliche Erfindung, wie die Spötter behaupten, sondern es ist von jeher im Wesen der Musik begründet, daß sich der musikalische Gedanke in charakteristische Motive gleichsam krystallisiert und daß diese Motive im Verlauf des Musikstückes öfters wiederkehren. Die alte Sonatenform bestimmt genau, wo, wie oft, und in welcher Form diese Motive wiederzukehren haben. Sie ist eben deßhalb kein freies, sondern ein stilistisch gebundenes Kunstgebilde. In der alten Opernform bildet jede Arie, jedes Terzett, jedes Quartett ꝛc. ein solches Kunstgebilde für sich: und die Wiederholung des Motivs bedingt darin die vielen, die Handlung aufhaltenden und den Sinn störenden Textwiederholungen. Die geschlossene Form mußte in der Musik beibehalten werden, weil die Harmonisierung der Melodie zum großen Theil durch dieselbe mitbedingt war. Je mehr nun die Komponisten anfingen, nicht nur die einzelnen „Nummern" der Opern, sondern das ganze Werk als künstlerisch einheitliches Gebilde zu betrachten, um so mehr zeigten die Motive der einzelnen „Nummern", besonders diejenigen,

deren Träger ein und dieselbe Person war, oder die aus parallelen dramatischen Situationen oder Stimmungen hervorgegangen waren, eine gewisse Verwandtschaft mit einander (z. B. die Motive aller Papageno-Nummern der Zauberflöte, die Motive aller Nummern des Fidelio, die sich auf Gefängniß und Gefangenschaft beziehen); ja, es traten sogar Motive auf, die selber in verschiedenen Nummern, d. h. an verschiedenen Stellen der Oper, und zwar an den dramatisch markantesten Stellen, mit denen sie unlösbar verwachsen schienen, vom Komponisten ganz unwillkürlich und gleichsam instinktiv wiederholt und dadurch zu plastischen Symbolen der Handlung und ihrer Träger wurden; so die drei Posaunenstöße des Priesters in der Zauberflöte, die düsteren D-Mollklänge des Komthurs im Don-Juan, der Eulenruf im Freischütz, und als ganz besonders plastisches und sprechendes Gebilde das erlösende Signal im Fidelio. Wagner nun, der nicht Musik zu fremden Texten setzte, sondern in dessen Geiste die Angelpunkte der dramatischen Handlung mit den Hauptmotiven der musikalischen Darstellung gleichzeitig entstanden — wenn er natürlich bei der Ausarbeitung der Idee auch zuerst den Text und dann die Musik dazu schrieb — mußte bei seinem Bestreben, die Oper möglichst einheitlich zu gestalten, noch viel leichter und ganz von selbst auf solche Motivwiederholungen verfallen. Sie zeigen sich schon in seinen ersten Opern: z. B. im Holländer das Motiv der „Erlösung". Gar im Tannhäuser, wo sich zwei große Weltanschauungen, die christlich-asketische und die heidnisch-sinnliche mit einander streiten und sich die eine im Pilgerchor, die andere in der Venusmusik versinnbildlicht, war ein Durchführen der kontrastierenden Motive nicht nur durch einzelne Nummern, sondern durch die ganze Oper von Natur geboten; und so erkannte denn Wagner allmählich in diesen plastischen, die dramatischen Motive und erst in zweiter Linie die als Träger dieser Motive dienenden Personen in symbolisierenden musikalischen Gebilden, das gesuchte neue musikalische Grundelement, die Urzelle des musikalisch-dramatischen Organismus. Diese Motive schlossen sich nun nicht mehr zu kleinen Einzelnummern zusammen, sondern zu der großen dreisätzigen (d. h. dreiaktigen) gleichsam symphonischen Form des Musikdramas, in denen sich die Handlung gleichmäßig ausbreiten und in freiem, ungehindertem Flusse ihrem natürlichen Endpunkte, der Schlußkatastrophe zuströmen kann. Die klare und bewußte Erkenntniß dieses neuen Prinzips aber verdankte Wagner den Beethoven'schen Symphonieen, und hier ist also der Punkt, wo sich die beiden Gewaltigen des Jahrhunderts die Hände reichen. In den Beethoven'schen Symphonieen hatte Wagner grandiose dramatische Handlungen in Tönen erblickt, und als sich in der „Neunten" diese Töne mit dem Dichterwort verbanden, so fehlte nur noch die Sichtbarmachung dieser tönenden und redenden Welt auf der Bühne, um das Gesammtkunstwerk in die Erscheinung treten zu lassen und den ganzen Menschen, hörbar, sichtbar und handelnd in seinen Leiden und Freuden und mit seiner ganzen unendlichen Ideenwelt im Kunstwerk erstehen zu lassen."

Zum ersten Mal bewußt durchgeführt hat Wagner dieses Prinzip des Leitmotivs im „Lohengrin". Die Ereignisse des Revolutionsjahres und Wagners Flucht hatten die Aufführung des Werkes in Dresden verhindert,

und als der für die Wagner-Sache von Anfang an begeisterte Franz Liszt den Lohengrin am 28. August 1850 in Weimar auf die Bühne brachte, durfte Wagner den deutschen Boden nicht betreten. Erst ungefähr zehn Jahre später durfte er selber sein Werk hören. In Zürich, wohin er geflohen war, hatte er mit den schlimmsten Lagen zu kämpfen. Verschiedene Versuche, eine seiner Opern in Paris anzubringen, schlugen fehl. Da warf er sich wieder auf die Schriftstellerei, und so entstand in den Jahren 1849—1852 jene Reihe von kritischen Schriften, unter denen „Oper und Drama", worin er die Prinzipien seiner Kunst auseinandersetzt, die bedeutendste ist. Er stellt darin das Ideal des „Gesammtkunstwerkes" auf, in welchem sich alle Künste schwesterlich die Hand reichen wollen, ohne daß eine die andere knechte.

Hans von Bülow.

Nach diesem Prinzip mußte die absolute Gesangsmelodie — ähnlich wie es Gluck gefordert hatte — zurücktreten, der Gesang mußte sich der Sprache anpassen, die er nicht mehr verdecken durfte. Ist die Musik in der gesungenen Melodie gegen früher beschränkt, so kann sie sich dafür in der Orchesterbegleitung um so reicher entfalten, die gleichsam die Stelle des Chors der antiken Tragödie und demnach eine Art vermittelnde Stellung zwischen der Bühnenhandlung und den Zuschauern einnimmt. Hier weist Wagner auch auf die Wichtigkeit des Stoffes hin und verlangt für das deutsch-nationale Musikdrama einen in der nationalen Mythe begründeten tragischen Vorwurf.

Einen solchen Vorwurf fand Wagner in der Nibelungensage, die er in denselben Jahren unter Zuhilfenahme der ältesten eddischen Fassung zu der großen Nibelungentrilogie nebst Vorspiel verarbeitete; allerdings vorläufig erst als Textbuch. In den Jahren 1853—1857 entstand aber bereits die Komposition des „Rheingoldes" (Januar 1857 beendet), der Walküre (in Mainz 1856 beendet) und der Hälfte des „Siegfried". Im Jahre 1857 aber ließ er muthlos das große Werk liegen, für welches er nichts weniger als ein eigenes Schauspielhaus und vollständig neugeschulte Sänger verlangte. Er hatte die Hoffnung aufgegeben, seinen Traum der deutschen Festspiele jemals verwirklichen zu können. Er wandte sich einem anderen Werke zu, dem Tristan, das er möglicherweise auf die Bühnen zu bringen hoffte. Im September 1859 war „Tristan und Isolde" vollendet, ein Werk von höchstem poetischem Werth und einer wirklich an die

Carl Tausstig.

antike Tragödie erinnernden Einfachheit und Größe. Im Jahre 1860 schien Hoffnung vorhanden, den Tannhäuser an der großen Oper in Paris anzubringen. Doch es fehlte dem Werk ein wesentlicher Bestandtheil — das Ballett!! Durch ein Ballett im gewöhnlichen Sinne konnte Wagner sein Werk nicht verderben, er gestaltete also die Einleitungsszene im Venusberg reicher aus. Es entstand die durch ihre glühende Sinnlichkeit und Farbenpracht der Venusszene ausgezeichnete Pariser Bearbeitung. 1861 wurde der Tannhäuser in Paris aufgeführt und bekanntlich von den Mitgliedern des Jokey-Klubs — ausgepfiffen. Der Tristan, der 1862 in Wien aufgeführt werden sollte, wurde nach 54 Proben (!) als zu schwer und ganz unaufführbar wieder aufgegeben.

Das Festspielhaus zu Bayreuth.

Daß Wagner unter diesen Umständen, als er schon alle die genannten Meisterwerke geschaffen hatte und immer noch keine Bühne finden konnte, die ihn aufführte, den Muth nicht ganz verlor und seine geistige Elastizität behielt, ist wahrhaft bewundernswürdig. Aber endlich kam gründliche Hilfe durch den kunstbegeisterten Bayernkönig Ludwig II., der Wagner zu sich nach München berief und ihm in allen seinen großen Plänen seinen Beistand zusicherte. Hier wurde auch im Jahre 1864 von Wagner eine Musikschule ins Leben gerufen, als deren Leiter er Hans v. Bülow, den späterhin so berühmt gewordenen Klavierspieler und Wagner-Dirigenten, berief. Der „Tristan" wurde 1865 in München aufgeführt; 1869 folgte das „Rheingold" und 1870 die „Walküre". Die „Meistersinger" entstanden, in denen Wagner das erste musikalische Lustspiel schuf und die Gegner seiner Kunst auf das Ergötzlichste verspottete. Und sogar seine Festspiel-

pläne sollten sich verwirklichen. Das von Semper (s. Abschn. 5) geplante Festspielhaus konnte allerdings in München nicht gebaut werden; die Intriguen der Gegenpartei verhinderten es. Wagner selbst vergrub sich, um seine Nibelungen zu vollenden, in dem entzückend gelegenen Landhaus von Triebschen bei Luzern in der Schweiz. Endlich entstand auch nach einer fruchtbaren Idee des Klaviervirtuosen Tausſig der erste Patronatsverein, der die Errichtung des Festspielhauses in Bayreuth ermöglichte. Am 22. Mai 1872 wurde der Grundstein des Gebäudes feierlich gelegt, bei welcher Gelegenheit die denkwürdige Aufführung der neunten Symphonie unter Wagners Leitung stattfand. Im August 1876 wurden die Nibelungen, im Jahre 1882 Wagners letztes Werk, der „Parsifal" in dem nach den Intentionen des Meisters errichteten Theater*) aufgeführt. Im Februar 1883 schloß der Meister im Palazzo Vendramin zu Venedig die Augen in Folge eines Herzschlages. Seine Leiche wurde feierlich nach Bayreuth gebracht und dort im Erbbegräbniß im Garten seiner Villa Wahnfried beigesetzt.

Richard Strauß.

Die Wirkung, welche Wagners Schaffen ausgeübt hat, ist ganz enorm. Die ganze musikalische Produktion der letzten Jahrzehnte, und zwar nicht nur die dramatische, sondern auch die reine Instrumentalkomposition und das Oratorium steht unter seinem Bann. Direkte Nachfolger, die seine dramatische Kunst weiter fortgebildet hätten, hat Wagner noch nicht. Seine künstlerische Individualität ist zu mächtig, so müssen auch die bisherigen Versuche, Musikdramen im Sinne Wagners zu schreiben, als gescheitert betrachtet werden. Alles was man Werken wie dem „Helianthus" von A. v. Goldschmidt, der „Sakuntala" Weingärtners, der „Gvendoline" Chabrier's oder dem „Gunthram" von Richard Strauß nachsagen kann, ist eine mehr oder minder geschickte Behandlung der neuen dramatischen Form und glänzende Orchestrierkunst; es fehlt aber überall das Beste, ohne das ein Musikdrama immer nur ein schwülstiges Unding bleibt — der große dramatische Wurf, der machtvolle Charakter des Schöpfers.

Viel fruchtbarer erwies sich der Einfluß Wagners auf die Instrumentalmusik. Wir haben bereits oben bemerkt, wie dadurch die „sogen. „Symphonische Dichtung" entstand, und auch deren ersten Meister Franz Liszt besprochen. Der bedeutendste Nachfolger Liszts in dieser Art Tondichtung ist der 1864 in München geborene Richard Strauß, dessen symphonische Dichtungen „Aus Italien", „Don Juan", „Macbeth", „Tod und Verklärung", „Also sprach Zarathustra", „Eulenspiegels lustige Streiche", „Don

*) Das auf einem Hügel bei Bayreuth erbaute Festspielhaus enthält 1600 Sitzplätze, die amphitheatralisch angeordnet sind unter völligem Verzicht auf Logenränge. Eine wichtige Neuerung war das tiefergelegte, verdeckte und dem Publikum unsichtbare Orchester.

Quixote", zu den genialsten Schöpfungen der neuesten Zeit gehören. Als jüngster Ausläufer dieser Richtung ist der in Leipzig 1879 geborene Komponist Gustav Brecher zu nennen, dessen symphonische Dichtung „Rosmersholm" berechtigtes Aufsehen erregte. Der Liszt'sche Oratorienstil wurde durch den Flämen Edgar Tinel, den begabten Komponisten des Oratoriums „Der heilige Franciskus", erfolgreich fortgebildet.

Ambroise Thomas.

Damit sind wir mit der Instrumentalmusik schon bei der allerneuesten Zeit angelangt, und wir haben nur noch einen kurzen Blick auf die Opernliteratur zu werfen, die neben und nach Wagner aufblühte, ohne direkt in seine Fußtapfen zu treten, sondern den Stil der großen Oper weiterpflegt. Auch diese scheinen indeß von Wagner mehr oder weniger stark beeinflußt. So in Frankreich Ambroise Thomas (1811—96), der sein Bestes auf dem Gebiete der nationalen komischen Oper „Der Kaid", „Mignon", „Sommernachtstraum" leistete und in Viktor Massé, Aimé Maillart („Das Glöckchen des Eremiten") und Léo Délibes („Der König hats gesagt") Nachahmer fand; dann Charles Gounod (1818—93), dessen Oper „Margarete" ihm einen Weltruf verschaffte und dessen Schöpfungen auf dem Gebiete der Kantate und des Oratoriums vortrefflich sind. Ferner die genialste moderne Schöpfung auf dem Gebiete der französischen dramatischen Musik „Carmen" von Georges Bizet (1838—1875). Der fruchtbarste und unstreitig auch der bedeutendste italienische Opernkomponist ist aber Giuseppe Verdi (1813—1901). Geboren als Sohn eines unbemittelten Krämers und Schenkwirthes in Roncole (Italien), hat er sich aus den ärmlichsten Verhältnissen zu einer stolzen Höhe emporgeschwungen, ebenso zeigt aber auch seine Laufbahn als Künstler und Musiker ein unausgesetztes Emporstreben von einem rohen Naturalismus zu edelster Kunstvollendung. Die erste Oper, die Verdi auch im Auslande bekannt machte, war der 1842 aufgeführte „Nabucco"; dem rein nationalen Stil entwand er sich, nachdem er die Franzosen und Meyerbeer studiert hatte, in den drei, noch immer auf allen Bühnen befindlichen Opern „Rigoletto", „Troubadour" und „Traviata". Der „Maëstro der italienischen Revolution", wie man Verdi um die Mitte des Jahrhunderts nannte, näherte sich

Charles Gounod.

dann unter der Einwirkung Wagners mit „Don Carlos“ und noch mehr mit „Aïda“ dem Musikdrama auf symphonischer Grundlage und stellte sich, als Greis noch mit jugendlicher Frische schaffend, mit „Othello“ (1887) und „Falstaff“ (1893) an die Spitze der auch in Italien nicht mehr einzudämmenden neuen Bewegung.

Georges Bizet.

Auf Verdis Schultern stehen die Jungitaliener, die sog. „Veristen“. Sie unterstehen dem Einflusse Wagners in den Aeußerlichkeiten stärker als ihr Meister, haben aber den eigentlichen Geist des Musikdramas weniger gut erfaßt. Aufdringliche Melodik mit stets sich wiederholenden Phrasen, schreiende Instrumentation und lärmende blutrünstige Handlung sind die hervorstechenden Charakterzüge. Sie vergessen, daß die Musik, die „unrealistischste“ Kunst, sich niemals mit dem krassen Realismus ihrer Dramen zu einer wirklichen Einheit verschmelzen kann. Die erfolgreichsten unter ihnen sind: Pietro Mascagni (geb. 1863) mit seiner „Cavalleria rusticana“, „Freund Fritz“, „Ratcliff“, „Le Maschere“; Ruggiero Leoncavallo (geb. 1858) mit dem „Bajazzo“ und den „Medici“, C. Buongiorno mit seinem „Erntefest“, Alfredo Catalani, der die Geyerwally als Opernstoff behandelte („Die Wally“), Puccini mit den „Willis“, „Manon Lescaut“ und „La Bohème“. Spinelli: „A basso Porto“, Tasca: „A santa Lucia“ u. s. w.

Die Veristen haben auch in Deutschland große Erfolge zu verzeichnen gehabt und sind natürlich auch schleunigst nachgeahmt worden, wie jeder Unsinn, der aus der Fremde kommt. Solche deutsche „Veristen“ sind z. B. Karl v. Kaskel („Der Hochzeitsmorgen“) und Max Josef Beer („Der Strike der Schmiede“). Allein diese veristische Krankheit war bald vorbei. Zwei Werke erschienen auf dem Plan, deren nachhaltige Beliebtheit nicht zum wenigsten unter dem Gesichtspunkt der Reaktion gegen die nervenquälende Dolchoper der Italiener zu erklären ist: „Hänsel und Gretel“ von Engelbert Humperdinck (geb. 1854) und „Der Evangelimann“ von Wilhelm Kienzl (geb. 1857). Das einfache Kindermärchen von Hänsel und Gretel, den kleinen verirrten,

Giuseppe Verdi.

von Engeln beschirmten Beerensuchern, anspruchslos aufgebaut, sinnig und gemüthvoll durchgeführt, ohne theatralische Aufregungen, ohne effektvolle Massenwirkungen, und die etwas sentimental angehauchte Geschichte vom unschuldig Verurtheilten, der nach Abbüßung schwerer Kerkerhaft als Evangelimann die Straßen Wiens durchwandert und an das Sterbebett des schuldigen Bruders kommt — diese beiden Werke eroberten sich mit ihrem volksthümlichen und sympathischen Wesen das Herz des deutschen Publikums. Humperdinck hat neben reichlicher Anwendung bekannter Volks- und Kindermelodien den Wagnerschen Orchester- und Gesangsstil ins Kindermärchen verpflanzt. Auch Siegfried Wagner, der einzige Sohn des Meisters und Erbe Bayreuths, hat sich auf dem Gebiet des phantastisch-humoristischen Volksmärchens versucht, allein sein Werk „Der Bärenhäuter" ist unreif, ein merkwürdiges Stilgemisch von volksthümlicher und pathetischer Oper.

Pietro Mascagni.

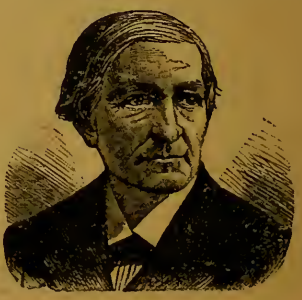
Was Wagner auf dem Gebiet des Dramas und der Oper, das ist Johannes Brahms (1833—97) auf dem Gebiet der musikalischen Epik und Lyrik. Seine kammermusikalischen Werke sind herrliche Schöpfungen. Als er seine I. Symphonie (C-moll) veröffentlichte, pries man dies Werk unter überschätzendem Jubel, mit Bezug auf Beethovens symphonische Neunzahl, als die zehnte Symphonie. Außer vier Symphonien und anderen Orchesterkompositionen, zahlreichen Klavierwerken, verschiedenen Chorwerken, worunter das ergreifende und tiefempfundene „Deutsche Requiem" nach selbständig zusammengestellten Worten der heiligen Schrift den ersten Rang einnimmt, und über 300 Liedern hat der Meister, der seit 1862 dauernden Aufenthalt in der Musikstadt Wien nahm, Kammermusikwerke von hervorragender Bedeutung und hoher Schönheit geschaffen. Die Frische der Erfindung und der kraftvolle Schwung der Werke aus der besten Zeit seines Mannesalters findet sich nicht mehr in den meisten späteren Kompositionen, die bei aller bewundernswerthen Sicherheit im komplizierten architektonischen Aufbau und in der Mannigfaltigkeit des musikalischen Ausdrucksvermögens doch auch manche Züge grüblerischer Reflexion und verstandesmäßiger Kühle aufweisen. Sein ernster, tiefinnerlicher, allem Oberflächlichen abholder Künstlercharakter

Engelbert Humperdinck.

führte ihn in der letzten Periode seines Schaffens dazu, lieber gekünstelt und schwerverständlich zu schreiben, als auf ausgetretenen Pfaden weiterzuwandeln. Zu den letzten Kompositionen gehören die vier ernsten Gesänge, die seine Seele von düsterer Todesahnung ergriffen zeigen.

Johannes Brahms.

Wie Wagner im Beginn einer neuen musikalischen Epoche steht, die er heraufgeführt hat, so gehört Brahms, dessen ruhiger, vornehm ernster Natur das impulsive Element des künstlerischen Revolutionärs und Reformators, die Kühnheit des bahnbrechenden Genies abgeht, zu jenen Künstlern, die wir als höchste Potenz einer scheidenden Epoche zu betrachten haben, die eine lange Kette vorausgegangener Entwickelungsresultate zusammenfassen. In ähnlicher Weise ist auch das Wirken eines zweiten Wiener Meisters der Gegenwart zu beurtheilen, des Oberösterreichers Anton Bruckner (1824—96). Seine zahlreichen Symphonien und kirchlichen Werke enthalten nichts himmelstürmend Neues, aber der an Schubert erinnernde, überquellende Reichthum musikalischer Ideen und der Zug ins Große und Erhabene läßt in ihnen den bedeutenden Tondichter erkennen. Erst in seinen letzten Lebensjahren hat Bruckner die ihm gebührende Beachtung und Würdigung gefunden, und sein Haar war längst gebleicht, als er sich allgemeinerer Erfolge erfreuen konnte. Staffel für Staffel ist er emporgestiegen vom Dorfschulmeisterssohn und Sängerknaben zum Organisten, Professor am Wiener Konservatorium, Lektor und Ehrendoktor der Wiener Universität. Richard Wagner ist von großem Einfluß auf seine symphonischen Schöpfungen gewesen; Wagnersche Instrumentation, Wagnersches Pathos, Wagnerscher Stimmungszauber begegnet uns auf Schritt und Tritt in ihnen. Seiner kontrapunktischen Meisterschaft entspricht leider nicht die logische Durchbildung seiner musikalischen Gedanken, die sich oft ins Ungemessene verlieren und folgerichtige Aneinandergliederung vermissen lassen. Zu dem Schönsten, was er geschaffen hat, gehört sein „Tedeum" und eine Reihe frommer, erhaben und feierlich einherschreitender Adagiosätze in seinen Symphonien. Ferner sind zu nennen, Ed. Grell, F. Kiel, A. Becker, Joachim Raff, G. Vierling, J. Rheinberger u. A. Als Meister des deutschen Liedes nach Schubert und Schumann sind zu erwähnen Julius Schäffer, Franz Abt, Julius Otto und Karl Zöllner.



Franz Abt.

Ein besonderes Interesse suchen sodann eine ganze Reihe der modernsten Komponisten ihren Werken durch eine nationale Färbung zu geben.

In diese Klasse gehören der Böhme Anton Dvorák (geb. 1841) mit seinen ausgeprägt böhmischen Werken, der Russe Peter Tschaikowsky (oder richtiger Tschajkowskij, 1840—93) und noch mehr seine Landsleute Borodin, Balikireff, Rimsky-Korsakoff mit ihren spezifisch russisch gefärbten Kompositionen, der Norweger Christian Sinding (geb. 1856) als Vertreter nordischen Kolorits, Niels W. Gade, u. a. m. Auch Sindings norwegischer Landesgenosse Edvard Grieg (geb. 1843) muß in diesem Zusammenhange genannt werden, obwohl seine kompositorische Bedeutung keineswegs ausschließlich auf symphonischem Gebiete liegt, sondern sich auch auf Klavierwerke und Lieder erstreckt. Man hat ihn wegen seiner Vereinigung von Melancholie und Leidenschaft, Grazie und süßem Wohlklang den nordischen Chopin genannt. Seine Kompositionen sind sehr beliebt und haben viel zur steigenden Werthschätzung nordischer Musik beigetragen. Ebenfalls im heimathlichen Boden wurzelt der Böhme Friedrich Smetana (1824—84), der in seinen symphonischen Dichtungen (wovon am bekanntesten der sechstheilige Cyklus: „Mein Vaterland") in die Fußtapfen Franz Liszts trat. Diese und seine im letzten Jahrzehnt häufig aufgeführten Opern: „Die verkaufte Braut", „Der Kuß" und „Dalibor", die sich durch üppig quellende, naturfrische Melodik auszeichnen, haben seinen Namen weithin bekannt gemacht, allerdings erst verschiedene Jahre nachdem der Tod den von Taubheit und Geistestrübung heimgesuchten Künstler dahingerafft hatte.

Peter Tschaikowsky.

Friedrich Smetana.

Erfolgreich hat die Opernbühne betreten Karl Goldmark (geb. 1832) mit seinen Opern „Die Königin v. Saba", „Merlin", „Das Heimchen am Herd"; Franz Holstein mit „Heideschlacht", H. Götz und Max Schilling; ebenso Jules Massenet (geb. 1842) mit seinem „Cid" Camille Saint-Saëns (geb. 1835) mit „Samson und Delila", Arrigo Boito (geb 1842) mit seinem „Mefistofele", Amilcare Pon-

Lorenzo Perosi.

chielli (1834—86), der Komponist der bekannten Garibaldi-Hymne, mit seiner „Gioconda", und Lorenzo Perosi (geb. 1872) mit seinen Oratorien „Die Auferweckung des Lazarus" und „Die Auferstehung Christi", sowie August Klughardt mit seinen Oratorien „Zerstörung Jerusalems" und „Judith". Auf dem Gebiet der Operette steht neben den schon Bd. I, S. 356 erwähnten Franzosen Offenbach und Strauß, Johann Strauß Sohn (1825—99), der seine Walzerkunst Anfang der siebziger Jahre auf dies Gebiet übertrug, und Karl Millöcker (1842 bis 1900). Namentlich Joh. Strauß ist eine in der Geschichte der Musik durchaus eigenartige Erscheinung. Die Tanzmusik, auf deren Gebiet am Anfang des 19. Jahrhunderts Schubert, Weber, Lannes und sein eigener Vater ihm Vorläufer gewesen waren, hob er auf eine solche Stufe der Vollendung, daß selbst Richard Wagner von seinen Schöpfungen sagte: „Ein einziger Straußscher Walzer überragt, was Anmuth, Feinheit und wirklich musikalischen Gehalt betrifft, die meisten der oft mühselig eingeholten ausländischen Fabrikprodukte, wie der Stephansthurm die bedenklich hohlen Säulen zur Seite der Pariser Boulevards". Und der Tanzkomponist stieg dann in seinen Operetten („Fledermaus", Zigeunerbaron" u. s. w.) zum vollendeten Meister empor. Auch von den englischen Komponisten hat auf dem Felde der Operette einer einen großen Treffer gehabt: Sir Arthur Sullivan mit seinem „Mikado", von dem Sidney Jones' „Geisha" nur eine schwächere Nachahmung ist. Sullivans „Mikado" enthält eine Fülle von gefälligen und zum Theil auch originellen Melodien. Das Werk brachte erstmals etwas Japanisches auf die Bühne, und sein Erfolg gab Anlaß zu einer wahren „Japanomanie" auch auf anderen Gebieten. Bezeichnend für den Mangel an zugkräftigen neuen Opern ist, daß um die Jahrhundertwende auch die großen Operntheater die Operette zu kultivieren beginnen und die besseren Werke dieses Genres mit Erfolg zur Aufführung bringen.

Karl Millöcker.

Seit Wagner, Liszt und ihren Anhängern haben sich auch die Aufgaben des modernen Kapellmeisters bedeutend erweitert, seine Stellung und Wichtigkeit ist noch in beständigem Steigen begriffen. Unsere Zeit, die an die geistige Bildung, an die musikalische Leistungsfähigkeit und die geniale Initiative ihrer Kapellmeister erheblich höhere Anforderungen stellt als irgend eine frühere Epoche, hat eine ganze Reihe hervorragender Dirigenten hervorgebracht. Unsere heutigen bedeutenderen Dirigenten sind nicht nur komponierende Ka-

Hermann Levi.

pellmeister, wie es die früherer Jahrhunderte auch waren, sondern zugleich reisende Pultvirtuosen, die ihren Stab der Reihe nach in allen größeren europäischen und amerikanischen Städten schwingen und fortgesetzte Gastdirigier-Triumphe feiern. Von den Aelteren aus dieser modernen Kapellmeistergeneration, die an Liszt und Bülow sich angliedert, seien genannt: Hermann Levi in München, der verdienstvolle erste Leiter der Bayreuther Festspiele, Hans Richter in Wien, von den Jüngeren: Gustav Mahler, Felix Mottl, Arthur Nikisch, Anton Seidl und Theodor Thomas in den Ver. Staaten, Richard Strauß und Felix Weingartner.

Hans Richter.

Nach dem Vorgang und unter dem Einfluß Liszts hat ferner die Kunst der Ausführung auf dem Pianoforte sowohl wie auf den übrigen Instrumenten, einen ungemeinen Aufschwung genommen. Nicht nur in Bezug auf die Technik, die aller Schwierigkeiten wie spielend Herr wird, sondern namentlich auch in Bezug auf den Geist, der die ausübenden Künstler erfüllt. Das bloße Virtuosenthum, das durch seine Künste blenden und verblüffen will, verschwindet; durchgängig wird die höchste Virtuosität in den Dienst der echten und wahren Kunst gestellt, und betrachtet es als ihre Aufgabe, die Werke hervorragender Tonmeister in deren Geiste zu möglichst vollendeter Wiedergabe zu bringen. Diese Vertiefung zeigt sich schon in den Programmen der Einzelkonzerte wie der Musikfeste und sonstigen größeren Veranstaltungen; sie sind von einer Gediegenheit und Vielseitigkeit, wie man sie früher nie gekannt hat. Liszts Einwirkung erstreckte sich in erster Linie auf die jüngern klavierspielenden Talente. Von diesen steht obenan der bereits als Kapellmeister erwähnte Hans v. Bülow (1830—94), der nach seinem Meister Liszt wohl das Höchste als Klavierspieler geleistet hat. Es schien nach letzterem kaum möglich, auf diesem Gebiete neue Seiten zur Geltung zu bringen, und trotzdem hat Bülow sich eine selbständige Bahn gebrochen. Einer der ersten Klavierspieler und zugleich ein hervorragender Komponist ist Anton Rubinstein (1829—1894). Er schrieb unter anderem die Opern „Der Dämon", „Die Kinder der Heide", „Feramors", „Die Makkabäer", die Oratorien „Das verlorene Paradies", „Der Thurmbau zu Babel", die geistlichen Opern „Moses", „Christus", Symphonien und viele herrliche Lieder. Namentlich in seinen früheren Werken zeigt Rubinstein, der auch schriftstellerisch sich bethätigte, eine ursprüngliche Erfindungsgabe und ein starkes Temperament, das auch seinem Spiel einen so hohen Reiz verlieh.

Felix Mottl.

Zu den hervorragendsten Klaviervirtuosen gehören ferner Karl Tausig (1841—1871), Eugen d'Albert (1864 in Glasgow geboren), der staunenswerth in der Technik und auch als Komponist bedeutend, Emil Sauer, Paderewski (auch Komponist der Oper Manru), Max Pauer, sowie die Damen: Klara Schumann, geb. Wieck (1819—1896), Wilhelmine Claus-Szarvady, Marie Krebs, Anna Mehlig, Therese Carreño, Klotilde Kleeberg. Die größten deutschen Geigenkünstler der Gegenwart sind: der noch immer alle überragende Joseph Joachim (geboren am 15. Juli 1831), und August Wilhelmj (geboren 1845), beide aus der Schule des trefflichen Ferdinand David (1810 bis 1873). Ferner sind zu nennen: Pablo de Sarasate, E. Singer, Auer, der Norweger Ole Bull (1810—1880), ein Schüler von Ludwig Spohr (1784—1853) und Paganini (vgl. Bd. I, S. 344), und die neueren: Ondricek, C. Thomson, Ysaye, Petschnikoff, Wilhelmine Neruda-Hallé, Teresina Tua und Marie Soldat-Royer. — Als Meister des Cellos nennen wir: Grützmacher, Davidoff, de Swert, Hugo Becker und D. Popper.

Theo. Thomas.

Anton Rubinstein.

Eugen d'Albert.

Von den Gesangskünstlern können wir natürlich nur die berühmtesten aufzählen. Unter den Sängerinnen erbten den Ruhm einer Malibran, Pauline Viardot, Wilhelmine Schröder-Devrient, Henriette Sonntag und Jenny Lind (s. Bd. I, S. 357) in erster Linie: Johanna Jachmann-Wagner, Amalie Joachim,

Henriette Sontags Beisetzung in Mexiko. (Nach einer gleichzeitigen Darstellung.)

Adelina Patti, Pauline Lucca, Amalie Materna, Lilli Lehmann, Christine Nilsson, Marianne Brandt, Mathilde Mallinger, Marcella Sembrich, Hermine Spieß, Alice Barbi. Unter den Sängern ragen hervor auf der Bühne G. Roger, J. Faure,

Albert Niemann.

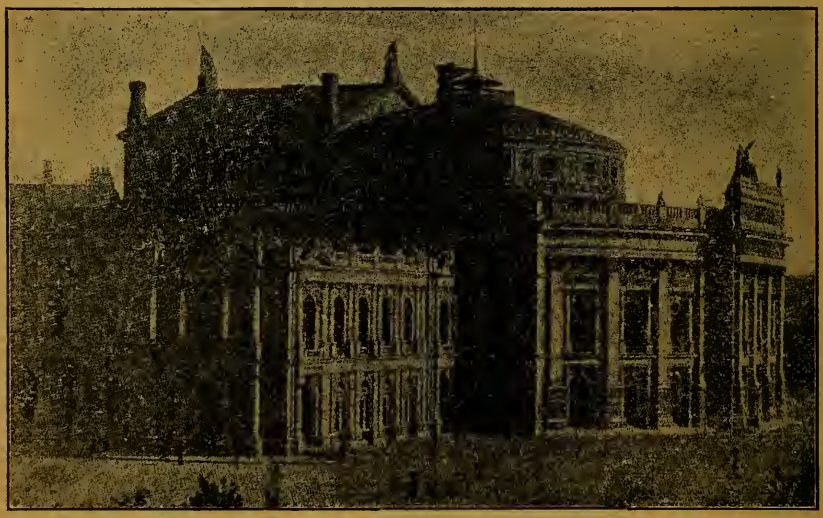
O. und Therese Vogl.

Albert Niemann, G. Walter, E. Gura, J. Betz, J. N. Beck, H. Vogl, Scaria und und im Konzertsaale Julius Stockhausen, Messchaert, Sistermans, Zurmühlen.

Die ganze Fülle der musikalischen Produktion des 19. Jahrhunderts läßt sich selbstverständlich nicht in den uns vorgeschriebenen engen Rahmen fassen. Es genüge zu sagen: die Musik beherrscht unser ganzes Leben, immer und überall blicken neue Werke hervor. Wer soll sie zählen, wer soll sie registrieren? Doch alles was das Jahrhundert an bedeutenden Kompositionen geschaffen hat, ist im letzten Grunde auf die geistige Einwirkung jenes großen Einsamen zurückzuführen, der an der Schwelle des 19. Jahrhunderts steht: Ludwig von Beethoven.

* * *

Werfen wir nun einen kurzen Blick auf das Theater und die Schauspielkunst! Im ersten Bande unsres Werkes (S. 273) zeigten



Das neue Burgtheater in Wien.

wir, wie das von Goethe geleitete Weimarer Theater und später das von Iffland geleitete Berliner Theater das maßgebende Kunstinstitut Deutschlands in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts war. Seitdem haben die Residenzen der größeren wie der kleineren deutschen Staaten von den Höfen dotierte und verwaltete Theater, sogen. Hoftheater, erhalten. Die Stadttheater, wie z. B. in Hamburg, Leipzig, Köln, Frankfurt a. M. u. s. w., sind auf Gewinn und Verlust der Betheiligten beruhende Unternehmungen; auch das von der Regierung unterstützte Mannheimer Theater ist ein städti-

sches Institut. Stehende Theater können sich bloß in den größeren deutschen Provinzialstädten halten. In England, Frankreich und Italien sind alle Theaterunternehmungen in den Händen von Pächtern, die in den Großstädten von den Höfen oder Regierungen Subventionen empfangen. In den Ver. Staaten sind sie ebenfalls Privatunternehmungen, und deutsche Theater haben meist schwer zu kämpfen und können sich blos in Städten wie New York, Philadelphia, Detroit, Cincinnati, Milwaukee-Chicago, St. Louis, San Francisko halten.

Ernst von Possart.

Was die Theatergebäude angeht, so wurde die Reihe derartiger Bauten im 19. Jahrhundert eröffnet mit dem 1811 bis 1818 in München von C. v. Fischer errichteten Hoftheater und dem 1819 bis 1821 von Schinkel erbauten Berliner Schauspielhaus (s. Bd. I, S. 361). Seitdem haben fast alle größeren Städte neue und wohleingerichtete Theater erhalten, unter denen neben dem Wiener Hofopernhaus und der Pariser Großen Oper und dem La Scala in Mailand hervorzuheben sind: das Frankfurter Opernhaus von Lucae; das neue Hoftheater zu Dresden von G. Semper; das 1888 eröffnete neue Hoftheater in Wien von G. Semper und K. von Hasenauer; das nach R. Wagners Angaben von Semper ausgebildete und von O. Brückwald erbaute Bühnenfestspielhaus zu Bayreuth, das keine Ränge, sondern konzentrische, amphitheatralisch aufsteigende Sitzreihen und ein versenktes Orchester hat; das Volkstheater zu Worms; das Opernhaus zu Budapest und das Neue Theater zu Wiesbaden; dann das Metropolitan Opernhaus in New York und das Auditorium in Chicago. Bemerkenswerth ist, daß von 1797 bis 1897 nicht weniger als etwa 1,100 Theaterbrände vorgekommen sind, weßhalb man neuerdings sehr verschärfte Vorsichts- und Schutzmaßregeln ergriffen hat.

Laube.

In der Geschichte der deutschen Schauspielkunst, aus der wir natürlich auch nur einige Hauptmomente hervorheben können, tritt uns im Beginn des Jahrhunderts die von den beiden Dichterheroen Goethe und Schiller ins Leben gerufene Weimarer Schule entgegen als Reaktion gegen den damals überhand nehmenden seichten Naturalismus zu Gunsten der künstlerischen Form. Sie führte aber in ihren Auswüchsen zur Manieriertheit und zu hoher Deklamation. Der verwandte Versuch einer idealen Musterbühne, den Karl Immermann von 1834—37 in Düsseldorf mit Hingabe und Geschick machte, mußte

aus Mangel an Mitteln und an Theilnahme des Publikums bald wieder aufgegeben werden. Die Zahl der stehenden Bühnen ist seitdem ins Große gewachsen, aber die Entwicklung des deutschen Theaters spielte sich doch mehr und mehr in den beiden Hauptstädten Berlin und Wien ab. Daneben sind am meisten in den Vordergrund getreten: die Hoftheater in Dresden, Wiesbaden, Stuttgart und München; an letzterem Ort stehen die Hofbühnen gegenwärtig unter Leitung des selbst als Charakterdarsteller und Rezitator hervorragenden Intendanten Ernst v. Possart (geboren am 11. Mai 1841). Die Berliner Hofbühne leiteten nacheinander die Generalintendanten: Graf Brühl, Graf v. Redern, Th. v. Küstner, v. Hülsen und seit 1886 Graf Hochberg. Die dortigen Hauptvertreter der Schauspielkunst waren früher: Ludwig Devrient, Auguste Crelinger und ihre Töchter Bertha und Klara Stich, Seydelmann, Charlotte v. Hagn, Th. Hendrichs, L. Dessoir, Th. Döring, Th. Liedtke, Minona Frieb-Blumauer; gegenwärtig sind hervorzuheben: Matkowsky, Molenar und die Damen Poppe und Lindner. Mit Recht berühmt war seiner Zeit das Wallner-Theater in Berlin als Stätte der besseren Lokalposse; neben der Hofbühne stehen gegenwärtig im Vordergrunde das Deutsche Theater und das Lessing-Theater.

Marie Seebach.

Adolf Sonnenthal.

Die erste deutsche Bühne ist noch immer das Burgtheater in Wien, obgleich auch dieses längst nicht mehr auf der früheren Höhe steht, welche es zuerst unter Schreyvogel und später unter Laube und Dingelstedt erreichte; der gegenwärtige Leiter ist der von Berlin gekommene P. Schlenther. Die berühmtesten Künstlernamen des Burgtheaters sind: Julie Löwe, Anschütz, Sophie Schröder, Löwe, Fichtner, Laroche, Julie Rettich, Luise Neumann, Joseph Wagner, Dawison, Meixner, Beckmann, das Ehepaar Gabillon, Marie Seebach, Sonnenthal, Charlotte Wolter, Friederike Goßmann, Amalie Haizinger, Lewinsky, Baumeister, Auguste Baudius, das Ehepaar Hartmann, Mitterwurzer, J. Kainz und Frau Hohenfels. War die Hofburg früher eine Hochschule der Weimarer Richtung, so hat neuerdings die realistische Darstellung dort Geltung gewonnen, die auch

Charlotte Wolter.

sonst mehr und mehr den Sieg davonträgt. Neben den alten Vorstadtbühnen (Theater an der Wien, Karltheater u. s. w.) sind in jüngster Zeit neue Schauspielhäuser in der Donaustadt erstanden: das Raimundtheater und das Deutsche Volkstheater.

Fr. Haase.

Lange Zeit hindurch hatte sich auf den deutschen Bühnen das Virtuosenthum, als dessen typische Vertreter nur Fr. Haase, Barnay, Klara Ziegler und Hedwig Niemann-Rabe erwähnt seien, gar zu sehr in den Vordergrund gedrängt. Dagegen trat seit dem Beginn der siebziger Jahre eine Reaktion ein durch die Bestrebungen des von dem kunstsinnigen Herzog Georg II. geleiteten Meininger. Hoftheater. Die Reformideen des genialen Fürsten haben die gesammte deutsche Schauspielkunst in neue Bahnen geleitet. Sein Hauptprinzip war die Einordnung der einzelnen Mitwirkenden in den Organismus der gesammten Darstellung, verbunden mit Erreichung höchster Naturwahrheit auch in den Aeußerlichkeiten (Kostüme, Dekorationen u. s. w.) Nach ihren ersten Triumphen in Berlin (1874) haben die Meininger sechzehn Jahre lang in den verschiedenen Städten Europas und auch der Ver. Staaten großartige Erfolge erzielt.

In Frankreich glänzte in den vierziger und fünfziger Jahren die große Tragödin Elisa Rachel, genannt Félix (s. Bd. I, S. 358). Als der erste französische Schauspieler der Gegenwart gilt Coquelin der ältere; unter den weiblichen Kräften ragen Sarah Bernhardt, die Réjane und Jane Hading hervor.

Georg II. von Sachsen-Meiningen.

In England ist die Pflege des ernsten Dramas, dessen vielbewunderte Größen einst Edmund und Charles Kean, Sarah Siddons und Macready waren, ganz vor der Posse und dem Ausstattungsstück zurückgetreten. Ausgezeichnet im Gebiete der hohen Tragödie sind Henry Irving und Ellen Terry, welche wiederholt Gastreisen nach den Ver. Staaten unternahmen. In diesen selbst kann fast nur das Ausstattungsstück zur Geltung kommen. Mit Recht gefeiert war der große Tragöde und Shakespeare-Darsteller Edwin Booth, dessen Bruder John Wilkes Booth bekanntlich den Präsidenten Lincoln ermordete. Ferner sind zu nennen Keene, Mansfield, Jos. Jefferson.

Welch hervorragende Bühnenkünstler endlich das italienische Schauspiel aufzuweisen hat, beweisen die großartigen Gastspielerfolge früherer Jahre einer Ristori, eines Rossi und Salvini, wie gegenwärtig die von Eleonore Duse, Flavio Andò, Zacconi und Ermete Novelli.

Ungeheuer überhand genommen hat in den letzten Jahrzehnten das Artistenthum, das wie in einem Brennspiegel ein ins Extreme verzerrtes Bild der jeweiligen Zeitläufe zeigt. Der Zeithumor verkörpert sich in der Figur des Bajazzo und seiner Nachtreter, der Clowns und des dummen August; der Sport in seinen verschiedensten Abarten wie Ringkämpfer, Ballspieler, Athleten, Radfahrer, Reiter u. s. w. Hervorgegangen ist dieses moderne Artistenthum aus dem Circus, dessen Matadore der Berliner Renz und unser Barnum (1810—91) waren. In ihm bildete sich das Akrobatenthum aus, welches in seinem ewigen Suchen nach neuen „Tricks" kein „Unmöglich" mehr kennt. Mit dem Seiltanz eng verknüpft ist der Name Blondin, des kühnen Artisten, der über den Niagarafall ein Seil spannte und dann über dasselbe schritt. Statt sich dieses todesmuthige Wagestück zu vereinfachen, erschwerte er es dadurch, daß er Stelzen anlegte und so auf dem Draht wanderte, daß er noch einen Menschen auf dem Rücken mitschleppte und dann, just über dem brausenden Wasserfall, auf einem mitgenommenen Oefchen, eine Mehlspeise bereitete. Die Taschenspielerkunst weist Berühmtheiten wie Bosco, Bellachini, Houdin, Hermann auf. Die Thier-Dressur ist ebenfalls ungemein ausgebildet; während früher meist nur Pferde, Pudel, Bären, Affen, Elefanten und Löwen abgerichtet wurden, ist man jetzt bereits beim Meerschweinchen angelangt, sowie bei Kakadus, Tauben, Störchen, Mäusen und Seehunden. Das Chansonettenthum endlich blüht ebenfalls; wir nennen blos Yvette Guilbert, Anna Held, Lilian Russel; und die ersten derartigen Kräfte werden von den Varieté-Agenturen eifrig gesucht. Zu den bedeutendsten Varieté-Etablissements gehören heute die Folies Bergères und Marinet in Paris, die Alhambra und das Theatre Empire in London, der Wintergarten und das Apollotheater in Berlin, Romacher in Wien, Alcazar in Petersburg, Tivoli in Kopenhagen, Koster und Bial in New York, Somossy in Budapest u. s. w. Doch mehren sich die Anzeichen, daß das Artistenthum bald andern, hoffentlich edleren Unterhaltungsbestrebungen Platz machen muß.

Coquelin.

5. Baukunst, Malerei und Bildhauerkunst.

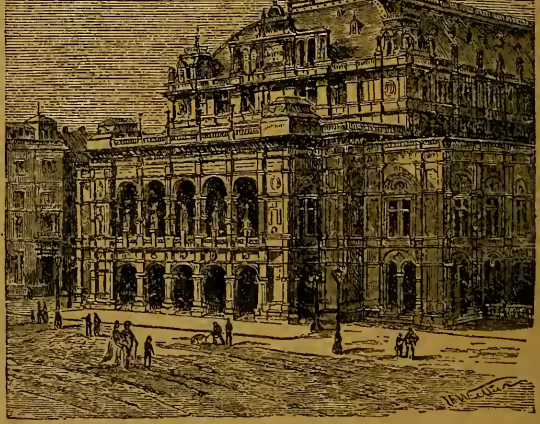
Baukunst: Gottfried Sempers epochemachendes Wirken. — Die Wiener Schule: Siccardsburg, Hansen, Ferstel, v. Schmidt. — Wallot's Reichstagsgebäude in Berlin. — Raschdorfs Dom. — Kirchenbauten. — Neureuther in München und Egle in Stuttgart. — Frankreich: Baron Hausmann. — Garniers große Oper. — Emil Boeswillwald und die Restauration alter Kathedralen. — Mengoni in Italien. — Ver. Staaten: Henry Richardson in Boston und John Root in Chicago. — Kirchenbauten. — Die himmelanstrebenden Thurmbauten. — Malerei: Realistisch-koloristische Richtung. — Französische und belgische Maler. — Louis Gallaits gewaltiger Einfluß. — Meissonier, Chavannes, Bonheur, Millet. — Doré's Bibel. — Wiertz in Belgien. — Deutschland: Piloty und seine Schule. — Makart in Wien. — Genre-Malerei: Knaus, Vautier, Defregger, Schmid, Beyschlag. — Die Zeichner Richter, Pletsch, Hendschel, Böttcher, Allers. — Landschaftsmalerei: Bessing, Achenbach. — Moderner Realismus: Adolf Menzel und seine Schule. — Die Schlachtenmaler Camphausen und Bleibtreu. — Porträtmaler: Lenbach, Herkomer. — Der exzentrische Arnold Böcklin. — Religiöse Malerei: Hofmann, Plockhorst, Uhde. — Bildhauerkunst: Realistische Richtung. — Begas, Schilling, Siemering, Schaper, Encke. — Monteverde in Italien.

Auf dem Gebiete der Baukunst tritt uns um die Mitte des 19. Jahrhunderts ein Mann entgegen, welcher weit über die Grenzen seines Vaterlandes, Deutschland, hinaus epochemachend als Künstler und Lehrer gewirkt hat. Während nämlich in den dreißiger und vierziger Jahren Schinkel in Berlin und Klenze in München (s. Bd. I, S. 361 fg.) die alte hellenische Baukunst wieder aufleben ließen, wurde Gottfried Semper (geb. 22. November 1803 zu Altona, gest. 15. Mai 1879 zu Rom) der Wiederbeleber der Renaissance. Auf Schinkels Empfehlung 1835 nach Dresden berufen, erbaute er dort das alte Hoftheater und das Museum; und nachdem das erstere durch einen Brand zerstört worden war, entstand auch das neue Hoftheater nach seinen Plänen. Die Grundsteinlegung konnte er noch selbst vollziehen; da er sich aber in den blutigen Straßenkämpfen 1848 beim Bau der Barrikaden arg kompromittierte, so mußte er flüchten und ging nach London, wo er das South-Kensington-Museum mitbegründete und sein epochemachendes Werk „Der Stil" schrieb (1860—63 in 2 Bänden). Inzwischen erhielt er 1853 einen Ruf an das Polytechnikum in Zürich, wo er längere Zeit als

Lehrer wirkte und das neue Polytechnikum erbaute. Später wirkte er noch in Wien, wo das Hofmuseum nach seinen Plänen entstand.

Gottfried Semper.

Von Semper beeinflußt entwickelte sich in Wien, wo bis 1848 von baukünstlerischer Entwicklung in Folge der politischen Stagnation unter Metternich keine Rede sein konnte, ein großartiger Aufschwung der Baukunst. Siccardsburg und von der Müll erbauten das prächtige Opernhaus im Stile der Renaissance mit Anlehnung an französische Motive. Theophil Hansen (aus Kopenhagen) huldigte in seinen Bauten (Reichsrathsgebäude, Börse, Kunstakademie, Musikvereinsgebäude u. s. w.) einer edlen, durch das Studium griechischer Kunst beeinflußten Renaissance. Heinrich v. Ferstel erbaute die gothische Votivkirche, brachte dann bei der Nationalbank den florentinischen Rundbogenstil an und ging in seinen späteren Schöpfungen (Museum und Universität) zur Renaissance über. Die Gothik vertrat in hervorragender Weise der Württemberger Friedrich v. Schmidt, der 1859 nach Wien kam, nachdem er zuvor als Dombaumeister in Köln und Mailand thätig gewesen war. Er erbaute in Wien die sog. Fünfhauser-Kirche, deren Kuppel besonders interessante Gewölbe- und Dachkonstruktionen zeigt, ferner das Rathhaus und vollendete dann den Stephansthurm. Mit dieser reichen Bauthätigkeit Wiens in den Jahren 1850—70 ging erfreulicherweise auch die Wiederbelebung des Kunsthandwerks Hand in Hand. Später entstanden das Parlamentsgebäude in Wien und dasjenige in Budapest.



Das Opernhaus in Wien.

Hinter den glänzenden Leistungen der Dresdener Schule unter Semper und der Wiener Schule blieb die Entwicklung der Architektur in den übrigen deutschen Städten zunächst zurück, doch wurde in einzelnen immerhin gleichfalls Tüchtiges geleistet. So schuf in Berlin eine ganze Reihe bedeutender Schüler in dem Geiste Schinkels weiter, wie Strack, Hitzig, Adler. Das an einer

Erweiterung der Königstraße nach Plänen von Wäsemann erbaute Berliner Rathhaus zeigt wie andere Werke der Berliner Schule die Verbin-

Das Parlamentsgebäude in Wien.

dung eines mittelalterlichen Strukturſyſtems (Rundhaus) mit Renaiſſanceformen und erinnert an oberitalieniſche Vorbilder. In den letzten Jahrzehnten waren es hauptſächlich zwei Bauten, welche die allgemeine Aufmerkſamkeit erregen: das neue Reichstagsgebäude von Paul Wallot, welcher in höchſt geſchickter Weiſe mit der Renaiſſance romantiſche Formen verknüpfte, und der noch im Bau begriffene Dom, in welchem J. Raſchdorf das höchſt eigenthümliche Problem zu löſen unternommen hat, in einem Gotteshauſe eine Predigtkirche, eine Grab- und Gedächtnißkirche und eine Trau- und Taufkirche unter einem Dache zu vereinigen. Neben dem Dom entſtanden eine ganze Reihe von Kirchen, die Kaiſer Wilhelm-Gedächtnißkirche von Schwechten, die Kaiſer Friedrich-Gedächtnißkirche von Vollmer, die Kreuz-, Luther- und Georgenkirche von Otzen, die Gnadenkirche von Spitta, die neuen Garniſonkirchen u. a. m. An das Reichstagsgebäude ſchließen ſich die kombinierten Bauten für den Landtag und das Herrenhaus in der Prinz

Paul Wallot.

Albrecht- und Leipziger-Straße von F. Schulze an. Unter der Fülle von Verwaltungsgebäuden sei nur die Reichsbank und das Reichspostamt erwähnt; dann weiter die Museen, die Ruhmeshalle, mehrere Theater, Hotels und Prachtgeschäftshäuser. In Leipzig entstanden die Peters-, die Luther- und Thomas-Kirche, dann das originelle Buchhändlerhaus.

In München, wo Maximilian II. mit seinen romantischen Ideen höchst verfehlte Bauten (Bahnhofgebäude, Pinakothek u. s. w.) durch Voit und Bürklein errichten ließ, brachte Gottfried Neureuther einen Um-

Das Buchhändlerhaus zu Leipzig.

schwung, so daß mit seinem Polytechnikum und Kunstakademie die Renaissance ihren Einzug halten konnte. Später entstanden das neue Rathhaus, die Kunstakademie, der Justizpalast, dann die Villenkolonien, Nymphenburg-Gera und Prinz Ludwigs-Höhe. Endlich seien erwähnt die Schloßbauten Ludwigs II., Hohenschwangau, Linderhof, Neuschwanstein und Herrenchiemsee. In Stuttgart wirkten v. Zanth und Leins und besonders Jos. von Egle (1818—99), welcher u. a. den imposanten Bau der in mustergültiger Weise in frühgothischen Bauformen gehaltenen Marienkirche, dann das Polytechnikum, die Baugewerkschule errichtete. In Hamburg kamen im letzten Jahrzehnt das großartige Rathhaus und die ausgedehnten Bauten des neuen Hafens zur Ausführung, welcher durch den Zollanschluß der Hansestadt

an das neue Reich (1888) nöthig wurde. Dann sind zu erwähnen die deutsche Seewarte, das naturhistorische Museum u. s. w. In Frankfurt ent-

Das neue Hoftheater zu Dresden.

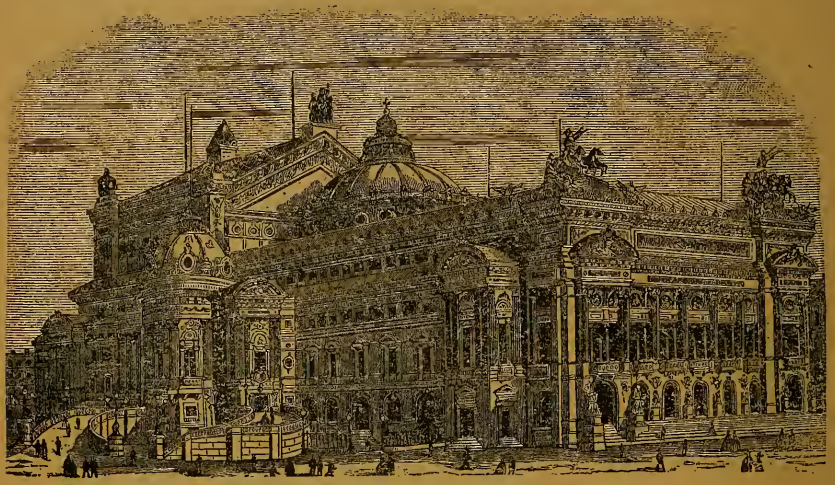
standen ebenfalls eine Reihe Prachtbauten, ebenso in Karlsruhe, Mannheim, Wiesbaden, Worms, Nürnberg und vielen anderen Städten.

In Frankreichs Hauptstadt Paris gaben die großartigen Straßendurchbrüche unter Napoleons III. Baumeister Hausmann, die Anlage von Boulevards und die Weltausstellungen Raum für eine großartige Entwicklung. Es begegneten sich dabei die Baukünstler der verschiedenen Richtungen in dem Bemühen, in wechselnden Stilformen Neues und Eigenartiges zu schaffen, das dem nationalen Empfinden entsprach. Von hervorragenden Meistern seien genannt: F. J. Duban, Labrouste, Dux, Ballu, Deperthes, Violett-le-Duc und der Kölner Hittorf. Namentlich erwähnen wir den vollständigen Ausbau des Louvre und seine Verbindung mit den Tuilerien, und J. L. Garniers Prachtbau der Großen Oper, der einen Aufwand von 12 Millionen Dollars

Gottfried Neureuther.

Joseph von Egle.

erforderte. Man wollte eben mit diesem glanzvollen Gebäude alles Vorhandene in Schatten stellen. Nach der Kommunewirthschaft wurden neu



Die große Oper in Paris.

errichtet das Hotel de Ville, die Sorbonne u. s. w. Einer der bedeutendsten Architekten Frankreichs der letzten 30 Jahre war Emil Boeswill-

Das Reichsmuseum zu Amsterdam.

wald (1815—96), der nicht nur eine Menge alter Kathedralen (in Laon, Chartres, Toul, Bayonne) restaurierte, sondern eine Reihe neuer Kultus-

bauten in Biarritz, Calais, Paris, Soissons, Metz errichtete. In Belgien trat für vlämische Renaissance Henri Beyaert ein; ebenso Poelaert in dem Brüssler Justizpalast. In Holland erbaute Cuypers das Reichsmuseum zu Amsterdam.

In Italien kam mit der wiedererrungenen politischen Einheit auch neues Leben in die Architektur. Den Städten Mittel- und Süditaliens gingen die oberitalienischen voran, die über bedeutendere Mittel und tüchtigere Kräfte verfügten. In Mailand wurde vor allem an der Vollendung und Freilegung des Domes tüchtig gearbeitet. Giuseppe Mengoni ent-

Deutsches Reichsgesundheitsamt zu Berlin.

warf den erst später völlig zur Durchführung gelangten Plan der Neugestaltung des Domplatzes. Er selbst vollendete nur einen Theil davon, die großartige Galleria Vittorio Emanuele. Sie besteht aus einer kreuzförmigen Passage von 195 Meter Länge, bei 14,5 Meter Breite und 26 Meter Höhe, die in der Hauptlinie den Domplatz mit dem Platze vor dem Scalatheater verbindet. Die Mitte bildet ein Achteck, das eine Glaskuppel von 50 Meter Höhe krönt.

In England haben es die Architekten (Barry, Gilbert Scott und viele andere) mehr als in anderen Ländern verstanden, das Heimische mit Fremdem zu nationaler Eigenart zu verschmelzen. Für das übrige Europa vorbildlich wurden namentlich solche Nutzbauten, die das Zusammenwirken von Architekten und Ingenieuren verlangen, wie Ausstellungsgebäude, Bahnhöfe und Brücken.

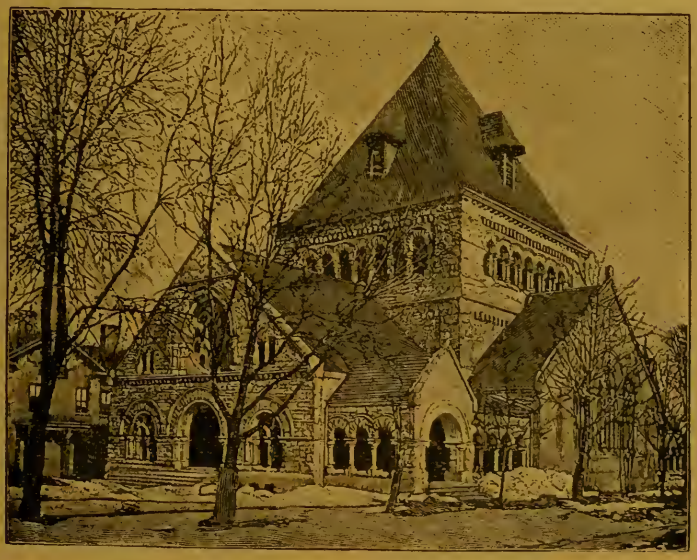
In unsern Ver. Staaten endlich, wo bis 1870 ausschließlich nach europäischen Mustern gebaut wurde, — zu erwähnen ist vor Allem das Kapitol in Washington, der schönste und ausdrucksvollste Bau seiner Art in der Welt — begann Mitte der siebziger Jahre eine selbständige Stilentwicklung,

Die Galleric Vittorio Emanuele in Mailand.

die von der hervorragenden Erscheinung Henry Richardsons (1839 bis 86) ausging und auf romanisch-normannischen Vorbildern fußt. Als erstes und vorbildlich wirkendes Gebäude dieses Stils muß die Trinity Church in Boston des erwähnten Architekten betrachtet werden. Im weitesten

Sinne hat Richardson hiermit Schule gemacht, und die Folgezeit steht ganz unter dem Eindruck dieses vielfach als das schönste Gebäude der Vereinigten Staaten gepriesenen Bauwerkes. Dieser romanisch-normannische Stil wird seitdem in den meisten Kirchengebäuden befolgt. Bei ihrer Beurtheilung muß man freilich vor Allem bedenken, daß sie nicht von Staatswegen hergestellt werden, sondern eben da errichtet werden, wo eine kirchliche Gesellschaft ein Grundstück erwirbt. Dadurch kommt es oft vor, daß ein solches Bauwerk zwischen Wohnhäusern eingeschachtelt steht und der Umgebung entbehren muß, die nach europäischen Begriffen würdig wäre. Hieraus ergeben sich natürlich auch für den Bau ganz andre Voraussetzungen als in Europa. Maßgebend sind ferner auch die verschiedenen Gemeindezwecke, die in dem Grundriß in Form von Sälen, Gesellschaftszimmern u. s. w. zum Ausdruck kommen. Eine sehr beliebte Anlage des Grundrisses sind die Rund- und Ovalkirchen. Es seien erwähnt: die Reformierte

Henry Richardson.



Presbyterianerkirche in Pittsburg.

Kirche in Baltimore, von Chas. Cassell erbaut, die Ovalkirche der Methodisten in Baltimore von McKinn, Mead und White, die Baptistenkirche in

New York von William Halsey Wood, während die Presbyterianerkirche Shady Side in Pittsburg ebenso wie die Trinity Church auf kreuzförmigem Grundriß errichtet ist. Ebenso beruht die St. Agnes-Kirche in der 92. Straße in New York, von A. Potter erbaut, auf einem ebensolchen Grundriß. An die Kirchen, deren wir nur einige wenige erwähnen können, schließen sich am besten die Volksbibliotheken an, die mit Vortragssälen und Museen oft verbunden, eine echt amerikanische Einrichtung bilden. Als Beispiel sei die Carnegie Free Library in Alleghany, von Smithmeyer und Pelz in Washington genannt. Denselben Architekten verdankt Washington seine schöne große Kongreß-Bibliothek, während die Columbia-Universität in New York von McKinn, Mead und White herrührt.

John W. Root.

Ferner sind zu nennen das öffentliche Bibliotheksgebäude in Boston und dasjenige in Chicago. Neben Richardson verdient als hervorragender und genialer Architekt der Chicagoer John W. Root genannt zu werden, welcher leider sehr jung starb, dem wir aber nicht nur mehrere Prachtgebäude, sondern auch den herrlichen Plan der

Columbus Memorial Bldg., Chicago.

Masonic Temple, Chicago.

Columbian Weltausstellung im Jahre 1893 verdankten. Eine prächtige Entfaltung der Baukunst giebt sich besonders in den modernen amerikanischen Wohnhäusern kund, die, was Gefälligkeit und Bequemlichkeit anbetrifft, den gleichen Bauten in den europäischen Ländern weit voraus sind, und zwar gilt das nicht blos von den Palästen der Millionäre, sondern auch von den Durchschnittswohnhäusern der begüterten Klasse.

Ein ganz besonderes Charakteristikum für unsre amerikanische Baukunst bilden aber die Thurmhäuser, jene himmelanstrebenden Bauten von 11 bis 30 Stockwerken, die man auch Wolkenkratzer genannt hat. Sie dienen sowohl zu Geschäfts- wie auch zu Hotelzwecken. Das erste dieser Thurmhäuser von 11 Stockwerken wurde 1873 für das Telegraphenbureau der „Western Union" in New York erbaut; dann folgten das Thurmhaus „Ames Building" von Shepley, Ruton und Coolidge in Boston, das „Tower Building" und das Haus der „Union Trust Co." in New York, zwölfgeschossig, von George B. Post erbaut, das Geschäftshaus der Metropolitan Life Insurance Co. von Napoleon Le Brun & Sons; ferner Morris Building, das Geschäftshaus der Zeitung „Mail & Expreß", das Geschäftshaus der „Times" von George B. Post und der Mutual Reserve Fund Life Association, 1893 von W. H. Hume erbaut. In Chicago wurden eine ganze Menge solcher Thurmhäuser errichtet, so der 21 Stock hohe Freimaurertempel, das Auditorium, die Rookery, u. s. w. Das 12stöckige Hotel Waldorf in New York ist in deutscher Renaissance, dagegen das Hotel San Remo, das Savoy Hotel und das Hotel New Netherland im normannischen Stil errichtet. Das höchste Gebäude ist das 30 Stockwerke aufweisende Park-Row-Gebäude in New York.

Rookery Bldg., Chicago.

* * *

Wenn wir das ungeheure Gebiet der modernen Malerei überblicken, so tritt uns überall ein realistischer Zug, eine koloristische Richtung entgegen. Nachdem in den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts,

wie wir Bd. I, S. 363—367 sahen, an Stelle des einseitigen Klassizismus die nicht minder einseitige romantische und romantisch-religiöse (nazarenische) Richtung getreten, waren es in den vierziger Jahren französische und belgische Maler, welche gegen die Romantik Front machten und zu der, noch heute vorherrschenden realistischen und koloristischen Richtung den Anstoß gaben. Unter Anlehnung an Rubens und van Dyck legten die Belgier den Hauptwerth auf individuelles Leben, Wahrheit, Charakter und ein warmes Kolorit. Zu nennen sind da Baron Gustav Wappers, Nicaise de Keyzer, Edouard de Biefve und vor allem Louis Gallait (1810—87). Von gewaltiger Wirkung waren Gallaits „Abdankung Karls V." und Biefves „Kompromiß des niederländischen Adels", und ihre Ausstellung in Deutschland (1842) lehrte dort zuerst das Unzulängliche der Münchener Kartonmalerei erkennen. Man sah ein, daß ohne technisches Können keine hervorragenden Leistungen in der Malerei möglich sind, und viele Künstler gingen fortan nach Brüssel und Paris, um dort malen zu lernen. In die französische Schlachtenmalerei hatte schon Horace Vernet einen neuen lebhafteren Zug gebracht. Charlet, Raffet und Bellangé führten seine Richtung erfolgreich weiter. Ausgezeichnetes aber leistete Ernest Meissonier (1815—91), dessen meist in ungemein kleinem Maßstabe gehaltene Bilder sich durch hohe technische Vollendung, charakteristische Zeichnung und Sicherheit im Darstellen des Psychologischen auszeichnen. Unter den neuesten Schlachtenmalern stehen Neuville und Détaille an erster Stelle. Unter den Schülern des schon genannten Couture ragt der Historienmaler Puvis de Chavannes hervor. Den romantischen „Schönmalern" trat die Schule von Fontaine-

Louis Gallait.

Ernst Meissonier.

bleau oder Barbizon entgegen, die sich der Natur innig zu nähern und die Stimmungen wiederzugeben suchte, welche Licht und Luft in ihrer Einwirkung auf die Naturgegenstände erzeugen. Diese Meister, denen es lange schwer fiel, sich zur Geltung zu bringen, wählten daher die mit Darstellungen von Thieren und Menschen belebte Landschaft (paysage intime) als Schaffensgebiet. Bahnbrechend als Landschafter wirkten Corot, Daubigny, die Gebrüder Rousseau, Diaz, Dupré; Hauptvertreter der Thiermalerei in Verbindung mit dem Landschaftlichen waren Troyon und Rosa Bonheur (1822 bis 1900). In der Genremalerei gelangte durch Millet („Angelus"), Courbet („Die Steinklopfer") und Ribot der entschiedenste Realismus zur Geltung. Ihn suchen die Impressionisten E. Manet, Claude Monet, Pissaro, Sisley und ihre Nachfolger zu der Höhe rein künstlerischer Farbenharmonie zu erheben, denen sich die Plainairisten oder Hellmaler (im Gegensatz zu der mit tiefen, bräunlichen Schatten arbeitenden älteren Schule) Bastien-Lepage, Lhermitte und andere anschließen. Als Illustrator ersten Ranges erwies sich Gustave Doré (1833—83), dessen Dantes „Hölle" und namentlich die „Bibel" weltbekannt sind. Eine vermittelnde Stellung nehmen Henner, Carolus-Duran, Antigna u. s. w. ein, die sich im Ton und Gegenstande der älteren Schule nähern. An G. Maureau und Puvis de Chavanne knüpft der Neuidealismus eines Ch. Cazin und P. Besnard an. Dem realen Leben abgewendet, suchten die mystizierenden Symbolisten traumhafte Stimmungen wiederzugeben; ihr Hauptvertreter ist der Belgier Fernand Khnopff. Unter den älteren belgischen Malern sind noch Antoine Wiertz mit seinen wildphantastischen Allegorien und Alfred Stevens hervorzuheben. Wiertz (1806—1865), dessen Nachlaß an Gemälden das Musée Wiertz in Brüssel enthält, zeichnet sich sowohl durch den Schwung seiner Phantasie und die humanistische Richtung seines Strebens aus, wie durch die meisterhafte Technik, die einen echt vlämischen Stempel trägt. Von den neueren Meistern geben van Leemputten, Th. Verstraete, L. Massaux, de Schampheleer und viele andere die Heimath und ihre Eigenart in meisterhafter Weise wieder.

Puvis de Chavannes.

Rosa Bonheur.

Gustave Doré.

Karl von Piloty.

In Deutschland leitete der bereits in Bd. I, S. 368 erwähnte Wilhelm Kaulbach zum realistischen Kolorismus über. Der Mann aber, welcher der Malerei die Farbe recht eigentlich zurückeroberte, war der Münchener Akademiedirektor Karl v. Piloty (1826—86), der durch seine vielfach nur zu theatralischen und durch glänzende Stoffmalerei blendenden Historienbilder große Erfolge erzielte und als Lehrer einen weitreichenden Einfluß übte. Andere hervorragende Historienmaler in Deutschland waren Karl Friedrich Lessing, Ed. Bendemann, dann Julius Schrader, Otto Knille und Anselm Feuerbach. Schüler Pilotys waren Hans Makart in Wien (1840 bis 1885), eines der größten koloristischen Talente in der ganzen Kunstgeschichte, und der Mystiker Gabriel Max. Auch die Ungarn Munkacsy und Liezenmeyer, der Pole Matejko, der Czeche Brozik und die Spanier Pradilla, J. Benlliure y Gil und Villegas sind hier zu erwähnen. Wesentlich zur Popularisierung der Kunst trug neben Moritz v. Schwinds köstlichen Märchenbildern ganz besonders die überall aufkommende Genremalerei bei.

Hans Makart.

Die Genre- oder Sittenmalerei, für welche die niederländischen Meister des 16. und 17. Jahrhunderts unübertreffliche Vorbilder gewesen, denen sich später die Engländer (Hogarth, Wilkie) anschlossen, entfaltete sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zu neuer Blüthe. Nach dem Vorgang von Hasenclever, A. Schrödter, Th. Hildebrandt in Düsseldorf, F. E. Meyerheim und dem weiter unten eingehend besprochenen unvergleichlichen Altmeister A. v. Menzel in Berlin erreichte die deutsche Genremalerei eine bedeutende Höhe in Knaus, Vautier, Defregger, Matthias Schmid, R. Beyschlag, Grützner, Bokelmann und vielen anderen. Ludwig Knaus, geboren am 5. Oktober 1829 zu Wiesbaden, hat erst kürzlich seinen 70. Geburtstag begangen und schafft

Ludwig Knaus.

noch immer in wahrhaft bewunderungswürdiger Frische weiter. Als man in Deutschland unter dem oben erwähnten Einflusse der Brüsseler Koloristen Gallait und Biefve das Unzulängliche der Münchener Kartonmalerei erkannte, gehörte Knaus zu den ersten deutschen Künstlern, die sich nach Paris oder Brüssel begaben, um wieder malen zu lernen. 1852 ging er nach Paris, wo er die ersten Bilder malte, die ihn berühmt machten, weilte dann eine Zeitlang in Italien und ist seit 1874 Professor an der Berliner Akademie. Seine Meisterwerke „Die goldene Hochzeit", „Taufe", „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen", „Seine Hoheit auf Reisen", „Kartenspielende Schusterjungen", „Das Begräbniß", „Auf der Wahlstatt" und viele andere sind durch Ausstellungen und Vervielfältigungen aller Welt vertraut. Mit Recht nennt O. v. Leixner ihn einen Realisten im besten Sinne des Wortes, der stets nach Lebenswahrheit strebt und deßwegen nöthigenfalls lieber die Schönheit als die Charakteristik opfert. „Seine Bauern sind eben Bauern; er glättet die Härten ihres Wesens nicht, um sie salonfähig zu machen." An Macht und Tiefe der Individualisierung wie an Reichthum der dargestellten Charaktere übertrifft Knaus alle Mitstrebenden, auch Defregger, der ihm sonst in vielen Punkten am nächsten kommt. Franz v. Defregger, geboren am 30. April 1835 zu Stronach im Tiroler Pusterthal als Sohn eines Bauern, bildete sich seit 1862 auf der Münchener Akademie zum Maler aus. Auch er weilte von 1863 bis 1865 in Paris, bevor er 1867 ein Schüler Pilotys in München wurde, wo der gefeierte Genre- und zugleich Historienmaler des Tirolerthums sich seitdem ansässig gemacht hat. 1878 wurde er Professor an der dortigen Akademie und 1883 geadelt. Seine schönsten Genrebilder aus dem heimathlichen Volksleben sind: „Auf der Alm", „Das Preispferd", „Das Tischgebet", „Aufbruch zur

Franz v. Defregger.

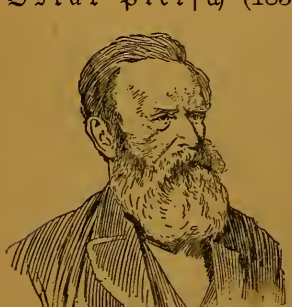
Benjamin Vautier.

Mathias Schmid.

Jagd", „Der Salontiroler", „Vor dem Tanz". Von seinen Gemälden aus der Tiroler Geschichte seien hervorgehoben: „Das letzte Aufgebot", „Heimkehrender Tiroler Landsturm" und „Andreas Hofers letzter Gang". Benjamin Vautier (1829—98), am Genfer See geboren, seit 1857 Professor in Düsseldorf, wählte mit Vorliebe seine Stoffe aus dem Kreise ländlichen und kleinbürgerlichen Lebens in der Schweiz, im Schwarzwald und Elsaß. Zumeist bekannt geworden sind: „Leichenschmaus im Berner Oberland", „Erste Tanzstunde", „Der Toast auf die Braut", „Am Krankenbett", „Tanzpause", „Der schwarze Peter". Mathias Schmid, geboren am 14. November 1835 zu See im Paznaunthal, ist ein Schüler Pilotys und lebt als königlicher Professor in München. Wie sein Landsmann Defregger malt er fast ausschließlich Szenen aus dem Tiroler Volksleben, so zum Beispiel „Der Herrgottschnitzer", „Die Bettelmönche", „Das Brautexamen" u. s. w. Mit Tiefe und Wahrheit der Charakteristik verbindet er Anmuth der Formengebung und ein weiches Kolorit. Unter den neueren Berliner Malern hat namentlich Eduard Meyerheim das Bauern- und Kinderbild gepflegt. Von den Zeichnern und Illustratoren sind hervorzuheben Ludwig Richter (1803—1884), der gemüthvolle Schilderer des deutschen Volks- und Familienlebens; Oskar Pletsch (1830—1888) mit seinen anmuthenden Szenen aus der Kinderwelt; Albert Hendschel (1834—1883) mit seinem „Skizzenbuch", Ed. Böttcher (1818—89) mit seinen Bildern aus dem rheinischen Volksleben, und neuerdings C. W. Allers (geboren am 6. August 1857 in Hamburg) mit seinen durch Lebenswahrheit und humoristische Auffassung ansprechenden Szenen aus dem Berliner und Hamburger Bürgerleben, aus der Zirkus- und Theaterwelt u. s. w., und seinen unübertrefflichen Darstellungen Bismarcks in „Fürst v. Bismarck in Friedrichsruh" und „Unser Bismarck".

Ed. Böttcher.

C. W. Allers.



Karl Fr. Lessing.

Noch entschiedener als diese Genre- und Sittenmalerei führte die Landschaftsmalerei zu naturwahrer Darstellung. Nachdem Karl Friedrich Lessing (1808—80) in dieser Beziehung durch seine Eifellandschaften

bahnbrechend vorangegangen war, folgten die Düsseldorfer Oswald und Andreas Achenbach, der Schweizer Alexander Calame, die Norweger J. Chr. Dahl und Hans Gude, sowie Edward Schleich in München. F. Bellermann und Ed. Hildebrandt malten tropische Szenerien, wie Oswald Achenbach italienische und Ad. Schreyer und W. Gentz orientalische. Englische Meister förderten die Landschaftsmalerei gewaltig, zumal Turner mit seinen wunderbaren Lichtwirkungen und Constable, der namentlich auch auf die jüngere Generation in Frankreich befruchtend einwirkte. Die englischen „Präraphaeliten" Dante, Rosseti, Holman Hunt, J. E. Millais, Burne Jones und Watts sagten sich von jeder Ueberlieferung los und verlangten unmittelbares Naturstudium.

Oswald Achenbach.

Andr. Achenbach.

In Deutschland wurde Adolf Menzel bahnbrechend für den modernen Realismus. Er ist unzweifelhaft der eindrucksvollste, markigste Darsteller der Wirklichkeit in der neueren deutschen Kunst, und im Reichthum und der Vielseitigkeit seines Schaffens ohne Gleichen. Geboren am 8. Dezember 1815 in Breslau, begann er seine künstlerische Laufbahn mit lithographischen Federzeichnungen und errang 1837 mit dem Oelbilde „Die Rechtskonsultation" auch als Maler Anerkennung. Seinen Ruf als Kolorist steigerte er noch durch den „Gerichtstag" (1839), wurde dann aber für einige Jahre durch den Auftrag in Anspruch genommen, zu dem Kuglerschen Werke „Geschichte Friedrichs des Großen" die Illustrationen zu zeichnen, womit er das eigentliche Feld seiner Thätigkeit fand und zugleich eine entscheidende Einwirkung auf die Hebung der Holzschneidekunst ausübte. Unmittelbar daran schlossen sich 200 Illustrationen zu einer von Friedrich Wilhelm IV. veranstalteten Prachtausgabe der Werke Friedrichs des Großen, in denen Menzel den ganzen geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Inhalt des 18. Jahrhun-

Alexander Calame.

derts mit bisher nie gekannter Wahrheit, Anschaulichkeit und historischer Treue darstellte. Fortan war Menzel der berufene Maler des großen Königs und seiner Zeit, die er in epochemachenden Gemälden verherrlichte. Monumentale Arbeiten al fresco führte er im Schlosse zu Marienburg aus, für das königliche Schloß in Berlin malte er die „Krönung König Wilhelms in Königsberg". Der Besuch der Pariser Weltausstellung 1867 führte ihn zu ganz modernen Vorwürfen. Aus dieser Epoche stammen: „Sonntag im Tuileriengarten"; „Abreise König Wilhelms zur Armee"; das „Eisenwalzwerk"; das „Ballsouper"; „Gemüsemarkt in Verona" u. a. Außerdem schuf er noch eine ganze Reihe von Gouachen und Aquarellen, Landschaften, Genrebildern, Portraits, Thier- und Stillleben. Dem nicht nur als Künstler,

Adolf Menzel.

sondern auch als Charakter- höchst originellen Mann, der sich ganz aus eigener Kraft eine Stellung geschaffen hat, wie niemals ein deutscher Künstler vor ihm, wurden die höchsten Ehren und Auszeichnungen zu Theil. Er ist Professor der königlichen Akademie in Berlin, Kanzler der Friedensklasse des Ordens pour le mérite, Wirklicher Geheimrath, Excellenz, Ehrenbürger der Stadt Berlin und Inhaber des Schwarzen Adlerordens, mit dessen Verleihung der persönliche Adel verbunden ist.

W. Camphausen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß ein so bahnbrechender Künstler wie Menzel schulebildend wirkte. In München waren es zuerst W. Diez, L. Löffz, Trübner, Leibl u. a., die ihm mit Enthusiasmus folgten. Als Schlachtenmaler zeichneten sich aus Wilhelm Camphausen (1818—85), und Georg Bleibtreu (1828—92). Camphausens Bilder „Friedrichs des Großen", des „alten Blücher", des „Kaisers Wilhelm mit seinen Paladinen" sind ebenso volksthümlich wie seine genialen Darstellungen: die „Erstürmung der Düppeler Schanzen", „Gefechtsszene bei Nachod", „Begegnung des Königs mit dem Kronprinzen bei Königgrätz", „Napoleon bei Sedan", „Zusammentreffen Bismarcks mit Napoleon bei Sedan". Als Pferdezeichner war er unübertroffen. Bleibtreu nahm seine Motive aus den großen Schlachten der Freiheitskriege und des 66 und 70/71 Krieges (Schlacht bei Königgrätz, Schlacht bei St. Privat und bei Gravelotte, Kapitulation von Sedan u. s. w.)

Georg Bleibtreu.

Besonders aber errang sich Franz von Lenbach (geb. 1836 zu Schrobenhausen in Oberbayern) den ersten Platz unter den Porträtmalern, namentlich durch seine Bismarck-Bildnisse. Unter den deutschen Porträtmalern sind noch zu nennen: Stieler, Winterhalter, Magnus, Gustav Richter, Angeli, Hermann Kaulbach und Fr. Aug. v. Kaulbach, Pohle, Koner und L. Samberger; wie in Frankreich Bonnat und Duran, stehen in England H. Herkomer, ein geborener Bayer, und Whistler in erster Linie. In die Fußstapfen Menzels trat am entschiedensten Max Liebermann in Berlin, der Malerei neue Ideen und frischen Gehalt zuführend;

Franz v. Lenbach.

H. Herkomer.

dieselbe Richtung vertraten in Berlin unter anderen Fr. Skarbina, Walter Leistikow und L. Dettmann. Der Düsseldorfer Schule entstammten: Chr. Körne, C. Gehrts und Fr. Geselschap; später traten in der rheinischen Kunststadt A. Kampf, P. Janssen und andere Meister in den Vordergrund. Hervorzuheben sind ferner die Karlsruher Künstler G. Schönleber, H. Baisch, Fr. Kallmorgen, Ludwig Dill; Freiherr v. Gleichen-Rußwurm in Weimar und R. Haug, Graf Kalckreuth, Pötzelberger und C. Grethe in Stuttgart; die MünchenerR. Piglhein, Freiherr v. Habermann, A. Keller, P. Höcker, der Deutsch-Amerikaner Marx und H. Zügel.

Die von England ausgegangene neuidealistische Strömung führt von den dortigen „Präraphaeliten" zu dem oftmals exzentrischen Deutsch-Schweizer Arnold Böcklin (geb. 1827 in Basel, gest. 1901 in Fiesole bei Florenz), dessen Kunst in der Landschaft wurzelt, aber in ihr eine neue und eigene Welt schafft. Bald sind es Geschöpfe, die schon in den Mythen und in der Kunst der Griechen vorkommen, bald Fabelwesen seiner eigenen phantastischen Einbildung, voll Kraft und urwüchsiger Laune. Seine Farbe besitzt nicht nur eine unbeschreibliche Schönheit, Tiefe und Leuchtkraft, die Durchsichtigkeit und den Schmelz der alten Meister, sondern auch eine ganz eigene Ausdrucksfähigkeit, die

Arnold Böcklin.

Max Klinger.

dem Beschauer, unabhängig vom Stoff, die von dem großen Meister erstrebte Stimmung mittheilt. Neben ihm sind vor allem zu nennen Hans Thoma, ein Sohn des Schwarzwaldes, der wie Böcklin ein Schüler Schirmers war, der Frankfurter V. Müller, der Münchener Franz Stuck und der Leipziger Maler-Radierer Max Klinger, der auch auf dem Gebiete der Plastik in eigenartiger Weise thätig ist. In der religiösen Malerei vertreten H. v. Hofmann und Plockhorst die ältere Richtung, während E. v. Gebhardt als kühner Neuerer auftritt, indem er die biblischen Gestalten im Kostüm des 15. Jahrh. malt und realistische Kraft mit seelischer Vertiefung zu vereinigen anstrebt. Fritz v. Uhde (geb. am 22. Mai 1848 zu Wolkenburg), der zugleich durch seine Freilichtmalerei den Anstoß zu einem völligen Umschwunge der deutschen Kunst gab, verkörpert die heilige Geschichte in ganz moderner Auffassung. Diesen Künstler, dem Herzens- und Glaubenssache ist, was anderen bloß ein interessanter Einfall, hat man nicht mit Unrecht den deutschesten der jetzt lebenden Meister nächst Thoma genannt.

Fritz v. Uhde.

„Die Kunst des 19. Jahrhunderts klingt aus in einem Monsterkonzert, in dem kein Instrument fehlt, welches jemals, solange es eine Kunstgeschichte giebt, gut oder schlecht gespielt wurde. Betäubt davon flieht die Menschheit in das Frühlicht des 20. Jahrhunderts. Unentweiht, in überirdischem Glanz des zu Erhoffenden, liegt es vor uns, seine goldenen Thore sind weit geöffnet", ruft Gustav Eberlein aus, daran die inhaltsschweren Fragen schließend: „Wird das lebende Künstlergeschlecht alle Irrthümer, alle Schlacken und Ketten, mit welchen es beladen ist, in wirrem Wollen und in unzulänglichem Können mit hinübertragen? Wird es mit der Kinderseele die Weisheit des Alters verbinden können? Werden seine Führer ihn lehren, daß nur ein Gott eine Welt aus dem Nichts erschaffen kann? Daß alles, wie im Weltall, so in der Kunst unumstößliches Gesetz, eiserne Folgerichtigkeit ist? Daß schon der Wille zum Gesetz ein zu schaffendes Kunstwerk adelt, es in eine höhere Schönheits- und Geistessphäre rückt?" Ihre Beantwortung wird uns die Zukunft bringen.

Reinhold Begas.

* * *

Auf dem Gebiete der Plastik oder Bildhauerkunst trat nach der Alleinherrschaft der klassischen Richtung Thorwaldsen's und Christ. Rauchs (s. Bd. I, S. 367—71), in den fünfziger Jahren eine romantische Schule hervor, an deren Spitze der formengewandte, aber oberflächliche Ludwig Schwanthaler in München (die „Bavaria" sein Hauptwerk) stand, dem sich Hans Gasser, Anton Fernkorn und Kaspar Clemens Zumbusch in Wien anschlossen. Die Hauptwerke des letztern Meisters sind das Maximilians-Denkmal in München und das Maria-Theresia-Monument in Wien. Im letzten Viertel des Jahrhunderts empfing die Bildhauerei durch den Hinweis auf die Schöpfungen der Renaissance und durch einen Realismus, der über die antike Formensprache hinausging, eine neue, veränderte Richtung. An ihre Spitze trat ein Schüler Rauchs: Reinhold Begas (geb. 1831 in Berlin), dessen Hauptwerke das Schiller-Denkmal, Monumentalbrunnen und Kaiser Wilhelm-Denkmal in Berlin, Centaurengruppe, und zahlreiche Porträtbüsten sind. Neben ihm sind zu nennen: Johannes Schilling (Niederwald-Denkmal), Robert Cauer (Dornröschen); Rudolf Siemering (geb. 1835 in Königsberg), der u. a. den Fries zur Siegesfeier 1871, die Denkmäler Friedrichs des Großen für Marienburg, Luthers für Eisleben und das Leipziger Siegesdenkmal schuf; Fritz Schaper (geb. 1841 in Alsleben), von dem das Bismarck-Denkmal in Köln, das Goethe-Denkmal im Berliner Thiergarten und das Blücher-Denkmal in Caub herrühren; Erdmann Encke aus Berlin (1843—1896), der Schöpfer des schönen Marmorstandbildes der Königin Luise im Berliner Thiergarten und der Sarkophage Kaiser Wilhelms I. und der Kaiserin Augusta im erweiterten Charlottenburger Mausoleum; Bruno Schmitz (geb. 1858) in Berlin, welcher das großartige

Johannes Schilling.

Rudolf Siemering.

Fritz Schaper.

Siegesdenkmal in Indianapolis, sowie die Kaiser-Wilhelm-Denkmale auf dem Kyffhäuser, an der Porta Westfalica und in Koblenz, dann die Tonhalle in Zürich, das österreichische Landesmuseum in Linz schuf; ferner Otto, Hundrieser, Brütt, Toberentz, Tondeur. Verwandt sind ihnen außer dem bereits genannten Zumbusch die Wiener Kundmann, Tilgner und Weyr; ferner Wagmüller, Rümann, Knoll und Roth in München, Robert Diez in Dresden, Hermann Volz in Karlsruhe. Eine durchaus eigenartige Richtung verfolgt Hildebrand, früher in Florenz, jetzt in München.

Erdmann Encke.

In Frankreich vertraten unter Canovas Einfluß die älteren Meister Chaudet und Bosio die Rückkehr zur Antike, während eine jüngere Richtung ins Volksleben griff und die Genreskulptur ausbildete, so Rude, Duret, Dumont und Chapu. Als Hauptvertreter der romantischen Richtung ist P. J. David (1789—1856), gewöhnlich nach seinem Geburtsorte David d'Angers genannt, mit seinen meisterhaften Porträtbüsten anzuführen. Neuerdings ist auch in der französischen Skulptur der Naturalismus vorherrschend geworden, der seine Stoffe dem Leben und der Wirklichkeit entnimmt.

Giulio Monteverde.

Die neuere italienische Skulptur hat zwei Hauptschulen: die von Rom aus über die ganze Halbinsel verbreitete Canovasche und die Thorwaldsensche. Zu ersterer gehörten Tadolini, zu letzterer Tenerani; von den älteren Meistern sind außerdem hervorzuheben Bartolini und Pompeo Marchesi. Zu den begabtesten Bildhauern neuester Zeit zählen Tantardini, Vela, Marochetti, Barzaghi, Fedi, Albano und Giulio Monteverde (geboren 1837 zu Bistagno) und letzterer besonders hervorragend durch die realistische Wahrheit seiner Werke. Der neuerdings immer stärker eindringende Naturalismus (Verismus) hat der monumentalen Skulptur neue Anregungen gebracht und eine lebensvolle Genreplastik entstehen lassen. Ungemein ausgebildet ist die technische Meisterschaft der Italiener.

Auch unsere Ver. Staaten haben bereits eine Reihe sehr begabter Bildhauer aufzuweisen; wir nennen Aug. Saint Gaudens, Daniel C. French, Fred. Macmonnies, Karl Bitter, J. S. Gelert, Fritz Triebel, Elisabeth Ney, Geo. Barnard, Richard Brooks, John Flannagan.

6. Forschungsreisen und Ausgrabungen.

Afrika. — Heinrich Barths epochemachende Reisen in den Sudan. — Gerh. Rohlfs. — David Livingstone und die Lösung des Sambesiproblem. — Speke, Burton und Grant entdecken den Nilquell. — Ad. Bastian, der Gründer der modernen Völkerkunde. — Gust. Nachtigal's Erforschung des östlichen Sudan. — Stanley findet Livingstone. — Cameron's Durchquerung des Kontinents. — Lösung der Kongofrage durch Stanley. — Wißmann, Schweinfurth, Junker. — Emin Pascha und sein Wirken. — Asien. — Die Gebrüder Schlagintweit. — Prschewalskij. — Maltzan in Mekka. — Forschungen in Australien, Süd- und Nordamerika. — Nordpolarexpeditionen: Petermann und Koldewey. — Payer's österreichische Expedition. — Nordenskjöld und De Long. — Greeleys Fahrt. — Nansen. — Andrée's Ballonfahrt. — Der Herzog der Abruzzen. — Die Expeditionen nach der Südpolarwelt. — Ausgrabungen: Pompeji. — Interessante Funde. — Ein römisches Haus. — Forschungen in Aegypten. — Lepsius, Mariette, Brugsch, Dümichen, Ebers. — Ninive und Babylon. — Bayard, Smith, Hilprecht. — Griechenland. — Schliemann in Mykenä. — Olympia. — Troja. — Forschungen in Pergamon. — Ephesus. — Kreta. — Amerika. — Mounds und Cliff-Wohnungen. — Mexiko, Centralamerika und Peru. — Prähistorische Funde. — Pfahlbauten in der Schweiz. — Grabfeld bei Hallstatt in Oberösterreich.

Beginnen wir unsre Uebersicht für die zweite Hälfte des Jahrhunderts ebenfalls mit dem „dunklen Erdtheil", Afrika. Seit dem Zuge des unglücklichen Laing 1826 (s. Bd. I, S. 374) war das Gebiet des Sudan und der großen Saharawüste völliger Vergessenheit anheimgefallen. Erst als die Franzosen in Algier Erfolge errangen, entsandte Großbritannien 1849 eine Expedition unter Richardson, welche von der Nordküste aus durch die Wüste bis ins Herz des Sudan vordringen und theils Handelsbeziehungen mit den dortigen mächtigen Staaten anknüpfen, theils dem Sklavenhandel ein Ende machen sollte. Dieser Zweck ist nun zwar nach keiner Richtung hin erreicht worden; trotzdem aber steht diese englische Expedition unter den Hunderten von gleichartigen Unternehmungen als eine der glänzendsten und erfolgreichsten der gesammten Entdeckungsgeschichte da, glänzend nicht durch äußere politische Ergebnisse, sondern durch ihre unermeßliche Fülle an wissenschaftlichen Resultaten. Daß die Expedition Richardsons diesen hohen Rang hat erklimmen können, war einzig und allein das Verdienst ihrer deut-

schen Mitglieder, in allererster Linie das Heinrich Barths (1821—65). Eine auch noch so kurze Schilderung seines Lebens und Wirkens ist uns hier versagt, nur soviel sei erwähnt, daß er gleich seinem zu früh dahingeschiedenen Reisegefährten Overweg ein Hamburger Kind war und daß er an seine große Aufgabe in einer Weise vorbereitet herantrat, wie sie wissenschaftlichen Reisenden in diesem Maße nur sehr selten zu Gebote steht. Barth hat, von jenem 23. März 1850 an, da er mit Richardson und Overweg von Tripolis aus den Weg ins Innere nahm, bis zu jenem 21. August 1855, wo er die Thore jener Stadt — diesmal allein — von neuem betrat, etwa fünf und ein halbes Jahr im Sudan verweilt, ein Zeitraum, der, obwohl lang im Verhältniß zu der Durchschnittsdauer afrikanischer Reisen, doch kurz ist gegenüber der Wanderzeit eines Livingstone. Und doch stellt sich die Reise Heinrich Barths gleichwerthig neben diejenigen des schottischen Missionars, ja, was diesen bis zu einem gewissen Grade abging, war ihr in vollstem Maße eigen: sie bildete in Wirklichkeit den Beginn einer neuen Aera in der Entdeckungsgeschichte Afrikas. Barth hat zuerst die höchst interessante Oase Aïr oder Asben gründlich durchforscht; er hat zuerst den als Wasserstraße zum Innern ungemein wichtigen Benuë in seinem Oberlaufe entdeckt, hat zuerst das große und reiche Adamaua auf der Karte niedergelegt, die erste genauere Beschreibung der Königreiche Baghirmi und Wadaï geliefert und die großen Reiche Gandu und Hamd-Allahi entdeckt. Des ferneren hat er den vor ihm noch von keinem Europäer betretenen großen Nigerbogen durchquert, hat dann sieben Monate in dem alten Emporium Timbuktu geweilt und schließlich die ersten zuverlässigen Daten über die Geographie und Geschichte des westlichen Sudan gegeben. Auf diesen Wanderungen hat Barth nicht weniger als 20,000 Kilometer, soviel wie der halbe Erdumfang beträgt, zurückgelegt; aber nicht in der Zahl der Meilen liegt der Werth seiner Reise, sondern in der unübertrefflichen Genauigkeit und Zuverlässigkeit seiner Angaben und der Schärfe seiner Beobachtungen, wodurch die genaue Topographie der Sahara und des westlichen Sudan begründet wurde.

Heinrich Barth.

Die Barthschen Reisen verfehlten nicht, einen bestimmenden Einfluß auf die fernere Gestaltung der Afrikaforschung auszuüben. Eine Reihe Forscher machten sich zunächst nach dem Sudan auf, so Ed. Vogel und M. v. Beurmann, die leider beide von Mörderhand fielen, als Opfer des Fanatismus in Wadai. Nicht minder kühn, aber glücklicher als diese beiden Forscher war Gerhard Rohlfs (1832—1896). Nach kleineren Reisen in Algerien und Marokko gelangte er 1864 über das Schneegebirge des Atlas bis zur Oase Tuat, von der er die erste Beschreibung lieferte. 1865 ging er nach Mursuk, zog 1866 über Bilma nach Bornu und weiter westlich bis zum Binuë, den er bis Lakodja an seiner Einmündung in den Niger hinabfuhr. Auf diesem fuhr er im April bis Rabba aufwärts und drang dann durch die

Urwälder von Jaruben bis zur Küste von Lagos. 1867 begleitete der unermüdliche Forscher das englische Heer auf dem Feldzuge in Abessinien und unternahm dann noch eine Reise durch die Libysche Wüste. 1869 sollte er im Auftrage des Königs Wilhelm I. dem Sultan von Bornu Geschenke überbringen, die er aber in Tripolis dem Dr. Nachtigal (s. unten) zur Weiterbeförderung übergab, während er selbst Kyrenaika und die Oase des Jupiter Ammon besuchte. 1873 leitete er im Auftrage des Khedive eine aus zehn Deutschen bestehende Expedition (darunter Zittel, Jordan und Ascherson) in die Libysche Wüste, und 1878 drang er mit Stecker in Innerafrika bis zu der noch von keinem Europäer betretenen Oase Kufra vor, ging dann im September 1880 nochmals nach Abessinien und wurde 1885 zum deutschen Generalkonsul in Sansibar ernannt, mußte aber schon nach kurzer Zeit krankheitshalber heimkehren.

Gerhard Rohlfs.

Gleichzeitig mit diesem Aufschwung der Wüsten- und Sudanforschung im Norden und Nordwesten begann auch fern im Süden des Erdtheils ein Problem seiner Lösung zugeführt zu werden, das, wenn es auch an historischer und geographischer Wichtigkeit etwa mit der Nilquellenfrage sich nicht zu messen vermochte, innerhalb des Rahmens der Entdeckungsgeschichte doch schon allein durch den Umstand eine hohe Bedeutung erlangt hat, daß es die Vorschule für den ausdauerndsten und erfolgreichsten aller Afrikaforscher überhaupt, für David Livingstone, gewesen ist. In der That ist die Lösung des Sambesiproblems mit dem Namen jenes ausgezeichneten Mannes durch unauflösliche Bande verknüpft. 1813 in Blantyre bei Glasgow geboren, war Livingstone seit 1840 zu Kuruman im Betschuanenlande als Missionar thätig gewesen, ohne je den Beruf zu großen Forschungsreisen in sich zu fühlen. Erst mit der Verlegung der Station weiter nach dem unbekannten Innern zu war diese Neigung in ihm rege geworden, und er hatte nicht gezögert, sich ihr mit rückhaltloser Begeisterung in die Arme zu werfen. Die erste Frucht seiner Mühen war die Entdeckung des Ngamisees (1849) gewesen; als zweite war dann zwei Jahre später die Erreichung des Liambey, des oberen Sambesi, gefolgt. Damit hatte der junge Reisende ein Forschungsobjekt gefunden, das seiner vollauf würdig war und das er nicht früher verließ, als bis er es in allen seinen Einzelheiten klargestellt hatte. Nach kurzem Aufenthalt in der Kapstadt finden wir Livingstone 1852 wieder am Liambey, den er flußaufwärts bis zur Grenze seiner Schiffbarkeit verfolgte. Beim Dilolosee wandte er sich

David Livingstone.

Livingstone, einen Fluß passierend. Nach einer Skizze von Livingstone.

dann nordwestlich, durchschritt das Quellgebiet des Kassai und erreichte am 31. Mai 1854 bei San Paul de Loanda die Westküste. Hier faßte er den

Plan, auf demselben Wege, den er gekommen, zurückzukehren und zu versuchen, die Ostküste zu erreichen. In der That gelang es ihm, von Linyanti aus dem Sambesi flußabwärts zu folgen; im November 1855 entdeckte er

die großartigen Victoriafälle, marschierte über das Hochland bis Tete und erblickte in den letzten Tagen des Mai 1856 die Ostküste bei Quelimane — das Ziel war erreicht, die erste, von einem Nichtportugiesen und geographisch Gebildeten unternommene Durchquerung des dunklen Welttheils war gelungen!

Für Südafrika bedingten die bisherigen Erfolge des thatkräftigen Schotten einen ähnlichen Aufschwung der geographischen Forschung wie die Reisen Barths und der anderen Deutschen im Norden; selbst das bisher gänzlich vernachlässigte Gebiet zwischen der Westküste und dem Sambesi und Limpopo kam jetzt in Aufnahme und wurde von Männern wie Galton und Anderssson, Welwitsch und Silva Porto, Magyar und Chapman, Hahn u. a. gründlich durchforscht. Livingstone selbst aber sah das Sambesiproblem noch nicht als gelöst an, denn noch fehlte ja die Bestätigung, daß der bei den Victoriafällen verlassene Strom wirklich der bei Tete erreichte Sambesi sei. Diesen Nachweis zu führen, sehen wir den unermüdlichen Reisenden im März 1858 von neuem an der Ostküste Afrikas. Zunächst erforschte er den Schire bis zu den Murchisonfällen, entdeckte dann den Schirwa- und kurz darauf, am 16. September 1859, den Nyassasee — wenige Monate vor jenem Tage, an dem der unglückliche Albrecht Roscher aus Ottensen bei Hamburg, am Ostufer ebendesselben Nyassa unter dem Pfeil des Mörders sein junges, vielversprechendes Leben aushauchte. Vom Nyassa zurückgekehrt, hat Livingstone den unteren und mittleren Sambesi bis zur Einmündung des Kafue untersucht, ist dann von den Victoriafällen westwärts bis Linyanti gezogen und hat schließlich den ganzen Riesenstrom bis zur Mündung hinunter befahren. Damit war das Sambesiproblem endgültig gelöst — der Meister konnte sich einer anderen naheliegenden Aufgabe zuwenden.

Adolf Bastian.

Schon auf seiner zweiten Reise an den Sambesi, von der er 1864 auf einige Zeit nach England zurückgekehrt war, hatte Livingstone nämlich von einem nördlich jenes Stromes fließenden, nach Norden gerichteten Fluß, Namens Luapula, gehört. Der damals herrschenden allgemeinen Ansicht entsprechend hielt Livingstone diesen Luapula für den westlichen Quellenarm des Nil. Bei dieser Meinung verharrte er fast bis zum Schluß des Jahrzehnts und die ganze erste Hälfte seiner dritten, letzten und größten Entdeckerperiode hindurch, die im wesentlichen der Klarstellung dieser Verhältnisse gewidmet war. Im Januar 1866 brach er von Sansibar aus von neuem auf, zog den Rovuma aufwärts zum Nyassa und erreichte, den Tschambese überschreitend, im April 1867 das Südende des Tanganyika. Von hier gen Westen in das gänzlich unbekannte Land des Cazembe, stieß er thatsächlich

auf den gesuchten Luapula, fand darauf den Moerosee und entdeckte schließlich im Juli 1868 weiter gegen den Sambesi hin den Bangweolo. Schon jetzt stieg in ihm die Vermuthung auf, der Luapula gehöre in Folge seiner Wassermasse nicht zum System des Nil, sondern zu dem des Kongo; zur Gewißheit aber wurde ihm diese Thatsache erst, nachdem er 1869 auf seinem berühmten Vorstoß nach Manyema staunend die Majestät des bei Nyangwe vorbeirauschenden Stromes bewundert hatte.

Ehe wir indeß über seine Thätigkeit im Kongogebiet berichten wollen, müssen wir einen Blick auf die Forschungen im Quellgebiet des Nil während der fünfziger Jahre werfen. Bereits im ersten Band, S. 375, berichteten wir von den meist erfolglosen Versuchen, die großen Seen, denen der Weiße Nil entströmen sollte, von der Ostküste aus zu erreichen. Da verkündeten zu Anfang der fünfziger Jahre die deutschen Missionare Krapf, Erhardt und Rebmann, daß weit im Innern, unter dem Aequator, hohe Schneeberge und ein großer See zu finden wären. Nun begann sofort ein erneuter Eifer, diese Entdeckung zu erforschen. Schon am 26. Juni 1857 brachen Speke und Burton von Sansibar aus ins Innere auf; im Februar 1858 standen sie als die ersten Europäer an den Ufern des Tanganyika. Auf dem Rückmarsch wurde Burton in Unyanyembe krank; Speke drang, die unfreiwillige Muße benutzend, nach Norden vor und stieß Ende Juli auf den großen See Ukerewe, den er Victoria Nyansa nannte und in dem er mit richtigem Blick sofort die Hauptquelle des Nil erkannte. Zwei Jahre später finden wir den diesmal mit Grant vereinten Speke von neuem am Ukerewe. Er umzog den See im Westen bis zu seinem großen nördlichen Ausfluß, folgte diesem stromabwärts und langte 1853 in Gondokoro am Weißen Nil an. Damit war die Verbindung zwischen dem nördlichen und dem südlichen Forschungsgebiet hergestellt und das große Problem in seinen Hauptzügen endlich gelöst; mit Recht konnte der glückliche Entdecker sein stolzes, berühmtes Wort: "The Nile is settled!" ausrufen.

Ein Akka.

Außer diesen Hauptentdeckungen sind aus dieser Zeit noch die Arbeiten anderer Forscher zu erwähnen, welche bestrebt waren, schon bekannt gewordene Landschaften genauer aufzunehmen. Am Nil ergänzte so zunächst Samuel Baker die Entdeckungen Spekes und Grants; fern an der Westküste, in Gabun und am Ogowé, vollführte in den fünfziger Jahren der Amerikaner du Chaillu seine Aufsehen erregenden Reisen; im Nordwesten erschloß in kühnem Zuge derselbe Burton, den wir am Tanganyika kennen lernten, das

bis dahin völlig ungangbare Land der Somal. Am Bahr el Ghasal endlich erleben wir anfangs der sechziger Jahre das eigenartige Schauspiel eines weiblichen Forschungsreisenden, des später (1869) in heißer Wüste so schmählich hingemordeten Fräulein Tinné. Mehr aber als diese und viele Hunderte von anderen Unternehmungen ziehen zwei Männer unser Augenmerk auf sich, deren Thaten in ganz verschiedenartiger und doch wieder einander ähnlicher Weise für die Wissenschaft bedeutungsvoll geworden sind: Karl Klaus v. d. Decken und Adolf Bastian. Jener hat seine Forschungen ausschließlich auf Ostafrika beschränkt; er hat zweimal den Kilima Ndscharo, die Perle des heutigen Deutsch-Ostafrika, erstiegen, und er hätte sicher noch Großes vollbracht, wäre er nicht vorzeitig am Fuß den Speeren der räuberischen Somal erlegen. Bastian dagegen schaute schon damals auf ein ungeheuer ausgedehntes Arbeitsfeld herab. Da er die moderne Völkerkunde überhaupt erst zu einer Wissenschaft mit erprobter Methode und klar vorgezeichneten Zielen erhoben hat, so sei hier sein Leben und Wirken im Zusammenhang kurz geschildert.

Gustav Nachtigal.

Adolf Bastian wurde am 26. Juni 1826 in Bremen geboren. Er studierte zuerst die Rechte, dann Medizin und Naturwissenschaften, und nahm 1851 nach abgelegter Doktorprüfung eine Stellung als Schiffsarzt an, um dem inneren Drang zu genügen, der ihn in ferne Länder trieb, um dort das Leben und Treiben fremder Völker zu erforschen. Die Völkerkunde, obwohl bereits seit dem ersten Drittel des Jahrhunderts von französischen und englischen Gesellschaften gepflegt, stand damals in ihren Anfängen. Bastian gab den Anstoß zu der ungeahnten Entwickelung, die sie seitdem genommen hat. Er reiste zuerst nach Australien, besuchte dann Peru, Westindien, Mexiko und Californien, von wo aus er sich nach China und Ostindien begab und nach einer Durchforschung Syriens, Palästinas und Aegyptens und einem kurzen Aufenthalte im Kapland und den portugiesischen Kolonien Westafrikas im Jahre 1859 nach Deutschland zurückkehrte. Die Ordnung und Bearbeitung der reichen Aufzeichnungen und Sammlungen, die er von dieser siebenjährigen Weltreise mit heimbrachte, beschäftigte ihn zwei Jahre, dann brach er zu neuen Forschungen auf, die ihn diesmal nach Hinterindien, Japan, China und von dort quer durch Asien bis zum Ural führten, von wo er 1865 die

Rückreise antrat. Er ließ sich nun als Privatdozent an der Universität in Berlin nieder, wurde bald zum außerordentlichen Professor und 1868 zum Leiter der ethnographischen Abtheilung der königlichen Museen in Berlin, aus der das großartige Museum für Völkerkunde erwachsen ist, ernannt. Als der prachtvolle Neubau dieses Museums am 18. Dezember 1886 eröffnet wurde, verlieh die preußische Regierung dem bereits weltberühmten Gelehrten für seine Verdienste den Titel eines Geheimen Regierungsrathes. Inzwischen hatte Bastian abwechselnd mit Professor Dove mehrere Jahre den Vorsitz in der Gesellschaft für Erdkunde geführt und bei der Begründung der Anthropologischen, wie der Afrikanischen Gesellschaft mitgewirkt, 1873 die Station Chinchoxo an der Loangoküste eingerichtet und in den Jahren 1875 bis 1880 eine neue Weltumsegelung ausgeführt, wobei er besonders Persien, Indien, Australien, Neuseeland und Ozeanien durchforschte. Auch später hielt es den nimmer rastenden und mit jugendlichem Feuereifer seiner Wissenschaft dienenden Gelehrten nicht in der Heimath. 1890 bis 1891 besuchte er nochmals Asien und Australien und wenige Monate vor Vollendung seines siebzigsten Lebensjahres trat er eine Forschungsreise nach Südostasien an, von der er erst im August 1898 zurückkehrte. Die Ergebnisse dieser ausgedehnten Reisen hat Bastian in einer langen Reihe von Werken (etwa 50 Bände) niedergelegt, die eine wahre Fundgrube nicht nur für den Ethnographen, sondern auch für den Philosophen, den Religionsforscher, den Psychologen, den Lehrer der Rechtswissenschaft und den der wissenschaftlichen Soziologie sind. Der greise Forscher, der auf ein so thatenbringendes Leben zurückblickt, erfreut sich noch fast unverminderter körperlicher und geistiger Frische und des höchsten Ansehens in der wissenschaftlichen Welt.

Karl Mauch.

Nehmen wir nun den Faden unserer Darstellung der Erforschung Afrikas wieder auf! Die siebziger Jahre brachten darin weitere Fortschritte. Wenn nämlich die Deutschen Beurmann und Rohlfs, wie wir oben sahen, den zentralen und westlichen Theil des Sudan erschlossen, so blieb immer noch der Osten desselben im Dunkel. In dieses nun brachte wiederum ein Deutscher das erste Licht, — Gustav Nachtigal. Im Januar 1869 brach er von Tripolis auf, traf in Murfuk mit der bereits erwähnten Alexandrine Tinné zusammen und machte von hier jenen überaus gefahrvollen denkwürdigen Abstecher nach dem Berglande Tibesti, das vor ihm noch nie von einem Europäer besucht worden war. Glücklich den Händen der rauhen Bewohner dieses Landes entronnen, erreichte der Reisende im nächsten Jahre Bornu, von dessen Hauptstadt Kuka aus er nicht nur die ganze Umrandung des Tsadsees durchforschte, sondern weit bis Borku im Nordosten und bis Süd-Baghirmi im Süden gelangte. Sein Werk krönte Nachtigal durch

seinen Rückweg, den er über Wadai, Dar For und Kordofan nahm. Am 22. November 1874 traf er wohlbehalten in Kairo ein, nachdem er von Wadai aus noch bis tief nach dem weit im Süden gelegenen Dar Runga vorgedrungen war. Nachtigals Reise ist eine That, die immer zu den ersten in der Erforschungsgeschichte Afrikas gezählt werden muß. Er hatte als erster Europäer die Länder Tibesti, Borku und Wadai aus eigener Anschauung kennen gelernt, er hatte das letztere, das Grab Vogels und Beurmanns, glücklich in der Richtung nach Osten verlassen und damit vom Tsadsee aus die lang erstrebte Verbindung mit dem Forschungsfelde am Nil hergestellt.

Thurm in den Ruinen von Simbabye (Mashona-Land).

Ebenfalls ein Deutscher, Karl Mauch, führte um dieselbe Zeit Reisen im Süden, im Transvaal aus. Nachdem er von Potchefstroom ausgehend den Limpopo überschritten, traf er auf die Ruinen von Simbabye, jene ebenso großartigen wie räthselhaften Zeugen früherer Jahrhunderte, und daran schloß sich als weitere Ueberraschung auf dem Wege nach Senna die Entdeckung der Kaiser-Wilhelm Goldfelder im großen Bogen des Sambesi, welche auf wirthschaftlichem Gebiete eine völlig neue Zeit für Süd-Afrika herbeiführte; Städte europäischer Bauart sind heute, wo 1870 eine unbekannte Wildniß war.

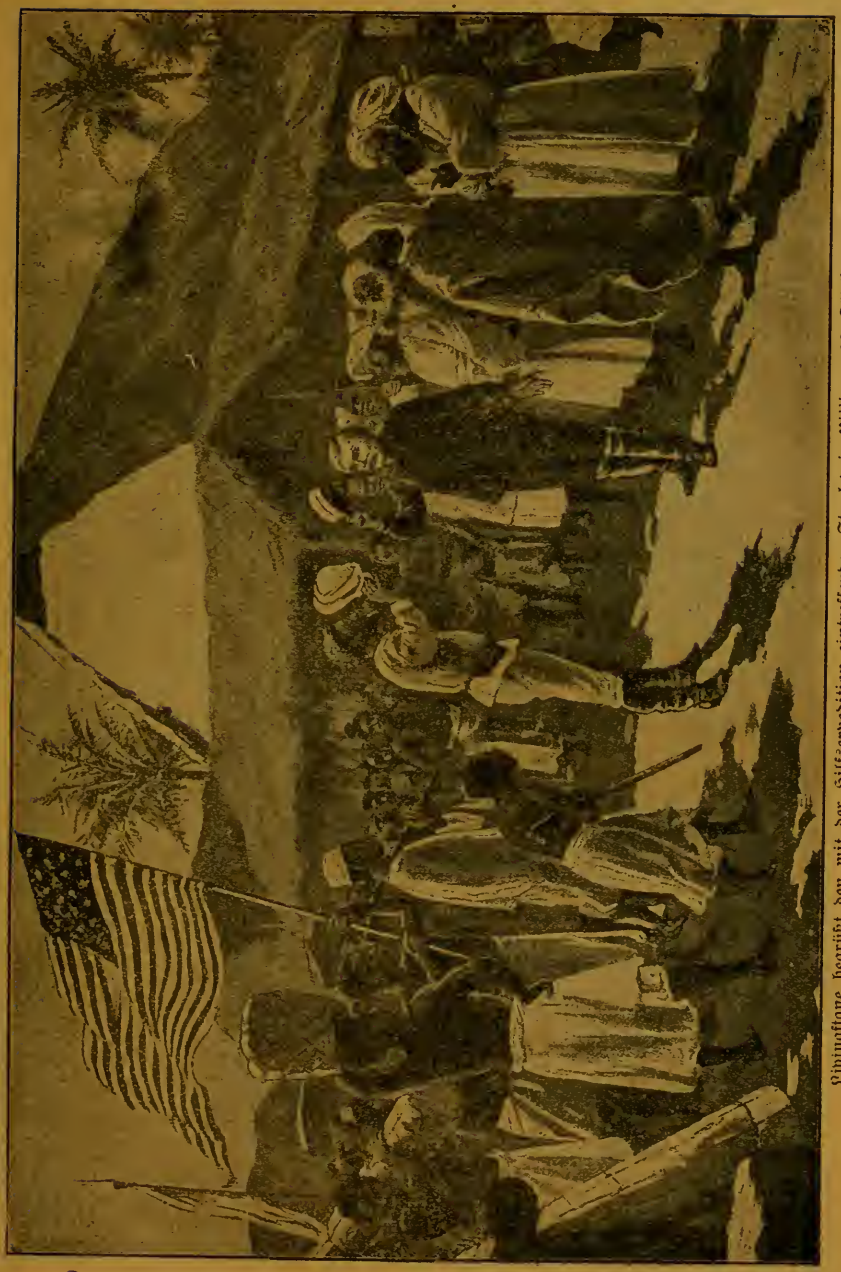
Mit der Entdeckung des Viktoria-Sees und des Albert Nyansa-Sees durch Speke, Grant und Baker war, wir wir oben sahen, das Nilquellenproblem in der Hauptsache gelöst, doch hielt man die Verbindung der beiden Seen nur für den einen, kürzeren Quellarm, während man den andern,

Die Victoria-Fälle des Sambesi.

längeren, weiter im Westen suchte. Der bedeutendste Vertreter dieser Annahme war Livingstone, obschon er bereits Ende der sechziger Jahre ahnte, die Arbeit seiner letzten langen Reise habe weniger dem Problem des Nil als dem des Kongo gegolten. Er hat es freilich doch nicht vermocht, sich von seiner alten Ansicht loszureißen. Selbst als er sich mit Stanley überzeugt hatte, daß das Nordende des Tanganyika mit dem Nil in keinerlei Verbindung stehen könne, sah er im Luapula noch den eigentlichen Quellfluß. Es ist dem großen Forscher nicht beschieden gewesen, die Richtigstellung seines Irrthums noch zu erleben. Nach jahrelanger Durchforschung des Manyemalandes war er Ende Oktober 1871, krank und in großer Bedrängniß, nach Ujiji am Tanganyika zurückgekehrt, wenige Tage bevor der vom Besitzer des N. Y. Herald (James Gordon Bennett) zur Aufsuchung des seit 1869 verschollenen Reisenden ausgesandte Henry Morton Stanley dort eintraf und diesen aus seiner Noth befreite. Mit Stanley zusammen erforschte er dann das Nordende des Tanganyika und begleitete jenen dann bis Unyanyembe, um dort auf Mittel zu einer weiteren Reise zu warten, die ihn von neuem in das große Seengebiet des Südens führen sollte, in dem er noch immer die Quellen des heiligen Stromes sah. Am Südufer des von ihm entdeckten Bangweolo erlag dann dieser ausdauerndste und erfolgreichste aller Afrikaforscher am 1. Mai 1873 dem tückischen Klima des Erdtheils, dem er so lange getrotzt hatte.

Henry Morton Stanley.

Schon unmittelbar nach der Rückkehr Stanleys vom Tanganyika hatte in den geographischen Kreisen die Ueberzeugung Platz gegriffen, daß der Luapula-Lualaba nicht dem Nil-, sondern dem Kongosystem angehöre, und noch bevor Livingstone sein thatenreiches Leben schloß, rüsteten sich England und Deutschland, diese Frage zum Abschluß zu bringen. Zunächst war der Engländer Vernez Lovett Cameron berufen, das Werk seines großen Landsmannes, dem er gleichzeitig neue Hilfsmittel zuführen sollte, weiter zu führen. Von der Ostküste Afrikas ausgehend, erreichte er am 4. August 1873 Unyanyembe, wo er mit der von den treuen Dienern zurücktransportierten Leiche Livingstones zusammentraf. Deren Rückführung einem seiner Begleiter anvertrauend, entschloß er sich kühn zu einer Durchquerung des Kontinents. Er erreichte den Tanganyika, den er fast ganz umschiffte und wobei er den Lukuga als einen Zufluß des Lualaba, mithin den Tanganyika als zum Kongosystem gehörig erkannte. Im August 1874 stand Cameron in Nyangwe an den Ufern des Lualaba selbst. Er fand seine Seehöhe nur zu 450 Meter, womit seine Zugehörigkeit zum Nil ganz von selbst ausgeschlossen war. Ebensowenig wie früher Livingstone, gelang es auch jetzt Cameron, die Schwierigkeiten zu besiegen, die sich einer Befahrung des Lualaba stromabwärts entgegenstellten. Er wandte sich daher nach Südwesten, entdeckte den Kissalisee und gelangte endlich bei Benguella an die Westküste, nachdem er zwischen Nyangwe und



Livingstone begrüßt den mit der Hilfsexpedition eintreffenden Stanley in Ujiji am 28. Oktober 1871.

dem Dilolosee auf eine Strecke von 1,300 Kilometern gänzlich unbekanntes Land durchschritten hatte.

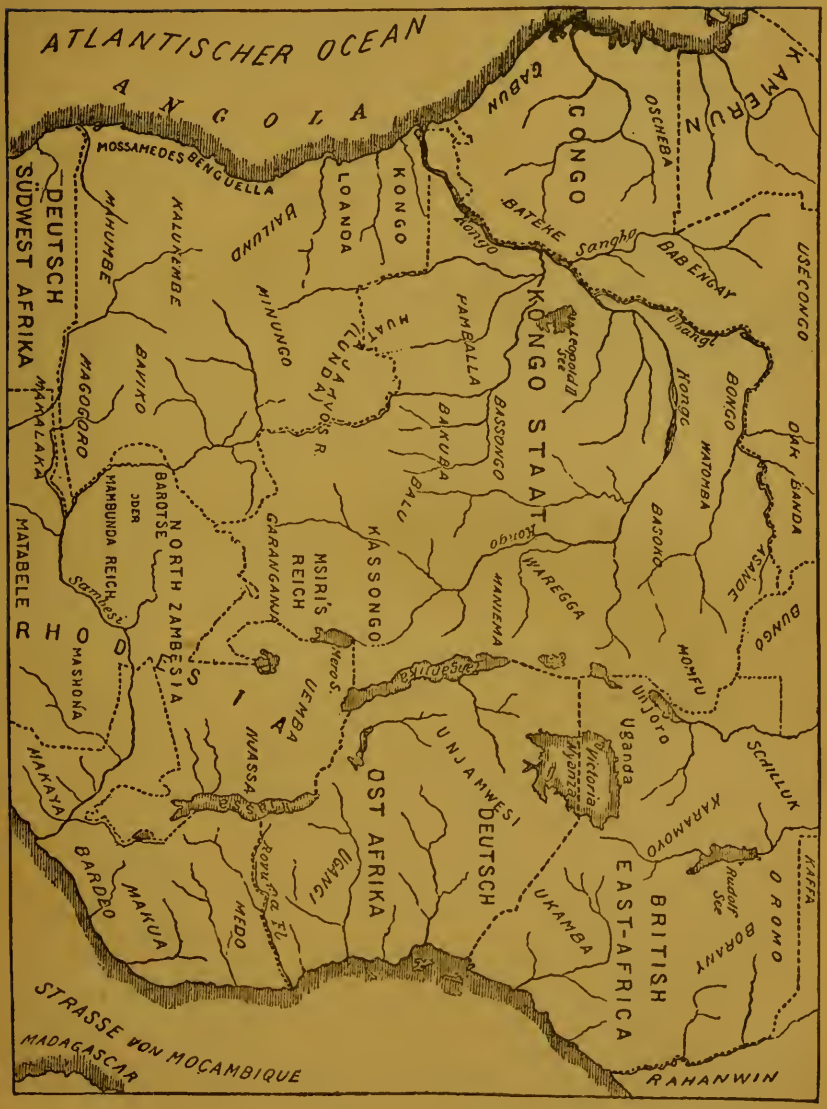
Gleichzeitig war auch von Westen her die Lösung der Kongofrage in Angriff genommen worden, und zwar durch die Deutschen. Im Frühjahr 1873 wurde, auf Betreiben Adolf Bastians, die „Deutsche Gesellschaft zur Erforschung Aequatorialafrikas" gegründet, die sich zur Aufgabe die Erschließung des unbekannten Innern von Westen her gestellt hatte. Von drei Punkten aus, dem Gabun, der Loango-Küste und Angola, versuchten die zahlreichen Abgesandten der mit reichen Mitteln ausgestatteten Gesellschaft ihr Ziel zu erreichen; aber nur die Bemühungen auf der südlichen Straße waren von Erfolg gekrönt. Weder am Ogowe noch am Kuilu drang man über den Küstensaum hinaus. In Angola dagegen erreichte Pogge schon 1876 von San Paul de Loanda aus über Malange die Residenz des Muata-Jambo, über dessen Reich wir durch ihn die ersten genaueren Mittheilungen empfangen.

Herman von Wißmann.

Während dieser Bemühungen von Westen her war die Entscheidung von Osten aus bereits in die Wege geleitet. Im November 1874 hatte Stanley die Ostküste bei Bagamoyo verlassen, im Februar des nächsten Jahres das Südufer des Viktoria Nyansa erreicht, und durch dessen in zwei Monaten vollzogene Umfahrung die alte Frage, ob der See ein einziges großes Becken sei oder aus mehreren kleineren bestände, in ersterem Sinne entschieden. Auf seinem weiteren Zuge nach Westen und Süden hatte er dann im Kagera den eigentlichen Quellfluß des Nil erkannt, hatte den später (1889) von ihm von neuem aufgefundenen Albert-Edward-See entdeckt und mit dem Akenyaru das eigentliche Nilquellgebiet gestreift. Vom Tanganyika aus, den er ebenfalls als Erster gänzlich umfuhr, wandte sich Stanley dann der Lösung des letzten und größten der hydrographischen Probleme Afrikas, der Kongofrage, zu. Was Livingstone, was Cameron nicht gelungen war — der energische, rücksichtslose Amerikaner erreichte es spielend. Am 15. November 1876 verließ er mit 18 Kanus Nyangwe, um nach einer Reise, die an Gefahren und Abenteuern reich ist, wie kaum eine andere in der Geschichte der Entdeckungen, am 8. August 1877 in Boma den Atlantischen Ozean zu begrüßen. Aber den Anstrengungen entsprach auch das Resultat: Mit einem Schlage waren die Fäden der mittelafrikanischen Hydrographie entwirrt; und wo vordem ein großer weißer Fleck das Kartenbild des Erdtheils verunziert hatte, da sah man jetzt eine Linie, deren ungeheure Bedeutung in jeder Richtung sofort in die Augen sprang. Demgemäß hatte denn auch Stanleys Kongofahrt die bedeutsamsten praktischen Folgen. Schon 1876 war vom König Leopold von Belgien die Internationale Afrika-Association, die alle Völker zu gemeinsamer und planmäßiger Forschungs- und Kulturarbeit

Karte von Afrika nach dem Stand der F

n Anfang und Ende des 19. Jahrhunderts.



Karte des Seegebietes von Afrika — 1900.

vereinen sollte, gegründet worden. Mit großem Eifer, aber geringen Erfolgen hatten die Belgier von der Ostküste her die Erfüllung des Programms angestrebt, und es hatten sich im Laufe der nächsten Jahre in den einzelnen Kulturländern nicht weniger als zwölf Nationalkomites gebildet. Mit Stanleys Kongofahrt änderten sich indeß die Ziele und damit auch im allgemeinen die Wege. Die aus der alten Gesellschaft von 1873 hervorgegangene „Afrikanische Gesellschaft für Deutschland" entsandte zwar im Jahre 1880 von der Ostküste aus eine Expedition unter Böhm, Kaiser und Reichard, die über den Tanganyika hinaus bis tief nach Katanga vordrang. Unter den veränderten Verhältnissen aber griffen die Deutschen indessen nunmehr mit ausgezeichnetem Erfolg ausschließlich wieder auf den alten, schon von Pogge eingeschlagenen Weg zurück. Erinnert sei hier nur an Schütt und Max Buchner, die 1878 und 1880 beide ins altberühmte Lunda-Reich gelangten, und an den prächtigen Vorstoß von Pogge und Wißmann quer durch das südliche Kongobecken bis Nyangwe, der in der Folge den jüngeren der beiden Forscher über den Tanganyika hinaus zum fernen Indischen Ozean führte — unter deutscher Flagge die erste Durchquerung von West nach Ost. Noch glaubte man allgemein, daß die südlichen Zuflüsse des Kongo, der angenommenen Abdachung des ganzen Gebietes von Südost nach Nordwest entsprechend, parallel zu einander nach Norden und Nordwesten sich bewegten. Auch diesen Irrthum zu berichtigen war deutschen Forschern vorbehalten, an ihrer Spitze wiederum Hermann Wißmann, dessen Kassai-Fahrt für immer ein Ruhmesblatt deutscher Arbeit bleiben wird. Ihr würdig reihen sich die Leistungen seiner Gefährten Ludwig Wolf und Curt von François sowie auch der kühne Vorstoß von Kund und Tappenbeck ins Gebiet des Lokenyi an.

Georg Schweinfurth.

Im obern Nilgebiet wurde die wissenschaftliche Erschließung ebenfalls von Deutschen unternommen, vor Allem durch Georg Schweinfurth, welcher eine ganze Reihe bis dahin unbekannter Völker auffand, darunter das Zwergvolk der Akka (Pygmäen der Alten; s. S. 411); durch Wilhelm Junker, der den Lauf des in den Tsadsee mündenden Schari theilweise feststellte; endlich durch Emin Pascha, eigentlich Dr. Eduard Schnitzer aus Oppeln in Schlesien. Das Wirken des letztern ist so interessant, daß wir einen kurzen Ueberblick davon geben wollen. Als Arzt schloß er sich 1876, nachdem er die Sprache Nubiens und des Sudans sich völlig angeeignet, der Expe-

Wilhelm Junker.

dition Gordons nach dem Sudan an, die ihn bis zum Viktoriasee führte. Und hier begann seine eigentliche Forscherlaufbahn. Er untersuchte die bis dahin nur in den Hauptzügen bekannten Gebiete des Sommerset-Nils und entwarf vorzügliche Karten der von ihm durchforschten Gegenden. Nachdem er zunächst zur egyptischen Station Lado und dann nach Dufile zurückgekehrt war, brach er im Jahre 1877 wieder nach Süden auf, gelangte zur Stelle, wo der Nil mit dem Mwutan- oder Albertsee zusammentrifft, durchquerte das Reich Unyoro und besuchte die Hauptstadt des Reiches Uganda, das, wie wir oben sahen, durch die Reisen Spekes, Grants und dann durch Stanleys Besuch eine so große Bedeutung erlangen sollte. In Uganda erreichte ihn die Botschaft, daß er vom Khedive zum Gouverneur der Aequatorialprovinz ernannt worden sei. Er kehrte längs der Küste des Viktoriasees und des Sommerset-Nils dorthin und widmete sich mit unermüdlichem Eifer und bestem Erfolge, besonders gefördert durch sein Verständniß für die afrikanischen Volkscharaktere, der Kultivierung des ihm anvertrauten Landes und seiner Bewohner. Trotzdem ruhte die geographische Forschung nicht; Emin untersuchte 1879 das bisher unerforschte Westufer des Albertsees, im folgenden Jahre den Distrikt von Makaraka und 1881 die Länder der von Schweinfurth besuchten Monbuttu und der Niam-Niam, von denen der östliche Theil an die Aequatorialprovinz angegliedert wurde. Nebenher gingen ununterbrochen die Arbeiten auf ethnographischem, meteorologischem, zoologischem und anderen naturwissenschaftlichen Gebieten.

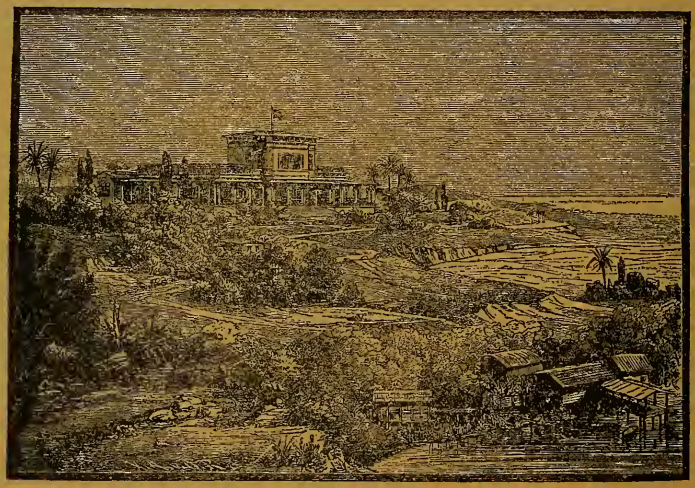
Emin Pascha.

Robert Flegel.

Die Sammlungen und Aufzeichnungen des Forschers sind äußerst reichhaltig und mustergiltig angelegt und von größter Bedeutung für unsere Kenntniß jener Landstriche.

Inmitten dieser segensvollen Arbeit trat jener große Umschwung ein, der Emins Provinz von der schon für gesichert geltenden Verbindung mit Aegypten abschnitt und seine Thätigkeit von Jahr zu Jahr auf einen engeren Kreis beschränkte: der Aufstand des Mahdi, der die Herrschaft des Khedive und damit der europäischen Zivilisation bis in die alten Grenzen von Aegypten zurückdrängte. Es zeugt von Emins außerordentlicher Befähigung für seinen Posten, daß seine Provinz, obwohl auf sich selbst angewiesen, der Fluthwelle des Mahdismus nicht anheimfiel, daß er sie vielmehr fest in seiner Hand behielt und sich andauernd

der Verehrung seiner ägyptischen Untergebenen und der eingeborenen Bevölkerung erfreute. Er dachte denn auch nicht daran, sein Land zu verlassen, wenngleich ihm der Weg nach Süden bisweilen offen stand. Anders beurtheilte man die Sachlage in Europa, zumal als bekannt wurde, daß auch die Forscher Junker und Casati, die im Gazellenlande von dem Ausbruch des großen Aufstandes überrascht worden waren, sich in Emins Provinz wie in eine schützende Provinz gerettet hatten. Es wurden mehrere Entsatzexpeditionen ausgesandt, von denen die unter Stanley, die vom Kongo her anrückte, im Jahre 1888 am Albertsee anlangte. Es folgte nun eine traurige Zeit von Zerwürfnissen zwischen Stanley und Emin, der sich lange gegen den Abmarsch sträubte. Ein Angriff der Mahdisten und eine Meuterei der ägyptischen Soldaten, die durch das zügellose Benehmen der nach Lado mit-



Das deutsche Regierungsgebäude in Kamerun.

gekommenen Stanley'schen Leute unter Jephson veranlaßt war, beugten endlich Emins Energie und bewogen ihn, mit einer großen Zahl Treugebliebener zu Stanley zu stoßen und zur Ostküste zu marschieren. In Bagamoyo wurde er von seinen deutschen Landsleuten, die inzwischen die ostafrikanische Kolonie gegründet hatten, herzlich empfangen. Nachdem er in Folge eines Unfalls eine längere Krankheit durchgemacht hatte, trat er im März 1891 in deutsche Dienste und erhielt den Befehl über eine Expedition an den Viktoriasee. Aber sein kühner Forschergeist drängte ihn über die ihm gesteckten Ziele hinaus. Nachdem er in Tabora und Bukoba deutsche Stationen gegründet hatte, zog er zum Albert-Edward- und weiterhin zum Albertsee und drang dann, nachdem ein Versuch, seine frühere Provinz zu erreichen, gescheitert war, in den großen Urwald am Iturifluß ein, mit der Absicht, den afrikanischen Kontinent zu durchqueren und in Kamerun den westlichen

Ozean zu erreichen. Das Unternehmen erwies sich als unausführbar. Ein Theil der Expedition unter dem Deutschen Stuhlmann kehrte nach der Ostküste zurück, Emin selbst zog mit einem schwachen Häuflein südwärts, wurde aber am 20. Oktober 1892 durch den Verrath des Arabers Said ben Abedi bei Kibongo am Lualaba ermordet. Nach mehreren Jahren gelang es dem kongostaatlichen Offizier Ganis, Emins Tod durch die Hinrichtung des Mörders zu rächen.

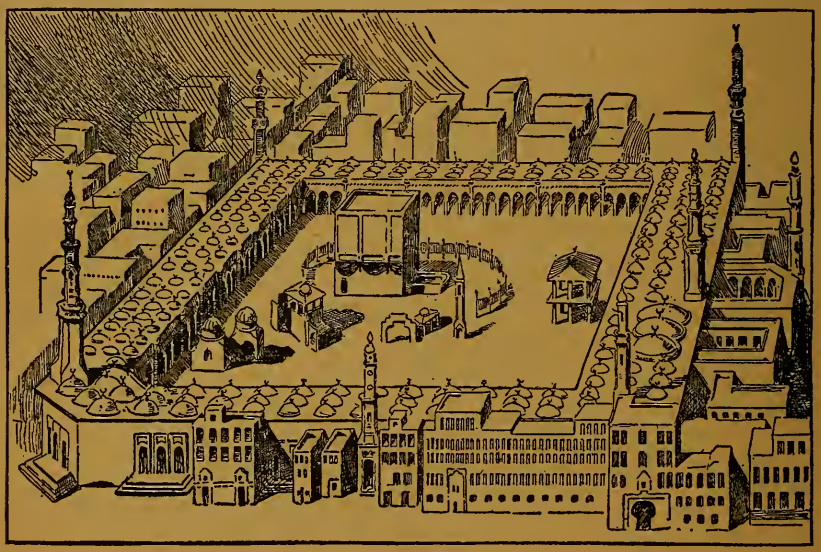
Hermann von Schlagintweit.

Werfen wir noch einen Blick auf die Forschungen in Nordwest-Afrika. Diese ragen bis in die neueste Zeit hinein und sind das Produkt der Kolonisierung, die in den 80er Jahren ihren Anfang genommen hat und zwar besonders in den beiden deutschen Schutzgebieten Togo an der Goldküste und Kamerun. Das Hinterland des deutschen Kamerun-Gebietes reicht nach Norden bis an das Reich Bornu, bis zum Tsadsee hinein, während das Hinterland von Togo sich gleichfalls in das mohammedanische Gebiet des Sudan erstreckt. Es ist nun selbstverständlich, daß mit der Besitzergreifung dieser Gebiete auch ihre Erforschung nothwendig geworden ist. Sie erfolgte durch die kühnen Reisen Rob. Flegels, dann durch Kund, Tappenbeck, Morgen, Zintgraff und Wolf.

Für Asien eröffneten die große Forschungsperiode, welche noch heute nicht abgeschlossen ist, kurz nach der Mitte des Jahrhunderts die drei Gebrüder Hermann, Adolf und Robert Schlagintweit aus München in umfassendster Weise. Hermann v. Schlagintweit (1826—1882), erhielt 1864 den Titel Sakünlünski als Ersteiger des Kuenlün, und 1866 den Freiherrntitel. Auch der Afrikareisende Otto Ehlers betheiligte sich an der Erforschung Inner-Asiens. Später, als der Kampf um die Vorherrschaft in Zentralasien zwischen England und Rußland begonnen hatte, richtete sich das Interesse der geographischen Forschung noch mehr auf das zentrale Innere und auf Ostasien. An der Spitze der russischen Forscher, die vorzugsweise im Norden wirkten, steht der verdienstvolle General Nikolaj Michajlowitch Prschewalskij, während von den englischen Reisenden, die von Süden aus vorgingen, sich Shaw, Forsyth, Carey und Younghusband einen Namen gemacht haben, zu denen sich neuerdings ihr Landsmann Henry Savage

Otto Ehlers.

Landor mit seiner abenteuerreichen Reise durch Tibet gesellte. Nach dem Hochlande von Tibet ist auch der berühmte skandinavische Asienreisende Dr. Sven Hedin, der Durchquerer Mittelasiens, wieder aufgebrochen, dessen bisherige Reisen schon zur Lösung mancher geographischer Probleme führten. Eine kühne Reise unternahm Heinrich von Maltzan, der es wagte, als Muselmann verkleidet eine Pilgerfahrt nach dem, vor Ungläubigen ängstlich gehüteten Mekka in Arabien zu unternehmen. Er gelangte glücklich in die Moschee daselbst und sah das höchste Heiligthum des Islam, die Kaaba — eine 12½ Meter hohe thurmartige, finster aussehende Steinmasse inmitten eines von Säulenhallen umgebenen Hofes.



Die Kaaba in Mekka.

In Australien, wo in den sechziger Jahren der Erdtheil mehrfach durchquert und ein Ueberlandtelegraph hergestellt worden, brachten die siebziger Jahre die wissenschaftliche Feststellung des Innern durch Warburton und Giles. Die Rieseninsel Neu-Guinea wurde durch Holland, Deutschland und England in den Bereich der Forschungen gezogen.

In Süd-Amerika machten sich die Deutschen Reiß und Stübel durch Erforschung der Cordilleren (1868—1877) und des Hochlandes von Quito einen Namen. In Nord-Amerika, vorab unsern Ver. Staaten, ist die geographische Forschung mit der Lösung wirthschaftlicher Aufgaben verknüpft gewesen, mit dem Bau von Verkehrswegen sowohl, wie von Telegraphenlinien, von Eisenbahnen und Wasserstraßen, schließlich aber der Ausbeutung der überreichen Bodenschätze. Die Durchführung aller derartigen Unternehmungen setzte genaue Vermessungen und Aufnahmen

voraus, die ganz von selbst zu der wissenschaftlichen Erschließung der berührten Regionen führten. Wie immer hierzulande wurde diese großartig organisierten Expeditionen anheimgestellt, deren Gesammtleistungen die ungetheilteste Bewunderung verdienen, einerlei, ob wir ihnen in die Gebirgsregionen von Wyoming, Utah und Colorado, oder in die Wüsten von Arizona oder Neu-Mexico folgen. Von hohem Interesse ist auch die Entdeckung jenes großartigen Geiser-Gebietes am oberen Yellowstone-Fluß, das mit seiner inmitten einer großartigen Gebirgsnatur gelegenen Fülle von heißen Quellen, Schlammvulkanen und Solfataren, seinen farbenreichen Sinterbecken, seinen Tropfsteingebilden und

Die Kane-Expedition im Eise des Smith-Sundes.

abenteuerlichen Auswaschungen ein wahres geologisches Wunderland bildet, das aber seiner eigenartigen Reize wegen schon unmittelbar, nachdem es 1870 und 71 von Washburne und Hayden der Mitwelt erschlossen worden war, für Nationaleigenthum erklärt werden mußte, um jene Schönheiten der Verwüstung und Ausbeutung zu entziehen. Auch die Erschließung jenes anderen Charakteristikums unserer Gebirgswelt, der Cañons, fällt noch in den Beginn unseres Zeitraums, jener vielverzweigten, hunderte von Meilen langen, aber auch hunderte, ja tausende von Fuß tiefen Schluchten, deren Wände fast senkrecht abstürzen und auf deren Grunde tief unten die Ströme in felsigem Bett dahinbrausen. Im übrigen ist unsere Union in allen ihren Theilen nunmehr längst zu dem System geregelter Vermessungen fortgeschritten; selbst das benachbarte, an Fläche riesengroße britische Nordamerika bietet nicht allzuviel des Unbekannten mehr, am allerwenigsten in seinem Süden, nachdem auch dieser von einem transkontinentalen Schienenstrang, der Canada Pacific, durchzogen wird.

Wir kommen schließlich zur Polarwelt! Nachdem wie wir Bd. I, S. 390—92 gesehen, durch die Sucher nach den Ueberresten der verunglückten Franklin-Expedition die lang gesuchte nordwestliche Durchfahrt gefunden, aber als für praktische Zwecke unbrauchbar erkannt worden, erstrebten alle in den letzten drei Jahrzehnten veranstalteten Expeditionen eine reinwissenschaftliche Erforschung der Nordpolarregionen und als Endziel die Erreichung des Nordpols. In erster Reihe bethätigten sich auch jetzt wieder auf diesem Gebiete die großen seemächtigen Nationen, vor allem England; aber auch unsre Ver. Staaten, von wo Elisha Kent Kane und J. J. Hayes Fahrten bis zum 82° unternahmen. Mitte der sechziger Jahre betrat dann endlich, angeregt durch die unermüdliche Thätigkeit des ausgezeichneten Gothaer Geographen August Petermann, auch Deutschland das Gebiet der Polarwelt, dem es wie so vielen anderen Feldern der geographischen Forschung seiner politischen Zerrissenheit und Ohnmacht wegen solange hatte fernbleiben müssen. Seit den Tagen Scoresbys, Sabines und Clauerings, also seit den Jahren 1822 und 1823, hatte die Ostküste Grönlands und die ihr vorgelagerte arktische Zentralregion brach gelegen. Die Arbeit jener Männer fortzusetzen und zu vervollständigen, das heißt diese Region den modernen Ansprüchen entsprechend zu durchforschen, war die der deutschen Wissenschaft gestellte Aufgabe. Die Anfänge waren nicht sehr glückverheißend. Die 1865 entsandte Vorexpedition des Kapitäns E. Werner erlitt schon bei der Ausfahrt Havarie.

Elisha Kent Kane.

Am 24. Mai 1868 lief dann, unter dem Kommando Karl Koldeweys, das Segelschiff „Germania" von Bergen aus, das der ungeheuren Eismassen wegen seinen Hauptzweck nicht zu erreichen vermochte. Nachdem die „Germania" zweimal von Grönland nach Spitzbergen gesegelt war, dessen Nordküste umfahren hatte und bis über den 81.° vorgedrungen war, kehrte sie in die Heimath zurück.

Die zweite deutsche Expedition fiel in die Jahre 1869/70. Sie ist mit zwei Schiffen unternommen worden, wiederum einer „Germania" und der durch ihr tragisches Geschick bekannten „Hansa"; unter den Augen König Wilhelms von Preußen fuhren beide am 15. Juni 1869 von Bremerhaven ab. Zum Stabe der „Germania" gehörte außer Koldewey unter anderen der Oesterreicher Julius Payer; die „Hansa" führte Kapitän Hegemann. Vier Wochen lang segelten die beiden Schiffe gemeinsam nach Norden und versuchten unter 75° durch das Eis zur Ostküste Grönlands durchzudringen. Am 19. Juli wurde die „Hansa" im dichten Nebel von der „Germania" getrennt, bald darauf vom Eise vollständig eingeschlossen und nach Süden getrieben. Für die aus vierzehn Köpfen bestehende Bemannung folgten Monate des Schreckens und der furchtbarsten Leiden: Durch Sturm und Eis-

Das Wrack der „Hansa“.

pressung ward die „Hansa" am 19. Oktober völlig zertrümmert. Kapitän Hegemann rettete sich darauf mit seinen Leuten auf ein zwei Meilen großes Eisfeld, auf dem sie den ganzen Polarwinter hindurch, mehr als sechs Monate lang, unter Erduldung unsäglicher Entbehrungen und Strapazen gen Süden trieben, bis sie sich im Juni des folgenden Jahres endlich in ihren Booten zu den dänischen Kolonien im Süden Grönlands retten konnten. Am 3. Juli 1870 wurden die so wunderbar dem Tod Entronnenen von einer dänischen Brigg aufgenommen und am 1. September in Kopenhagen gelandet. Die „Germania" hatte indessen am 5. August den Eisgürtel in der Breite der Sabine-Insel durchbrochen, war darauf die Küste entlang bis 75° 31′ nordwärts gefahren, dann aber, da undurchdringliche Eismassen die Weiterfahrt unmöglich machten, zur Sabine-Insel zurückgekehrt, wo sie ins Winterlager ging. Der Spätwinter wurde dazu benutzt, auf Schlitten die Küste bis 77° 1′ genau zu durchforschen und aufzunehmen. Die Glanzleistung der „Germania" bestand in der Entdeckung des von einer großartigen Alpenwelt umsäumten Franz Josef-Fjords, den sie viele Meilen weit ins Innere befuhr, ohne das Ende erreichen zu können. Im Besitz eines reichen wissenschaftlichen Materials kehrte die „Germania" Anfangs September 1870 in die Heimath zurück.

A. Petermann.
Karl Koldewey. Rich. Hildebrand.

Fortan folgte eine Nordpolexpedition der andern, so daß hier nur die wichtigsten besonders hervorgehoben werden können. 1872 ging der vom österreichischen Grafen Wilczek ausgerüstete Dampfer „Tegetthof" unter Weyprecht mit dem schon an Bord der „Germania" gewesenen Julius v. Payer (geboren am 1. September 1842) und einer auserlesenen Besatzung von Bremerhaven ab, um zwischen Nowaja Semlja und Spitzbergen nach dem Pol vorzudringen. Das Hauptergebniß dieser Expedition war die Entdeckung des eisumstarrten Franz Josephslandes hoch unter dem 80. Grad. 1874 kehrten die Mitglieder der Expedition, nachdem sie ihr Schiff hatten verlassen müssen, in ihren Booten zurück und wurden von russischen Schiffern gerettet. Eine englische Expedition unter Nares und Stephenson segelte 1875 durch den Smithsund nach dem Kennedy-Kanal, erforschte durch Schlittenfahrten einen Theil der grönländischen Westküste und drang vor bis zu 83 Grad 20 Minuten, dem nördlichsten bis dahin erreichten Punkte. 1876 kehrte die Expedition nach England mit der festen Ueberzeugung zurück, daß die Erreichung des Pols auf diesem Wege nie zu ermöglichen sein werde. Nunmehr sollte endlich eine Frage zum Austrag gebracht werden, welche die Menschheit — freilich mit

„Nie zurück!“ (Oesterr. Nordpolexpedition 1872—74.) Nach dem Gemälde von J. v. Payer im kunsthistor. Hofmuseum zu Wien.

großen Pausen — schon seit mehr als drei Jahrhunderten beschäftigt hatte: das Problem der nordöstlichen Durchfahrt. Der seit Jahrzehnten auf arktischem Boden hervorragend bewährte skandinavische Geognost und Polarfahrer Nils Adolf Erik Freiherr v. Nordenskjöld (geboren 1832 zu Helsingfors, gestorben 1901) löste es durch die Durchführung der Nordostdurchfahrt entlang der Nordküste Sibiriens 1878 bis 1879 auf dem Dampfer „Vega". Diese Fahrt brachte der Wissenschaft reichen Gewinn, bewies aber gleichzeitig, daß jene Passage für Schifffahrt und Handel werthlos sei. Nordenskjölds kühnes Vorgehen hat auch auf den ferneren Verlauf der Polarforschung sehr fördernd gewirkt; zunächst wurde, als man um seinen Verbleib in Besorgniß gerieth, zu seiner Aufsuchung die amerikanische „Jeanette"-Expedition unter de Long (1879 bis 1882) ausgeschickt.

Nils Adolf Erik Freiherr v. Nordenskjöld.

Ihr Dampfer ging zwar im Juni 1881 unter, allein seine Trümmer sollten später dem erfolgreichsten aller zeitgenössischen Polarfahrer, Fridtjof Nansen, den Weg weisen, auf dem er dem Nordpol näher gekommen ist, als bis dahin die meisten seiner Zeitgenossen.

In ein neues Stadium trat die Polarforschung durch die 1879 erfolgte Bildung der internationalen Polarkommission, welche die Anlage fester Beobachtungsstationen rings um die Pole beschloß. Alle europäischen Staaten, mit Ausnahme von Spanien und Italien, und die Vereinigten Staaten betheiligten sich an diesem Werke in den Jahren 1882 bis 1883. Vom August bis Ende 1883 langten die Expeditionen von den durch sie besetzten Stationen bis auf drei glücklich wieder in der Heimath an. Ausständig blieben nur die amerikanische Expedition unter Leutnant Greely, von der erst Ende 1884 Kunde kam, daß nur 7 Mann von der ursprünglich aus 25 Mann bestehenden Expedition am 23. Juni in der Nähe von Kap Sabine im Smithsund aufgefunden und gerettet worden seien, und die Mitglieder der Stationen an der Lenamündung und zu Sodankylä, deren Beobachtungstermin noch bis zum Sommer 1884 verlängert worden war. Wurde auch die Kenntniß der geographischen Verhältnisse durch die Stationen nur wenig gefördert, weil die Thätigkeit der Mitglieder zu sehr von den vorgeschriebenen Beobachtungen in Anspruch genommen wurde, so waren die wissenschaftlichen Ergebnisse um so werthvoller.

An der Spitze aller neueren Polarforscher steht der bereits genannte Fridtjof Nansen (geboren am 10. Oktober 1861 in der Nähe von Christiania). Nachdem er 1888 die Inland-Eisfelder Grönlands unter 64 Grad nördlicher Breite auf Schneeschuhen durchquert hatte, faßte er den Plan zu seiner „Fram"-Expedition, die zu einem Markstein in der Geschichte der Nordpolfahrten werden sollte. Er vermuthete aus verschiedenen Gründen, zu

Rettung der Greely'schen Expedition am 23. Juni 1884.

denen auch gehörte, daß man von der an den Neusibirischen Inseln untergegangenen „Jeanette“ nach drei Jahren plötzlich Trümmer an der Südwestküste Grönlands auffand, eine stetige, über den Nordpol gehende Meeresströmung, die das Polareis von den Neusibirischen Inseln aus nach Norden über Franz Josefsland und Spitzbergen hinweg in den Raum zwischen Grönland und Spitzbergen führe. Dies wollte er in der Weise ausnutzen, daß er sich mit dem Expeditionsschiff einfrieren und vom Eise treiben ließ. Am 24. Juni 1893 fuhr Nansen mit zwölf Theilnehmern auf dem eigens dazu erbauten Schiffe „Fram“ von Christiania nach dem Karischen Meere ab. Die Fahrt ging an den Neusibirischen Inseln vorbei ins offene Meer bis 78 Grad 50 Minuten nördlicher Breite, wo Nansen den „Fram“ am 21. September am Eise festmachte und sich nun von der Strömung treiben ließ. Diese „Drift“ ging aber in nordwestlicher Richtung, d. h. vom Pol ab gegen Spitzbergen, und Nansen sah ein, daß er sein Ziel, den Nordpol, auf diesem Wege nimmer werde erreichen können. Er verließ deswegen am 14. März 1895 unter 84° 4′ nördlicher Breite den „Fram“, auf dem nun Kapt. Sverdrup das Kommando übernahm, mit drei Schlitten, mit zwei Kajaks (Eskimobooten) und begleitet von 28 Hunden, sowie dem Leutnant Johannsen. Die beiden Männer gingen erst gen Norden und gelangten unter großen Mühsalen bis 86° 14′, der höchsten bisher erreichten Polhöhe, mußten aber, ungünstiger Eisverhältnisse und einer nach Süden setzenden Drift wegen am 8. April umkehren. Unter den größten Gefahren und unbeschreiblichen Drangsalen wurde diese Rückreise ausgeführt, bis am 26. August 1895 endlich unter 81° 13′ nördlicher Breite und 56° östlicher Länge eine zur Ueberwinterung geeignete Stelle auf Franz Josefsland angetroffen wurde. Hier verblieben die beiden kühnen Forscher bis zum 19. Mai 1896, wo sie die Reise weiter nach Süden fortsetzten. Unerwartet trafen sie bereits am 18. Juni den zu der Expedition des Engländers Jackson gehörigen Dampfer „Windward“, auf dem sie am 7. August Franz Josefsland verließen, um am 13. August in Vardö zu landen — genau an demselben Tage, an dem der Fram, der in seiner fast drei Jahre umfassenden Drift 85° 57′ nördlicher Breite gelangt war, aus dem Packeis wieder ins offene Wasser glitt. Am 20. August berührte dann auch das Expeditionsschiff den heimathlichen Boden von neuem, völlig unverletzt und ohne einen einzigen Mann seiner Besatzung eingebüßt zu haben. Nansens Reise, die er in seinem berühmten Werke „In Nacht und Eis“ geschildert hat, brachte äußerst werthvolle Errungenschaften für fast alle Gebiete der Geographie und der Naturwissenschaften. Mit am

Fridtjof Nansen.

wichtigsten ist der durch ihn erbrachte Nachweis einer ausgedehnten Tiefsee (bis 3,800 Meter) im Westen und Nordwesten der Neusibirischen Inseln bis Franz Josefsland und Spitzbergen.

Die beispiellos glückliche „Fram"-Fahrt spornte aufs Neue an, den Nordpol doch noch zu erreichen. Eine Reihe von weiteren Expeditionen wurde unternommen; alle übertraf an Kühnheit und Eigenartigkeit der Versuch des schwedischen Oberingenieurs S. A. Andrée, den Nordpol im Luftballon zu erreichen und damit alle die zahllosen Schwierigkeiten, welche sich sonst dem Vordringen in die Polarwelt entgegenstellen, zu vermeiden. Von der Däneninsel des spitzbergischen Archipels ist er mit seinen Genossen Strindberg und Fränkel am 11. Juli 1897 in dem Ballon „Adler" aufgestiegen und gen Norden gefahren. Außer einer Brieftaubenmeldung vom zweiten Tage, die nur die Worte „alles gut" enthielt, sind seitdem keine thatsächlichen Nachrichten über das Schicksal der drei Forscher eingegangen, denn die von ihnen ausgeworfenen und später aufgefundenen Bojen waren leer. Es darf kaum gehofft werden, daß Andrée und seine Begleiter noch am Leben sind.

S. A. Andrée.

Die allerletzte Expedition ist die des italienischen Prinzen Ludwig Amadeus, Herzogs der Abruzzen, welcher noch weiter als Nansen, nämlich bis zu 86° 33′ nördlicher Breite und auch glücklich wieder zurück gelangte. Der junge Fürst, welcher im Jahre 1897 sich auch als kühner Bergsteiger erwiesen, indem er den bis dahin noch nie bezwungenen Eliasberg in Alaska bestieg, unternahm die Fahrt mit dem Robbenfangschiff „Jason", das er in „Stella Polare" umtaufte. Im Juni 1899 fuhr er von Christiania ab, lief Archangel an, um dort 120 sibirische Hunde, für Schlittenreisen bestimmt, an Bord zu nehmen, und traf im folgenden Monat auf dem Franz-Josefsland ein. Noch in demselben Sommer steuerte die „Stella Polare" zwischen den Inseln, aus denen Franz Josefsland besteht, zum Kronprinz-Rudolfland hinauf, an dessen Westseite man bis auf 82° 4′ kam, worauf der Herzog umkehrte, um in der Tafelbai an der Westküste von Kronprinz-Rudolfland zu überwintern. Wie alle Expeditionen der neueren Zeit, legte auch der Herzog der Abruzzen den Schwerpunkt auf Schlittenreisen, die bis auf weiteres noch als das beste Hülfsmittel zur Erreichung hoher Breitengrade, wo Schiffe nicht mehr vorwärts kommen, betrachtet werden müssen. Schon frühzeitig, zu Weihnachten, begann er Uebungsfahrten. Diese wurden indeß verhängnißvoll für ihn, denn er zog sich Frostschäden an den Fingern zu, die ihn hinderten, die große Schlittenexpedition, die den Vorstoß zum Nordpol unternahm, selbst zu leiten. Die Expedition, an der zehn Mann theilnahmen, stand unter Leitung des Korvettenkapitäns Cagni und trat die Reise am 11. März an. Nach zehn Tagen begab

sich eine aus Leutnant Guerini, dem ersten Maschinisten Stökken und dem Alpenführer Ollier zusammengesetzte Abtheilung auf den Rückweg, doch ist sie bald unverrichteter Sache zum Schiff zurückgekehrt. Eine andere Abtheilung von drei Mann unter Führung des Arztes Cavalli trat nach zwanzig Tagen den Rückweg an, während die dritte Abtheilung, aus vier Mitgliedern

Stand der Nordpol-Forschung am Ende des 19. Jahrhunderts.

bestehend und mit Cagni als Führer, weiter marschierte, bis sie endlich auf 86° 33′ nördlicher Breite, fast fünf deutsche Meilen nördlicher als Nansen's höchster Punkt, und vom Nordpol noch so weit wie Boston von New York entfernt, umkehrte. Nach einer Wanderung von 105 Tagen traf die muthige Schaar wieder im Winterquartier ein. Nur Mangel an Nahrung hatte sie

zur Rückkehr gezwungen; man verzehrte erst den für die Hunde bestimmten Pemmikan und dann eine Anzahl Hunde selbst, so daß von den 45 Hunden, die dieser Abtheilung zu Gebote standen, nur sieben zurückgebracht wurden. Demnach hat es seine Richtigkeit, wenn Nansen behauptet, die Erforschung des Nordpols sei nur eine Zeit- und Hundefrage.

Gegenwärtig sind im Nordpolargebiet in Thätigkeit: der im Jahre 1900 von Hamburg ausgegangene Kapitänleutnant Bawendahl. Ferner der

Karte der neu geplanten Nordpol-Expeditionen.

amerikanische Leutnant Peary, der vor zwei Jahren von Nordgrönland aus mittelst Schlitten gegen den Pol vordrang und im Sept. 1901 glücklich wieder am Kap Benton eintraf; es gelang ihm, die Nordgrenze Grönlands mit dem davor liegenden Archipel zu erreichen, sowie auch bis in die Nähe des 84. Grades vorzudringen. Neue Expeditionen sind im Gange oder in Vorbereitung; so die des Amerikaners Baldwin, welchem der New Yorker Millionär William Ziegler 1½ Millionen Dollars zur Verfügung gestellt hat und welcher vom Kronprinz Rudolfland aus mit

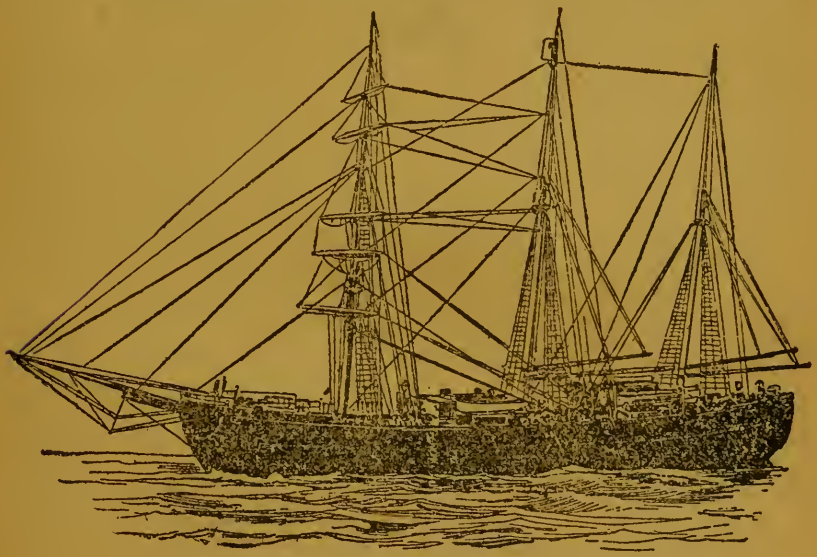
Schlitten und 400 sibirischen Hunden einen Vorstoß gegen den Nordpol machen will. Dann die des kanadischen Kapitäns Bernier, welcher durch die Bering-Straße vordringen und, nachdem er sein Schiff verlassen, die Verbindung mit demselben durch drahtlose Telegraphie und Schallsignale aufrecht erhalten will; auch will er von Meile zu Meile den zurückgelegten Weg mit hohlen eisernen Stangen bezeichnen, die mit Nummern versehen sind und in ihrem Innern kondensierte Nahrungsmittel und geschriebene Berichte enthalten werden. Ferner die russische Expedition des Baron v. Toll, sowie die des russischen Admirals Makaroff, welcher den riesigen Eisbrecherdampfer „Jermack" benutzen will, dessen Wände 15 mal stärker als die der gewöhnlichen Stahlschiffe sind und der bei früheren Versuchen festes Eis von 14 Fuß Dicke durchbrochen hat; Makaroff will das Gebiet des ewigen Schnees etwas östlich von Franz Josefs Land betreten. Dann will der Herzog der Abruzzen in Gemeinschaft mit Nansen einen Vorstoß nach Norden unternehmen. Dr. Robert Stein wird seine Erforschung von Ellesmore-Land abschließen. Kapitän Stökken ist im Auftrage des Herzogs mit seiner „Kapelle" auf der Suche nach den drei von der „Stella Polare" verschollenen Nordpolfahrern. Sverdrup ist mit seiner „Fram" 1898 durch den Smithsund vorgedrungen, man hat aber noch nichts von ihm gehört.

C. E. Borchgrevink.

Mit einem recht abenteuerlichen Plan endlich trägt sich Anschütz-Kämpfe. Er will mit einem Unterseeboot den Pol erreichen. Das Schiff soll 500 Tonnen halten und außer dem Kapitän nur fünf Mann Besatzung tragen. Man will zunächst an der Oberfläche bleiben, dann aber, wenn Eismassen ein weiteres Vordringen unmöglich machen, unter dem Eise vordringen. Auf Grund der Beobachtungen Paynes, die von Nansen bestätigt wurden, hofft Anschütz-Kämpfe alle 10 Meilen wieder eisfreie Stellen zu erreichen, um emportauchen und den Luftvorrath erneuern zu können. Der Luftvorrath reicht, so meint er, 48 Stunden sehr wohl aus. Jedenfalls ein etwas abenteuerlicher Plan, welcher aufs Neue beweist, daß die ganze Erforschung des Nordpols zum „Sport" geworden ist. Den Charakter eines wissenschaftlichen Problems hat sie ziemlich verloren, zumal man mit ziemlicher Gewißheit sagen kann, daß im Gegensatz zum Südpol Land am Nordpol nicht vorhanden ist, daß man also auch in Zukunft keine feste Beobachtungsstationen in der Polargegend wird errichten können. Und so wird sich wohl, wenn erst der Nordpol erreicht ist, das allgemeine Interesse von ihm ab- und der Erforschung des Südpols zuwenden.

Erich von Drygalski.

Nachdem letztere nämlich, wie wir in Bd. I, S. 385 sahen, 1843 mit der Roß'schen Expedition eingestellt worden, erwachte sie in den letzten Jahrzehnten zu einem neuen Leben. Um den Südpol herum liegt eine Fläche Landes von der beiläufigen Größe Europas, von der man nicht weiß, ob sie eine zusammenhängende Kontinentalmasse darstellt, oder ob es sich bloß um zerstreute Inselgruppen im antarktischen Eismeer handelt. An sechs Stellen nur ragt unsere Kenntniß dort über den 70. Breitengrad hinaus: unter 170 Grad östlicher Länge, wo James Cl. Roß 1840/41 das Viktorialand und seine Vulkane entdeckte, und wo dann im Winter 1899 bis 1900 der Norweger C. E. Borchgrevink, der verdienstvolle Leiter der im August 1898 abgegangenen englischen Südpolarexpedition, den magnetischen Süd-



„Gauß", das Schiff der deutschen Südpol-Expedition.

pol aufgefunden und die bisher höchste südliche Breite mit 78 Grad 50 Minuten erreicht hat; unter 160 Grad westlicher Länge, wo Roß 1842 gleichfalls auf vielleicht kontinentale Landmassen stieß; unter 110 Grad westlicher Länge, bis wohin Cook schon 1774 gelangte; unter 90 Grad westlicher Länge, wo das Schiff der von de Gerlache geleiteten belgischen Expedition, die „Belgica", im Winter von 1898/99 bis über 71 Grad 30 Minuten südlicher Breite hinaustrieb und so höchst werthvolle Beobachtungen über Land und Klima ermöglichte; unter 35 Grad westlicher Länge, wo der englische Robbenschläger Weddell 1823 bis zu 74 Grad 15 Minuten südlicher Breite vordrang, und endlich unter 71 Grad 30 Minuten südlicher Breite und 15 Grad westlicher Länge, wohin Roß 1842/43 auf seiner dritten Polarreise gelangte. Die auf Kosten des Deutschen Reiches vorbereitete Südpolarexpe-

dition, die Professor Erich v. Drygalski in Berlin zu leiten hat, steht im Mittelpunkt der von mehreren Nationen unternommenen Expeditionen, und ist im August 1901 mit dem Schiff „Gauß" zugleich mit einer englischen unter Scott und Gregory ins südliche Eismeer vorgedrungen.

Die noch unerforschten Theile der Erde.

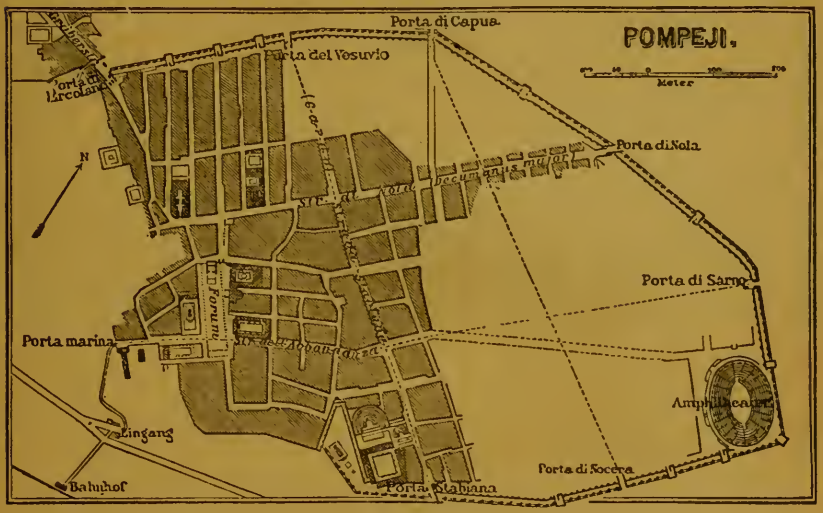
Eine schottische unter Burns und eine schwedische werden von Südamerika ausgehen.

Wir sind somit mit unsrer Darstellung in der Gegenwart angelangt. Vieles, unendlich Vieles ist in dem Verlaufe des 19. Jahrhunderts auf dem Gebiete der Erderforschung geleistet worden, trotzdem bleibt auch noch Vieles in allen Erdtheilen zu erforschen übrig. „Das Antlitz unsrer Erde ist uns

zwar in großen Zügen bekannt, aber es mit allen Linien und Fältchen zu porträtieren, dazu sind wir heute nicht in der Lage, und es scheint, als ob es damit noch sehr, sehr weite Wege haben wird."

* * *

Ausgrabungen in antikem Boden sind sozusagen ausschließlich erst im 19. Jahrhundert unternommen worden. Von allen Plätzen, an denen solche Ausgrabungen veranstaltet wurden, nimmt Pompeji in Italien das meiste Interesse in Anspruch, nicht zum wenigsten des tragischen Geschickes wegen, dem es, zusammen mit den Nachbarn Herkulanum und Stabiä, bei



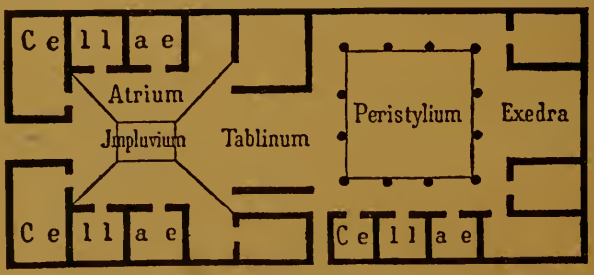
Plan von Pompeji.

einem der elementarsten Naturereignisse, das die Welt je erlebt hat, dem Ausbruche des Vesuvs am 24. August des Jahres 79 n. Chr. Geburt, zum Opfer gefallen war. Mehr als anderhalb Jahrtausende lag die Stadt unter einer nahezu 20 Fuß hohen vulkanischen Decke begraben und vergessen. Erst ein zufälliger Fund im Jahre 1748 hatte genauere Nachforschungen zur Folge, die seitdem, wenn auch mit Unterbrechung, bis zur heutigen Zeit fortgeführt worden sind. Mit dem Anschlusse Neapels an das Königreich Italien (1870) beginnt die neueste und für die Wissenschaft ertragreichste Periode der Ausgrabungen in Pompeji. Unter der Leitung des verdienstvollen Archäologen G. Fiorelli erst wurde, im Gegensatz zu dem früheren Raubbau, bei dem es hauptsächlich auf ein Zusammenhäufen kostbarer Fundstücke ankam, mit einer planmäßigen und sorgsamen Aufdeckung des Verschütteten begonnen, wobei man alles zur möglichsten Erhaltung und genauen Aufnahme des Ge-

fundenen aufbot. Während früher vertikale Ausgrabungen stattfanden, wodurch manches zerstört wurde, werden jetzt horizontale Schichten abgetragen,

Ausgrabungs-Arbeiten in Pompeji.

so daß die Gebäude, namentlich einzelne Dächer, Balkone, Treppen oft ganz erhalten zum Vorschein kommen. Nur die oberen Geschosse der Häuser, die nicht mit verschüttet wurden, sind verwittert und völlig zerstört worden, die



Grundriß eines pompejanischen Wohnhauses.

Untergeschosse aber meist gut erhalten, so daß es bei einiger Phantasie nicht allzu schwer fällt, sich das ursprüngliche Bild der Stadt zu vergegenwärtigen. Die sehr gleichmäßig gebaute Stadt bildet ein unregelmäßiges Oval von 3

Kilometer Umfang, das sich von Osten nach Westen hinzieht. Aufgedeckt ist etwa ein Drittel der Stadt, den nord- und südwestlichen Theil, zwischen Porta Ercolanese und Porta di Stabia, sowie einzelnes im Osten umfassend. Hervorzuheben ist das Forum, fast am Westende gelegen, mit einer großen Anzahl öffentlicher Gebäude, ferner die verschiedenen Tempel, das Amphitheater und zwei Theater. Unter den öffentlichen Thermenanlagen (Badeanstalten) zeichnen sich die beiden älteren (1824 und 1857 ausgegraben) durch gute Erhaltung und geschmackvolle Dekoration aus.

In erster Linie wichtig ist Pompeji für unsere Kenntniß des griechisch-römischen Privatbaues in seiner Entwickelung vom 3. Jahrhundert vor Chri-

Die Gräberstraße vor dem Herkulaner Thor zu Pompeji.

stus etwa an bis in die Kaiserzeit. Das antike Haus war im Gegensatz zum modernen ein Innenbau; Fenster an der Straßenfront fehlten entweder ganz oder es waren nur Lichtöffnungen vorhanden. Das pompejanische Haus dehnte sich in der Breite aus und hatte höchstens einen Oberstock mit Räumen für die Sklaven. Es hatte zwei Haupttheile, das Atrium und das Peristyl; ersteres, ein viereckiger, gedeckter Raum, trug ein nach innen geneigtes Dach mit viereckigem Ausschnitt (Compluvium) zum Abfließen des Regenwassers. Das Impluvium, eine im Boden befindliche Vertiefung, ließ das Wasser in eine daneben angebrachte Cisterne abfließen. Das Dach wurde entweder durch mehrere auf den Seitenmauern aufliegende Balken oder durch vier an den Ecken des Compluviums befindliche Säulen, oder, wenn das Compluvium

größer war, durch mehr als vier Säulen gestützt. Um das Atrium lagen kleinere Zimmer (Cellae) herum, die bei der Erweiterung des Hauses durch das Peristyl ihre Bedeutung verloren. Die beiden letzten Räume im Atrium waren in der Regel offen, ebenso wie das rückseitige Tablinum, das sich ursprünglich meist auf einen Garten öffnete, dann aber die Verbindung zwischen den beiden Haupttheilen des Hauses herstellte. Für die Dienerschaft war ein enger Durchgang daneben bestimmt. Das Peristyl, ein offener Hof mit gedeckten Säulenumgängen, bildete den eigentlichen privaten Theil des Hauses; an ihn lehnen sich die Familienzimmer an: die Schlafzimmer, häufig mit besonders für das Bett abgetheiltem Raume, die Speisezimmer, triclinia, so genannt nach den auf drei Seiten befindlichen Speisesophas, auf denen man sich um einen in der Mitte befindlichen Tisch lagerte, dann ein weiter Festsaal, Oecus, der bei größeren Gesellschaften auch als Speisezimmer benutzt wurde, meist mit Säulenstellungen, und die ihm verwandte, meist offene Exedra. Die Wirthschaftsräume, Küche, Vorrathskammern, in vornehmen Häusern

Wandgemälde in der Casa da Vettii zu Pompeji.

das Badezimmer, auch der Backraum und die Stallung, gliederten sich an das Peristyl an. Die Innenräume waren durchgängig al fresco bemalt mit einer Architekturmalerei, die auf dem Bestreben beruhte, in den verhältnißmäßig kleinen Zimmern die Vorstellung der Raumerweiterung zu erwecken. Die Hauptwand wurde in der Mitte gewöhnlich mit einem Gemälde mythologischen Inhalts — ebenfalls al fresco — geschmückt. Ehe dies allgemein üblich wurde, pflegte man, wenigstens in besseren Häusern, den bildlichen Schmuck am Fußboden in der Form von Mosaiken anzubringen. Das berühmteste Mosaikbild ist die „Alexanderschlacht": Darius, der König der Perser, wendet sich bei seinem Zusammentreffen mit Alexander dem Großen am Issus auf seinem Schlachtwagen zur Flucht. Das Mobiliar, wovon in Pompeji große Mengen gefunden wurden, ist im Allgemeinen nicht so reichhaltig gewesen wie bei uns. Das Holz ist überall der Zerstörung anheimgefallen. Was von anderem Material, besonders Marmor, Bronze, auch Elfenbein erhalten ist, beschränkt sich auf einfache und Doppelsessel, Sofas, auf denen man bei Tische zu liegen pflegte, marmorne Prunktische, bronzene

Dreifüße, Truhen (Geldkasten), Kandelaber, Heizapparate, Kohlenbecken, Prunk- und Prachtgefäße für den Tisch, namentlich prächtige Goldschmiede- und Glasarbeiten, Toilettenartikel u. s. w. Die Kaufläden gestatten einen Einblick in das geschäftliche und gewerbliche Leben in Pompeji. Theils an ihrer Einrichtung, theils an den dort gefundenen Gegenständen, theils an Aushängeschildern läßt sich ihre Bedeutung feststellen. Ziemlich häufig finden sich Bäckereien. Außer dem Backofen trifft man in der Regel in einer Bäckerei mehrere kleine, einfach aber sinnreich angelegte Mühlen an, die von Maulthieren oder Eseln getrieben wurden. Auch ein Kuchenbäcker mit zierlichen Kuchen- und Tortenformen fehlte nicht. Zu den größeren Betrieben gehörten ferner die Tuchwalkereien. Die Deutung ist durch Wandgemälde gesichert, die sich auf die Tuchfabrikation beziehen. Von anderen Geschäften seien als sicher erwähnt: Weinhändler, Grobschmiede, Töpfer, Riemer, Schuster, Ger-

Die Alexanderschlacht. (Pompejanisches Mosaikbild.)

ber, Färber und Farbenhandlungen, Apotheken, Bildhauer, Goldschmiede, Oelhändler, Handelsgärtner. Von dem lebhaften Verkehr in der Stadt zeugen Wirthshäuser und Garküchen. Um die Förderung dieser unserer Kenntnisse haben sich besonders auch die deutschen Forscher H. Nissen und A. Mau verdient gemacht.

Hochbedeutsam waren sodann die Ausgrabungen in den beiden ältesten Kulturländern des Orients, die auf die kulturelle Entwicklung des Abendlandes einen grundlegenden Einfluß ausgeübt haben, in Aegypten und Mesopotamien. Aegypten wurde der wissenschaftlichen Forschung zwar schon im Jahre 1798 durch die Expedition Napoleons I. erschlossen, und die Arbeiten des Stabes von Gelehrten, den der weitblickende Feldherr mit dorthin genommen hatte, gesammelt in der von 1809 bis 1813 in Paris erschienenen "Description de l'Egypte", bildeten die Grundlage der modernen Aegyptologie. Mit Hilfe der während jener Expedition zufällig aufgefundenen „Tafel von Rosette", einer dreisprachigen (in ägyptischer Bilderschrift, in

kursiver, sogenannter demotischer und in griechischer Schrift) steinernen Urkunde, gelang 1819 dem Franzosen Champollion die lange vergeblich angestrebte Entzifferung der Hieroglyphen. Zu eigentlichen Ausgrabungen kam es, von der Freilegung der großen Sphinx bei Gizeh abgesehen, aber erst 1837 durch die Engländer Howard Vyse und Perring bei den Pyramiden von Gizeh. Von 1842 bis 1845 führte der verdienstvolle Aegyptologe Richard Lepsius eine preußische Expedition nach Aegypten, deren Arbeiten auf den Gräberfeldern von Gizeh und Sakkarah den ersten Aufschluß über die älteren Grabanlagen gaben; sie eröffnete ferner die Ausgrabungen auf der ungeheuren Trümmerstätte des hundertthorigen Thebens (Luxor und Karnak). Nachdem der französische Aegyptologe Mariette (gestorben 1881) das Museum in Bulak begründet hatte und von 1858 an mit der Leitung der Ausgrabungen betraut worden war, die nach seinem Tode zuerst G. Maspero und dann de Morgan übernahmen, hat eine planmäßige Erforschung der ägyptischen Trümmerhügel und Ruinenstätten großartige Ergebnisse geliefert. Die Arbeiten des in England gegründeten "Egypt Exploration Fund" förderten in Desûk, dem alten Naukratis, erstmals das Bild einer hellenistischen Handelsstadt mit ihren Straßen, Tempeln und Faktoreien zu Tage. In anderen Ruinenstädten des Deltas (Tanis, Bubastis, Tell-el-Maschuta u. s. w.) lieferten die Ausgrabungen wichtige Aufschlüsse über altägyptische Geschichte und Geographie. Auch die privaten Ausgrabungen des Engländers Flinders Petrie und anderer Forscher brachten besonders in der Landschaft Fajun, auf dem Totenfelde von Memphis und innerhalb des Stadtgebietes von El Amarna in Mittelägypten bedeutungsvolle archäologische Ergebnisse. Außer den bereits Genannten haben sich Naville, Grébaut, Griffith und H. Brugsch um die Erschließung der Reste ägyptischen Alterthums hohe Verdienste erworben; für die Entzifferung der Inschriften leisteten neben Lepsius und Brugsch namentlich Dümichen und Ebers Hervorragendes. Ein besonders glückliches Ergebniß in neuerer Zeit waren die Mumienfunde bei Der-el-Bahri. Die dort entdeckten 163 Mumien von Priestern und Priesterinnen des Ammon gaben den am Museum in Bulak angestellten Gelehrten Arbeit auf Jahre hinaus. Jede davon lieferte

Richard Lepsius.

Heinrich Brugsch.

Die Enthüllung der Mumie eines Hohenpriesters im Museum von Bulak bei Kairo.

Aufschlüsse für die altägyptische Geschichte, da ihr stets eine Papyrusrolle beigegeben war, und auch die umhüllenden Binden oft Inschriften trugen. Für die altägyptische Zeit war auch von hoher Wichtigkeit die vorausgegangene Auffindung der Königsgräber der 19. Dynastie in Theben mit ihren zum Theil vorzüglich konservierten Mumien, von denen die durch Maspero 1886 enthüllte Mumie Ramses' II. die Züge des vor 3000 Jahren verstorbenen Herrschers, welcher mit dem Pharao der Bibel zu Moses Zeit identisch ist, vortrefflich bewahrt hat. Eine Reihe von Gelehrten sind gegenwärtig mit weiteren Ausgrabungen beschäftigt. So Grenfell und Hunt, welche auf Kosten unsrer Yale-Universität planmäßige Ausgrabungen in der Gegend Urumel Baragat, 3 Meilen südlich von Tutum, dem alten Teptunis, vornehmen und bereits die Ruinen eines Tempels des Krokodilgottes Sebek und eines großen Kirchhofes von mehreren Tausend Krokodilmumien nebst Hunderten von Papyrusrollen gefunden haben.

Gehen wir über zu Mesopotamien, so gelang zwar schon 1802 dem Göttinger Gymnasiallehrer Ger. Friedr. Grotefend die Entzifferung der assyrischen Keilschrift, allein erst in den vierziger Jahren kam es zu eigentlichen Ausgrabungen. Nachdem der Engländer James Rich, Beamter der englisch-indischen Kompagnie zu Bagdad, im Jahre 1820 auf die in Schutthügeln verborgenen Trümmerstätten des alten Babylon und Ninive aufmerksam gemacht hatte, gelang es im Jahre 1843 dem französischen Konsul in Mosul, der Handelsstadt auf dem rechten Ufer des Tigris, Emil Botta, und seinem Nachfolger Viktor Place (1852), im Dorfe Khorsabad, vier Stunden nördlich von Mosul, eine Ruine aufzudecken, die sich als der Palast Sargons (8. Jahrhundert v. Chr.) herausstellte, eines assyrischen Herrschers, der bis dahin nur aus einer einzigen Notiz des alten Testaments bekannt war. Dem französischen Beispiel folgten die Engländer bald nach. Im Jahre 1845 begann Henry Layard, später Botschafter in Konstantinopel, zusammen mit dem ortskundigen Hormuzd Rassam in Nimrud, einige Kilometer südlich von Ninive, zu graben und entdeckte den Nordwestpalast Salmanassars I., die Paläste Asurnazirpals, des biblischen Tiglathpileser, und Asarhaddons mit einer Menge von Bild- und Schriftwerken. Noch großartiger war sein Gewinn aus dem gewaltigen Trümmerhügel Kujundschick, wo er im Jahre 1849 zu arbeiten begann; hier kam der Prachtbau Sanheribs (705 v. Chr. Geb.) mit 71 Gemächern, Galerien und Hallen ans Licht, geschmückt mit zahllosen Reliefs, die die Thaten des Königs vor Augen führen. Die werthvollsten Schätze lieferte an derselben Stelle der Palast Asurbanipals, des griechischen Sardanapal, den Rassam im Jahre 1854 ausgrub. Er enthielt die zahllosen Bruchstücke von Thontäfelchen mit Keilschrifttexten, die die Bücher- und Urkundensammlung des Königs ausmachten. Damit war ein großer Theil der ältesten und älteren babylonischen Literatur gewonnen: Geschichtswerke, Chronologien, Psalmen, Epen, Mythen, astronomische und magische Werke, Briefe von auswärtigen Königen und Feldherren. Mit der Bearbeitung dieser in das britische Museum gewanderten Schätze war u. a. Georg Smith betraut, der in den siebziger Jahren selbst dreimal Ausgrabungen in Ninive eigens zu dem Zwecke der Vermehrung der

keilschriftlichen Literatur anstellte. Reiche Ausbeute an Thontäfelchen brachten auch die Expeditionen unter Fresnel und Oppert (1851—54) und unter Loftus und Taylor (1853—55).

In weit ältere Epochen der babylonischen Kultur führten die Ausgrabungen zurück, die der französische Konsul E. de Sarzec seit 1875 auf der südbabylonischen Ruinenstätte Telloh unternommen hat. Die dort gefundenen neun Dioritstatuen der alten Priesterkönige der Stadt Lagasch, Ur-Bau und Gudea mit Namen, stammen aus einer Zeit, die lange vor dem babylonischen Könige Hammurabi und dem alttestamentlichen Abraham

Das Löwenthor in Mykenä.

liegt, und gehören der vorsemitischen, sumerischen Bevölkerung an, von der die Semiten die wichtigsten Kulturerrungenschaften, auch die Schrift, überkamen. An der Ruinenstätte von Abu Habba traf Rassam im Jahre 1881 auf eine der ältesten babylonischen Städte, Sippar, mit dem Tempel des Sonnengottes; aus dessen Tempelarchiv stammt eine Unmasse von Keilschrifttäfelchen, die in die europäischen Museen zerstreut worden sind; darunter auch ein Thoncylinder, der authentische Kunde von älteren Epochen giebt und den sagenhaften König Sargon I. in den Anfang des 4. Jahrtausends zu setzen gestattet. Solche fabelhaften, chronologischen Ansätze wurden durch die, im Auftrage der Universität von Pennsylvanien unternommenen exakten Ausgrabungen von Peters, Hilprecht und Haynes auf der uralten

Stätte des mittelbabylonischen Nippur (seit 1886) bestätigt. Sie fanden eins der allerältesten Heiligthümer auf Erden, den Tempel des großen Bel, mit überaus reichen Archiven des Sargon I. und der kossäischen Könige sowie einer vollständigen Tempelbibliothek und konnten vermöge einer genauen Beobachtung und Bestimmung der Erdschichten in eine Epoche zurückgehen, die Jahrtausende jenseits vor Christi Geburt liegt. Beachtenswerth sind im Orient noch die Ausgrabungen, die der Franzose Marcel Dieulafoy auf der Akropolis von Susa in Persien, der Winterresidenz der Achämenidenkönige, in den achtziger Jahren für das Louvre-Museum unternommen hat. Ebenso die Ausgrabungen, welche die englische und die deutsche Gesellschaft zur Erforschung Palästinas in Jerusalem vornehmen lassen und die schon hochinteressanten Ruinen des Palastes des Herodes u. s. w. bloßlegten.

Nicht minder Großes ist seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts für die Erforschung und Ausgrabung der antiken Monumente Griechenlands und Vorder-Kleinasiens geleistet worden. Dabei kamen die Griechen der wissenschaftlichen Arbeit der fremden Nationen mit dankenswerther Duldung entgegen. Unter sich selbst gründeten sie im Jahre 1837 die griechische archäologische Gesellschaft, die besonders in den letzten beiden Jahrzehnten eine segensreiche Thätigkeit entfaltet hat. Dann folgten in den 80er Jahren nacheinander die französische, die deutsche, die amerikanische und die englische Schule in Athen. In einem Zeitraum von etwa 50 Jahren konnte durch die Arbeiten des Architekten L. Klenze (1834), des verdienstvollen Archäologen Ludwig Roß im Verein mit den Architekten Schaubert und Hansen (1834—36), ferner von Beulé (1851/52), K. Böttticher (1862) und R. Bohn (1880) ein klares Bild von dem Zustande der Akropolis in der Blüthezeit des Perikles (5. Jahrh. v. Chr. Geb.) gegeben werden.

Heinrich Schliemann.

Inzwischen war über die um 1000 Jahre ältere Kulturepoche Griechenlands, über die Zeiten der von Homer besungenen Helden und Heroen durch die Aufdeckung der Königsgräber in Mykenä in der Landschaft Argolis, die der aufopfernden Hingabe und dem fast kindlichen Glauben eines Privatmannes, Heinrich Schliemann (1822—90), zu verdanken ist (1876), ein unerwartetes Licht verbreitet worden. Durch die folgenden Ausgrabungen Schliemanns in dem Kuppelgrabe von Orchomenos in Böotien (1880/81) und auf dem Burgberge von Tiryns in der Argolis (1884/85), durch die ergänzenden Arbeiten der griechischen archäologischen Gesellschaft in Mykenä (1886), durch Tsuntas' glückliche Funde in dem Kuppelgrabe von Amyklä (Vafio) bei Sparta (1889/91) ist uns die mykenische Kultur mit ihren gewaltigen Burgbauten, ihren Häuser- und Grabanlagen, mit ihren staunenswerthen Artefakten von Gold, Silber und Bronze, von Elfenbein und Stein, von Thon und Glas bekannt geworden.

Außerhalb Athens hatte man bereits begonnen, sein Augenmerk auf die Kultusstätten zu richten, wo die bedeutendsten hellenischen Gottheiten Jahrhunderte hindurch Verehrung genossen. Schon die französische Expedition auf Morea (1828—31) hatte einige flüchtige Nachgrabungen am Zeustempel zu Olympia vorgenommen. Im Jahre 1873 begann die französische Schule auf der Insel Delos, der mythischen Geburtsstätte des Apollon und der Artemis, mit der Ausgrabung des Tempelbezirks und dehnte ihre Arbeiten in neuester Zeit auf die Hafenanlagen des Eilandes aus. Olympia, das älteste Heiligthum des olympischen Zeus, den Nationalfestplatz der Hellenen, wo seit 776 v. Chr. Geb. bis 394 n. Chr. Geb. regelmäßig die Festspiele zu

Ausgrabungs-Arbeiten an der Burgmauer von Troja.

Ehren des Gottes stattfanden, in seinem ganzen Umfange aufzudecken, blieb dem neu gegründeten deutschen Reiche vorbehalten. Auf Anregung des großen Philhellenen Ernst Curtius und unter seiner und Fr. Adlers Oberleitung wurde das große Werk in sechs Winterkampagnen (1875—81) vollbracht. Von anderen größeren Kultstätten erwähnen wir nur kurz das Heiligthum des Heilgottes Asklepios zu Epidauros und das den Mysterien gewidmete Heiligthum der Demeter zu Eleusis, mit deren Ausgrabung seit 1881 die griechische archäologische Gesellschaft sich unermeßliche Verdienste um die Wissenschaft erworben hat. Von ähnlicher Bedeutung, wie Olympia verspricht die Orakelstätte des Apollo zu Delphi zu werden, wo seit 1891 die französische Schule unter Homelle gräbt.

In Kleinasien waren des bereits erwähnten Schliemann Arbeiten epochemachend. Nach harter, arbeitsamer Jugend hatte er sich durch Fleiß und Umsicht als Großkaufmann in Petersburg ein großes Vermögen erworben, um es, von 1865 an, einem von jeher beharrlich festgehaltenen idealen Gedanken folgend, ganz in den Dienst der Wissenschaft zu stellen und unter steter Vervollkommnung seines Wissens die höchsten Ziele archäologischer Forschung zu erreichen. Mit der Idee, zunächst die von Homer besungene Burg und Stadt des Priamos, Troja, auszugraben, kam er im Jahre 1868 nach Troas und setzte im April 1870 zum ersten Male den Spaten auf dem Hügel von Hissarlik, der Ruinenstätte des griechisch-römischen Ilion, ein.

Athena-Gruppe vom großen Altar zu Pergamon. (Nach dem Original im Museum zu Berlin).

Anfangs wegen seiner als dilettantisch gebrandmarkten Idee vielfach verspottet, darf er jetzt die Anerkennung beanspruchen, die ihm gebührt: es ist ihm wirklich gelungen, die Stelle des homerischen Troja wiederzufinden. Freilich sah er noch irrthümlicherweise die zweitunterste der neun übereinanderliegenden Ansiedelungen als das homerische Troja an. Es war ihm nicht vergönnt, diesen Irrthum selbst aufzuklären, die homerische Burg von Troja mit eigenen Augen zu sehen. Nach seinem Tode (1890) setzte sein Arbeitsgenosse W. Dörpfeld in zwei Kampagnen (1893 und 1894) die Arbeiten fort und brachte sie zu einem vorläufigen Abschluß. Es ist nunmehr erwiesen, daß die VI. Ansiedelung das Recht hat, als diejenige zu gelten, an welche die homerischen Gesänge anknüpfen. Sie gehört derselben Zeit an, in der auch Mykenä, die Burg des Agamemnon, ihre Blüthe erlebte.

Einen gewaltigen Vorstoß in der Erforschung der jüngeren Epochen, der nachalexandrinischen Blütheperiode Kleinasiens, bezeichnen sodann die Ausgrabungen, die in Pergamon die preußische Regierung seit 1878 unter der Leitung von A. Conze und K. Humann, sowie unter der technischen Beihilfe von R. Bohn unternommen hat. Zum ersten Male bekamen wir eine Anschauung von einer Königsburg der Diadochenzeit, der auch die ersten römischen Kaiser ihre Fürsorge zuwandten. Die aufgefundenen Skulpturen, besonders die Hochreliefs von dem großen Altarbau des Königs Eumenes II.

Das Forum Romanum zu Rom.

(197—159 v. Chr. Geb.) mit der Darstellung des Kampfes der himmlischen Götter und des Riesengeschlechtes der Giganten sind für die Kulturgeschichte jener Zeit hoch wichtig. Weitere Ausgrabungen werden gegenwärtig in Priene, im alten Milet, auf dem Vorgebirge Sunion (Poseidon-Tempel), auf Aegina (Aphaia-Tempel), und in Ephesos gemacht, in welch letzterm schon in den sechziger Jahren Wood den alten Artemis-Diana-Tempel aufgefunden hatte. Ebenso auf der Insel Kreta, wo Evans im alten Knossos den Palast des Königs Minos und das Labyrinth des Minotauros entdeckt hat, jenes menschenfressenden Ungethüms, welches Theseus der Sage nach mit Hülfe der Ariadne (Ariadnefaden) überwältigte.

In Italien, wo, wie schon bemerkt, die pompejanischen Ausgrabungen weiter gefördert werden, wurden außerdem in den letzten Jahrzehnten zahlreiche Funde in dem alten Etrurien und Großgriechenland, in Unteritalien, auf Sizilien u. s. w. gemacht. In Rom sind die auf Kosten der italienischen Regierung betriebenen Ausgrabungen auf dem römischen Forum, dem Palatinischen Berge und dem Esquilin zu erwähnen. Ferner ist, um nur noch einige der wichtigsten Stätten hervorzuheben, der Spaten rastlos thätig gewesen in Südrußland, in Nord-Afrika, in Bosnien und der Herzegowina.

In Amerika, und zwar zunächst in unsern Ver. Staaten, wurden von Squier und Andern die Mounds, jene Riesenerwerke, die wir in Form von Thieren in Wisconsin, Michigan, Jowa, Missouri, als Festungen und Tempelberge in Ohio, Illinois (bei Cahokia) u. s. w. finden, aufgegraben und eine Menge Gegenstände wie Geräthe, Pfeifen vorgefunden. Ebenso hat man die merkwürdigen Felsenwohnungen der Cliff-Dwellers in Arizona und Neu-Mexiko durchforscht. Ganz besonders aber hat man in Mexiko und Zentralamerika Ausgrabungen vorgenommen und die Bau- und sonstigen Kulturreste der Tolteken, Azteken gefunden. Hochverdient machte sich der Deutsch-Amerikaner Adolf Bandelier. Ebenso wurden in den Hochländern von Peru, Bolivia und Quito, d. h. dem alten Reiche der Incas, umfassende Ausgrabungen vorgenommen und eine Menge Geräthe, Bauten, auch Mumien aufgefunden.

Hand in Hand endlich mit diesen Ausgrabungen in nahezu allen Welttheilen geht das Streben, sich über prähistorische Zeiten mit dem Spaten in der Hand Aufschluß zu verschaffen. Diesem Streben verdanken wir die Auffindung und genaue Untersuchung der sog. Pfahlbauten, von welchen man noch vor 50 Jahren eine nur sehr verworrene Vorstellung hatte. Erst die im Jahre 1853 im Züricher See (Schweiz) vorgenommenen Ausgrabungen ergaben die Auffindung einer Menge von in den See eingegrabenen Pfählen mit dazwischen liegenden Waffen, Geräthen ꝛc. ꝛc. Man schloß daraus, daß man es hier mit menschlichen Ansiedelungen der prähistorischen Zeit zu thun habe, die zum Schutz vor Feinden und wilden Thieren so weit in das Wasser vorgeschoben sind, wie man Aehnliches noch heute bei den Papua auf Neu-Guinea antrifft. Schon in den nächsten 13 Jahren nahmen die Funde derartige Dimensionen an, daß man im Züricher See mehr als 200 gesonderter Pfahldörfer zählte. Die Ausdehnung dieser Pfahldörfer ist eine sehr bedeutende; man findet darunter welche, deren Ausdehnung bis 6000 Quadratmeter beträgt. Im Neuenburgersee wurden neuerdings Pfahlbauten aufgefunden, die Raum für mehr als 5000 Einwohner boten. Die gemachten Funde erlauben uns zweierlei Pfahlbauten zu unterscheiden: erstens Pfahlbauten im engeren Sinn, wo das betreffende Wohnhaus auf in den Seeboden eingerammten Pfählen ruhte; zweitens sogenannte Packbauten, wo der Zwischenraum zwischen den Pfählen mit Erde, Steinen und Aehnlichem ausgefüllt war. Die Hütten selbst waren von Holz und Lehm und bestanden zumeist nur aus einem einzigen Gemach. Eine einzige bisher, zu Schussenried in Oberschwaben, aufgefundene Pfahlbaute zeigt uns den Luxus zweier Ge-

mächer, wovon eines nach dem aus rohen Steinen verfertigten Herd als Küche zu erkennen ist.

Die Funde der prähistorischen Zeit geben uns nicht nur über die Kultur unserer Vorfahren Aufschluß, sondern auch über die zu ihrer Zeit herrschende Flora und Fauna. Diese wurden von den schweizer Gelehrten Rütimeyer und Heer untersucht und es zeigte sich, daß eine Menge von Thieren, die zu jener Zeit existiert haben, wie beispielsweise das Torfschwein u. a. heute nicht mehr vorhanden sind. Ferner wurden Pflanzen gefunden, die mit Rücksicht auf das Klima in der Schweiz nicht ihren Ursprung haben konnten und daher auf eine Handelsverbindung mit dem Süden schließen lassen. Aber nicht nur in der Steinzeit, sondern auch im Kupfer- und Bronzezeitalter stoßen wir noch auf Pfahlbauten, nach deren Einrichtung man den Kulturfortschritt bemessen kann. Einen besonders eingehenden Aufschluß über die Kultur des Bronzezeitalters giebt uns das große Grabfeld bei Hallstatt in Oberösterreich, welches noch immer eine reiche Fundgrube für den Kulturhistoriker bildet. Sonderbar ist es, daß alle die in diesem Kapitel besprochenen Dinge seit Jahrhunderten förmlich auf der Straße liegen und sich kein Gelehrter gefunden hat, der daran Interesse genommen hätte. Darin liegt aber der große Unterschied zwischen den früheren Jahrhunderten und jetzt, daß dasjenige, was gefunden und ausgestellt wird, nicht ein Schaustück für Kinder sein soll, sondern wir trachten daraus für unsere Zeiten praktischen Nutzen zu ziehen und so manche technische Vervollkommnung, die uns über die Kultur früherer Zeiten etwas geringschätzig denken läßt, hat ihre Wurzel in einer Zeit, der wir nur noch mit Hilfe der Ausgrabungen wissenschaftlicher Rekonstruktionen beikommen können.

7. Innere Entwicklung der Staaten.

a. Rechtsentwicklung und Gesetzgebung. — Strafgesetzgebung und Gefängnißwesen. — Polizei. — Völkerrecht. — Statistik, Versicherungswesen und Arbeiterschutz.

Entwicklung der Rechtswissenschaft durch Ihering, Gneist u. a. — Schaffung neuer Rechtsverhältnisse im neuen deutschen Reiche. — Das Strafrecht. — Lombroso's Auffassung. — Gefängnißwesen. — Polizei. — Kriminalpolizei. — Bertillon's Anthropometrie. — Völkerrecht. — Bluntschli, Holtzendorff. — Verzeichniß der wichtigsten internationalen Staatsverträge und Konventionen. — Ergebnisse. — Die Genfer Konvention. — Der Verein des rothen Kreuzes. Konventionen in handelspolitischem, sowie gewerblichem, technischem, literarischem und artistischem Interesse. — Verträge zur Förderung und Erleichterung des Verkehrs. — Weltpostvertrag. — Die Abrüstungs-Konferenz im Haag. — Entwicklung der Statistik. — Moral- und Kriminalstatistik. — Versicherungswesen. — Schutz gegen die Folgen von Unfall und Krankheit. — Arbeiterschutz im engeren Sinn. — Deutschland an der Spitze. — Die übrigen Länder. — Arbeiterwohnungsfrage. — Schutz gegen Arbeitslosigkeit. — Arbeiterkolonien des Pastors v. Bodelschwingh. — Arbeitslosen-Versicherung.

Auf dem Gebiete der Rechtspflege und Gesetzgebung, wo wie wir Bd. I, S. 392—94 sahen, der berühmte Jurist Savigny gegenüber der, am Anfang des Jahrhundert so beliebten naturrechtlichen Auffassung das gemeine römische und deutsche Recht wieder zur Geltung gebracht, wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Sinne Savignys tüchtig weitergearbeitet. An erster Stelle verdient genannt zu werden Rudolf v. Ihering († 1892), der berühmte Rechtsphilosoph, dessen beide, leider unvollendet gebliebenen Hauptwerke „Geist des römischen Rechts" und „Zweck im Recht" epochemachend wirkten. Als weitere hervorragende Rechtshistoriker sind zu nennen Bruns, Dernburg, Kohler. Hochverdient machte sich ferner Rudolf v. Gneist, dessen Arbeiten über englisches Verfassungs- und Verwaltungsrecht alles selbst in England auf diesem Gebiet geleistete in den Schatten gestellt haben; er wurde der geistige Urheber der großen preußischen Verwaltungsreform der siebziger Jahre.

Es ist natürlich, schon aus räumlichen Rücksichten, hier ausgeschlossen, alle die Wandlungen und Fortschritte von Rechtspflege und Gesetzgebung bei

den verschiedenen Kulturvölkern im Einzelnen zu verfolgen und darzulegen, wie der überlieferte Rechtsstoff im Laufe des Jahrhunderts mit neuen Gedanken durchdrungen wurde und das Rechtssystem an die vollständig umgestalteten staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse sich angepaßt hat. Dagegen sei ein kurzer Blick geworfen auf den gegenwärtigen Stand im Deutschen Reiche, dessen Gründung zum Theil ganz neue Rechtsverhältnisse geschaffen hat. Die Gesetzgebung wird ausgeübt durch Bundesrath und Reichstag, in den Einzelstaaten durch den betreffenden Monarchen und die Volksvertretung. Der deutsche Kaiser als solcher ist ein Faktor der Gesetzgebung; er hat die von Bundestag und Reichstag angenommenen Gesetze zu sanktionieren und zu veröffentlichen, besitzt also kein Veto. Ein Reichsgesetz beruht entweder auf der Initiative des Reichstags, eines Bundesstaates oder des Kaisers.

Rud. von Ihering.

An der Spitze der Rechtspflege im Reiche steht das Reichsjustizamt in Berlin. Die deutschen Gerichte umfassen die Amtsgerichte, bei denen auch die Schöffengerichte gebildet werden; die Landgerichte, in Zivilkammern und Strafkammern zerfallend, während für Handelssachen nach Bedarf Kammern bestehen und periodisch für Aburtheilung der schwersten Verbrechen Schwurgerichte zusammentreten; ferner die in Zivil- und Strafsenate zerfallenden Oberlandesgerichte und endlich das Reichsgericht in Leipzig, den höchsten Gerichtshof des Reiches für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten und für Strafsachen. In Bayern besteht noch das oberste Landesgericht, zuständig für Entscheidung der Revision gegen Urtheile der bayerischen Oberlandesgerichte in der Berufungsinstanz. Außer diesen ordentlichen Gerichten sind Sondergerichte vorhanden, insbesondere Gewerbegerichte für die Streitigkeiten gewerblicher Arbeiter mit ihren Arbeitgebern, Schiedsgerichte der Unfall-, Alters- und Invaliditätsversicherung, Rheinschifffahrts- und Elbzollgerichte, Gemeindegerichte und Militärgerichte. Ein Tag von höchster Bedeutung für das deutsche Rechtswesen war der 1. Januar 1900, an dem die Vollendung der deutschen Rechtseinheit zur Thatsache wurde durch das Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich, des Handelsgesetzbuchs vom 10. Mai 1897 und der übrigen zum Zweck der Kodifikation erlassenen Gesetze. Seitdem erst umfaßt alle im Reich geeinten Stämme

Rud. von Gneist.

ein gemeinsames bürgerliches Recht. Schon vorher hatten die Reichsjustizgesetze ein gleichmäßiges Verfahren in Zivilprozeßsachen, Konkurssachen und Strafsachen eingeführt. Ferner brachte das Deutsche Reich die Einheitlichkeit des materiellen Rechts, über das die Gerichte zu urtheilen haben, auf dem Gebiete des Strafrechts und auf einzelnen Gebieten des bürgerlichen Rechts, namentlich für das Patentwesen, den Musterschutz und das Urheberrecht. Handelsgesetzgebung und Wechselordnung wurden formell Reichsrecht, somit der Abänderung der Einzelgesetzgebung entrückt.

Auf keinem Rechtsgebiete hat das 19. Jahrhundert und der ihm eigene kritische, alles zersetzende Geist eine so tiefgreifende Bewegung erzeugt, wie in der Strafrechtswissenschaft. Die schon am Ende des 18. Jahrhunderts begonnene Entwicklung zu einer weitgehenden Humanisierung, die Beseitigung der vielfach barbarischen Leibes- und Lebensstrafen wurde fortgesetzt. Die Todesstrafe wurde in manchen Staaten abgeschafft, so in Belgien und Italien, und in den übrigen nur für die schwersten Verbrechen gegen das Leben beibehalten. Im Jahre 1876 erschien in Italien ein Werk „L'Uomo delinquente" (Der Verbrecher), welches den Irrenarzt Cesare Lombroso zum Verfasser hatte. Dieses Buch erregte weit und breit das lebhafteste Aufsehen, weil darin behauptet wurde, daß der Verbrecher aus dem Kreise der übrigen Menschen als besonderer Typus hervortrete, an bestimmten körperlichen Merkmalen erkennbar sei, und vermöge der ihm anhaftenden Eigenschaften mit Naturnothwendigkeit gedrängt werde. Aus dieser Lehre wurde geschlossen, daß von einer Bestrafung des „moralisch Irren", des Verbrechers, fürderhin nicht mehr die Rede sein könne; man müsse sich beschränken, zum Schutze der Gesellschaft die erforderlichen Maßnahmen der Unschädlichmachung solcher gemeingefährlich kranken Individuen zu ergreifen. In Italien fand diese Lombroso'sche Lehre begeisterte Aufnahme und führte zur Gründung der sog. positiv-anthropologischen Schule, deren Hauptvertreter Enrico Ferri und Garofalo sind. Die Mehrzahl der Kriminalisten aber standen ihr skeptisch gegenüber. Sie bezeichnen das Verbrechen als eine soziale Erscheinung und fordern seine Bekämpfung im Zusammenhang mit allen Mitteln zur Hebung der sozialen Zustände. Diese Anschauung ist insbesondere vertreten in der „Internationalen Kriminalistischen Vereinigung", die in Deutschland in Franz v. Liszt ihren Führer hat und der sich eine große Reihe von Kriminalisten, Aerzten, Geistlichen, Strafanstaltsbeamten u. s. w. aller Länder angeschlossen haben.

Cesare Lombroso.

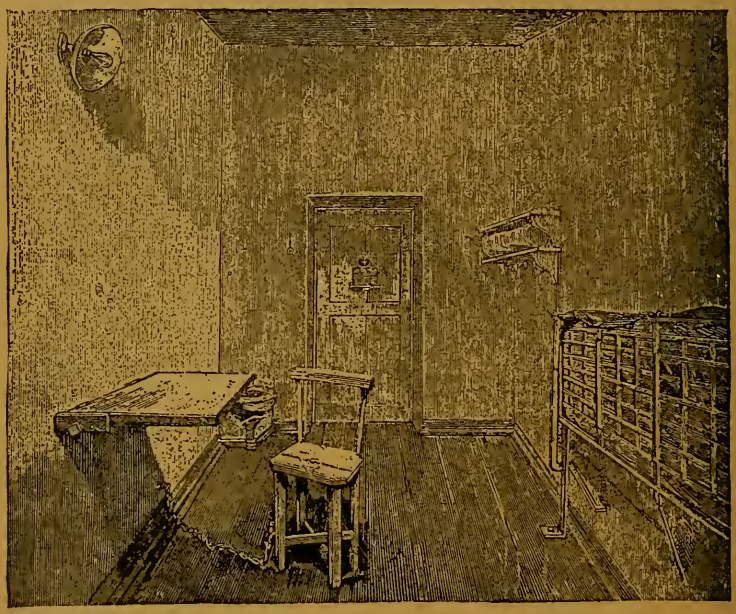
Was die Strafgesetzgebung anbetrifft, so hat zuerst Ita-

lien den Versuch gemacht, den in der Luft schwebenden Reformideen gesetzgeberische Gestaltung zu geben. Der unter den Auspizien des hervorragenden Kriminalisten Carrara im Jahre 1889 gegebene Codice penale ist ein Spiegelbild des Standpunktes der Strafrechtswissenschaft am Ende des 19. Jahrhunderts. Andere Länder zögern indeß noch, eine Revision der Strafgesetzbücher vorzunehmen, und es bleibt dem 20. Jahrhundert vorbehalten, eine solche Revision auszuführen.

Hand in Hand mit so tiefgreifenden Reformversuchen auf dem Gebiete der Strafrechtswissenschaft gingen Reformen auf dem Gebiet des Gefängnißwesens. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts kam bekanntlich das sog. „pennsylvanische System" auf, wo der Verurtheilte Tag und Nacht in Einzelhaft gehalten wird, ohne seine Mitgefangenen zu sehen und seine Zelle je zu verlassen. Daneben herrschte auch das sog. „Silent-System", wie es in Auburn im Staate New York zur Anwendung kam; hier durften die Gefangenen, um nicht, wie es bei dem pennsylvanischen System häufig der Fall war, vollständig apathisch zu werden und hie und da sogar den Gebrauch der Sprache zu verlieren, in gemeinsamen Sälen arbeiten und wenn auch nicht mit den Mitgefangenen, so doch mit dem Gefängnißpersonal und dem Geistlichen reden. In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wichen diese beiden Systeme dem sog. „Progressiv-System", welches speziell bei Verbrechern angewendet wurde, die zu langen Freiheitsstrafen verurtheilt waren. Dieses System ist das erste, welches gewisse praktische Zwecke verfolgt und zwar hauptsächlich denjenigen, den Verbrecher allmählich wieder zu einem brauchbaren Gliede der menschlichen Gesellschaft zu machen. Es zerfällt in drei Hauptabtheilungen: erstens in eine strenge neunmonatliche Isolierhaft, welche dem Aufsichtspersonal dazu dienen soll, die Individualität des Inhaftierten genau kennen zu lernen; dann gemeinsame Arbeit und drittens bedingte Entlassung auf Widerruf (ticket of leave). Dieses System wurde zuerst von dem englischen Kapitän Maconchie auf der Insel Nordfolk in der Weise eingeführt, daß er die Strafdauer in eine Anzahl von Normalarbeitstagen vertheilte und diese Zahl in Arbeitspensen abverdienen ließ und damit dem Verbrecher die Möglichkeit gab, durch großen Fleiß und Ausdauer seine Strafdauer abzukürzen. Es wird hierzulande allgemein gebraucht. In Irland wurde zwischen der gemeinsamen Arbeit und der bedingten Entlassung noch eine sogenannte Zwischenanstalt eingeschoben, welche dem Sträfling ein größeres Maß von Bewegungsfreiheit einräumt, ihm seine Sträflingskleidung nimmt, hie und da aus der Anstalt beurlaubt und auf diese Weise ihn, gleichsam einem Rekonvaleszenten, der gewöhnlichen Lebensweise langsam und allmählich zuführt.

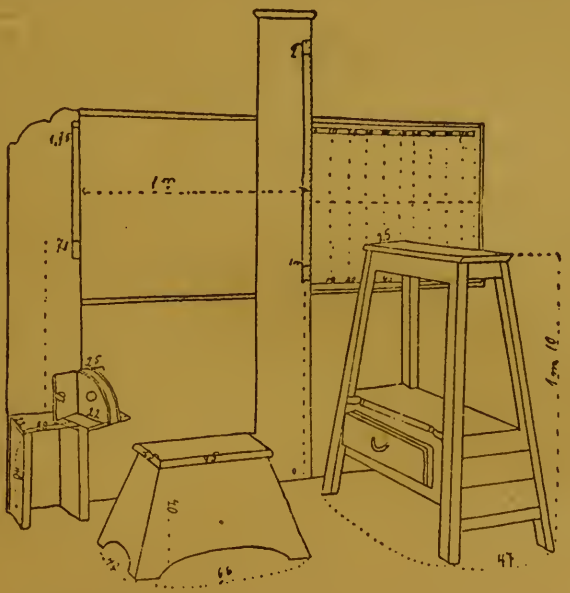
Die verschiedenen Systeme sind heute nicht mehr so streng von einander geschieden wie früher, und werden in denselben Anstalten verschieden angewendet. Dort, wo es sich um eine Besserung des Verbrechers handelt, wird man das Progressivsystem anwenden, während sehr oft rückfällige Verbrecher, welche nur geeignet sind, einen verderblichen Einfluß auf ihre Genossen auszuüben, selbstverständlich in Zellenhaft gehalten werden. Solche Zellengefängnisse werden heutzutage zumeist nach dem Zentral- oder panoptischen

System gebaut, wo man von einem einzigen Punkt aus sämmtliche Zellen sehen kann, und das Entweichen der Inhaftierten sehr schwer, wenn nicht unmöglich gemacht wird. Bei Verbrechern endlich, welche zu lebenslänglicher Strafe verurtheilt sind, ist es müßig, sich über das System zu verbreiten; da es sich hier um die Isolierung eines schädlichen Mitgliedes der menschlichen Gesellschaft handelt, wird jedes System gut sein, das dem Staate keine zu großen Opfer auferlegt. Einer der wichtigsten Faktoren jedoch, welcher einen integrierenden Bestandtheil des Gefängnißwesens bildet, ist die Gefängnißhygieine. Diese ist um so wichtiger, je kürzer die Strafe ist, die der Verbrecher zu verbüßen hat. Es kann unmöglich im Interesse des Staates liegen, seine Gefangenen in einer solchen Weise zu behandeln, daß sie nach längerem Verbleiben im Gefängniß derartig Schaden an ihrer Gesundheit nehmen, daß sie dann erwerbsunfähig werden, und demselben Staate, der sie bessern, also zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft machen wollte, wieder zur Last fallen. Die neueren Gefängnisse sind daher mit allem erdenklichen, mit dem Begriff einer Strafe zu vereinbarenden Komfort ausgestattet, mit genügend Luft und Licht in allen Zellen, und zwischen den einzelnen Gefängnißgebäuden liegen geräumige Höfe, in denen die Gefangenen täglich mindestens eine Stunde lang Bewegung machen müssen, welche ihren Zirkulations- und Verdauungsapparat in Thätigkeit erhalten.



Eine moderne Gefängnißzelle.

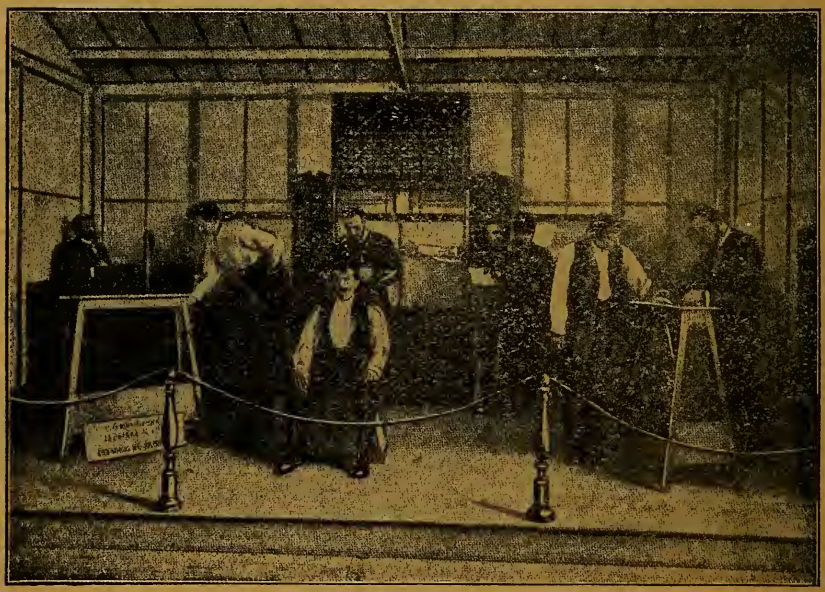
Bahnbrechend für das Gefängnißwesen und seine Entwicklung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert wurde, und zwar nicht nur für unser Land, sondern auch für die übrigen Kulturländer, die im Jahre 1870 ins Leben gerufene „National Prison Association", und die 1873 gegründete „National Conference of Charities and Correction". Beide führten in Verbindung mit der „American Association of Science" die durchgreifende Reform der Strafanstalten ein. Der erste bedeutsame Schritt war die Gründung des „New York State Reformatory" zu Elmira im Jahre 1877, in welchem die Ideen einer Neueintheilung „auf unbestimmte Zeit", der Klassifizirung der Gefangenen je nach ihrer Führung und einer bedingungsweisen Entlassung, ebenfalls basiert auf das Verhalten der Gefangenen während ihrer



Die Vorrichtungen zur Vornahme anthropometrischer Messungen.

Anwesenheit in der Anstalt, durchgeführt wurden. Diese durchgreifende Umgestaltung fand sehr bald Nachahmung in den Staten Massachusetts, Pennsylvania, Ohio, Illinois, Minnesota und Dakota, und es giebt heute kaum mehr viele Staaten der Union, in denen nicht wenigstens die Grundsätze des Elmira „Reformatory" mehr oder minder praktisch zur Grundlage gelangten. Der dem Elmira-System zu Grunde liegende Gedanke hat auch dem sogenannten „Parole-System" als Basis gedient, das zuerst im Jahre 1885 in der Penitentiary von Columbus, O., zur Anwendung gelangte, später auch in Californien, New Jersey und andern Staaten adoptiert wurde. Auch das noch vor 25 Jahren vorherrschende Kontraktsystem als Beschäftigungsmethode für die Insassen der Strafanstalten ist beinahe überall abgeschafft, und es

werden jetzt in den letztern solche Produkte von den Sträflingen hergestellt, welche andernfalls aus der Staatskasse müßten beschafft werden. So werden produziert: Schulbänke, Schulutensilien, Tische, Stühle, Schränke, Office-„Fixtures", Bettstellen, Matratzen, Teppiche, Kleidungsstücke u. dergl. Auch eine Druckerei befindet sich fast in jedem Gefängniß, in welcher neben der „Anstalts-Zeitung" nicht nur der Bedarf an Formularen für die Anstalt selbst und meist auch die Jahresberichte der Direktoren, sondern auch andere staatliche Druckarbeiten hergestellt werden. Große Verbesserungen wurden ferner in Anstalten für jugendliche Verbrecher eingeführt. So giebt es in den Arbeitssälen einer solchen Anstalt in Huntington, Pennsylvanien, elektrische



Polizeibeamte im Messen von Verbrechern begriffen.

Fächer während der heißen Jahreszeit. Im Gefängniß für jugendliche Verbrecher zu Rochester, N. Y., giebt es in der Kapelle Theaterkoulissen; der Altar steht deßhalb auf Schienen, um nach Bedarf entfernt werden zu können. Musikkapellen, oder auch ganze Orchester, zusammengesetzt aus musikalisch begabten Insassen der Anstalt, giebt es in allen Gefängnissen. Es ist sogar vorgekommen, wie z. B. in Westboro, Mass., daß die Knabenkapelle des Gefängnisses für den Zweck eines Festes in der benachbarten Ortschaft ausgeliehen wurde. Auch für gute Bücher wird gesorgt; so umfaßt die Anstaltsbibliothek zu Joliet bei Chicago 16,000 Bände, darunter alle deutschen Klassiker in der Originalsprache. Schulunterricht wird ertheilt, und zwar nicht nur für jugendliche Verbrecher, sondern auch für Erwachsene, meist in den Abendstunden, und die Unterrichtsgegenstände sind meist für ein künftiges

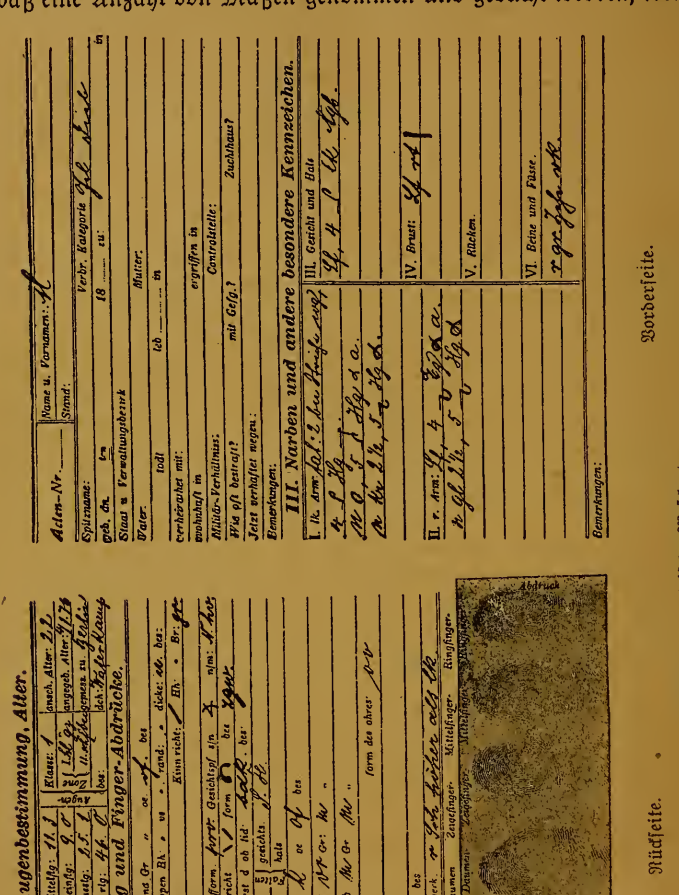
praktisches Leben der Gefangenen außerhalb der Anstaltsmauern berechnet, doch finden auch andere Lehrfächer Berücksichtigung, wie: Verwaltungs- und Gerichtsorganisation, Volkswirthschaft, Physiologie, Anatomie, kaufmännische Buchführung, Stenographie, „Typewriting" u. a. m.

Gehen wir über zum Polizeiwesen, so zerfallen die Aufgaben der Polizei in den modernen Staaten in drei Kategorien: die sog. niedere Polizei, welcher der Gesammtapparat des Schutzes von Leben und Eigenthum, die Ueberwachung des Verkehrs zu Wasser und zu Land, die erste Hülfe bei Unglücksfällen ꝛc. zufällt; dann kommt die Kriminalpolizei, deren Aufgabe darin besteht, Taschen- und Einbruchsdiebstähle zu verhindern oder auf die Diebe zu fahnden, das Ermittlungsverfahren bei Morden zu leiten u. s. w.; endlich die politische Polizei, die indeß nur in absolutistischen Staatswesen wie Rußland von hoher Bedeutung ist. Während man in der ersten Hälfte des Jahrhunderts in Europa den Unterthanenverstand so tief schätzte, daß man es für nothwendig hielt, den Bürger in den kleinsten Punkten zu bevormunden, in seinen geringsten Handlungen zu kontrolieren, gehören heutzutage diesbezügliche Uebergriffe zu den Ausnahmen. Der moderne Polizist oder Schutzmann ist ein beinahe unentbehrliches Requisit der Großstadt. Sehen wir einem solchen zu, wie er an einer Kreuzung von zwei verkehrsreichen Straßen steht, was hat er da nicht alles zu besorgen! Bald ertheilt er bereitwilligst eine Auskunft, bald giebt er ein Zeichen, daß die eine Wagenreihe stehen bleibe, damit die in ihrem rechten Winkel verkehrende vorbeipassieren kann, bald führt er eine ängstliche Frau über den Fahrdamm, bald trägt er ein Kind über die Straße oder bringt eine ohnmächtig Gewordene nach der nächsten Sanitätsstation u. s. w.

Die verschiedenen Arten der anthropometrischen Messung.

Die Arbeit der Kriminalpolizei ist in den letzten Jahrzehnten dadurch schwieriger geworden, daß die Verbrecher sich die Fortschritte der modernen Technik zur Herstellung ihrer Diebeswerkzeuge zu Nutze machen. Auf der andern Seite kommt ihr aber auch dieselbe Technik zu Hülfe. Als die Photographie aufkam, bediente man sich derselben sofort, um zu konstatieren, ob ein Verhafteter schon einmal von der Polizei ergriffen wurde oder nicht. So entstanden die Verbrecheralbums, welche indeß so rasch anwuchsen, daß sie ihren Werth vielfach verloren. Erst der französische Anthropologe Bertillon erfand 1880 eine Methode, die sog. Anthropometrie, mittelst derer

man rückfällige Verbrecher bestimmt erkennen kann. Sein Verfahren besteht darin, daß eine Anzahl von Maßen genommen und gebucht werden, welche sich



bei erwachsenen Personen gar nicht mehr verändern und nur in den allerseltensten Fällen bei zwei Personen die gleichen sind. Die Maße sind: 1.

Körperlänge, 2. Armspannung, 3. Sitzhöhe, 4. Kopflänge, 5. Kopfbreite, 6. Jochbeinbreite, 7. Länge des rechten Ohres, 8. Länge des linken Mittelfingers, 9. Länge des kleinen Fingers, 10. Länge des linken Fußes, 11. Länge des linken Unterarmes, 12. Farbe der Regenbogenhaut. Dieses sind die Hauptmaße, zu denen noch Beschreibung der Stirn, des Mundes, der Kinnrichtung, der Augenbrauen, des Ohrläppchens, des Haares, Fehler, Narben und besondere Kennzeichen kommen. Schon die angegebenen Hauptmaße liefern eine Viertelmillion Permutationen und da diese Zählkarten nach einem ganz bestimmten Prinzip in die Registerkasten eingelegt werden, so ist jeder einzelne Verbrecher in weniger als einer Viertelstunde zu finden. Die Registerkasten sind nämlich nach folgendem Prinzip gebaut: sie enthalten vor Allem drei Längsabtheilungen, welche die verschiedenen Kopflängen repräsentieren und zwar kleine, mittel und große. Die Längsabtheilungen sind wieder jeweilig in drei Querabtheilungen eingetheilt, in welchen nach gleichem Prinzip die Kopflängen eingeordnet sind; diese wiederum in drei Unterabtheilungen, welche nach der Armspannung geordnet sind und in diesen endlich stehen die Kasten mit den Zählkarten. Wird also ein Verbrecher der anthropometrischen Abtheilung vorgeführt, und es handelt sich darum, zu konstatieren, ob er schon einmal gemessen wurde, so werden diese Maße abgenommen und es wird folgendermaßen verfahren: Nehmen wir an, die Kopflänge betrage 21 Zentimeter, welche zu den mittleren gezählt wird. Der Beamte weiß also sofort, daß er bloß in der mittleren Abtheilung des Registerkastens zu suchen hat. Die ermittelte Kopfbreite verweist ihn wiederum auf den unteren Querkasten und endlich die Armspannung auf den äußersten Kasten links. In diesem werden sich aber höchstens 25—30 Karten befinden, aus denen mit Hülfe der aufgeklebten Photographieen der Verbrecher leicht zu ermitteln ist. Dort, wo die Anzahl der Karten eine sehr große ist, können immer neue Unterabtheilungen beispielsweise nach der Länge des Ohres oder des Unterarmes geschaffen werden. Ein ferneres wichtiges Merkmal zur Erkennung bilden die Handabdrücke. Um diese zu gewinnen, wird folgendermaßen verfahren: Eine Zinkplatte wird mit Druckerschwärze eingewalzt, die der Behandlung zu unterwerfende Person legt ihre Hand darauf und dann auf ein weißes Papier. Der Abdruck wird vermittels Schellack fixiert und dann photographisch vergrößert. Bei dieser Gelegenheit kommt die kleinste Narbe, der geringste Stich, der mit dem freien Auge gar nicht sichtbar ist, zum Vorschein und oft bildeten diese eine werthvolle Beihülfe zur Identifizierung von Verbrechern. Außer diesen Einrichtungen führt die Polizei noch ein Verzeichniß der Spitznamen, sowie ein Album über die Tätowierungen, welche sonderbarerweise besonders bei Verbrechern häufig gefunden werden.

* * *

Wir kommen zum Völkerrecht, d. h. der Summe von, zwischen selbständigen Staaten vereinbarten gegenseitigen Verpflichtungen, welche, dem zivilisatorischen oder ethischen Fortschritte der Menschheit angepaßt, das gemeinsame Interesse der betheiligten Staaten und ihr Verhalten zu einander

zum Gegenstand haben. Auch dieses Völkerrecht ist so recht ein Kind des 19. Jahrhunderts und verdankt sein Entstehen besonders der Wirksamkeit von Rechtslehrern wie Bluntschli, Holtzendorff, Laurent, Goldschmidt, Heffter. Namentlich die zweite Hälfte des Jahrhunderts war reich an neuen internationalen Staatsverträgen, welche eine bedeutsame Entwicklung dieses wichtigen Zweiges der Rechtswissenschaft darstellen, während in der ersten Hälfte des Jahrhunderts blos die Vereinbarungen des Wiener Kongresses von 1815 nennenswerth sind. Der Friede von Paris 1856 nach Schluß des Krimkrieges ergab für das Völkerrecht: die Integrität der Türkei, die Freiheit der Donauschifffahrt, die Aufhebung der Kaperei zur See. Der österreichisch-französisch-sardinische Krieg von 1859: die allmähliche Einigung Italiens auf Grund des Nationalitätsprinzips. Unser amerikanischer Bürgerkrieg von 1861—1865: die Erledigung des Alabamastreitfalles durch das Genfer Schiedsgericht. Der deutsch-französische Krieg von 1870—71: die theilweise Erledigung der Frage, ob die diplomatischen Vertreter neutraler Mächte in einer belagerten Stadt den Anspruch erheben können, ihren Verkehr mit der Außenwelt aufrecht zu erhalten.

Joh. Caspar Bluntschli.

Der Kongreß zu Berlin 1878 nach Beendigung des russisch-türkischen Krieges: die Unabhängigkeit Rumäniens und Serbiens, Oesterreichs Besetzungsrecht über Bosnien und die Herzegowina, die Freiheit der Donauschifffahrt. Die Kongokonferenz in Berlin 1884: Freiheit des Handels und Verkehrs auf dem Kongo und Niger in Afrika, Verbot des Sklavenhandels. Der japanisch-chinesische Krieg von 1895: Landerwerb in China seitens europäischer Mächte durch Pachtvertrag, das Aufhören der Konsulargerichtsbarkeit in Japan, weil letzteres das in christlichen Staaten bestehende Recht und Gesetz eingeführt. Der spanisch-amerikanische Krieg von 1898: Annahme der Pariser Seerechtsdeklaration (Kaperei-Abschaffung) von 1856 seitens der Ver. Staaten und Spaniens.

Franz von Holtzendorff.

Unter den völkerrechtlichen Verträgen zur Förderung der Humanität und allgemeinen Gesundheitspflege ist an

erster Stelle zu erwähnen: die Genfer Konvention vom 22. August 1864. Der blutige Tag von Solferino (s. S. 48 und 49), an dem mehr als ein Zehntel der 300,000 sich gegenüberstehenden Oesterreicher, Franzosen und Piemontesen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde blieb, gab dem Genfer Arzte Henri Dunant, einem Zeugen der Jammerszenen auf der Wahlstatt und in den Lazaretten, den Anlaß, in seinem Buche "Un souvenir de Solferino" (1862) der Menschheit nahe zu legen, wie es ihre heiligste Pflicht sei, für die Pflege verwundeter und kranker Soldaten in ausgiebigster Weise Sorge zu tragen. In dem Genfer Gustav Moynier fand Dunant einen eifrigen, thatkräftigen Mitarbeiter und juristischen Berather. Im August 1863 tagte bereits eine von vierzehn Regierungen beschickte Konferenz in Genf, in der die Grundzüge für die Hilfeleistungen im Kriege festgestellt wurden. Dem unermüdlichen Dunant, dessen Ideen bei dem König von Preußen und dem Kaiser der Franzosen wohlwollendste Aufnahme gefunden hatten, gelang es sodann, den Schweizer Bundesrath zu bestimmen, daß eine offizielle Einladung an fünfundzwanzig Regierungen zur Beschickung eines diplomatischen Kongresses erging. Das Ergebniß der Verhandlungen bildet die Genfer Konvention, die gegenwärtig von allen zivilisierten Staaten anerkannt wird.

Clara Barton.

Ihr Hauptinhalt ist folgender: Lazarette und Ambulanzen sind neutral, so lange sich Kranke und Verwundete darin befinden (Artikel 1); nur das Material der Lazarette unterliegt dem Kriegsrecht (Artikel 4). Das gesammte Sanitätspersonal, Aerzte, Krankenpfleger und -träger, Spitalbeamte und Geistliche sind unverletzlich (Artikel 2 und 3). Die Einwohner, die Verwundete bei sich aufnehmen und pflegen, bleiben von Truppeneinquartierungen und auch zum Theil von etwaigen Kriegskontributionen verschont (Artikel 5). Die verwundeten und kranken Soldaten müssen aufgenommen und gepflegt werden, welcher Nation sie auch angehören mögen (Artikel 6). Für die Lazarette und das gesammte Sanitätspersonal dient die Fahne bezw. die Feldbinde mit rothem Kreuz*) im weißen Felde als Abzeichen.

Eine Folge der Genfer Konvention sind die allenthalben entstandenen Privatvereine „vom rothen Kreuz", deren vornehmlicher Zweck Ausbildung des Sanitätspersonals und stete Bereitschaft von Verbandmaterial

*) Für die Türken seit 1877 rother Halbmond im weißen Felde.

ist. Ein „internationales Komite“ vom rothen Kreuz hat in Genf seinen Sitz. An der Spitze des amerikanischen Zweiges steht die hochverdiente Miß Clara Barton. Die Ausdehnung der Genfer Konvention auf den Seekrieg ist auf der im Haag tagenden Abrüstungskonferenz (1899) zur Annahme gelangt. An die Genfer Konvention reihte sich die Petersburger am 11. Dezember 1868, die die Anwendung von Explosivgeschossen unter 400 Gramm Gewicht den Signatarmächten im Kriegsfalle sowohl für die Land- wie für die Seetruppen untersagt.

Zum Schutze der öffentlichen Gesundheit haben in der letzten Hälfte des Jahrhunderts mehrere internationale Konferenzen stattgefunden, so in Paris 1852 und 1859, Konstantinopel 1866, Wien 1874, Washington 1881, Rom 1855, ohne daß deren Vereinbarungen zu einem endgültigen Ergebniß geführt hätten. Die erste von Erfolg gekrönte, von allen europäischen Staaten ratifizierte internationale Sanitätskonvention ist die zu Venedig am 30. Januar 1892 vereinbarte; sie betrifft die Verbesserung des Sanitäts-, See- und Quarantänewesens in Aegypten, besonders mit Rücksicht auf die Schifffahrt durch den Suezkanal. Daran anschließend hat in Dresden ein Kongreß stattgefunden, der zur internationalen Uebereinkunft vom 15. April 1893 geführt hat. Durch diese Konvention sind zum Schutze der öffentlichen Gesundheit in Zeiten des epidemischen Auftretens der Cholera gemeinsame Maßregeln vereinbart worden, die sich einerseits auf den Verkehr von Reisenden und Waaren beziehen und verhüten, daß dem Reise- und Handelsverkehr unnöthige Schranken auferlegt werden, andererseits das Sanitätswesen an der Donaumündung bei Sulina regeln.

Zu den völkerrechtlichen Verträgen im handelspolitischen Interesse gehören die Verträge zum Schutze landwirthschaftlicher, gewerblicher, technischer, literarischer und artistischer Interessen, sowie die Verträge zur Förderung und Erleichterung des internationalen Verkehrs. Zum Schutze landwirthschaftlicher Interessen ist am 3. November 1881 die internationale Reblauskonvention vereinbart worden; die vertragenden Staaten verpflichten sich darin, ihre innere Gesetzgebung, sofern dies nicht schon geschehen ist, zu vervollständigen, um ein gemeinsames und wirksames Vorgehen gegen die Einschleppung und Verbreitung der Reblaus zu sichern. Die Regelung der Lachsfischerei im Stromgebiete des Rheines bildet den Gegenstand eines zwischen Deutschland, den Niederlanden und der Schweiz am 30. Juni 1885 vereinbarten Vertrages; auch die polizeiliche Regelung der Fischerei in der Nordsee außerhalb der Küstengewässer ist durch einen im Haag am 6. Mai 1882 unterzeichneten Vertrag zwischen den an der Nordsee gelegenen Staaten festgesetzt worden.

Gewerblichen, technischen, literarischen und artistischen Zwecken dienen folgende Verträge:

1. Die am 20. Mai 1875 zu Paris vereinbarte internationale Meterkonvention zur Sicherung eines einheitlichen metrischen Systems. Dieser Konvention sind fast alle Staaten der Welt beigetreten; auf Grund derselben ist ein in Paris tagendes „Internationales Maß- und Gewichtsbureau“ geschaffen worden, das im Jahre 1893 ein Prototyp des Meters und

Kilogramms niedergelegt hat. In Folge dessen ist für das Deutsche Reich das Gesetz betreffend die Abänderung der Maß- und Gewichtsordnung unterm 26. April 1893 erlassen worden. Leider sind unsre Ver. Staaten dieser Meterkonvention noch nicht beigetreten.

2. Der am 20. März 1883 zu Paris vereinbarte, am 14. April 1891 zu Madrid modifizierte Kollektivvertrag zum Schutze der gewerblichen Marken, Muster und Patente. Auf Grund dieser Konvention werden die Angehörigen der Verbandsstaaten gleichmäßig behandelt; jeder Erfinder kann in jedem Verbandsstaate die Eintragung seines Patents verlangen, und das in dem Ursprungsstaate eingetragene Fabrik- und Waarenzeichen genießt den Rechtsschutz in jedem Verbandsstaate; der Erfinder besitzt durch seine Anmeldung in sämmtlichen Verbandsstaaten bei Patenten ein Vorrecht von sechs, bei Mustern und Marken ein solches von drei Monaten, innerhalb deren er allen übrigen Anmeldungen vorgeht.

3. Wie für die Maaß- und Gewichtskonvention ein internationales Bureau in Paris, so ist durch die Madrider Konferenz vom 14. April 1891 ein Zentralbureau zum Schutze des gewerblichen Eigenthums in Bern gegründet worden, das für Patente, Marken und Muster ein internationales Register führt.

4. Internationale Uebereinkunft zum Schutze von Werken der Literatur und Kunst vom 9. September 1886; sie ist zwischen allen Staaten Europas, mit Ausnahme von Rußland, Dänemark, Schweden, Norwegen, den Niederlanden, Griechenland und der Türkei, außerdem mit Japan, Liberia und Tunis vereinbart worden. Ein Einzelvertrag zum Schutze des geistigen Eigenthums besteht deutscherseits mit den Vereinigten Staaten seit dem 15. Januar 1892. Auf Grund des Artikels 16 dieser letzteren fungiert zu Bern ein internationales Bureau zum Schutze des geistigen Eigenthums; die Kosten werden von den Signatarmächten getragen. Seit 1888 ist dieses Bureau mit dem zum Schutze des gewerblichen Eigenthums vereinigt und führt den Namen „Internationales Amt für geistiges Eigenthum".

5. Ein die Organisation der internationalen Erdmessung betreffender Verband, der im Jahre 1864 gegründet, am 12. Oktober 1895 auf weitere zehn Jahre verlängert worden ist, zählt gegenwärtig 20 Staaten zu seinen Mitgliedern. Die Leitung des von dem Verbande geschaffenen Zentralbureaus ist dem preußischen geodätischen Institut in Potsdam übertragen; seine Aufgabe besteht darin, durch astronomische und physikalische Untersuchungen in Verbindung mit geodätischen Festsetzungen die Gestaltung der Erde zu erforschen.

Unter den Verträgen zur Förderung und Erleichterung des Verkehrs steht obenan:

a) der Weltpostvertrag (vergl. Bd. II, 2. Theil). Das auf Grund des Weltpostvertrags in Bern bestehende internationale Bureau des Weltpostvereins trägt namentlich dafür Sorge, nützliche, den Postverkehr betreffende Mittheilungen zu sammeln und zu veröffentlichen, über streitige Fragen auf Verlangen der Betheiligten gutachtlich sich zu äußern und Neues anzustreben.

b) Der am 17. Mai 1865 in Paris gegründete Allgemeine Telegraphenverein hat es bis jetzt zu einem regelrechten internationalen Vertrage, ähnlich dem des Weltpostvereins, noch nicht gebracht; dagegen ist auf Antrag der Vereinigten Staaten und in Folge mehrfacher Anregung Seitens des Instituts für internationales Recht ein internationaler Vertrag zum Schutze der unterseeischen Telegraphenkabel am 14. März 1884 zu Stande gekommen, dem jetzt 30 Staaten angehören. Der Vertrag ist am 1. Mai 1888 in Kraft getreten; er gilt nur für Friedenszeiten und beschränkt die Freiheit des Handels der kriegführenden Mächte in keiner Weise. — Das internationale Zentralbureau der Telegraphenverwaltungen besteht seit 1868 und hat seinen Sitz ebenfalls in Bern.

c) Internationales Uebereinkommen betreffend den Eisenbahnfrachtverkehr. Dieser am 14. Oktober 1890 in Bern vereinbarte und am 30. September 1892 ebendaselbst ratifizierte Vertrag, der zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Belgien, Frankreich, Italien, den Niederlanden, Luxemburg, Rußland und der Schweiz abgeschlossen worden und dem nachträglich auch Dänemark beigetreten ist, hat ein neues internationales Eisenbahnfrachtrecht geschaffen. Im Zusammenhang mit diesem Vertrag ist ein „Zentralamt für internationalen Transport" mit dem Sitze in Bern geschaffen worden.

Internationale Rechtsverhältnisse werden durch die zwischen den einzelnen Staaten vereinbarten Freundschafts-, Handels-, Schifffahrts-, Niederlassungs-, und Konsularverträge geregelt. Durch diese auf dem Grundsatze der Gegenseitigkeit beruhenden Verträge sichern sich die vertragenden Theile für ihre im anderen Theile wohnenden Angehörigen und Konsularbeamten gewisse Rechte und Immunitäten in Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit, in Handels- und Schifffahrtssachen. Rechtshilfe in Strafsachen wird durch die zwischen einzelnen Staaten bestehenden Auslieferungsverträge gewährleistet. Auf Grund dieser Verträge werden Personen, die wegen einer strafbaren Handlung verfolgt werden, auf Ersuchen des verfolgenden Staates von dem Staate, in dem sie sich aufhalten, ausgeliefert, vorausgesetzt, daß dieser letztere nicht die Heimath des Schuldigen ist; kein Staat liefert seine Landesangehörigen aus, leitet aber auf Ersuchen die Verfolgung des Schuldigen vor seinem eigenen Gerichte ein.

Eine gemeinsame Regelung mehrerer auf den Zivilprozeß bezüglicher Fragen des internationalen Rechts ist durch das Haager Abkommen vom 14. November 1896 erreicht worden, das anfänglich von Belgien, Spanien, Frankreich, Italien, Luxemburg, den Niederlanden, Portugal und der Schweiz unterzeichnet worden ist, dem später aber auch Schweden, Norwegen, Deutschland Oesterreich-Ungarn, Dänemark, Rumänien und Rußland beigetreten sind.

Mit Krieg begann das 19. Jahrhundert; es schloß mit dem Friedensmanifest des russischen Kaisers Nikolaus II.: „im Wege einer internationalen Erörterung nach den wirksamsten Mitteln zu forschen, um allen Völkern die Wohlthaten eines wirklichen und dauerhaften Friedens zu

sichern und vor allem der fortschreitenden Entwickelung der heutigen Kriegsrüstungen ein Ziel zu setzen." Die Konferenz im Haag, die in Folge des Manifestes von 26 Staaten beschickt wurde und vom 18. Mai bis 29. Juli 1899 tagte, hat zwar den vornehmlichsten Zweck, eine allmähliche Abrüstung herbeizuführen, nicht erreicht; jedoch ist über vier wesentliche Punkte des Völkerrechts eine Einigung erzielt worden: 1. Die Ausdehnung der bisher nur für den Landkrieg gültigen Genfer Konvention auf den Seekrieg; 2. die Ausarbeitung eines kodifizierten Kriegsrechts für den Landkrieg; 3. die thunliche friedliche Beilegung von Konflikten durch ständige internationale Schiedsgerichte; 4. das Verbot einzelner Kriegsmittel und Kampfesarten (Geschosse mit weichem, in dem menschlichen Körper sich ausbreitendem Kern — Dum-Dum-Geschosse — Geschosse mit Stickgasen, Schleudern von Explosivgeschossen aus Luftballons). Die beiden Konventionen über den See- und Landkrieg sind von 15 Staaten, die über die Schiedsgerichte von 16, und die Deklaration über die Anwendung verbotener Geschosse von 17 Staaten unterzeichnet worden. Was hier über die Entwickelung des Völkerrechts berichtet worden ist, zeigt in nicht zu verkennenden Zügen, wie die Völker allmählich den Gedanken der Zusammengehörigkeit in sich aufnehmen. Dieser Gedanke wird ohne Zweifel in gleichem Verhältniß mit den Fortschritten der Menschheit sich immer mächtiger entfalten.

* * *

Daß dieser eben erwähnte Gedanke der Zusammengehörigkeit sich auch auf andern Gebieten mächtig zeigt, beweist die Entwicklung der Statistik und des Versicherungswesens im 19. Jahrhundert. Der Vater der modernen Statistik war der belgische Gelehrte Lambert Ad. Quetelet (1796—1874). Er wies zum ersten Male überzeugend nach, daß man aus der zahlenmäßigen Darstellung einer großen Anzahl von gleichartigen oder verwandten Erscheinungen Gesetze herauslesen könne. Das Gesetz der großen Zahlen zeigte, daß es eigentlich in der Natur gar keinen Zufall gebe. So ist beispielsweise die Zahl der Selbstmorde um eine gewisse Jahreszeit am größten, die Todtgeburten in gewissen Gegenden am häufigsten, die Diebstähle in einem gewissen Alter am zahlreichsten ꝛc. Ihren wahren Werth gewann die Statistik erst, als man aus den durch die Zahlen gewonnenen Gesetzen Rückschlüsse zu machen begann, d. h. sich damit abgab, jene tieferen sozialen oder individuellen Ursachen zu studieren, welche den mehr oder minder häufigen Eintritt einer gewissen Erscheinung förderten und hinderten. Auf diese Weise zeigte sich, daß es keinen Zufall im Gesetz, vielmehr jedoch ein strenges Gesetz im Zufall giebt. Die Zahlen, bezw. das Material, welches uns die Statistik liefert, wäre zu bewältigen vollständig unmöglich, wenn die Regierungen deren Organisation nicht in die Hand genommen hätten. Der erste Staat, welcher ein statistisches Bureau errichtete, war Frankreich im Jahre 1800; dann folgten Bayern 1801, Italien 1803, Preußen 1805, Oesterreich 1810, Belgien 1831, Griechenland 1834, Holland 1848, Sachsen 1849, Mecklenburg 1851, Braunschweig 1853, Oldenburg 1855, Rumänien 1859, Schweiz

1860, Hessen 1861, Serbien 1862, Thüringen 1864, Ver. Staaten 1865. Um die Zählungen auf möglich große Länderstriche auszudehnen, wurde im Jahre 1885 in London ein internationales Institut für Statistik gegründet, welches in Rom seinen Sitz hat und das "Bulletin de la statistique internationale" herausgiebt. Außerdem fanden in den Jahren 1853, 1855, 1857, 1860, 1863, 1867, 1869, 1872, 1876 statistische Kongresse statt, deren Hauptaufgabe darin bestand, für die Methode und Behandlung des Materials möglichste Einheitlichkeit zu schaffen. Eine Zentralstelle für Statistik bildet das im Jahre 1872 gegründete deutsche Kaiserliche Statistische Amt, dessen Aufgaben hauptsächlich darin bestehen, das Material für die Reichsstatistik zu sammeln und zu prüfen und ferner über statistische Fragen Gutachten abzugeben, endlich, selbst statistische Tabellen aufzustellen. Von großem Werthe wurde die Statistik für Handel, Industrie, Bergverkehr und Bergbau. Mit ihr eng verbunden ist die Berufsstatistik, welche die Zahl der in einem Betriebe beschäftigten Personen ermittelt, ihre Vermögensverhältnisse, Haus- und Familienstand, örtliche Vertheilung u. s. w. feststellt. Die gewerbliche Statistik selbst liefert ein getreues Bild über die Bewegungen auf dem Weltmarkt, insofern sie nicht nur die Zahl der beschäftigten Personen giebt, sondern auch die Lohnverhältnisse, die Zahl der arbeitenden Motoren, Verbrauch an Feuerungsmaterial, Zahl der im Zwischenhandel nothwendigen Personen, Verhältniß der Rohprodukte zu den Industrieerzeugnissen, Einfuhr und Ausfuhr und die erzielten Preise registriert. Noch wichtiger ist die Moral- und Kriminalstatistik, welch erstere sich mit Selbstmord, Eheschließungen und Ehescheidungen, Prostitution und unehelichen Geburten abgibt, während letztere die Ereignisse der Strafrechtspflege sozusagen in Zahlen umsetzt. Der internationale statistische Kongreß im Jahre 1872 zu St. Petersburg beschloß, eine allgemeine internationale Gefängnißstatistik einzuführen, doch hat dieselbe bis jetzt erst langsame Fortschritte gemacht.

Ein besonders großes Verdienst erwarb sich aber die Statistik um die Entwicklung des Versicherungswesens, das in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die großartigsten Dimensionen annahm. Der Zweck der Versicherung besteht bekanntlich im Prinzip darin, daß die Gefahr eines Vermögens- oder Erwerbsverlustes von dem Versicherten durch die Versicherungsgesellschaft abgenommen wird. Die volkswirthschaftlichen Vortheile einer solchen Uebertragung liegen klar auf der Hand. Der Versicherte erreicht dadurch eine Gewißheit in dem Bestand seines Vermögens, es wird ihm gewissermaßen seine Arbeitskraft garantiert. Sie erlaubt ihm dadurch unbeschadet der Sorge für die Zukunft sein ganzes Augenmerk auf die bestmögliche Ausnutzung seiner Arbeitskraft zu richten und neben den rein pekuniären auch ideelle Interessen zu verfolgen. Aber der Effekt wäre doch ein äußerst individueller, wenn diese Sorge einfach auf einen Unternehmer übertragen würde, und könnte alsdann volkswirthschaftlich gar nicht in Betracht kommen. Anders liegt die Sache, wenn der Unternehmer eine Gesellschaft ist, wodurch sich das Risiko auf eine große Anzahl von Personen vertheilt und andererseits, wenn dieser Unternehmer eine möglichst große Anzahl von Ge-

schäften abschließt; denn das in der Statistik begründete Gesetz von den großen Zahlen und der Wahrscheinlichkeitsrechnung erlauben ihm, mit einem großen Prozent von Sicherheit die Leistung des zu Versichernden zu berechnen und sich in dieser Weise vor Verlust zu schützen. Wenn also beispielsweise eine Anzahl von dreißigjährigen Männern sich dahin versichert, daß nach ihrem Ableben eine bestimmte Summe ihren Erben auszuzahlen sei, so ist es mit Hülfe der Wahrscheinlichkeitsrechnung und Statistik unschwer zu berechnen, welche voraussichtliche Lebensdauer einem gesunden dreißigjährigen Menschen zusteht und danach die zu zahlende Prämie zu bemessen, damit die von der Versicherungsgesellschaft an die Erben des Versicherten zu zahlende Summe innerhalb seiner wahrscheinlichen Lebensdauer durch die jährlichen Geldbeiträge getilgt werde. Sterben also eine Anzahl von Versicherten früher, wodurch der Versicherer einen Schaden erleidet, so wird dafür wiederum eine Anzahl die wahrscheinlichere Lebensdauer überschreiten und sich auf diese Weise der Verlust kompensieren. Ein Aehnliches ist es mit der Feuerversicherung. Auch hier liefert die Statistik dem Versicherer die durchschnittliche Anzahl der Brände und somit die Möglichkeit, die Prämie zu berechnen. Es werden aber selbstverständlich eine große Anzahl von Objekten gar keinen Brandschaden erleiden und somit die Kosten der an die Beschädigten zu leistenden Zahlungen decken. Es kann aber auch Jemand, der für keine Erben oder Familienangehörigen zu sorgen hat, sein Gesammtvermögen einer Versicherungsgesellschaft übergeben, damit diese ihm lebenslänglich eine Rente zahle, d. h. daß er neben den Zinsen von seinem Kapital auch jährlich einen Theil des Kapitals selbst bekommt, so daß es innerhalb seiner wahrscheinlichen Lebensdauer aufgezehrt werde. Ueberlebt er nun diesen durch die Wahrscheinlichkeitsrechnung festgestellten Termin, so wird die Gesellschaft ihm die jährliche Rente aus eigener Tasche zahlen müssen. Diese erhält aber auf der anderen Seite dadurch Zuschuß, daß eine gewisse Anzahl der Versicherten auch vor dem durch die Wahrscheinlichkeitsrechnung festgestellten Zeitpunkt sterben und somit der restliche Theil des Vermögens der Gesellschaft zu Gute kommen wird. All diese und noch viele andere Formen der Versicherung schlossen in früheren Zeiten, wo die Statistik noch wenig oder gar nicht beachtet wurde, eine große Ausbreitung des Versicherungswesens aus, denn dadurch, daß sie quasi im Dunklen tappten, war das zu übernehmende Risiko im Vergleich zu dem zu erhoffenden Gewinn doch viel zu groß und der Prozesse war kein Ende.

Neben solcher privaten Versicherung entwickelte sich in den letzten 30 Jahren die staatliche Obsorge für industrielle Arbeiter und Gehilfen zum Zwecke eines *Schutzes gegen die Folgen von Unfall und Krankheit*. Obenan in dieser Beziehung steht *Deutschland*, wo alle diese Institute unter der Oberaufsicht des im Jahre 1884 gegründeten Reichsversicherungsamtes stehen. Die Unfallversicherung entwickelte sich aus der allgemeinen Haftpflicht, d. h. aus der Verpflichtung desjenigen, der irgend einen Unfall verschuldet hat, für dessen Folgen aufzukommen. Dieser Begriff hat sich allerdings bei gewerblichen Betrieben und Unternehmungen in diesem Jahrhundert vielfach erweitert; denn heute versteht man darunter die Ver-

pflichtung, auch dann den Schaden zu ersetzen, wenn er nicht durch eigene, sondern durch Schuld dritter in diesem Betriebe beschäftigter Personen oder durch den Betrieb selbst verschuldet ist. Die Heranziehung der Motore zum Industriebetriebe, sowie der Dampfkraft zum Transport brachte es mit sich, daß eine immer größere Anzahl von Unfällen zu Tage trat, so daß das Reichsgesetz vom 7. Juni 1871 dekretierte, daß für bei Eisenbahnen, Bergwerken, Fabriken, Steinbrüchen 2c. vorkommende Unfälle die Unternehmer haftbar sind. Ja, bei Eisenbahnunfällen hat der Beschädigte nicht einmal ein Verschulden Seitens der Bahnverwaltung zu beweisen, sondern dieses wird von vornherein angenommen und nur für den Fall, daß es der betreffenden Verwaltung gelingt, den untrüglichen Beweis zu führen, daß das Verschulden nicht auf ihrer Seite, sondern in Folge höherer Gewalt eingetreten sei, kann sie von der Haftpflicht entbunden werden. Bei allen anderen Betrieben, wo die Haftpflicht an die Voraussetzung geknüpft war, daß der Beschädigte erst beweisen müsse, daß den Betriebsleiter oder dessen Angestellten ein Verschulden an dem Unfall traf, war die Erlangung des Rechtes mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Dieses schien auch der Staat einzusehen und indem er die Arbeiterversicherung als einen Theil der allgemeinen Arbeiterfrage auffaßte, erließ er am 6. Juli 1884 ein Unfallversicherungsgesetz, wodurch die Haftpflicht mit Rücksicht auf die Fabrik- und Industriearbeiter gegenstandslos wurde. Zu gleicher Zeit wurden auch Unfallverhütungsvorschriften dekretiert und schon die Nicht-Befolgung dieser kann bestraft werden, während ein trotz der Befolgung dieser Vorschriften eingetretener Unfall die Entschädigungspflicht nicht ausschließt.

Hieher gehört auch der „Arbeiterschutz im engeren Sinne", vor allem die Einschränkung der Frauen- und Kinderarbeit. Auf diesem Gebiet machte England, der älteste Industriestaat, schon 1819 den Anfang. Deutschland aber trat bald an die erste Stelle, und am 1. Juni 1891 erschien das vorzügliche Arbeiterschutzgesetz, welches u. a. für alle Fabriken die weibliche Nachtarbeit (von 8½ Uhr Abends bis 5½ Uhr Morgens), ebenso die Arbeit von Wöchnerinnen für die ersten 4 (ohne ärztliches Attest 6) Wochen, verbietet, und die Arbeitszeit der erwachsenen Arbeiterinnen über 16 Jahre auf 11, an den Vorabenden der Sonn- und Festtage auf 10 Stunden, und zwar vor 5½ Uhr Nachmittags beschränkt; ferner Kinderarbeit unter 14 Jahren verbietet.

Wie diese Einrichtungen, so wurde in Deutschland auch das Krankenkassenwesen Gegenstand gesetzlicher Fürsorge. Schon die Gewerbeordnung vom Jahre 1845 erklärte die Ortskassen für Handwerksgehülfen, Handwerker und Fabrikarbeiter zu Zwangskassen. Im Jahre 1854 erhielten die einzelnen Gemeinden das Recht, die Innungen zur Errichtung solcher Kassen zu zwingen und im Jahre 1865 wurden die Knappschaftskassen durch das Berggesetz endgültig geregelt. Eine durchgreifende Regelung erfuhr das Krankenversicherungswesen durch das Reichsgesetz vom 15. Juni 1883. Dieses Gesetz, welches in den Jahren 1885 und 1892 noch erweitert wurde, führte einen allgemeinen Kassenzwang für Arbeiter besonderer Betriebe ein. Diese Kassen können in folgende Kategorien eingetheilt werden: 1) freie

Hilfsklassen, 2) Fabrikkrankenkassen, welche der Unternehmer speziell für seinen Betrieb einrichtet, 3) Innungs-Krankenkassen, 4) Baukrankenkassen, welche bei vorübergehenden Betrieben, wie Eisenbahn- und Kanalbau in Kraft zu treten haben, 5) Ortskrankenkassen, welche hauptsächlich den hausindustriellen Arbeitern zu gute kommen, 6) Knappschaftskassen und endlich Gemeindekrankenkassen, welche nicht nur Arbeiter allein, sondern alle Gemeindemitglieder in sich schließen. Die durch diese Kassen gewährten Unterstützungen bestehen zumeist in freier ärztlicher Behandlung und Darreichung von Arzneien, sowie in Verabreichung eines Krankengeldes in der Höhe der Hälfte des Tagelohnes. Weibliche Arbeiter müssen auch im Falle einer Entbindung gleich Kranken behandelt werden. Erfolgt 13 Wochen nach erfolgtem Unfall oder Krankheit keine Genesung, so erlischt die weitere Unterstützungspflicht der Krankenversicherung und es tritt die Invaliditäts- oder Unfallversicherung in ihre Rechte. Mit jedem neuen Betriebe treten auch neue Arten der Versicherung auf die Oberfläche und es unterliegt auch gar keinem Zweifel, daß wir noch lange nicht zum Abschluß dieser mächtigen Bewegung gelangt sind. Eine ganz eigene Art der Versicherung ist die sogenannte Ehrlichkeitsversicherung, wodurch den Prinzipalen Gelegenheit gegeben wird, sich gegen die von ihren Angestellten ausgeübten Diebstähle oder Veruntreuungen zu schützen oder aber sich gegen Diebstahl von Pferden, Wagen und in neuester Zeit auch Fahrrädern zu versichern.

Das bahnbrechende Vorgehen Deutschlands veranlaßte alle andern Industrieländer, den Arbeitern Schutz und Versicherung zu gewähren; doch verbietet uns der knappe Raum, näher darauf einzugehen. Nur einige Daten seien erwähnt. England erließ 1891 und 1895 Arbeiterschutzgesetze; Oesterreich schon 1883—1885; Frankreich 1892—1895; Belgien 1889. In allen wird die Sonntagsruhe, Lohnzahlung und Schutz für Leben, Gesundheit und Sittlichkeit, Maximalarbeitstag, Frauen- und Kinderarbeit geregelt. Aber auch Rußland, Italien und die skandinavischen Länder, welche alle nicht zu den Industriestaaten gerechnet werden, haben Maßregeln zum Schutz der Arbeiter, Fabrikinspektion u. s. w. eingeführt. Unsere Ver. Staaten endlich haben den Arbeiterschutz zumeist der Gesetzgebung der Einzelstaaten überlassen, die sehr verschieden vorgegangen sind. In einigen bestehen Schutzgesetze, die noch über die meisten europäischen hinausgehen, u. a. auch einen Maximalarbeitstag für erwachsene männliche Arbeiter vorschreiben; in anderen, namentlich den weniger industriellen Süd- und Weststaaten, ist der Arbeiterschutz nur wenig entwickelt. Der „Achtstundentag" besteht für die in Betrieben der Bundesregierung beschäftigten Arbeiter seit 1868, seit 1892 auch für die Betriebe ihrer Lieferanten. Eine besondere Gewerbeinspektion ist nur in einem Theile der Bundesstaaten vorhanden.

Zum Arbeiterschutz im weiteren Sinne gehören auch die modernen Bestrebungen zur Lösung der Arbeiter-Wohnungsfrage und der Frage des Schutzes gegen Arbeitslosigkeit. Die Thatsache, daß zahlreiche Arbeiterfamilien, in manchen Städten fast die Hälfte oder noch mehr, nur einen einzigen Wohnraum besitzen und doch fast ein Drittel ihres

Einkommens dafür aufwenden müssen, daß Tausende in schlecht ventilierten, engen Tennement-Häusern (z. B. in New York) zusammengepfercht sind, hat wenigstens zu Anfängen im Abhelfen solcher Mißstände geführt. Manche Großindustrielle in Deutschland (Krupp in Essen, Villeroy und Bach in Mettbach, die Rheinischen Farbwerke von Meister, Lucius & Co. in Höchst am Rhein, u. a.), Frankreich, England, Dänemark, Belgien, der Schweiz, Oesterreich, sowie unsern Ver. Staaten (Pullman, u. a.) haben in den letzten Jahrzehnten aus eigenen Mitteln für gesunde, auskömmliche Arbeiterwohnungen gesorgt. Seit 1895 geht Preußen mit dem Bau von Wohnungen für Arbeiter der Staatsbetriebe (Bergwerke in Rüdersdorf, Staßfurth) und gering besoldete Beamte, sowie mit der Bewilligung von Baudarlehen an Baugenossenschaften dieser Kreise vor. Großartiges leisten namentlich in unserm Lande die „Bau- und Sparvereine" durch ihre Gewährung von Baudarlehen. Praktisch bedeutungsvoll ist auch für Großstädte die Erschließung und Anlage von Vororten (suburbs) für das Wohnungsbedürfniß der Arbeiter und Mittelklasse durch billige Fahrgelegenheiten.

Als sehr schwierig hat sich endlich die Lösung der Frage des Schutzes gegen Arbeitslosigkeit erwiesen. Doch ist man neuerdings wenigstens darüber einig geworden, daß vor allem die thatsächlich vorhandene Arbeitsgelegenheit durch eine zweckmäßige Ausgestaltung des Arbeitsnachweises erschöpfend auszunutzen ist. Die Frage der Arbeitsvermittelung steht danach seit einer Reihe von Jahren im Vordergrunde des sozial-politischen Interesses. Arbeitgeber- und Arbeiterverbände, gemeinnützige Vereine, neuerdings auch städtische Verwaltungen, haben zahlreiche Arbeitsnachweisstätten errichtet oder sind an ihnen durch Zuschüsse u. s. w. betheiligt. Auch wird bereits vielfach darauf Bedacht genommen, durch telephonische und dergleichen Verbindungen zwischen jenen Anstalten Ueberfluß und Mangel an Arbeitskräften bei ihnen nach Möglichkeit auszugleichen. Demselben Zwecke dienen die mehrfach (z. B. in Preußen) bethätigten Bestrebungen der Staats- und Kommunalverwaltungen, öffentliche Arbeiten, wie Wegebauten, möglichst in die arbeitsarme Winterszeit zu verlegen, im Sommer aber ruhen zu lassen. Besonders die preußische Staatsbahnverwaltung besitzt in den übertragbaren Mitteln ihres Etats bedeutende Hilfsquellen für arbeitsstille Zeiten. Als „Nothарbeit" hat man in politisch erregten Zeiten, für das turbulente Proletariat von Großstädten mehr oder weniger nur scheinbare „Beschäftigungen" bereit gestellt, wie z. B. in Paris und Berlin im Jahre 1848. In neueren Fällen haben jedoch staatliche oder kommunale Nothарbeiten auch der wirklich arbeitsamen Bevölkerung in dankenswerther Weise über Handelskrisen, Mißernten und dergleichen hinwegzuhelfen versucht. Für diesen Zweck eignen sich namentlich solche Meliorationen, Erdarbeiten, Wege- und Kanalbauten, die zwar nicht die Kosten decken und bei Mangel an Arbeitskräften deßhalb auch nicht vorgenommen werden, immerhin aber wenigstens theilweise einen volkswirthschaftlichen Gegenwerth für die Unterhaltung der dabei beschäftigten Personen schaffen. Solche Arbeiten hat man z. B. in England zur Zeit der Baumwollnoth während unsres Bürgerkrieges, in Preußen nach Mißernten und Ueberschwemmungen in einzelnen Landestheilen ausführen lassen. Re-

gelmäßige Notharbeit dieser Art für vorübergehend unbeschäftigte, aber arbeitswillige Personen bieten die provinz- und bezirksweise über ganz Deutschland verbreiteten, meist von konfessionellen und sonst gemeinnützigen Vereinen mit Unterstützung der Kommunalverbände unterhaltenen „Arbeiterkolonien". Als deren erste wurde im Jahre 1882 die Kolonie Wilhelmsdorf bei Bielefeld durch den Pastor von Bodelschwingh begründet. Auch die „Naturalverpflegungsstationen" für arbeitslose Wanderer, die in Deutschland in den achtziger Jahren einen lebhaften Aufschwung nahmen, seitdem aber wegen Mangel an einheitlicher Zusammenfassung erheblich zurückgegangen sind, pflegen ihren Gästen während des kurzen Aufenthaltes kleine Arbeiten, wie Holzzerkleinern, Reinigung der Räume u. s. w. zu überweisen. In neuester Zeit hat man auch die Versicherung zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit heranzuziehen versucht. Die englischen Gewerkvereine zahlen schon seit vielen Jahren aus den Mitgliederbeiträgen auch Arbeitslosenunterstützung, z. B. der Gewerkverein der Maschinenbauer (mit 73,000 Mitgliedern) von 1851 bis 1893 zusammen gegen 35 Millionen Mark. Indessen diese Fürsorge ist nur einem kleinen Theile der bestsituierten Arbeiter zu gute gekommen und hat auf dem Kontinent und in Amerika nur wenig Nachfolge gefunden. In der Schweiz, theilweise auch schon in deutschen Städten, sind während der letzten Jahre mehrere Versuche mit der kommunalen Arbeitslosenversicherung gemacht worden: in der Stadt Bern auf freiwilligem, in Basel und St. Gallen auf obligatorischem Wege.

b. Kapitalismus, Sozialismus und Anarchismus.

Die städtisch-gewerbliche Entwicklung im 19. Jahrhundert. — Entstehen des Kapitalismus. — Seine Licht- und seine Schattenseiten. — Der Sozialismus, die Weltanschauung der Lohnarbeiter. — Sein Ziel. — Lösung der Schwierigkeiten nur in der Richtung, daß „das kapitalistische Mehl mit sozialistischem Sauerteig durchsäuert" wird. — Ueberblick über die sozialistischen Bewegungen und Kämpfe. — England und die Ver. Staaten. — Die Sozialdemokratie in Deutschland. — Die Theoretiker Marx, Rodbertus und Engels. — Der sozialistische Agitator Ferd. Lassalle. — Sein Leben und Wirken. — Die Genossenschaftsbestrebungen von Schulze-Delitzsch. — Sozialdemokratische Gewerkvereine. — Wilhelm Liebknecht und August Bebel. — Der Anarchismus. — Proudhon und Max Stirner. — Der Russe Michael Bakunin und seine Wirksamkeit. — Die Internationale: Kropotkin, Malatesta, Michel. — Johannes Most. — Anarchismus in den Ver. Staaten. — Niedergang infolge der Hinrichtung von vier am Heumarkt-Aufruhr zu Chicago betheiligten Anarchisten. — Die Sozialisten Henry George, Bellamy u. a. — Erneute Agitation durch die Anarchistin Goldman. — Ermordung McKinleys durch den Anarchisten Czolgosz.

Unter den, in der Ueberschrift genannten Stichworten soll in Kürze die für das 19. Jahrhundert charakteristische städtisch-gewerbliche Entwicklung besprochen werden, auf deren Boden sich in erster Linie der vielgerühmte materielle Fortschritt des verflossenen Jahrhunderts voll-

zogen hat, — ein Fortschritt, der nicht nur zu einer gewaltigen Steigerung und Verfeinerung der Gütererzeugung geführt, sondern das ganze Kulturleben völlig umgestaltet hat. Die herrschende Rechts- und Wirthschaftsordnung ist der Kapitalismus, die herrschende Klasse die Bourgeoisie oder das städtische Bürgerthum, die herrschende Weltanschauung der Liberalismus, die geschichtliche Wurzel der ganzen Epoche die französische Revolution. Freiheit der Person, der Konkurrenz, Schutz des Eigenthums, Gleichheit vor dem Gesetz, das waren die Grundforderungen des Liberalismus, der des zuversichtlichen Glaubens lebte, daß sie nur verwirklicht zu werden brauchten, um die Harmonie der Interessen aller Einzelnen an den Tag zu bringen und das goldene Zeitalter des allgemeinen Menschenglückes und der Brüderlichkeit heraufzuführen. Dieser optimistische Glaube hat sich natürlich als irrig erwiesen. Gewiß, es war ein Fortschritt in jeder Beziehung, die Herstellung der Freiheit des Einzelnen, der Bruch mit Standesvorrechten und Zunftschranken, die Proklamierung der gleichen Rechte aller Staatsbürger. Allein die Täuschung lag darin, daß man glaubte, damit sei irgendwie ein Abschluß erreicht, mühelos ein Höhepunkt der Entwicklung gewonnen, während es in Wirklichkeit galt, den Einzelnen wie die Völker zur Freiheit zu erziehen, den entfesselten Erwerbstrieb vor Ausschreitungen zu bewahren, die Schwachen gegen die Uebergriffe der Starken zu schützen, kurz mit der Thatsache der Sünde und Selbstsucht, der Interessengegensätze und Klassenkämpfe nach wie vor zu rechnen und für das Ideal der brüderlichen Ausgleichung aller Unterschiede mehr als je opferwillig und selbstlos einzutreten und zu kämpfen. So aber ließ man zunächst dem Kapitalismus freie Bahn und berauschte sich willig an den Fortschritten der Technik, den Erfindungen von arbeitsparenden Maschinen, der Arbeitsvereinigung in der Manufaktur der Massenproduktion in der Fabrik. Nur zu bald merkte man aber, daß auch hier dem Lichte starker Schatten gegenüberstehe, daß die freie Konkurrenz höchst unerfreuliche Folgen habe, wie das Auseinanderfallen der vom kapitalistischen Betriebe erfaßten Kreise in reich werdende Kapitalisten und arm bleibende Arbeiter, die verhängnißvolle Wirkung des freien Arbeitsvertrags, das Ueberwiegen der Groß- über die Kleinbetriebe, das Anwachsen der Riesenvermögen, sowie der Riesenunternehmungen auf Kosten der selbständigen kleineren Unternehmer, der Kombinationen und Trusts. Und so begann man sich ernstlich zu fragen, ob denn der durch Massenelend und brutale Ausbeutung erkaufte Fortschritt der materiellen Kultur, das Ueberwiegen der Interessen des Geldsacks in Staat und Kirche, Wissenschaft und Kunst, Gesellschaft und Presse wirklich das höchste Ideal der im Christenthum wurzelnden Kulturmenschheit sei.

Man begann, da man diese Frage ohne Weiteres verneinen mußte, das Problem des Kapitalismus zu studieren und an seine Beseitigung, Umgestaltung und Ueberwindung zu denken. Während aber die Einen den Kapitalismus in gesündere Bahnen zu lenken suchen, bemühen sich Andere, den Tod des Kapitalismus herbeizuführen, damit der Sozialismus die Erbschaft antreten und die vom Kapitalismus nicht erfüllten Hoffnungen der Menschheit zur Verwirklichung gebracht werden könnten. Die letztere Rich-

tung ist erwachsen auf dem Boden des Proletariats, des sogenannten vierten Standes. Der auf dem Privateigenthum fußende Kapitalismus hat mit innerer Nothwendigkeit den Sozialismus, die Weltanschauung der von diesem Privateigenthum ausgeschlossenen, auf den Verkauf ihrer Arbeitskraft an die Besitzer der Arbeitsmittel gewiesenen Lohnarbeiter erzeugt. Sie argumentierten also: Gehört Eigenthum zur wahren Freiheit, ist sein Erwerb eine sittliche Pflicht, so haben auch wir Arbeiter ein Recht darauf, da man uns für frei erklärt und sittliche Forderungen an uns stellt; setzt aber die privatkapitalistische Wirthschaftsordnung einen Stand besitzloser Lohnarbeiter voraus, so kann die Lösung nur darin liegen, daß die im Privatbesitz befindlichen Arbeitsmittel, Grund und Boden, Fabriken, Maschinen und dergleichen zu Gemeineigenthum erklärt werden, damit die Güter, die durch die vereinte Arbeit Aller hergestellt werden, auch wirklich allen zu Theil werden und die Kultur der Zeit nicht nur das Privileg einer besitzenden Minderheit, sondern ein Segen für das Volk als Ganzes werde.

Es kann nicht wohl bestritten werden, daß dieses sozialistische Ideal den Grundgedanken des Evangeliums viel näher steht als das individualistische des Kapitalismus. Aber seine Verwirklichung ist damit noch nicht gegeben. Der Sozialismus rechnet mit einer Selbstlosigkeit und Arbeitsfreudigkeit seiner Angehörigen, einer Weisheit und Unparteilichkeit seiner Leiter, die in Wirklichkeit nicht zu finden ist. Darum wird der Sozialismus ebenso wenig das Heil bringen wie der Kapitalismus. Die stets nur annähernde Lösung der Schwierigkeiten, mit denen alle Kulturnationen im 20. Jahrhundert werden zu ringen haben, kann nur in der Richtung liegen, daß „das kapitalistische Mehl mit sozialistischem Sauerteig durchsäuert" und dem vierten Stand ein befriedigender Platz in der modernen Gesellschaft eingeräumt wird.

Ueberblicken wir nun die sozialen Bewegungen und Kämpfe des 19. Jahrhundert, so heben sie sich von dem oben in allgemeinen Umrissen gezeichneten Hintergrund in verwirrender Mannigfaltigkeit deutlich ab. Zielbewußt ging die Arbeiterschaft in England und in unsern Ver. Staaten vor, wo die Gewerkvereins-Bewegung sich machtvoll durchsetzt und dem Arbeiter im Rahmen der kapitalistischen Ordnung zu einem menschenwürdigen Dasein verhelfen will. Die Bewegung begann in England, als im Jahre 1846 28 Weber von Rochdale einen Waarenladen aufthaten, der ihnen die Lebensbedürfnisse nahezu zum Einkaufspreis lieferte und an dessen Ueberschuß sie gleichmäßigen Antheil hatten. Gegenwärtig bestehen in England 1,600 Zweigvereine der Arbeitergenossenschaften mit 1¾ Millionen Mitgliedern und einem Aktienkapital von 20 Millionen Pfund Sterling. In unsern Ver. Staaten sind die Gewerkvereine vielfach nur Kampfgenossenschaften. Eigenthümlich ist hierzulande dagegen die Bildung von großen Arbeiterorganisationen, die nicht nur einen Industriezweig vertreten, sondern die verschiedenartigsten Arbeiterverbände und Erwerbszweige umfassen. Manche von ihnen haben große Bedeutung erlangt, so die American Federation of Labor, welche über 1 Million Mitglieder zählt und

namentlich durch ihr energisches Eintreten für die Durchführung der Achtstundenarbeit und die zwecks dieser Durchführung ins Werk gesetzten Mai-Streiks 1886 und 1890 bekannt geworden ist; ferner die Knights of Labor.

Deutschland hat in der Sozialdemokratie eine politische Arbeiterbewegung, welche auf die Eroberung der politischen Macht und die Proklamierung des Sozialstaates hinzielt, dabei aber doch nicht unterlassen kann, mit den gegebenen Verhältnissen zu rechnen und durch parlamentarische Mitarbeit und gewerkschaftliche Organisation die Lage der Arbeiterschaft schrittweise zu bessern und zu heben. Obwohl unter dem Druck dieser einzigartigen Bewegung das Deutsche Reich, wie wir im vorigen Abschnitt sahen, mehr als andere Staaten für den Arbeiterstand gethan und auf sozialem Gebiet Großartiges geleistet hat, sind gerade im Deutschen Reich die Gegensätze zwischen Regierung und Arbeiterschaft besonders gespannt, während Frankreich einem Vertreter der sozialistischen Arbeiterschaft in seiner demokratisch-kapitalistischen Regierung Sitz und Stimme eingeräumt hat. Deutschland hat auch die bedeutendsten theoretischen Vertreter des Sozialismus hervorgebracht, vor allen Karl Marx (1818—1888), dessen großes Werk „Das Kapital" die Quelle fast des gesammten modernen wissenschaftlichen Sozialismus bildet; ferner Karl Rodbertus, der namentlich die sogen. Katheder-sozialisten stark beeinflußt hat, und Friedrich Engels. Als sozialistischer Agitator ist vor allen zu nennen: Ferdinand Lassalle. Dieser merkwürdige, hochbegabte Mann, der als Führer der ersten deutschen sozialdemokratischen Bewegung der Geschichte angehört, wurde am 11. April 1825 zu Breslau als Sohn eines israelitischen Kaufmanns geboren und studierte seit 1842 in Breslau und Berlin Philologie und Philosophie. Allgemein bekannt wurde Lassalle zuerst durch sein Eintreten für die Gräfin Sophie Hatzfeld, die er in ihrem Aufsehen erregenden Ehescheidungsprozeß unterstützte. Nachdem er sich 1848 der Demokratie angeschlossen und an der von Karl Marx herausgegebenen „Neuen Rheinischen Zeitung" mitgearbeitet hatte, siedelte er 1854 nach Berlin über, wo er sein hochgelehrtes Werk „Die Philosophie Herakleitos' des Dunkeln von Ephesos" vollendete. Bei Ausbruch des italienischen Krieges von 1859 trat er in einer Broschüre warm dafür ein, daß Preußen diese Gelegenheit zur Wiederherstellung von Deutschlands Einheit benutze; 1861 erschien das große rechtsphilosophische Werk „Das System der erworbenen Rechte". Im Februar 1863 wurde Ferdinand Lassalle von dem Zentralkomite zur Berufung eines allgemeinen deutschen Arbeiterkongresses in Leipzig um Ausarbeitung eines politisch-sozialen Programms für die Arbeiteragitation angegangen. Das „Offene Antwortschreiben", worin er seine

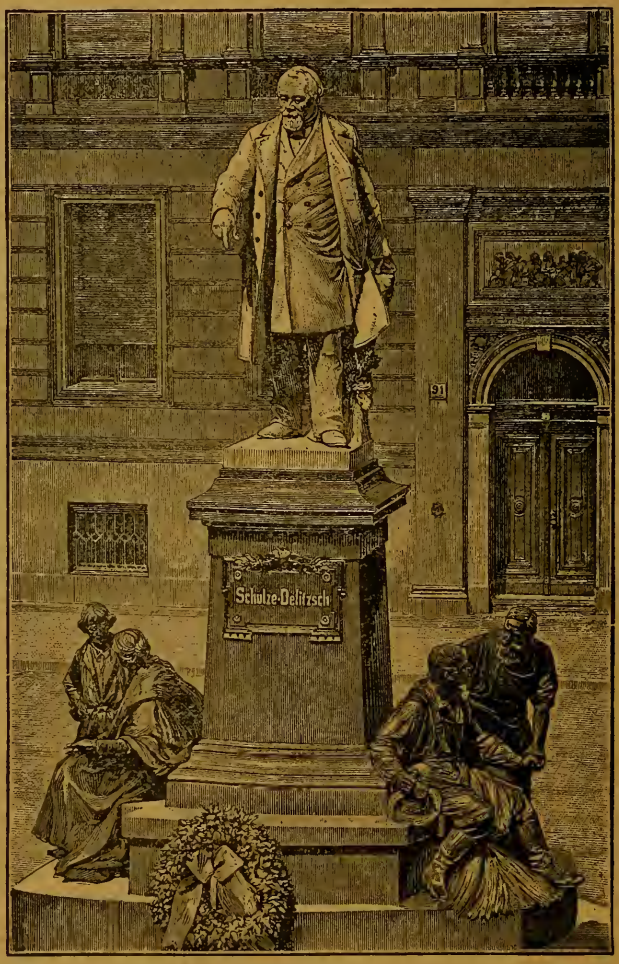
Karl Marx.

Grundsätze darlegte, wurde dann die Grundlage für den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein, die erste Organisation der sozialdemokratischen Partei in Deutschland. Lassalle schlug darin den Arbeitern behufs Befreiung aus ihrer gedrückten Lage die Vereinigung zu Produktivgenossenschaften vor, denen der Staat Kredit gewähren solle. Zunächst aber müßten sie, um den Staat hierzu zu zwingen, vor allem das allgemeine Wahlrecht erkämpfen. Lassalles letzte beiden Lebensjahre 1863 und 1864 wurden fast ausschließlich durch seine eifrige Agitation für den Verein in Anspruch genommen, wobei er u. a. auch die weiter unten besprochenen Genossenschaftsbestrebungen von Schulze-Delitzsch bekämpfte und in eine Menge von Prozessen verwickelt wurde. Nach seiner rheinischen Agitationsreise im Sommer 1864 begab er sich nach Genf, wo er im Duell um die von ihm leidenschaftlich geliebte Helene v. Dönniges mit einem Herrn v. Racowitza die Todeswunde erhielt, der er am 31. August erlag. Die Lehren Lassalles, namentlich das von ihm aufgestellte sogenannte „eherne" Lohngesetz, wonach der durchschnittliche Arbeitslohn jederzeit nur auf den gerade zur Fristung der Existenz erforderlichen Betrag reduziert bliebe, werden von dem modernen Sozialismus nicht mehr anerkannt. Trotzdem aber nimmt er in der Geschichte der sozialistischen Bewegung eine der hervorragendsten Stellungen ein, weil er nicht nur in Deutschland zuerst eine eigentliche Arbeiterbewegung ins Leben gerufen, sondern auch durch seine scharfsinnige Darlegung der manchesterlichen Irrthümer wesentlich zu dem seither vollzogenen Umschwung der öffentlichen Meinung bezüglich der Bedeutung des Staates für die wirthschaftlichen Aufgaben beigetragen hat.

Ferdinand Lassalle.

Höchst segensreich wirkte sodann der Kreisrichter Hermann Schulze aus Delitzsch in Sachsen (1808—1883), welcher im Jahre 1849 in seinem Heimathsorte und in dem benachbarten Eilenburg zwei Rohstoffgenossenschaften gründete und damit seine großartige Thätigkeit auf dem Gebiete des Genossenschaftswesens begann. Schon vorher bestanden ja Vereine zu wirthschaftlichen Zwecken, aber gewöhnlich wurde für sie die Staatshilfe oder die Wohlthätigkeit angerufen, während Schulze von vornherein für Selbsthilfe, für den Grundsatz von Leistung und Gegenleistung eintrat. Gegenwärtig umfaßt der nach seinen Grundsätzen geleitete Verband fast 1,600 Genossenschaften mit einer halben Million Mitglieder; sie bilden aber nur den zehnten Theil der überhaupt in Deutschland bestehenden mit gleichen Zwecken. Diese Vereinigungen kommen mehr der Handwerkerschaft wie den Arbeitern zu gute; am meisten thun dies noch die segensreich wirkenden Konsumvereine, jedoch auch diese nützen dem Arbeiter nur als Konsumenten, das heißt als Käufer von Lebensmitteln, nicht als Produzen-

ten, als Verkäufer seiner Waare: der Arbeitskraft. Deßwegen bekämpfte Lassalle das System von Schulze-Delitzsch; sein Ziel war vielmehr, durch Staatshilfe dem „Vierten Stande" die Mittel für die umfassende Gründung von Produktivgenossenschaften zu verschaffen.



Das Schulze-Delitzsch Denkmal in Berlin.

Auf Grund Lassalleanischer Ideen wurden dann später die sozialdemokratischen Gewerkvereine ins Leben gerufen, nachdem sich die seit Mai 1869 zu einem Verbande vereinigten „Deutschen Gewerkvereine" (Hirsch-Duncker) bereits über den größten Theil Deutschlands ausgebreitet

hatten. Die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter bilden die Kerntruppen der Sozialdemokratie, welche die Forderung staatlich unterstützter Produktivgenossenschaften gleich dem von Lassalle übernommenen „ehernen Lohngesetz" und mancher Marxschen Einzelaufstellung fallen gelassen hat. Gegenüber der, im letzten Jahrzehnt sich mehr und mehr geltend machenden opportunistischen Wendung innerhalb der Partei von dem Prinzip der Revolution zu dem der Evolution, d. h. der friedlichen Entwicklung hielt neben Singer und Kautsky am starrsten am ältern Marxismus der greise Führer Wilhelm Liebknecht fest, durch dessen am 7. August 1900 erfolgten Tod die deutsche Sozialdemokratie einen schweren Verlust erlitt. Die hervorragendste Führer-Persönlichkeit ist seitdem wohl unbestritten August Bebel (geb. am 22. Februar 1840 zu Köln), der sich vom Drechslergesellen und Drechslermeister zum überaus populären Volksmanne und angesehenen Schriftsteller entwickelt hat. Wie bei Liebknecht müssen auch bei Bebel selbst die Gegner anerkennen, daß sein Charakterbild kein Fleck verunziert, und seiner Ueberzeugungstreue Hochachtung bezeigen. Aber obschon er aus Klugheit bei der Reorganisation der Partei im Herbste 1890 die Anhänger zur Wirksamkeit auf gesetzlichem Boden, insbesondere durch Betheiligung an den Wahlen und den parlamentarischen Arbeiten, aufforderte, blieb er im Herzen doch den sozialistischen Prinzipien Marx's und Liebknechts treu. Und auf dem sozialdemokratischen Parteitag 1901 erklärte er ganz offen: „Wir haben alle Kräfte einzusetzen, um Aufregung und Aufhetzung in die Arbeitermassen zu tragen"; welche Erklärung mit 203 Stimmen angenommen wurde, während blos 71 Stimmen unter Führung des wissenschaftlich hochgebildeten Bernstein dagegen sich erklärten.

Wilhelm Liebknecht.

August Bebel.

Während der Sozialismus, wie wir sahen, eine radikale Umänderung unsrer sozialen Verhältnisse und eine gänzlich neue Rechtsordnung verlangt, zielt der Anarchismus auf Beseitigung jedes Rechtszwanges und jeder Rechtsordnung ab. Auch er ist ein Erzeugniß des Kapitalismus, sonst aber hat er mit dem Sozialismus nichts gemein. Die Ideale des Sozialismus und des Anarchismus sind vielmehr einander gerade entgegengesetzt, auch steht ihre Verbreitung in umgekehrtem

Verhältniß: wo die sozialistische Partei mächtig und einig ist, kommt der Anarchismus nicht auf. Der Grundgedanke des letzteren, daß der soziale Idealzustand jeden von Menschen gegen Menschen ausgeübten Zwang aller Art ausschließe, ist schon uralt. Theoretisch ausgebaut wurde er aber erst von dem Franzosen Proudhon, der eine lediglich auf freiem Tauschverkehr beruhende und in autonome Genossenschaften gegliederte „Gesellschaft ohne Autorität" wollte, und von dem Deutschen Max Stirner (Pseudonym für Kaspar Schmidt) in seinem Werke „Der Einzige und sein Eigenthum". Auf die anarchistische Bewegung haben jedoch diese beiden keinen Einfluß gehabt, sondern ihr Beginn datiert erst von dem Russen Bakunin,

Michael Bakunin.

der einfach alles Bestehende zerstören und alle Leidenschaften entfesseln wollte, worauf sich dann ein neuer idealer, die allgemeine Glückseligkeit verwirklichender Gesellschaftszustand einstellen werde. Michael Bakunin entstammte einer altadeligen Familie und wurde 1814 als Sohn eines Gutsbesitzers aus Torshok im Gouvernement Twer geboren. Im Petersburger Kadettenhause erzogen, gehörte er eine Zeitlang der Armee an, nahm dann aber seinen Abschied, um sich wissenschaftlichen Studien zu widmen. 1841 ging er nach Berlin und trat mit dem „jungen Deutschland" in Verkehr. In Paris lebte er im Umgange mit den dortigen polnischen Emigranten, um sich dann in der Schweiz an dem Treiben der kommunistisch-sozialistischen Vereine zu betheiligen. Nachdem er aus Frankreich auf Verlangen der russischen Regierung ausgewiesen worden war, ging er 1848 nach Prag zum Slawenkongreß und 1849 nach Dresden, wo er bei der Mairevolution Mitglied der revolutionären Regierung ward. Auf der Flucht gefangen, zum Tode verurtheilt, aber zu lebenslänglicher Haft begnadigt, wurde er an die österreichische Regierung und von dieser 1851 an die russische ausgeliefert. Er wurde deportiert und lebte mehrere Jahre in Ostsibirien als Strafkolonist, bis ihm gestattet wurde, in das russische Amurgebiet überzusiedeln, von wo er 1860 nach Japan entfloh und über Californien nach London ging. Nunmehr nahm er seine agitatorische Thätigkeit wieder auf und predigte mit fanatischem Eifer seinen Anarchismus, der sich theoretisch auf Proudhon stützte, aber über diesen noch hinausging, indem Bakunin eine den gewaltsamen Umsturz aller bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse herbeiführende Re-

volution als nothwendig zur Erreichung seines Zieles verkündete. Seine Hirngespinste fanden nicht nur in Westeuropa Gläubige und Anhänger, sondern auch in Rußland, wo namentlich Studenten seine Ideen zur Förderung ihrer nihilistischen Umtriebe zu verbreiten suchten. 1868 rief Bakunin eine internationale "Alliance de la démocratie socialiste" mit anarchistisch-nihilistischem Programm ins Leben, der zahlreiche Mitglieder beitraten. Ihr Gründer wußte die Aufnahme dieser Vereinigung in die, 1864 gegründete Internationale, eigentlich Internationale Arbeiterassoziation, durchzusetzen, worauf er im Sinne seiner anarchistischen Grundsätze, nicht nur gegen die straffe Organisation dieses Verbandes eiferte, sondern auch jede Betheiligung am politischen Leben, besonders die Ausübung des Wahlrechts ausgeschlossen wissen wollte. Karl Marx, der früher schon Proudhon bekämpft hatte, erkannte die große Gefahr, welche dem Sozialismus von diesem russischen Fanatiker drohte, und nahm deßwegen auch gegen Bakunin den Kampf auf. Die Anarchisten unterlagen darin; auf dem Haager Kongreß von 1872 wurde Bakunin mit seinen Anhängern von der Partei förmlich ausgeschlossen. Er zog sich dann ins Privatleben zurück und starb am 1. Juli 1876 in Bern.

Fürst Kropotkin.

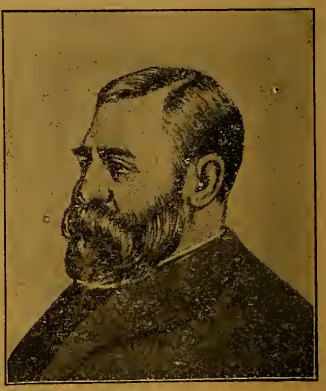
Bakunins Lehren fanden indeß in allen europäischen Ländern Anhänger. Von Rußland aus gingen im Geheimen die anarchistischen Sendboten. Namentlich Fürst Kropotkin ist bis auf den heutigen Tag unermüdlich thätig, und übt um so mehr Einfluß aus, als er ein höchst gebildeter Mann von den feinsten aristokratischen Manieren ist und sich in der wissenschaftlichen Welt durch sein klassisches Werk über die „Gletscher Finnlands" einen Namen erworben hat. In Frankreich stehen an der Spitze der anarchistischen Bewegung die, aus der Kommune von 1871 her bekannte Louise Michel und Jean Jacques Reclus; in Italien der aristokratisch feingebildete Graf Enrico Malatesta. In Deutschland suchte Johann Most den Anarchismus zu neuem Leben zu entfachen, was ihm auch dank seiner unleugbaren Geistesgaben theilweise gelang; zwar trat ihm die deutsche sozialdemokratische Partei mit Entschiedenheit entgegen, allein seine seit 1878 von London, seit 1882 von New York aus verbreitete

Louise Michel.

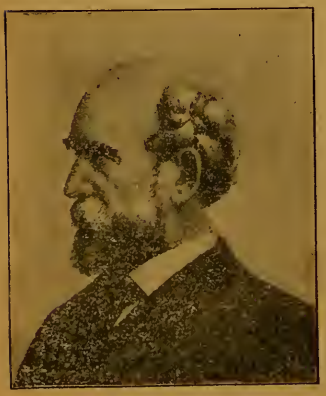
Enrico Malatesta.

„Freiheit" reizte zu Attentaten, wie das Hödels auf Kaiser Wilhelm I. (1878), Reinsdorfs Plan, die deutschen Fürsten am Niederwalddenkmal zu ermorden (1883), die Ermordung des Polizeirath Rumpff in Frankfurt durch Lieske (1885). Aehnliche Attentate von Anarchisten ereigneten sich auch in andern europäischen Ländern, und viele waren erfolgreich. So wurde König Humbert von Italien in Monza von dem Anarchisten Angelo Bresci am 29. Juli 1900 ermordet, ferner am 10. September 1898 die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich durch den Italiener Lucchini.

Most begab sich 1883 nach New York und inszenierte nun in den Ver. Staaten eine rührige Agitation. Die früheren, gleichfalls von Einwanderern ins Land getragenen anarchistischen Bestrebungen wurden von Seiten der niedern Volksschichten um so weniger beachtet, als der bedeutendste ältere Vertreter des Anarchismus, Benjamin R. Tucker, welcher seit 1880 in Boston die Lehren Proudhons vertrat, auf dem Boden der Theorie stehen blieb und deßhalb auf die Arbeiterbewegung des Landes keinen Einfluß gewinnen konnte. Mit dem Auftreten Mosts änderte sich die Sachlage. Auf seinen verschiedenen Rundreisen durch das Land predigte er, durch die damalige wirthschaftliche Krisis wesentlich unterstützt, mit solchem Erfolge den unerbittlichen Kampf gegen die besitzenden Klassen, daß sich in den meisten größern Orten, namentlich in Chicago, anarchistische Gruppen zusammenfanden. Die durch zahlreiche Zeitungen geförderte Bewegung griff besonders unter den deutschen Arbeitern rasch um sich, während sich die englisch redenden Kreise mehr zurückhielten. 1886 bot sich in der sogenannten Achtstundenbewegung den Anarchisten eine willkommene Gelegenheit für ihre weitere Propaganda. Chicago wurde der Schauplatz von Zusammenstößen mit der Polizei, und auf dem Heumarkt kam es zu einem Bom-



Johann Most.



Henry George.

benwurf, wodurch mehrere Polizisten getödtet und viele verwundet wurden. Die Rädelsführer wurden indeß verhaftet und vier von ihnen (Spies, Parsons, Fischer und Engel) am 11. November 1887 hingerichtet. Damit war dem Anarchismus ein empfindlicher Schlag versetzt, und die Arbeiterkreise haben sich zum großen Theil von ihm losgesagt und sich wieder dem Sozialismus zugewandt, dessen Hauptvertreter Henry George (Progress and Poverty), Bellamy (Looking Backward), William Morris, H. M. Hyndman u. a. sind. Im Stillen freilich breitete sich der Anarchismus, dank der unbegrenzten Redefreiheit, in den neunziger Jahren wieder mehr aus, und Gruppen giebt es namentlich in New York, Patterson (New Jersey), Chicago. Neben Most ist es die aus Russisch-Polen stammende Emma Goldman, welche das Land bereist und Vorträge über Anarchismus hält. Daß sie damit Erfolg hat, zeigte die am 6. September 1901 erfolgte Ermordung des Präsidenten William McKinley zu Buffalo durch den Polen Czolgosz, welcher nach seiner Verhaftung ausdrücklich erklärte, daß die Lehren der Goldman ihn zu der That getrieben. Voraussichtlich wird dieses schändliche Attentat den Kongreß zum Erlaß energischer Maßregeln gegen den Anarchismus und seine Anhänger veranlassen; er sollte zugleich auch den Anarchismus, welcher in unserem Lande alljährlich in ca. 150 Lynch morden sich kundgiebt, zu unterdrücken suchen.

Emma Goldman.

---

c. Die Frauenbewegung.

Die Frauenfrage. — Entstehung der Frauenbewegung. — Die extreme Richtung. — Will Emanzipation d. h. unterschiedslose Gleichstellung beider Geschlechter in sozialer und politischer Beziehung. — Die gemäßigte Richtung und ihre berechtigten und vernünftigen Bestrebungen. — Elisabeth Fry, Florence Nightingale, Amalie Sieveking. — Luise Otto-Peters gründet den ersten deutschen Frauenverein. — Der Lette-Verein. — Lina Morgenstern's Wirken. — Gymnasien für Frauen. — Helene Lange und Käte Windscheid. — In den Ver. Staaten und England. — Hervorragende Frauen in den europäischen Kulturländern. — Die Leiterinnen der Frauenbewegung in den Ver. Staaten. — Sophie Germain und Sonja Kowalewska, zwei europäische Berühmtheiten.

In fast allen Kulturländern tritt, besonders lebhaft von der Mitte des 19. Jahrhunderts an, eine Bewegung zu Tage, die eine bessere wirthschaftliche, politische und soziale Stellung für das weibliche Geschlecht zu

erzielen sucht und dieses durch erhöhte Bildung und persönliche Tüchtigkeit dafür geeignet machen will. Schon früher haben die Frauen ab und zu eine Rolle gespielt. Als Arbeiterin wie als Unternehmerin fand die Frau z. B. schon im Mittelalter in den verschiedensten gewerblichen Berufsarten ihr Brot; es gab weibliche Kürschner in Frankfurt a. M., Wappenstickerinnen und Goldschmiedinnen in Köln. Allein erst seit etwa hundert Jahren, d. h. seit der Zeit, da die tiefgehenden Umwälzungen in den wirthschaftlichen Zuständen durch die Entwicklung des Maschinenwesens und des industriellen Großbetriebs begannen, wurde die Bewegung eine allgemeine. Man faßt heute unter der Bezeichnung „Frauenfrage" die Gesammtheit der Probleme und Forderungen zusammen, die sich aus der im Laufe des von uns geschilderten Zeitraumes vorgegangenen Umgestaltung der Gesellschaft und ihrer Lebensformen bezüglich der Stellung des weiblichen Geschlechtes ergeben. Sie sind zum Theil privatrechtlicher, theils öffentlich-rechtlicher und politischer Natur und gelten bald mehr der wirthschaftlichen, bald der allgemein gesellschaftlichen Stellung der Frauen. Soweit sie die nothwendigen Folgen der Kulturentwicklung sind, muß ihnen Rechnung getragen werden. Um dies gegenüber den zahlreich vorhandenen Widerständen durchzusetzen, ist die Frauenbewegung entstanden, die somit alle seither eingeleiteten Bestrebungen zur Lösung der Frauenfrage umfaßt. Sie ist insofern eine internationale Erscheinung, als ihre Motive und Ziele in allen Kulturstaaten wesentlich die gleichen sind. Ihre Vorkämpfer lassen sich in zwei Gruppen scheiden, eine extremere, und eine gemäßigtere.

Was zunächst die erstere anbetrifft, so hat sie sich unter dem Schlachtruf Frauenemanzipation die unterschiedslose Gleichstellung beider Geschlechter in sozialer und politischer Beziehung als Ziel gesetzt, obwohl doch schon die Rolle, welche der Frau gegenüber dem Manne von der Natur angewiesen wurde, eine völlige Gleichstellung für alle Zeiten einfach unmöglich macht. Die gemäßigtere Gruppe andererseits begnügt sich unter Anerkennung der durch die berührte Verschiedenheit gezogenen Schranken mit der Forderung einer erheblichen Erweiterung der Wirkungssphäre der Frau. Diese Bestrebungen sind berechtigt und vernünftig; sie verdienen die wärmste Förderung und werden über alle Vorurtheile den Sieg davontragen. Gewiß ist das Haus und die Familie der eigentliche Wirkungskreis der Frau; da aber in fast allen Kulturländern die Zahl der weiblichen Individuen die der männlichen nicht unbeträchtlich überwiegt, da ferner die heutigen wirthschaftlichen Verhältnisse das Eingehen einer Ehe für einen großen Theil der Männer außerordentlich schwierig machen, so kann ein starker Prozentsatz von Mädchen gar nicht zur Gründung eines eigenen Hausstandes gelangen. Endlich aber bleibt auch für viele von denen, welche heirathen, die Versorgung während des kürzeren oder längeren Zeitraumes zwischen dem Ende der Kindheit und dem Eingehen der Ehe eine Frage, deren Lösung heutzutage nicht selten erhebliche Schwierigkeiten bietet. Es giebt nachweisbar in allen Kulturstaaten aus den angeführten Gründen fortdauernd eine verhältnißmäßig erhebliche Zahl lediger oder verwittweter weiblicher Wesen aller Stände, die sich durch eigene Erwerbsthätigkeit ihren Unterhalt gewinnen

müssen. Dem gegenüber ist die Zahl der den Frauen zugänglichen Berufe viel zu klein, wozu noch kommt, daß die Frauenarbeit in Folge des steten Andranges von Bewerberinnen schlecht bezahlt wird und keine ausreichende Versorgung gewährleistet, abgesehen davon, daß die Ausübung dieser Berufe unter den obwaltenden Einrichtungen nicht selten mit gesundheitlichen und sittlichen Gefahren verbunden ist. Deßwegen strebt die Frauenbewegung in praktischer Hinsicht zunächst die Erschließung erweiterter Erwerbsmöglichkeiten an, wodurch man gleichzeitig den übermäßigen Zudrang zu den gegenwärtig bereits zugänglichen Berufen und damit die Ursache der schlechten Bezahlung der Frauenarbeit beseitigen würde. Weiterhin verlangt sie für die in bestimmten gewerblichen Betrieben thätigen weiblichen Wesen eine genügende Bürgschaft für ihre gesundheitliche und sittliche Sicherheit durch entsprechende Einrichtungen, weibliche Aufsicht und dergleichen. Endlich aber sind neben diesen wirthschaftlichen Beweggründen als bestimmender Faktor in der Frauenbewegung auch mächtige Antriebe rein geistiger Art, entsprechend dem erstarkenden Selbstbewußtsein der Frau, deutlich wahrzunehmen. Von allen vorurtheilsfrei und billig Denkenden wird das Recht des weiblichen Geschlechts auf gleichen Antheil an der menschlichen Kulturarbeit anerkannt und ebenso die Berechtigung aller Forderungen, deren Erfüllung es dazu geeignet machen soll. Es handelt sich bei der Frauenfrage daher nur noch um die zweckmäßige Abgrenzung der jedem Geschlechte zuzuweisenden Arbeitsgebiete.

Das Denkmal für Luise Otto-Peters in Leipzig.

Nach diesen allgemeinen orientierenden Bemerkungen lassen wir nun eine kurze Uebersicht über die Leistungen und die hervorragenden Vertreterinnen der Frauenbewegung in den Kulturstaaten folgen. Zu den ersten Frauen, die es im 19. Jahrhundert auf sich nahmen, ohne zwingende persönliche Noth, nur um der Allgemeinheit willen, aus dem engen Rahmen der Familie und des Hauses hervorzutreten, gehört die Reformatorin der englischen Gefäng-

nisse, Elisabeth Fry. Durch ihre rastlose Thätigkeit für die Aufbesserung des Schicksals der Gefangenen in Amerika, Frankreich und Deutschland hat Elisabeth Fry sich außerordentliche, unvergeßliche Verdienste erworben. Nächst ihr ist Florence Nightingale zu nennen, die sich schon in früher Jugend dem Dienst und der Fürsorge der Kranken im großen Stil widmete und, wie wir bereits S. 15 und 17 erwähnten, den entsetzlichen Zuständen in den Kriegsspitälern in der Krim ein Ende machte. Ihr ist die Begründung der ersten Verbände gebildeter weltlicher Krankenpflegerinnen zu danken. Sie war für England, was für Deutschland Amalie Sieveking gewesen, welche zum Dank für ihre aufopfernde Pflege der Cholerakranken als unweiblich und emanizipiert bespöttelt wurde. Der von Amalie Sieveking 1832 in Hamburg begründete weibliche Verein für Armen- und Krankenpflege ist das Muster für viele derartige Vereine in Deutschland, der Schweiz, Dänemark, Schweden und selbst in Frankreich und England geworden.

Adolf Lette.

Weit über den Rahmen dieser Wohlthätigkeitsvereine hinausgehend, von eminenter Wichtigkeit für die Fortentwickelung der Erwerbsthätigkeit der Frau, ist der im Jahre 1865 zu Leipzig begründete „Allgemeine Deutsche Frauenverein" geworden. Das Verdienst, seine Nothwendigkeit erkannt und ihn ins Leben gerufen zu haben, gebührt Frau Luise Otto-Peters († 1895). Ueber das, was der Verein will und was er in den ersten fünfundzwanzig Jahren seines Bestehens erreicht hat, hat sich Luise Otto-Peters in ihrem Bericht vom Jahr 1890 also ausgesprochen: „Vermehrung der Fähigkeit und Kraft zur Arbeit, zum klaren Denken, zum sittlichen Wollen — Pflicht, Recht und Ehre der Arbeit: das sind die idealen und zugleich die realen Güter, welche wir für unser Geschlecht erkämpfen wollen."

Wenige Jahre später als der Allgemeine Deutsche Frauenverein, 1868, wurde in Berlin unter dem Protektorat der Kronprinzessin Viktoria der Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts begründet, der nach seinem Urheber, Wilhelm Adolf Lette (1799—1868) (später von seiner ungemein verdienstvollen, jüngst verstorbenen Tochter Frau Schepeler-Lette fortgesetzt) den Namen „Lette-Verein" erhielt. Die Zwecke dieses außerordentlich nützlich und vielseitig wirkenden Vereins werden durch sein Statut bestimmt: „Beseitigung der Vorurtheile und Hindernisse, die der höheren Bildung und der Erwerbsthätigkeit der Frauen entgegenstehen. Gewerbliche Ausbildung der Frau. Arbeitsvermittelung (mit Ausschluß der niederen Dienstverrichtungen des Gesindes). Einrichtung von Verkaufsstellen für Arbeitserzeugnisse der Frauen. Schutz selbständig beschäftigter Frauen gegen Benachtheiligung in sittlicher und wissenschaftlicher Beziehung." Zur Erreichung dieser Ziele begründete der Lette-Verein nach und nach Unterrichtskurse in den Handelswissenschaften, im gewerblichen Zeichnen, im Zuschneiden und Nähen und in der Stenographie. Ferner wurde

eine Setzerinnenschule, ein Arbeitsnachweisungsbüreau, ein Pensionat für Erzieherinnen (Viktoriastift) begründet; Anstalten, die größtentheils in dem dem Lette-Verein zu Berlin gehörigen Hause vereint sind. Nach dem Muster des Lette-Vereins entstanden ähnliche Vereine in Hamburg, Bremen, Karlsruhe, Darmstadt, Wien, Breslau, Dresden, Glogau, Kassel u. s. w., deren größter Theil sich unter Führerschaft des Lette-Vereins 1870 zu einem Frauenvereinsverbande, dessen Präsidentin Minna Cauer ist, zusammenschloß. Hochverdient hat sich ferner Frau Lina Morgenstern gemacht. Sie gründete eine Reihe von Vereinen, wie den segensreichen Verein der Berliner Volksküchen 1866, den Kinderschutzverein 1868, die Akademie für wissenschaftliche Fortbildung der Frauen, den Berliner Hausfrauen-Verein, aus dem mehrere gemeinnützige Anstalten wie die Kochschule 1878, hervorgingen; ferner die landwirthschaftliche und Hausindustrieschule 1880 zur Erziehung minderjähriger strafentlassener Mädchen; endlich Rettungsanstalten für gefallene Mädchen.

Minna Cauer.

Eifrigst wird ferner in Deutschland, das in dieser Hinsicht bis jetzt weit zurückstand, daran gearbeitet, den Frauen die Wege zur Ausbildung in den Berufen zu ebnen, die bisher einzig in den Händen der Männer waren. Im Oktober 1893 eröffnete Helene Lange, die Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnen-Vereins in Berlin ihre Gymnasialkurse für Frauen; im April 1894 begründete Dr. Käthe Windscheid in Leipzig ein gleiches Institut, nachdem schon ein Jahr früher die Eröffnung des Mädchengymnasiums in Karlsruhe stattgefunden hatte, angestrebt und erreicht durch den von Frau Kettler geleiteten Verein „Frauenbildungsreform". Bei all diesen Bestrebungen wird mit Recht darauf hingewiesen, daß die andern Kulturländer weit voraus sind. Bei uns in den Ver. Staaten werden die Frauen längst zu allen Studien zugelassen; es giebt heute in der Union ca. 250,000 weibliche Studierende, etwa 4,000 weibliche Aerzte. Im Schatzamt, wie in vielen der höchsten staatlichen und kommunalen Verwaltungsposten sind Frauen mit dem gleichen Gehalt wie die Männer angestellt. Wir haben ferner bereits weibliche Fabrikinspektoren, weibliche Pastoren, weibliche Rechtsanwälte. In England praktizieren allein in London etwa 300 weibliche Aerzte; eben solche giebt es auch in Frankreich, der Schweiz, Schweden und Dänemark, Italien, Rußland, den Niederlanden, Belgien, Norwegen, Rumänien u. s. w. Rußland hatte bereits in der Zeit von 1872—82 über 1,000 weibliche Studierende.

Was die politische Stellung der Frau anbetrifft, so sind ihr bis jetzt die weitgehendsten Rechte in England und in den Vereinigten Staaten eingeräumt. In England, das den Frauen längst schon dieselben

Befugnisse in der Vermögensverwaltung, der Bürgschaftsleistung, der Testamentserrichtung und Vormundschaftsfähigkeit gegeben hat, wie den Männern, wird neuerdings auch von gemäßigten und erfahrenen Staatsmännern die Forderung verfochten, daß Frauen, wenigstens den selbständigen, Vermögen besitzenden Wittwen und Unverheiratheten, das Stimmrecht für Parlamentswahlen nicht vorenthalten werden dürfe. Männer, wie Disraeli, Gladstone u. a. haben sich zu Gunsten des weiblichen Stimmrechts ausgesprochen. In der Lokal- und Schulverwaltung steht den Frauen das Wahlrecht schon seit 1869 und 1870 zu. Noch weiter geht die politische Bewegung in einigen Staaten unsrer Union. Im Jahre 1873 führte der Staat Wyoming das aktive und passive Wahlrecht der Frauen ein und behauptet, in den 25 Jahren des Bestehens dieser Institution so gute Erfahrungen gemacht zu haben, daß am 12. November 1898 die Volksvertretung des Staates an alle Parlamente der Welt ein Zirkular erließ, in dem es unter anderem hieß: „Der Besitz und die Ausübung des Stimmrechts durch Frauen in Wyoming hat keinerlei schlechte, sondern nach vielen Richtungen hin sehr gute Folgen gehabt; es hat in hervorragender Weise dazu beigetragen, Verbrechen und Armuth aus diesem Staate zu verbannen und zwar ohne alle Gewaltmaßregeln; es hat eine gute Regierung, einen bemerkenswerthen Grad von Zivilisation und öffentlicher Ordnung herbeiführen helfen; und wir weisen mit Stolz auf die Thatsache hin, daß seit 25 Jahren, seit die Frauen das Stimmrecht besitzen, kein Distrikt in Wyoming ein Armenhaus besitzt, daß unsere Gefängnisse so gut wie leer und Verbrechen so gut wie unbekannt sind. Gestützt auf unsere Erfahrungen dringen wir darauf, daß jeder zivilisierte Staat auf Erden den Frauen ohne Verzug das Stimmrecht gewährt." Dem Beispiel Wyomings folgte 1893 der Staat Colorado. Das Recht, in Schulangelegenheiten das Stimmrecht auszuüben, wird den Frauen in nicht weniger als 32 Staaten zugestanden. In Kansas haben die Frauen das Wahlrecht in Munizipalwahlen, und im Jahre 1891 machten nicht weniger als 60,000 Frauen davon Gebrauch. In Montana haben steuerzahlende Frauen dieselben Rechte wie die Männer. Im Jahre 1884 wurde sogar eine Frau, Mrs. Belva Lockwood, als Präsidentschaftskandidatin aufgestellt. Abgelehnt wurde dagegen der Antrag, den Frauen das Stimmrecht zu geben, auch in mehreren Staaten, so in New York, New Jersey u. a. Und der Kongreß legte 1890 dahin gestellte Anträge auf den Tisch. Immerhin behaupten die Befürworter des Stimmrechtes der Frauen, daß innerhalb der letzten 25 Jahre das Gebiet der Länder in der ganzen Welt, welche den Frauen wenigstens theilweises Stimmrecht gewähren, 20 Millionen Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von 385 Millionen umfasse.

Lina Morgenstern.

Außer den bereits in obiger Uebersicht genannten Frauen seien nun noch eine Anzahl von Frauen erwähnt, die sich um die Entwicklung der Frauenbewegung mit der Feder oder durch die Propaganda der That verdient gemacht haben. In England sind zu nennen Frl. Boncheritts, ferner Lydia Becker und Caroline Briggs (für politisches Stimmrecht), Octavia Hills (Reform der Armenwohnhäuser), Robinsons (Matrosenheim). In Dänemark kämpften für bessere Bezahlung der Frauenarbeit die jugendliche Mathilde Fibiger (Klara Raphael), und Pauline Worm; in Schweden-Norwegen wirken Camilla Collet, Nathalie Anderssen, Gina Krog. Frankreich weist eine Reihe muthiger und charaktervoller Frauen auf, die für die Besserung der Lage der Frauen arbeiten, so Julie Daubié, Acadré Léo, Elisa Lemonier, Hubertine Auclert. In Deutschland zeichneten sich neben den bereits Genannten aus Henriette Goldschmidt, Amalie Thilo, Lina Schinder, Georgine Archer, welche in Leipzig, Breslau, Köln und Berlin Lyceen für Damen ins Leben riefen; ferner die geistreichen Vertheidigerinnen der Frauen-Rechte Hedwig Dohm, Emilie Kempin und Anita Augspurg. Ein ganzes Buch ließe sich sodann schreiben über die Frauen, welche in unseren Ver. Staaten thätig waren. Wir können indeß blos die Namen einiger hervorragender Frauen gleichsam als Marksteine der Frauenbewegung hier nennen. Da ist vor allem Lukretia Most, die Führerin der Antisklavereibestrebungen, die im Jahre 1840 von Pennsylvanien als weibliche Delegierte nach London in die dort tagende Antisklavereikonvention geschickt wurde. Eine thätige Kämpferin für die politischen Rechte der Frau war die Amerikanerin Julie Ward Howe, Herausgeberin des „Womens' Journal" in Boston und Chicago. Frances Wright, eine Engländerin, wirkte in den Vereinigten Staaten (1836) für politische und soziale Frauenrechte. Ernestine L. Rose, Polin von Geburt, trat zuerst für das Vermögensrecht verheiratheter Frauen ein. Die Schwestern Sarah und Angelina Grünke, Töchter eines Farmers in Süd-Carolina, wirkten energisch für die Sklavenbefreiung. Gleichfalls in der Antisklavereifrage trat die junge Quäkerin Abby Kellery hervor. Mary Grew (Philadelphia), Anna Greene Philippi haben ihr Leben in den Dienst der Sklavenbefreiung gestellt. Eine der ältesten Vertreterinnen der Frauenrechte nächst Lukretia Most war Mrs. Francis D. Gage. Sie schrieb und sprach über Frauenrechte und Sklavenbefreiung rastlos und heldenmüthig; auch mit Krankenpflege während der Kriege thätig, hat sie noch Zeit gefunden, eine Reihe werthvoller Kindergeschichten, Gedichte und Skizzen aus dem sozialen Leben zu schreiben. Tapfere Mitarbeiterinnen an der amerikanischen Frauenbewegung waren ferner Abby Hutchinson, Antoinette Brown, Lucy Stone, Mrs. Caroline H. Dall, Mrs. Nichols, Susanne B. Anthony, Olympia Brown, Mary A. Livermore, Jenny d' Héricourt, Französin von Geburt, die Deutsche Mathilde Franziska Anneke und Elizabeth Cady Stanton, sowie die große Vorkämpferin gegen die Trunksucht, Miß Frances Willard.

Erwähnt seien schließlich noch zwei Frauen, die es im Studium der Mathematik so weit brachten, daß Koryphäen wie Lagrange, Gauß, Fourier, u. a. sie als gleichberechtigte Forscherinnen ansahen. Es sind die Französin

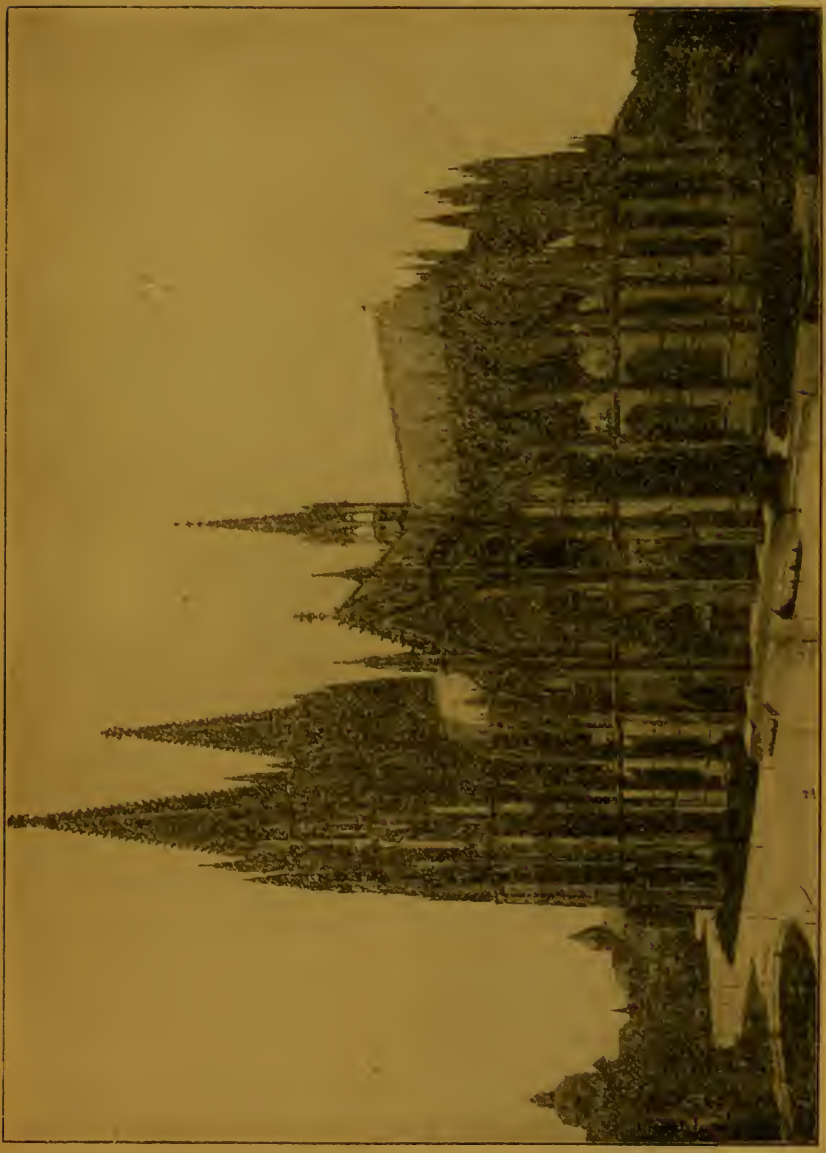
Sophie Germain (1776—1831), die zugleich eine der selbstlosesten, liebenswürdigsten, bescheidensten und wohlthätigsten Frauen war, und die geniale Russin Sonja Kowalewska (gest. 1891), welche von der französischen Akademie der Wissenschaften den Prix Bordin als höchste wissenschaftliche Auszeichnung, die jemals einer Frau zu Theil geworden, erhielt.

---

d. Protestantismus und Katholizismus. — Kirchenwesen und christliches Leben.

Entwicklung des Protestantismus. — Liberalismus und Positivismus. — Ritschl und Wellhausen. — Stellung zur Natur- und Geschichtswissenschaft. — Katholizismus. — Hinstreben zur unbedingten Herrschaft des Papstes. — Vertiefung des Marienkultes. — Unfehlbarkeitserklärung. — Große religiös-politische Macht. — Entwicklung der christlichen Kirche in den Ver. Staaten. — Statistische Uebersicht. — Die katholische Kirche. — Die protestantischen Denominationen. — Aeußere oder Heidenmission. — Die Leistungen seitens der Ver. Staaten. — Innere Mission oder Mission in der Heimat. — Deutschland. — Uebersicht über die innere Mission in den Ver. Staaten. — Die christlichen Einrichtungen für die Jugend, die Armen und Verlassenen, die Kranken. — Die Hauptgesellschaften. — Endeavorers, Young Mens Christian Association u. s. w. — Die Heilsarmeen. — Social Settlements. — Weibliche Diakonie. — Innere Mission auf sozialpolitischem Gebiet in Deutschland.

Die erste Epoche in der protestantischen Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts stand, wie wir in Bd. I, Seite 422 fg. bereits andeuteten, im engsten Zusammenhang zum 18. Jahrhundert. Auf Kanzeln und Kathedern herrschte zuerst die Aufklärung; ihr folgte in den zwanziger Jahren die Restauration, die Romantik, jene, das ganze Geistesleben beherrschende Gegenbewegung gegen die Welt- und Lebensauffassung der Aufklärung. Sie hatte zwei Richtungen zur Folge: die, namentlich durch Hegel (s. Bd. I, S. 281) vertretene Spekulation, und das Wiedererstarken der aus dem Pietismus hervorgewachsenen Rechtgläubigkeit, welche wiederum sich theils zur sogen. Vermittlungstheologie (Neander, Tholuk, Hase, Hagenbach) verdichtete, theils zum strengen Konfessionalismus (die Erlanger Schule v. Hofmanns) umschlug. Die zweite Epoche hat eine Arbeit unternommen, welche erst im 20. Jahrhundert zum relativen Abschluß kommen kann. Sie begann, als um die Mitte des Jahrhunderts der moderne Liberalismus die romantische Bewegung ablöste. Sein Verdienst bestand darin, daß er die Methode streng wissenschaftlicher Arbeit in der historischen und biblischen Kritik mit Energie handhabte; seine Schwäche aber darin, daß er es nicht vermochte, schöpferisch einzugreifen und die christliche Weltanschauung und Lebensauffassung neu zu begründen. Es entstand in den letzten Jahrzehnten eine Gegenströmung gegen ihn in dem, mehr und mehr um sich greifenden Positivismus. Schon Prof. Kähler erhob einen energischen Protest gegen die seit Hegel beliebte philosophische Begründung der christlichen Heilswahrheit. Ganz besonders aber griff ein der Begründer der sog. Göttinger Schule, Albrecht Ritschl. Die für Viele



Der Kölner Dom.

befreiende That Ritschl's lag in der Energie, mit welcher er die evangelische Theologie vor die eigentliche Erkenntnißquelle für die Wahrheit des Christenthums, vor die Person Jesu Christi, als Objekt des Glaubens stellte. Er überwand vollständig den spekulativen Rationalismus, welcher das beste Theil der Geschichte wegdestillierte. Auf der andern Seite freilich rief seine Stellung zu den biblischen Urkunden, seine im Dienste seines Systems arbeitende Exegese, seine historisch-kritische und religionsgeschichtliche Betrachtung des Alten und Neuen Testaments berechtigten und energischen Widerspruch hervor. Und so beherrscht der Streit um die Theologie Ritschl's die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhundert; sowohl die Konservativen als die Liberalen haben sich gegen ihn erhoben. Neben Ritschl stand während der letzten Jahre der Name Wellhausen im Vordergrund des wissenschaftlichen Interesses. Dieser geniale Forscher hat den Versuch gemacht, eine geschichtliche Gesammtanschauung von dem Gang der Religion Israels auf Grund einer eingehenden Kritik der alttestamentlichen Urkunden zu entwerfen, und dadurch eine Fülle wichtiger Fragen aufs Neue in Fluß gebracht. Eine doppelte Aufgabe hat somit die protestantische Wissenschaft im 20. Jahrhundert zunächst zu lösen: einmal die weitere religionsgeschichtliche Bearbeitung der biblischen Urkunden, und die Darlegung (und Fruchtbarmachung) des reformatorischen Begriffes des evangelischen Heilsglaubens in seinem unendlichen Reichthum und seiner weltüberwindenden Kraft.

So viel über die Entwicklung der protestantischen Theologie! Was nun die Stellung des Protestantismus zur modernen Natur- und Geschichtswissenschaft betrifft, so hat er sich in den letzten Jahrzehnten eifrig bestrebt, sich mit den ihm von jeher aufgegebenen Problemen auseinanderzusetzen. Als um die Mitte des Jahrhunderts das philosophische Zeitalter abgelaufen war, traten die Naturwissenschaften mit dem Anspruch auf, die Grundlage der modernen Bildung zu sein. Der Darwinismus forderte das Christenthum auf, vor ihm zu kapitulieren (s. S. 335). Es kam eine schwere Zeit für die Gläubigen, die es erst allmählich wagten, muthig den angebotenen Kampf aufzunehmen, aber nach ernster Gedankenarbeit gelangte man dazu, eine neue Grenzlinie zwischen Glauben und Wissen zu ziehen und das gute Recht des ersteren gegenüber den zu weit gehenden Ansprüchen des letztern siegreich zu erweisen. Wir wissen heute, daß die Naturwissenschaft das Welträthsel nicht zu lösen vermag und wissen andererseits, daß eine ganze Reihe naturwissenschaftlicher Thatsachen mit Gottes Schöpferstellung vereinbar sind, über die unsre Väter nicht hinwegkommen konnten. Aehnliche Schwierigkeiten bereiteten die neuen Methoden der Geschichtswissenschaft; die Kritik, d. h. die wissenschaftliche Prüfung beschäftigte sich mit der Geschichte, der Bibel und Kirchenlehre. Das thut den Frommen anfangs weh, aber schließlich müssen auch sie sich sagen, daß eine gewissenhafte Untersuchung weder der Wahrheit schaden, noch uns den Gott der Wahrheit rauben kann, vielmehr dazu führen muß, daß wir die Wege, die er sein Volk geführt, und schließlich ihn selbst und seinen Sohn Jesum Christum nur besser und deutlicher erkennen. So ist die Stellung des Protestantismus zur Wissenschaft innerlich freier geworden; er kann ihr ruhig ins Auge sehen.

Die Todteninsel.

(Nach dem Gemälde von Arnold Böcklin zu Leipzig).

Die Entwicklung des Katholizismus im 19. Jahrhundert wird, wie wir bereits Bd. I, S. 428—30 nachwiesen, gekennzeichnet durch ihr direktes Hinstreben zur unbedingten Herrschaft des Papstes über die Gesammtheit der katholischen Kirche. Seine Basis ist zwar etwas morsch geworden, um so erfolgreicher arbeitet er aber an den Rändern. Die romanischen Länder, Spanien, Oesterreich und Frankreich wurden schwach und mit ihnen ihre Religion, der Katholizismus. Dagegen drang und dringt er in den vorwiegend protestantischen Ländern vor. Das gilt von England, wo die ritualistische Oxforder Bewegung in den vierziger Jahren mit dem Uebertritt von 150 Geistlichen und einer Anzahl einflußreicher Aristokraten zur römisch-katholischen Kirche endete und wo sich seitdem in der anglikanischen Staatskirche ein Zug zum Katholizismus geltend macht. Das gilt von unsern Ver. Staaten, wo er aggressiv vorgeht, und von Deutschland, wo man im Kulturkampf die Zähigkeit des klerikalen Widerstandes bitter genug empfand, wo das katholische Zentrum die ausschlaggebende Partei im Reichstag ist, und wo er „Flotten bewilligt."

Der Katholizismus hat sich im 19. Jahrhundert religiös verinnerlicht durch die Vertiefung des Marienkultes. In der mystischen Hingebung an die Jungfrau Maria, die durch das Dogma von der unbefleckten Empfängniß (1854) vollends auf eine göttliche Rangstufe erhoben worden ist, und in der Betonung der Anbetung im katholischen Kultus liegt ein religiöses Moment; dadurch wird ein Bedürfniß des Menschenherzens befriedigt, wie der Menschenstrom, der die katholischen Kirchen füllt, deutlich genug erkennen läßt. Dazu kommt, daß der Katholizismus wie oben erwähnt seine hierarchische Verfassung zur absoluten Monarchie fortentwickelt, während das europäische Staatsleben sich zusehends demokratisiert hat. Die Unfehlbarkeitserklärung (1870) hat die Zentralisation der katholischen Kirche zur internationalen Papstmonarchie vollendet. Das ist unter den Verkehrsverhältnissen der Gegenwart von weitreichender Bedeutung; denn die katholische Kirche ist dadurch zu einer geschlossenen, handlungs- und verhandlungsfähigen Macht geworden, zu einer politischen Großmacht, die sich in geradezu wunderbarer Weise dem demokratischen Zeitstrom anzupassen wußte. Die Paragraphen des Vereins- und Versammlungsrechts, welches der Liberalismus 1848 geschaffen, hat der Katholizismus zuerst in ihrer Bedeutung ergriffen, und mit seinen Volksvereinen, seinen Arbeiter- und Bauernvereinen, seinen Gewerkschaften weitaus den Vorsprung gegenüber dem Protestantismus. Und die Einbuße, welche Rom mit dem Verluste der weltlichen Herrschaft des Papstes erlitt, wußte es mit der ihm eigenen Geschmeidigkeit als Agitationsmittel zu verwerthen; der „Gefangene im Vatikan" wurde den Gläubigen noch verehrungswürdiger. Und endlich hat der Katholizismus sich den Kampf mit den geistigen Mächten der Zeit besonders leicht gemacht, indem er das kirchliche Dogma, die Lehre, zurückstellte hinter die kirchliche Ordnung. Die neuen Erkenntnisse der Geschichts- und Naturwissenschaften machen dem Katholiken viel weniger zu schaffen als dem Protestanten, weil er Glaubensfragen ganz seiner Kirche überläßt. Diese verlangt von ihm kein bestimmtes Bekenntniß, sondern lediglich Anerkennung ihrer Autorität und Unterwerfung unter ihre

Ordnungen. Nur die Theologen beschäftigen sich mit religiösen Lehrfragen, bei denen sie sich auf Leo's XIII. Befehl nach Thomas von Aquin zu richten haben; für den Laien existieren diese Probleme einfach nicht. So wird dem Katholiken das Christenthum leichter gemacht als dem Protestanten. Man mag darüber denken wie man will: soviel ist gewiß, daß der moderne ultramontane Katholizismus eine religiös-politische Macht ist, mit der auch in Zukunft wird ernstlich gerechnet werden müssen. Seine Hierarchie ist so fest gefügt, daß selbst so starke Bröckelungen, wie sie im Altkatholizismus, der Los-von-Rom-Bewegung in Oesterreich und Frankreich zu Tage treten, in ihrer Tragweite nicht *überschätzt* werden dürfen.

* * *

Blicken wir nun auf die *Entwicklung der christlichen Kirche in den Ver. Staaten* während des 19. Jahrhunderts, so zeigt sie uns den denkbar größten Fortschritt und zugleich den besten Beweis für die Richtigkeit der Trennung von Kirche und Staat, dieser charakteristischen Eigenthümlichkeit unsres Kirchenwesens. Im Einzelnen dieß nachzuweisen ist nicht unsre Aufgabe; wir beschränken uns auf eine *statistische Uebersicht* nach A. Mücke.

A. *Römisch-katholische Kirche.* Den Eckstein zu der imposanten Macht, zu welcher jetzt schon die Kirche Roms in unserm Lande emporgestiegen ist, legte die 25jährige Thätigkeit des ersten Bischofs in Baltimore, John Carroll, welcher 1790 dazu ernannt wurde. Schon 1808 hielt es der Papst an der Zeit, Baltimore zum Sitz eines Erzbischofs zu bestimmen und daneben vier neue Bisthümer: New York, Philadelphia, Boston und Bardstown (Kentucky) zu errichten. Kauf und Eroberung katholischer Gebiete (Louisiana, Florida, Californien und New Mexiko) dehnten in der Folgezeit das Gebiet für die Kirche noch weiter aus. Im Jahre 1850 zählte man unter 23 Millionen der Bevölkerung bereits 3,500,000 Katholiken, also beinahe ein Siebentel. Als im Jahre 1890 die römischen Bischöfe aufgefordert wurden, die Anzahl ihrer Gläubigen, die sonst immer nach Seelen angegeben zu werden pflegt, in die Zahl der Kommunikanten umzurechnen, gaben sie 6,242,267 an, Kirchen 10,245, Geistliche 9,196. Für den Anfang des Jahres 1900 ist nach römischen Angaben folgendes zu verzeichnen: die katholische Hierarchie in der Union besteht aus einem Apostolischen Delegaten in Washington, D. C., aus 14 Erzbischöfen und 79 Bischöfen. Priester giebt es 11,636, Gemeinden 12,062 und Glieder, d. h. Gefirmte: 8,610,226. Dementsprechend würde die katholische Bevölkerung auf etwa 12 Millionen unter 76 Millionen zu veranschlagen sein. Sehr eifrig sind die Katholiken im Bauen von Kathedralen, Klöstern, Schulen aller Art, Waisenhäusern und andern wohlthätigen Anstalten; wie auch in der religösen Presse, der Arbeit der verschiedenen Orden, und in der Politik.

B. *Die protestantischen Denominationen* (mit Rücksicht auf chronologische Ordnung).

1. Die protestantisch-bischöfliche (*Episkopal*)-*Kirche*, deren vollständige Organisation aus dem Jahre 1789 stammt, ist in allen Staaten

und Territorien vertreten, doch liegt ihre Hauptstärke im Osten (New York, Pennsylvania, New Jersey und Massachusetts). Sie zählt gegenwärtig 7 Bischöfe, 103 Geistliche, 104 Gemeinden und unterhält 15 Predigerseminarien.

2. Die Kongregationalisten. Sie übten bis zum Jahre 1800 in unsrer Republik den weitgehendsten Einfluß aus und drückten der Neuen Welt den Stempel ihres Gottvertrauens auf. Auch gründeten sie die ersten wissenschaftlichen Anstalten in unserem Lande. Am Anfang des 19. Jahrhunderts gab es in Neu-England etwa 800 kongregationalistische Gemeinden. In den nächsten Jahrzehnten wurde das Wachsthum dadurch aufgehalten, daß viele, die aus Neu-England nach dem Westen zogen, den Presbyterianern und andern Gemeinden zufielen. Von 1801—1852 bestand nämlich zwischen Kongregationalisten und Presbyterianern, welche in der Hauptsache dasselbe Bekenntniß haben und sich nur in der Auffassung des Kirchenregiments trennen, eine Vereinbarung, dahin gehend, daß man in neuen Ansiedlungen nicht gegeneinander arbeiten wollte. Dabei gewannen die Presbyterianer die Oberhand, weßhalb dieser "plan of union" aufgehoben wurde. So läßt es sich verstehen, daß die missionseifrigen Kongregationalisten erst 1852 jenseits des Mississippi festen Fuß faßten, indem sie in diesem Jahre in St. Louis ihre erste Gemeinde gründeten. Von den Südstaaten waren sie wegen ihrer abolitionistischen Gesinnung von selbst ausgeschlossen. Sie haben aber das Versäumte nachgeholt und ganz besonders im Westen in den letzten 50 Jahren rasche Fortschritte gemacht, so daß sie in jedem Staate Gemeinden haben. Am stärksten sind sie in Massachusetts, Connecticut, New York, Illinois und Ohio vertreten. Das Jahrbuch giebt für 1900 folgende Zahlen: 5,604 Gemeinden mit 629,874 Kommunikanten und 5,614 Predigern. Die Gründung von Predigerseminarien, deren sie acht besitzen, fällt in das 19. Jahrhundert, nämlich in den Zeitraum von 1808—1869. Für die höhere Erziehung ist ausgezeichnet durch mehr als 40 Colleges gesorgt, die fast alle in den letzten hundert Jahren errichtet wurden; Harvard College (1636) wird als unitarisch nicht mitgerechnet. Von der großartigen, seit 1810 datierenden Thätigkeit in der Heidenmission und seit 1826 in der Einheimischen Mission ist weiter unten die Rede.

3. Die holländisch-reformierte Kirche ist nur in 14 Staaten zu finden, und New York und New Jersey haben etwa zwei Drittel aller Glieder. Gegenwärtig zählt die Kirche 619 Gemeinden mit 107,594 Kommunikanten und 698 Geistliche.

4. Die Baptisten hatten sich trotz aller Verfolgungen bis zum Jahre 1800 in jede Kolonie und darüber hinaus Eingang verschafft, und ihre Zahl betrug bereits im Jahre 1792 gegen 900 Prediger, 1,150 Gemeinden und 63,345 Mitglieder, welche sich indeß in sechserlei Baptisten trennten: Baptisten der sechs Grundsätze seit 1652, Baptisten des siebenten Tages (Sabbatarianer) seit 1671, die ursprünglichen Baptisten des freien Willens seit 1729, die separierten Baptisten seit 1750, die Baptisten des freien Willens seit 1780 und die regulären Baptisten von 1639. Sieben neue Arten sind in diesem Jahrhundert noch hinzugekommen: die vereinigten Baptisten 1801,

die Baptisten-Kirche Christi 1808, die General-Baptisten 1824, die Schlangen- oder Samenbaptisten 1826, die primitiven Baptisten 1835. Im Jahre

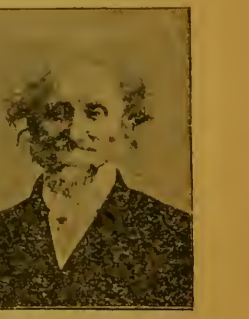
Das Siegesdenkmal in Leipzig.

1845 trat eine Absonderung wegen der Sklaverei ein, es entstanden die regulären Baptisten des Südens. Nach dem Bürgerkriege schlossen sich baptistisch

gewordene Neger zusammen, und es entstanden die regulären farbigen Baptisten im Jahre 1866. Die Hauptmasse dieser nunmehr aus dreizehn Gliedern bestehenden Baptistenfamilie bilden die in fester Ordnung und in calvinistischer Lehre übereinstimmenden sogenannten „Regulären Baptisten", die der Zahlenstärke nach so zu ordnen sind: 1. reguläre Baptisten (farbig) 1,864,600 Mitglieder, 2 reguläre Baptisten (südlich) 1,608,413 Mitglieder, 3. reguläre Baptisten (nördlich) 973,820 Mitglieder. Seit 1840 giebt es auch deutsche, schwedische, dänische und andere Baptisten. Alle zusammen bilden die zweitstärkste protestantische Gemeinschaft; und wenn man die Tunker, die Campbelliten u. s. w., welche auch für Untertauchung und Gegner der Kindertaufe sind, hinzurechnet, so beziffert sich die Zahl der eigentlichen Baptisten auf 4½ Millionen Glieder. Die Baptisten unterhalten sieben theologische Seminare, deren erstes im Jahre 1819 in Hamilton, N. Y., gegründet wurde. Mehr als neunzig höhere Lehranstalten sind seit der Eröffnung der Browne-Universität in Providence, R. J. (1764) errichtet worden. Daneben herrscht ein reger Eifer für die verschiedensten Seiten christlicher Thätigkeit: Einheimische Mission, Bibelverbreitung und Publikationswerk, Erziehung, Sonntagschule und ganz besonders Heidenmission. Seit 1834 treiben sie auch Mission in Deutschland und andern christlichen Ländern.

5. Die Presbyterianer zählten im Jahre 1800 im Ganzen 300 Pastoren, 500 Gemeinden und 40,000 Kommunikanten. Das 19. Jahrhundert ist durch schnelles Wachsthum, aber auch durch mancherlei Lehrstreitigkeiten und vielfache Zersplitterung gekennzeichnet. Von 1837 bis 1869 bestand eine Spaltung in zwei fast gleich große und fast gleich einflußreiche Hälften „die alte und die neue Schule", welche sehr eifersüchtig aufeinander waren und keinerlei Verkehr miteinander hatten. Die alte Schule war im allgemeinen streng orthodox; die Professoren von Princeton: Charles Hodge, Alexander und Green, waren ihre Hauptvertreter. Die neue Schule erkannte zwar auch das Westminster Glaubensbekenntniß als Symbol an und zählte unter ihren Gliedern manche ebenso entschiedene Calvinisten als die andere, behielt sich aber als Körperschaft eine größere Freiheit und weiteren Spielraum für theologische Entwicklung des symbolischen Lehrgehalts, besonders in der Lehre von der Erbsünde und Prädestination, vor. Ihre wichtigste Lehranstalt war das Unions-Seminar in New York. Wenn die beiden Schulen auch jetzt seit 30 Jahren zu einer Kirche vereinigt sind, so herrscht doch keine vollkommene Harmonie. Immer wieder tauchen die alten Streitfragen auf, besonders seit 1890 in dem Verlangen nach einer Revision der Westminster Konfession, und 1901 wurde endlich eine Kommission für solche Revision eingesetzt. Im Jahre 1858 und 1861 trennten sich elf Synoden von der alten Schule wegen der Sklavereifrage und organisierten die „Presbyterianische Kirche in den konföderierten Staaten von Amerika", welche heute gewöhnlich als die „südliche" bezeichnet wird zum Unterschied von der alten „nördlichen." Beide Kirchen sind vollständig einig in der Lehre; einer Vereinigung steht nichts im Wege. Seit 1882 findet ein brüderlicher Verkehr statt, und 1888 wurde zu Philadelphia eine gemeinsame Feier zur Erinnerung an die vor hundert Jahren angenommene Konstitution der Kirche ver-

anstaltet. Außerdem giebt es noch die „Cumberland presbyterianische Kirche" mit arminianischer Lehre und methodistischer Praxis. Die numerische Stärke der drei Zweige der Presbyterianer im Jahre 1900 ist folgende: Nördliche Presbyterianer: 7,335 Pastoren, 7,469 Gemeinden, 973,433 Glieder; Südliche Presbyterianer: 1,461 Pastoren, 2,959 Gemeinden, 225,890 Glieder; Cumberland Presbyterianer: 1,734 Pastoren, 2,957 Gemeinden, 180,192 Glieder; Total: 10,530 Pastoren, 13,385 Gemeinden, 1,379,515 Glieder. Für die gründliche Ausbildung ihrer Pastoren sind zwischen 1812 und 1891 dreizehn Seminarien gegründet worden: Princeton, N. J., 1812, Auburn, N. Y., 1820, Westliches Seminar, Allegheny, Pa., 1825, Lane, Cincinnati 1829, McCormick, Chicago, 1830, Unions-Seminar, N. Y., 1836, Dubuque, Iowa, 1852, für deutsche Studenten, Danville, Ky., 1853, Biddle Universität, Charlotte, N. Carolina, 1867, Newark, N. J., für das deutsche Werk, 1869, Lincoln Universität, Lincoln, Ill., 1870, San Francisco 1871, Omaha 1891.



Past. Ferd. Wilh. Wallber.

6. Die lutherische Kirche. Der Vater derselben in unserem Lande war der einflußreiche und ehrwürdige Heinrich Melchior Mühlenberg (1711—1787), welcher 1748 die Pastoren, welche meist von Halle aus zu den hier Eingewanderten gesandt worden waren, zu einer Konferenz, der noch bestehenden Pennsylvania-Synode, verband. 1815 wurde das erste deutsche Predigerseminar zu Hartwick in New York, 1826 das zweite in Gettysburg, Pa., gegründet. Im Jahre 1820 wurde die General-Synode ins Leben gerufen, welcher von den sechs Synoden vier beitraten. Infolge von Meinungsverschiedenheit in der Lehrstellung und Sprache zog sich 1864 die alte Pennsylvania-Synode sammt 7 anderen von der General-Synode, welche ganz englisch wurde, zurück, und 1867 erfolgte die Gründung des General-Konzils, dessen Konstitution erklärt, daß die ungeänderte Augsburgische Konfession in allen ihren Theilen mit dem Worte Gottes als der Regel des Glaubens übereinstimmt und eine richtige Darlegung der Lehre ist; und daß die Apologie, die beiden Katechismen Luthers, die Schmalkaldischen Artikel und die Konkordienformel eine getreue Entwicklung und Vertheidigung der Lehre des Wortes Gottes und der Augsburgischen Konfession sind. Die Hauptanstalt des Konzils ist das Seminar in Philadelphia, und im gottesdienstlichen Gebrauch hat das Konzil dreierlei Sprachen, ganz überwiegend englisch, dann schwedisch und deutsch. Im Jahre 1872 wurde die Synodalkonferenz gegründet, welche sich zu den kanonischen Schriften des Alten und Neuen Testaments als Gottes Wort und zu dem Bekenntniß der evangelisch-lutherischen Kirche von 1850, genannt „Concordia", als zu dem ihrigen bekennt. Folgende sechs Synoden schlossen sich 1872 in Milwaukee zusammen: Missouri, Norweger, Ohio, Wisconsin, Illinois und Minnesota. Die Illinois-Synode schloß sich bald darauf der Missouri-Synode ganz an. Der Gnadenwahlstreit von 1880 veranlaßte die Ohio- und

die Norwegische Synode zum Austritt. Heute besteht die General-Konferenz aus den fünf Synoden: Missouri, Wisconsin, Minnesota, Michigan und der englischen Synode von Missouri. Sie ist, abgesehen von der noch kleinen, im Jahre 1888 gegründeten englischen Missouri-Synode, ganz und gut deutsch. „Die deutsche evangelisch-lutherische Synode von Missouri, Ohio und anderen Staaten" ist die älteste (gegr. 1847), zahlreichste und bedeutendste unter allen lutherischen Kirchenkörpern der Ver. Staaten und nimmt als Vertreterin altlutherischer Orthodoxie eine hervorragende Stellung ein. Die Gründer waren Sachsen und Bayern, von denen die ersteren sich in Missouri und die letzteren in Michigan niederließen. Die Sachsen kamen im Frühjahr 1839 nach Missouri. In großer Nothzeit trat Ferd. Wilh. Walther als Führer auf und blieb es bis zu seinem Tode, 1887. Neben ihm stand Schulter an Schulter Pastor Wyneken † 1876. Die Wisconsin-Synode wurde 1850 in Milwaukee durch Pastor Mühlhäuser gegründet. Im Bürgerkriege 1861 trennten sich die südlichen lutherischen Synoden von denen des Nordens und gründeten 1863 die noch heute bestehende „General-Synode der ev.-luth Kirche in den Konföderierten Staaten" (meist englisch), und 1886 verbanden sich einige kleinere unabhängige Synoden zur „Vereinigten Synode im Süden." Die Statistik im Jahre 1900 stellt sich also:

Past. Fred. C. D. Wyneken.

General-Synode: 1,226 Pastoren, 1,568 Gemeinden, 194,442 Kommunikanten.

General-Konzil: 1,156 Pastoren, 2,019 Gemeinden, 370,409 Kommunikanten.

Synodal-Konferenz: 2,029 Pastoren, 2,650 Gemeinden, 581,029 Kommunikanten.

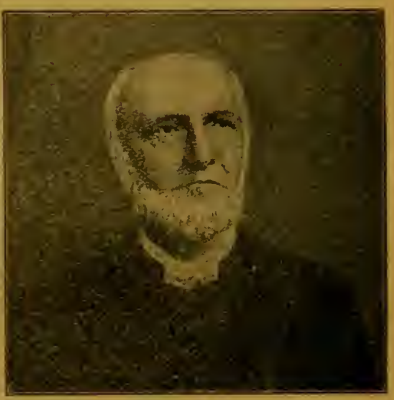
Ver. Synode im Süden: 215 Pastoren, 390 Gemeinden, 38,639 Kommunikanten.

Außerdem giebt es noch fünfzehn alleinstehende Synoden, darunter vier aus Norwegern bestehende, zwei dänische, eine Synode der Isländer und eine der Finnen. Unter den übrigen alleinstehenden Synoden sind die 1818 gegründete „Allgemeine Synode von Ohio" und die „Deutsche Jowa-Synode" (1854) die bedeutendsten.

Alle lutherischen Synoden zusammen zählen 6,710 Pastoren, 11,123 Gemeinden und 1,665,878 Kommunikanten. Im Jahre 1823 waren es, so weit bekannt, 178 Pastoren, 900 Gemeinden und 80,000 konfirmierte Glieder.

7. Die Reformierte Kirche, bis zum Jahre 1869 „Deutsche reformierte Kirche" genannt, hat zu ihrem Vater in unserm Lande den Schweizer Michael Schlatter (1721—1790), welcher 1747 die bis dahin vereinzelten reformierten Pastoren sammt ihren Gemeinden zu dem

"Coetus Pennsylvaniensis" vereinigte. Die Synoden von Holland sorgten in ähnlicher Weise für die deutschen Reformierten wie das Hallesche Waisenhaus für die Lutheraner. 1793 emanzipierte sich der Coetus von Holland, nannte sich „Synode" und wurde ein vollständig unabhängiger Körper. Die 178 Gemeinden, von denen 55 vakant waren, lagen in den Staaten New York, New Jersey, Pennsylvania, Maryland, Virginia, Nord- und Süd-Carolina. Die Zahl der Pastoren betrug 35, allerdings zu wenige für die große Arbeit. Mit der „Sprachenfrage" hatte es die Synode das erste Mal im Jahre 1804 zu thun; bis dahin war fast alles deutsch geblieben. Jetzt erhielt das Englische die Oberhand. Im Sturmschritt drangen auch Puritanismus und Methodismus ein. Mit Mühe und Noth wurde 1825 ein Predigerseminar zu Carlisle, Pa., eröffnet; dasselbe ward 1829 nach York, Pa., 1837 nach Mercersburg und 1871 nach Lancaster verlegt, wo es sich noch befindet. Im Jahre 1800 trat der reformierte Prediger Phil. Wilh. Otterbein in Baltimore aus der Synode und organisierte nach dem Muster des bischöflichen Methodismus die „Vereinigten Brüder in Christo." Dreißig Jahre später gründete ebenfalls ein früherer reformierter Prediger, John Winebrenner die „Kirche Gottes", eine Vereinigung der wildesten Extravaganzen des ausgearteten Methodismus mit den Eigenthümlichkeiten des Baptismus. Die liturgische Frage wurde Veranlassung zu langjährigen, lebhaften Erörterungen. Mercersburg war der geistige Mittelpunkt. Dort lehrten die Professoren Rauch, Nevin und von 1844—'65 Philipp Schaff, der berühmte Kirchenhistoriker, gestorben 1893 als Professor am Union-Seminar zu New York. Die „Mercersburger Theologie" wurde überall bekannt. Im Jahre 1863 trat die General-Synode das erste Mal zusammen; sie hat die höchste richterliche Gewalt und versammelt sich alle drei Jahre. Die große Einwanderung seit den vierziger Jahren forderte zu angestrengter Arbeit auf. Es entstanden noch einige Predigerseminare zu Tiffin, O. (1850), das Missionshaus zu Franklin, Sheboygan Co., Wis. (1862); das Ursinus College zu Collegeville, Pa. (1869). Außer den vier theologischen Seminarien hat die Kirche acht Hochschulen, drei Waisenhäuser und andere Wohlthätige Anstalten. Die Einheimische Mission wird unter den Deutschen, Ungarn, Böhmen und Polen, die Ausländische Mission in Japan und in China betrieben. Der Heidelberger Katechismus vom Jahre 1563 ist das einzige Buch, welches als maßgebender Ausdruck der in der heil. Schrift gelehrten Wahrheiten und als Maßstab der Lehre in der Reformierten Kirche in den Ver. Staaten angenommen wird. Die Ver-



Prof. Philipp Schaff.

fassung der Kirche ist eine presbyterianische. Es bestehen jetzt acht Synoden und 55 Klassen; die Zahl der Pastoren ist auf 1,082, der Gemeinden auf 1,660, der Kommunikanten auf 243,545 gestiegen. Die Hälfte der Gemeinden ist in Pennsylvania; Ohio kommt an zweiter Stelle, dann folgen Maryland, Indiana, Wisconsin. Die drei deutschen Synoden: des Nordwestens (1867), des Ostens (1875) und die Zentral-Synode (1881) repräsentieren den deutschen Bestandtheil der Kirche, etwa ein Drittel, während der ganz überwiegende Theil englisch ist.

8. Die Methodisten. Erst im Jahre 1784, während einer Konferenz in Baltimore, entstand ein selbständiges und unabhängiges Kirchenwesen: Die Bischöfliche Methodistenkirche in den Ver. Staaten. Ihr Einfluß auf das religiöse Leben in Amerika ist außerordentlich groß gewesen. Thomas Coke und Francis Asbury waren die ersten „Superintendenten", welche Bezeichnung 1788 in „Bischöfe" umgeändert wurde. Ganz besonders hat Asbury in 45jähriger unermüdlicher Thätigkeit bis zu seinem Tode, 1816, dem Methodismus Bahn gemacht. Einer Springfluth gleich, verbreitete sich der Methodismus über die Staaten, drang ein in neu angesiedelte Territorien, folgte den Einwanderern auf den Fersen, errichtete Predigtplätze, baute Kapellen und Kirchen, Colleges und Universitäten. Es ist kein Staat und kein County in dem weiten Gebiete der Union, wo die Methodisten nicht vertreten sind. Ein Heer von Reisepredigern erfüllte Stadt und Land. Deutsche, Schweden, Norweger, Dänen u. s. w. wurden bearbeitet, und Konferenzen der verschiedenen Nationalitäten errichtet. „Die ganze Welt ist meine Parochie"; nirgends anders als in den Ver. Staaten konnte sich diese Parole Wesleys bewahrheiten.

Dr. Wilhelm Nast.

Aus den 195,000 Gliedern im Jahre 1812 sind 6 Millionen geworden: die zahlreichste protestantische Gemeinschaft des Landes. Hauptsächlich wegen Verfassungsfragen hat sich der Methodismus in viele Parteien (17) gespalten; die wichtigsten derselben sind:

a. Die bischöfliche Methodistenkirche (nördlich). Sie ist die älteste und größte Gemeinschaft. Im Jahre 1819 wurde eine Missionsgesellschaft gegründet, welche Innere wie Aeußere Mission treibt, ganz vorzüglich auch unter den Deutschen. Eifrige Deutsche boten ihre Hilfe an, unter ihnen der Württemberger Dr. Wilhelm Nast. Die Zahl der deutschen Methodistengemeinden beträgt etwa tausend: sie treiben auch Mission in Deutsch-

land und der Schweiz. Erst seit 1872 sind die Laien bei der Generalkonferenz vertreten. Die Kirche hat 24 Bischöfe, wovon einige Missionsbischöfe sind, 17,521 Prediger, 26,021 Gemeinden und 2,716,437 Glieder.

Past. A. Baltzer.

b. Die protestantische Methodistenkirche (1830), welche die bischöfliche Verfassung mit einer ziemlich independenten vertauscht hat. Die Generalkonferenz besteht zu gleichen Theilen aus Predigern und Laien. In der Lehre ist kein Unterschied. Die Kirche hat 1,647 Prediger, 2,400 Gemeinden, 181,316 Glieder.

c. Die Wesleyanische Methodistenverbindung (1843) entstand in Folge der Antisklaverei-Bewegung. Die Laienrepräsentation wurde eingeführt. Gegen alle berauschenden Getränke und geheime Gesellschaften. Sie zählt 587 Prediger, 506 Gemeinden, 17,201 Glieder.

d. Die bischöfliche Methodistenkirche des Südens (1845), welche sich wegen der Sklaverei trennte. Sie ist die zweitstärkste methodistische Gemeinschaft und hauptsächlich in den Südstaaten vertreten mit 6,041 Predigern, 14,244 Gemeinden, 1,457,864 Gliedern.

e. Die freie Methodistenkirche (1860), gegen geheime Gesellschaften. Kirchenchöre sind nicht erlaubt. 944 Geistliche, 1,123 Gemeinden, 28,588 Glieder.

f. Die primitive Methodistenkirche, g. die kongregationalistische (1852) und h. die neue kongregationalistische Methodistenkirche (1881) sind klein und von geringer Bedeutung.

Past. W. Binner.

Die neun, aus Negern zusammengesetzten, methodistischen Gemeinschaften zählen 6,840 Prediger, 6,078 Gemeinden, 941,206 Glieder, das ist der sechste Theil der gesammten Methodistenfamilie.

9. Die Evangelische Gemeinschaft, gewöhnlich „Albrechtsleute" genannt, betrachtet als ihren Gründer Jakob Albrecht (1759—1808). Aus einer lutherischen Gemeinde in Pennsylvanien stammend, wurde er Methodist, predigte seit 1796, wurde 1803 von seinen Anhängern ordiniert und 1807 zum Bischof erwählt. Lehre, Wesen und Verfassung ist methodistisch. Ihr ursprünglicher Name lautete auch „Neuformierte Methodistenkonferenz". Auch sie hat „Missionare" nach Deutschland und nach anderen christlichen Ländern gesandt. Am Anfang deutsch, bediente sie sich bald beider Sprachen und ist jetzt ganz überwiegend englisch. Die im Jahre 1890 zu 1,235 Pre-

digern, 2,310 Gemeinden und 133,313 Kommunikanten herangewachsene Gemeinschaft hat sich im Jahre 1891 gespalten, und das weltliche Gericht hatte lange damit zu thun. Neben der Majorität, die den alten Namen beibehalten hat, besteht seit 1894 die „Vereinigte Evangelische Kirche" mit neuen Glaubensartikeln und neuer Kirchenordnung.

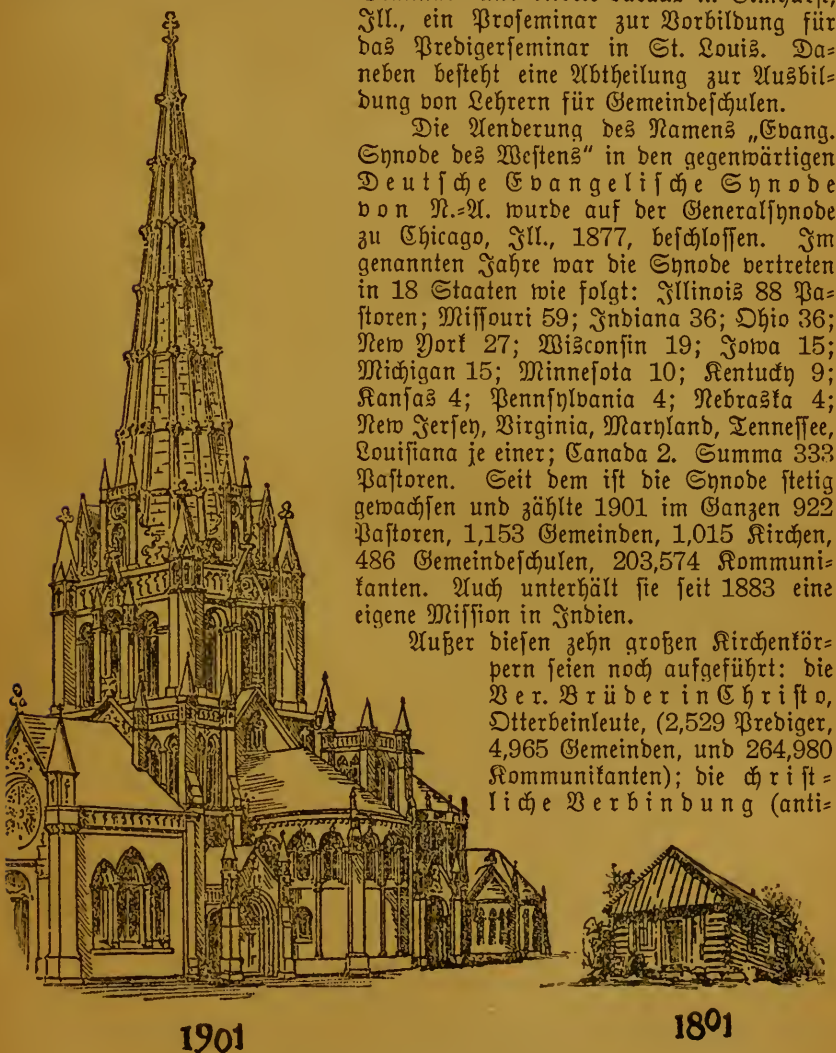
10. Die deutsche Evangelische (Unierte) Synode von Nord-Amerika zeigt in ihrer Geschichte drei Perioden. Der deutsche Evang. Kirchenverein des Westens (von 1840—1866) wurde von Sendlingen des Basler Missionshauses und der Rheinischen Missionsgesellschaft ins Leben gerufen und zwar auf Einladung des Pastors E. Nollau in Gravois Settlement (jetzt Mehlville), Missouri. 1850 bestand er bereits aus 25 Pastoren, darunter Ad. H. Baltzer und W. Binner, und gründete ein Predigerseminar. Im Jahre 1849 war die erste Gemeinde (St. Paul in St. Louis) beigetreten und andere folgten rasch. Nach und nach entstanden Gemeinden auch in Jowa, Indiana, Kentucky u. s. w., so daß es nöthig wurde, drei Distrikte, einen mittleren, einen östlichen und einen nördlichen, zu schaffen. In jener Zeit schlossen sich zwei Vereinigungen „Der Deutsche Evangelische Kirchenverein in Ohio" (gegr. 1850) und „Die Vereinigte Evang. Synode des Ostens" (gegr. 1854) an den älteren und stärkeren „Kirchenverein des Westens" an, welcher nun als Deutsche Evangelische Synode des Westens von 1866—1877 bekannt war. Unabhängig von ihr bestand ferner schon seit 1848 eine „Evangelische Synode von Nordamerika", welche sich von Buffalo bis nach Chicago erstreckte. Der Schwerpunkt derselben neigte sich dem Westen zu. Im Jahre 1859 trat eine Trennung ein in die „Vereinigte Evang. Synode des Nordwestens" (deren geistig bedeutendster Vertreter Past. Jos. Hartmann in Chicago war), und die „Vereinigte Evang. Synode des Ostens". Beide Synoden standen mit der „Synode des Westens" in engster Verbindung. Zu einer „Union" der drei Kirchenkörper kam es auf der Generalsynode zu Quincy, Ill., im Juli 1872. Aus den drei Distrikten wurden nun fünf, indem jede der beiden neu hinzutretenden, früher selbständigen Synoden, einen neuen Distrikt der Gesammtsynode bildete. Ende des

Past. Jos. Hartmann.

Jahres 1872 zählte die Synode 276 Pastoren und 337 Gemeinden. Im Anfang des Jahres 1872 übernahm die Synode das frühere „Melanchthon-Seminar" und bildete daraus in Elmhurst, Ill., ein Proseminar zur Vorbildung für das Predigerseminar in St. Louis. Daneben besteht eine Abtheilung zur Ausbildung von Lehrern für Gemeindeschulen.

Die Aenderung des Namens „Evang. Synode des Westens" in den gegenwärtigen Deutsche Evangelische Synode von N.-A. wurde auf der Generalsynode zu Chicago, Ill., 1877, beschlossen. Im genannten Jahre war die Synode vertreten in 18 Staaten wie folgt: Illinois 88 Pastoren; Missouri 59; Indiana 36; Ohio 36; New York 27; Wisconsin 19; Iowa 15; Michigan 15; Minnesota 10; Kentucky 9; Kansas 4; Pennsylvania 4; Nebraska 4; New Jersey, Virginia, Maryland, Tennessee, Louisiana je einer; Canada 2. Summa 333 Pastoren. Seit dem ist die Synode stetig gewachsen und zählte 1901 im Ganzen 922 Pastoren, 1,153 Gemeinden, 1,015 Kirchen, 486 Gemeindeschulen, 203,574 Kommunikanten. Auch unterhält sie seit 1883 eine eigene Mission in Indien.

Außer diesen zehn großen Kirchenkörpern seien noch aufgeführt: die Ver. Brüder in Christo, Otterbeinleute, (2,529 Prediger, 4,965 Gemeinden, und 264,980 Kommunikanten); die christliche Verbindung (anti-



Kirchenbau in den Ver. Staaten.

trinitarische Baptisten) mit 1,435 Predigern, 1,248 Gemeinden und 111,835 Gliedern; und die Jünger Christi, Campbelliten, mit 6,528 Pre-

digern, 10,528 Gemeinden und 1,149,982 Kommunikanten, deren Verfassung kongregationalistisch, und deren Lehre die der Baptisten ist. Ferner: die Unitarier, welche den gemäßigten Rationalisten Europas entsprechen; sie gewähren der Vernunft und dem eigenen Urtheil in Glaubenssachen einen weiten Spielraum, betonen hauptsächlich Sittlichkeit und Bildung und zählten mehrere berühmte Schriftsteller und Theologen unter ihren Anhängern, wie Channing (gest. 1842), Parker (gest. 1860), Ezra Abbot (gest. 1884), Bryant, Longfellow, Prescott, Motley. Ihr Hauptsitz ist Boston, und sie beherrschen die Universität von Cambridge (Harvard College). Außerhalb der Neu-Englandstaaten haben sie nur wenige Fortschritte gemacht, und zählen blos 550 Prediger, 459 Gemeinden und 71,000 Glieder.

Weiter die Darbysten oder Plymouthbrüder mit 314 Gemeinden und 6,661 Kommunikanten; die Adventisten oder Milleriten, welche behaupten, das Endgericht habe im Jahre 1844 begonnen, den Samstag statt des Sonntags feiern und ihren Hauptsitz in Battle Creek, Mich., haben; die Irvingianer; die von Mrs. Eddy 1876 gegründete sog. Christliche Wissenschaft, deren Anhänger glauben, daß alle Krankheiten ohne Anwendung irgend welcher Heilmittel durch sogenanntes Geist-Heilen (mind-healing, faith-cure) beseitigt werden können und welche die Grundwahrheiten des Christenthums: die Lehre von einem persönlichen Gott, von der Dreieinigkeit, Christi Werk zur Erlösung, die Auferstehung des Leibes u. s. w. läugnen; die Zions-Gesellschaft des Dr. Alex. Dowie in Chicago, welcher wie Mrs Eddy die großartigste Geldmacherei betreibt; usw.

Die Gesammtkosten des Unterhaltes aller christlichen Kirchen und Anstalten in den Ver. Staaten in dem einen Jahre 1900 beliefen sich auf $287,047,300. Im Jahre 1801 repräsentierten die 2,340 Kirchen, die damals in unserm Lande bestanden, einen Werth von 1½ Millionen Dollars. Im Jahre 1901 gab es 187,481 Kirchen mit einem Gesammtwerth von $774,971,372. Sonntagsschulen gab es im Jahre 1900 in unserm Lande 11,327,858; und die Kosten beliefen sich auf 30 Cents im Jahr für jeden Schüler. Für christliche Literatur (Bibeln, Gesangbücher, Sonntagsschulblätter) wurden 6 Millionen Dollars verausgabt.

* * *

Gehen wir über aufs praktische Gebiet, so zeigt uns das verflossene Jahrhundert, namentlich aber die zweite Hälfte eine großartige, ja wahrhaft glänzende Entwicklung der Aeußern wie der Innern Mission. Bereits in Bd. I, S. 423—428 theilten wir das von Dr. Schäfer entworfene Gesammtbild des Missionswerkes des 19. Jahrhundert mit und lassen daher hier blos einige Ergänzungen folgen:

A. Aeußere oder Heidenmission. Es existiert heute wohl fast kein Land und Volk der Erde mehr, das nicht irgendwie von der Mission berührt oder in Angriff genommen wäre. Nach Dr. Warneck, dem besten Kenner der modernen Heidenmission, belief sich im Jahre 1800 die Gesammtsumme der Gaben für Heidenmission etwa auf ¼ Million Dollars. Heute

beläuft sie sich auf 15½ Millionen Dollars, an denen Deutschland und die Schweiz zusammen nur mit einer Million betheiligt sind. Vor hundert Jahren mag es etwa 70,000 evangelische Heidenchristen gegeben haben, heute sind es mehr als 4 Millionen. Aus 6 Gesellschaften sind 150 geworden, von denen allerdings kaum 60 mehr als 20 Missionare unterhalten; 6,000 Missionare stehen in der Arbeit, außerdem 4,000 unverheirathete Frauen, die vornehmlich als Lehrerinnen unter der heidnischen Frauenwelt thätig sind. 4,000 ordinierte eingeborene Prediger und 60,000 Gehilfen stehen ihnen zur Seite; in 20,000 Missionsschulen befinden sich etwa 1 Million Schüler und Schülerinnen. Dazu kommen 680 studierte Aerzte und Aerztinnen, welche in einer großen Anzahl von Missionshospitälern ein immer ausgedehnteres Werk der Liebe und Barmherzigkeit an Millionen von Heiden thun. Die Bibel ist in mindestens 340 Sprachen übersetzt; in den Kulturländern Indien, China, Japan ist durch evangelische Missionare der Anfang zur Schaffung einer christlichen Literatur gemacht worden. Der wirkliche Missionserfolg, die Durchdringung heidnischer Völker mit evangelisch-christlichem Geist, geht weit über jede Statistik hinaus.

Missionar Gottlieb Christaller.

Trotz vieler Fehler, Mängel und Schwächen steht das Missionswerk groß da und repräsentiert eine gewaltige Summe von selbstloser Opferwilligkeit und heroischer Hingabe. Auch große Namen sind zu verzeichnen, wie Carey, Williams, Harden, Gardiner, Paton, Moffat, Livingstone, Mackey, Casalis, Mabille, Caillard, Hahn, Ramseyer, Christaller, Lechler, Merensky, Fabri. Ein „Großer im Reiche Gottes" war auch Fritz Fliedner, der in Spanien dem evangelischen Glauben Bahn brach. Als er 1901 starb, wurde Folgendes über sein Thätigkeit berichtet: „13,000 Spanier sind zum evangelischen Glauben übergetreten. Am Schlusse des Jahres 1897 bestanden in ganz Spanien 112 Räume für evangelische Gottesdienste und 111 Schulen mit 61 Lehrern und 78 Lehrerinnen, in welchen 4,640 Kinder unterrichtet wurden. Die Gemeinden werden von 56 Pastoren und 35 Evangelisten bedient. Die Zahl der regelmäßigen Besucher des Gottesdienstes beträgt 9,194, die der Abendmahlsgäste 3,442."

Groß ist ferner, was die Mission gleichsam nebenbei in wissenschaftlicher, kultureller und politischer Beziehung abgeworfen hat. Premierleutnant von François schreibt in seinem vortrefflichen Werke „Nama und Damara": „Ohne die Pionierarbeit der (Rheinischen) Missionare wäre die Besitzergreifung des Landes (Deutsch-Südwestafrika) ein völlig illusorischer Akt auf dem Papier gewesen; was Händler, Industrielle und Gelehrte zur sogenannten Erforschung und Kultivierung gethan haben, fällt gar nicht ins Gewicht

neben den positiven Ergebnissen der Missionsarbeit". Er spricht ferner von der Thätigkeit der Missionare als von der „unermüdlichen emsigen Kulturarbeit der selbstlosesten aller Zivilisatoren."

Was nun speziell die Missionsleistungen der Ver. Staaten anbetrifft, so entstand die erste Missionsgesellschaft im Jahre 1810 unter dem Namen „American Board of Commissioners for Foreign Mission." Anfänglich dachte man an eine Verbindung mit einer englischen Missionsgesellschaft, da man 1811 erst ca. 1,000 Dollars eingenommen hatte; als aber im folgenden Jahre diese Summe auf $13,600 stieg, wagte man es, die ersten Missionare (Judson, Newell, Hall, Rice und Nott) auszusenden, und zwar nach Indien. In der Heimath wirkte besonders Samuel Mills mit großem Erfolge. Das war der schwache Anfang der ersten Missionsgesellschaft in den Ver. Staaten. Und nun vergleiche man damit die große ökumenische Missionskonferenz, welche Ende April 1900 in New York abgehalten wurde. Welch ein Fortschritt und Umschwung! Ex-Präsident Harrison führte den Vorsitz, Gouverneur Roosevelt begrüßte die Versammlung im Namen des Staates New York und Präsident McKinley im Namen der Nation. Ursprünglich gehörten zu dem „American Board" auch presbyterianische, holländisch- und deutsch-reformierte Kirchen, die sich aber später in friedlicher Weise zurückzogen und ihre eigenen Missionen errichteten, um die Freigebigkeit der eigenen Angehörigen anzuspornen, so daß derselbe jetzt eine ausschließlich kongregationalistische Missionsgesellschaft ist. Zur Zeit hat dieselbe auf 17 Missionsgebieten 166 ordinierte amerikanische Missionare und 51,699 volle Kirchenglieder. Ihre Einnahme beläuft sich jährlich auf $737,957.

Past. Fritz Fliedner.

Im Jahre 1814 trat die zweite große Missionsgesellschaft ins Leben: Die „Baptist Missionary Union". Ihre Gründung wurde veranlaßt durch den Uebertritt der vom „American Board" entsendeten Missionare Judson und Rice zum Baptismus, nachdem die englische baptistische Missionsgesellschaft es abgelehnt hatte, die genannten Männer in ihren Dienst zu nehmen. Auf ihren sämmtlichen Gebieten zählt die „Baptistische Union" heute 134,512 volle Kirchenglieder und 171 Missionare neben einer großen Menge von Arbeitern aus den Eingeborenen. Die Gesammteinnahme für ihre Heidenmission beläuft sich jährlich auf $543,493.

Die nördliche Bischöfliche Methodistenkirche begründete ihre Mission unter den Indianern 1819, unter auswärtigen Heiden 1833, zuerst in Liberia, dann 1847 in China, 1856 in Nordindien, 1872 in Japan, 1885 in Korea. Sie unterhält 238 Heidenmissionare, zählt 91,821 Kommunikanten und hat eine Jahreseinnahme von $1,333,695,

wovon aber ein großer Theil auf Missionen in christlichen Ländern verwendet wird.

Im Jahre 1835 sandte die Prot. Bischöfliche Kirche ihre Missionare nach Westafrika, später nach China, Japan, Haiti. Die Zahl derselben beträgt jetzt 39, ihrer Kommunikanten 5,851 und ihre (allerdings nicht bloß auf Heidenmission verwendete) Einnahme $357,890.

Unter den Presbyterianern nimmt die Kirche des Nordens seit 1837 die hervorragendste Stelle ein. In ihrem Dienste stehen 234 Heidenmissionare; die Einnahme beträgt $903,133, die Zahl der Kommunikanten aus den Heiden 37,820.

Die sämmtlichen amerikanischen Missionsgesellschaften (37 nach Ausschluß der Hilfsgesellschaften) zählen gegenwärtig ungefähr 2,000 männliche Missionare, ca. 1,400 unverheirathete Missionarinnen mit einer jährlichen Ausgabe von ca. sechs Millionen Dollars.

Im Jahre 1800 zählte man in der ganzen Welt 200 Millionen Christen; im Jahre 1900 zählte man 447 Millionen, denen 963 Millionen Nicht-Christen gegenüberstehen, nämlich 256 Mill. Anhänger des Confucius, 190 Mill. Hindoos, 176 Mill. Muhamedaner, 148 Mill. Buddhisten, 43 Mill. Taoisten, 14 Mill. Shintoisten, 7 Mill. Juden und 118 Mill. heidnische Götzenanbeter. Am Ende des 18. Jahrhundert schätzte man die Bevölkerung der Erde auf rund 1,000 Millionen Seelen, am Ende des 19. Jahrhunderts auf rund 1,440,650,000. Somit nahm die Zahl der Christen um mehr als 100 Prozent zu, die der Bevölkerung der Erde um weniger als 50 Prozent.

B. Die Innere Mission oder Mission in der Heimath zeigte in ihrer Thätigkeit während der letzten Jahrzehnte eine doppelte Seite, eine evangelisatorische und eine diakonische. Das heißt, die Thätigkeit der Innern Mission ist auf der einen Seite eine direkte und unmittelbar seelsorgerliche, auf religiös-sittliche Pflege und Anregung gerichtete, die in dieser Beziehung der kirchlichen Fürsorge helfen oder ergänzend zur Seite treten will (durch Anstellung von Evangelisten und Reisepredigern, Einrichtung von Gottesdiensten und Vorträgen, religiöse Fürsorge für die Jugend oder für besondere Stände und Berufsarten, durch Herstellung und Verbreitung christlicher Schriften, Kolportage u. dergl.) Oder sie geht von der Bekämpfung materieller, leiblicher, sozialer Noth und entsprechender Fürsorge aus (Kleinkinderversorgung, Ferienkolonien, Waisenhäuser, Armen- und Krankenpflege). Auf diesem Gebiet berührt sie sich natürlich vielfach mit human-sozialen Bestrebungen bürgerlicher, staatlicher und interkonfessioneller Art. Sind aber in der Praxis auch die Grenzen fließend, so bleibt doch der grundsätzliche Unterschied bestehen, daß die Innere Mission, wie sie ein spezifisch religiöses Motiv hat, so auch ihren Zweck nie allein in materieller Hilfeleistung, sondern in der Beeinflussung, Gewinnung und Rettung des Menschen nach Leib und Seele hat und so dem Reiche Gottes dienen will. Großes leisteten Deutschland, England und unsre Ver. Staaten. Ueber die Arbeit in Deutschland hat der Zentralausschuß für Innere Mission folgende Statistik veröffentlicht, welche gleichsam das Resumé dieser Bewegung im 19. Jahrhundert enthält:

a. Fürsorge für Kinder: Krippen 102. Kleinkinderschulen 2,700. Kinderhorte 332. Rettungshäuser, Erziehungs- und Waisenanstalten 571. Erziehungsvereine 140. Konfirmandenanstalten 32.

b. Fürsorge für die heranwachsende Jugend: Jünglingsvereine 1,993. Jungfrauenvereine 3,049.

c. Fürsorge für die wandernde und heimathfremde Bevölkerung: Herbergen zur Heimath 465. Arbeiterkolonien 24. Mägdeherbergen 89.

d. Hebung christlichen und kirchlichen Sinnes in den Gemeinden: Stadtmissionen 71. Kirchliche Männervereine 485. Evangelische Arbeitervereine 481. Vereinshäuser 317. Gemeindehäuser 199.

e. Fürsorge für zerstreute Kirchenglieder: Gustav-Adolf-Hauptvereine 45. Zweigvereine 1,195. Frauenvereine 523. Gotteskasten 16.

f. Kranken-, Siechen- und Armenpflege: Kranken-, Siechen- und Altenhäuser 734. Evangelische Taubstummenanstalten 59. Blindenanstalten 26. Anstalten für Idioten und Epileptische 42. Kinderheilstätten 59. Ferienkolonien 148. Gemeinde-Kranken- und Armenpflege 2,595.

g. Bekämpfung besonderer Nothstände: Sittlichkeitsvereine 48. Magdalenenasyle 39. Mäßigkeitsvereine 48. Enthaltsamkeitsvereine 133. Trinkerheilanstalten 15. Vereine zur Fürsorge für entlassene Gefangene 421.

h. Christliches Schriftenwesen: Vereine für Bibelverbreitung 495. Evangelische Erbauungsblätter ca. 100. Christliche Volkskalender 64. Volksbibliotheken 9,358. Christliche Vereins- und Anstaltsbuchhandlungen 56.

i. Organisation der Innern Mission (Vereine und Konferenzen): Provinzial-, Landes- und Bezirksvereine für Innere Mission 43.

k. Persönliche Arbeitskräfte der Innern Mission: Theologische Berufsarbeiter der Innern Mission 194. Brüder- und Diakonissenanstalten 17 mit 2,019 Brüdern. Diakonissenanstalten 61 mit 12,142 Schwestern. Mutterhäuser für Kleinkinderpflegerinnen 4 mit 1,107 Schwestern.

Eine ähnliche, nur noch großartigere Statistik ließe sich für England aufstellen; doch sei nun noch eine Uebersicht darüber gegeben, was in unsern Ver. Staaten auf dem Gebiete der Innern Mission geleistet wird.

Die bedeutende Einwanderung von Europa her und die stete Auswanderung von Amerikanern vom Osten her nach den westlichen Staaten erforderten und erfordern besondere Anstrengungen, um den neuen Ansiedlungen die Gnadenmittel, Prediger, Kirchen und Bildungsanstalten zukommen zu lassen. Alle bedeutenderen Denominationen nehmen Theil an dem großen Werke der Christianisierung des Kontinents. Man hat die Ueberzeugung, daß ein neues und schreckliches Heiden- und Barbarenthum droht, wenn man nicht der nach Westen und nach den entlegenen Gegenden ziehenden Bevölkerung mit dem Evangelium nachfolgt. Als ein Beispiel von dem, was in dieser Beziehung gethan werden kann, steht die Arbeit der „Missionsgesellschaft der Kongregationalisten für die Heimath" da (Congregational Home Missionary Society.) Sie wurde am 12. Mai 1826 gestiftet durch Glieder von vier verschiedenen Denominationen, und zwar ging der Gedanke von Neu-England aus. Die anderen

Kirchen zogen sich nach und nach von dieser Verbindung zurück, und seit 1860 sind bloß Kongregationalisten bei diesem Werk betheiligt. In 75 Jahren, 1826—1901, hatte die Gesellschaft $20,268,185 eingenommen und herausgabt. Durch ihre Vermittelung wurden Arbeiten gethan auf mehr als 7,000 Stationen, in 46 Staaten und Territorien. Ungefähr 4,000 Gemeinden wurden entweder gegründet oder unterstützt.

Namentlich Großes leistet ferner die Stadtmission, deren Ziel es ist, den verlassenen und unwissenden Massen, welche sich besonders in den großen Städten zusammendrängen, das Evangelium zu bringen. Sie wird theils durch vereinigte Anstrengung mehrerer Denominationen, theils auch durch einzelne Gemeinden betrieben, welche Kapellen und Sonntagschulen unterhalten. Dahin gehören auch die Bemühungen um die Einwanderer in den Hafenstädten, die Vertheilung von Schriften, Traktaten und Bibeln.

* * *

Wir kommen weiter zu den christlichen Einrichtungen, welche sich mit der Jugend, den Armen und Verlassenen und den Kranken befassen. Sie sind meist alle erst in den letzten 50 Jahren entstanden oder wenigstens zu ihrer jetzigen Größe und Wirksamkeit herangewachsen. Auch hier können wir, aus Mangel an Raum, nur die hauptsächlichsten erwähnen:

Rev. Francis E. Clark.

1. International Order of the King's Daughters and Sons, gegründet 1887 in New York, 500,000 Mitglieder.

2. Young People's Society of Christian Endeavor, gegründet 1881 in Portland, Maine, hat sich über die ganze Welt verbreitet. Ihr Gründer ist Rev. Francis E. Clark. Sie zählt gegenwärtig 4 Millionen Mitglieder in 50,000 Lokalorganisationen, von denen die überwiegende Mehrzahl in unserm Lande ist.

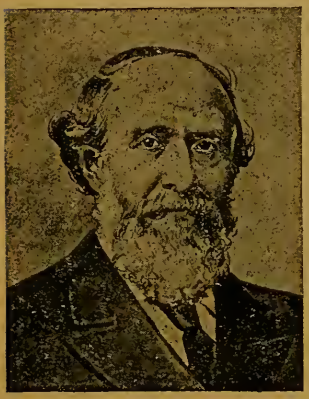
3. Epworth League, gegründet 1890 innerhalb der bischöflichen Methodistenkirche, zählt 2,800,000 Mitglieder, von denen 24,000 in fremden Ländern, namentlich Indien, sind.

4. Die Luther-Liga, deren erste Nationalkonvention 1895 gehalten wurde und welche bereits 60,000 Mitglieder zählt.

5. Brotherhood of St. Andrew, gegründet 1883 von Mitgliedern der protestantischen Episkopalkirche in Chicago, hat sich bereits nach Canada, Schottland, England und Australien verbreitet und zählt 15,000 Mitglieder.

6. Young Men's Christian Association, gegründet 1844 von Sir George Williams in London, zählt gegenwärtig 6,192 Vereine mit 521,000 Mitgliedern in 50 Ländern der Erde. In den Ver. Staaten giebt es 1,439 Vereine mit 252,000 Mitgliedern, von denen 32,000 Studenten,

37,000 Eisenbahnbeamte und Arbeiter, 5,000 Soldaten und Matrosen, 1,650 Indianer, 5,000 Farbige und 23,000 Knaben sind. Sie haben 359 eigene Gebäude, die einen Gesammtwerth von 20 Millionen Dollars repräsentieren, und ihre jährlichen Ausgaben belaufen sich auf 42 Millionen Dollars.



Sir George Williams.

7. Young Women's Christian Association, gegründet 1886, zählt bereits 1,340 Vereine in England, 377 in den Ver. Staaten, 270 in Frankreich, je 400 in Deutschland und Dänemark, u. s. w. Die Mitgliederzahl in den Ver. Staaten beläuft sich auf 35,000.

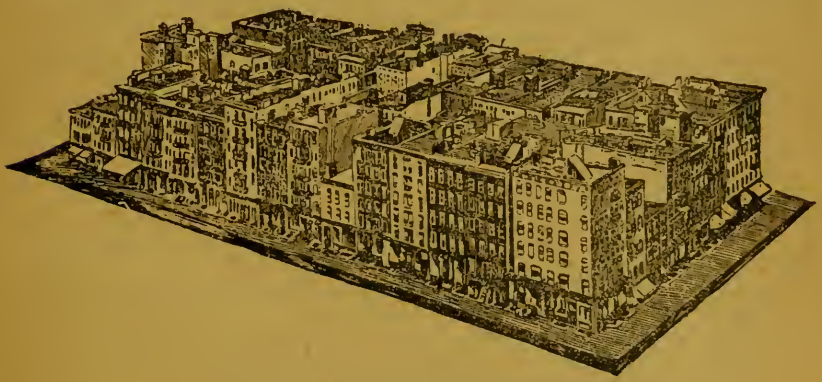
Alle diese Associationen leisten unschätzbare Dienste, namentlich in den großen Städten, wo die Jugend von so vielen Gefahren und Versuchungen umgeben ist. Die Gebäude sind ausgestattet mit Bibliotheken, Turnsälen, Schwimmbadeinrichtungen, Wohnräumen für Alleinstehende; ferner werden in ihnen Vorlesungen, Konzerte, Unterhaltungen, Unterrichtsstunden u. s. w. veranstaltet.

Erwähnenswerth sind ferner die beiden großen sog. Heilsarmeen. Ihr Wachsthum ist beinahe wunderbar zu nennen, und während sie anfangs viel verspottet und kritisiert wurden, wird heute doch allgemein anerkannt, daß sie auf dem Gebiete der Evangelisation der unkirchlichen Massen, der Rettung der niedrigsten Volksklassen Großes leisten. Gegründet wurde die Salvation Army von Rev. William Booth in London im Jahre 1865. Sie ist heute in 32 Ländern der Erde etabliert mit 11,000 Offizieren, welche alljährlich über 15 Millionen Versammlungen abhalten. Sie giebt 33 wöchentliche und 15 monatliche Zeitschriften heraus mit einer jährlichen Gesammtzirkulation von 45 Millionen Kopien. Sie unterhält 50 Rettungsanstalten für gefallene Frauen und 65 "slum-posts." Ihr Eigenthum repräsentiert einen Werth von 5 Millionen Dollars, und ihr jährliches Einkommen beläuft sich auf 4 Millionen. „Ihre Soldaten nehmen sich der Heimathlosen an, retten die Gefallenen, nähren die Hungernden, kleiden die Nackenden, verschaffen den Arbeitslosen Beschäftigung und predigen das Evangelium solchen, welche es sonst nie zu hören bekommen." — Im Jahre 1896 trennte sich der Sohn des Gen. Booth von der Heilsarmee und gründete die Gesellschaft der

Rev. W. Booth.

Volunteers of America, die dieselben Zwecke verfolgt und bereits in 160 Städten der Union 180 Posten mit 500 Offizieren hat.

Ein segensreiches Werk üben sodann die sog. Social Settlements aus, welche inmitten dichtbevölkerter, ärmerer Quartiere der Großstädte etabliert



Ein typischer Tenementhaus-Block in New York.

werden, um die Lebensweise der Bewohner zu heben. Der Anfang wurde gemacht 1835 in London mit der Toynbee-Hall und 1889 in Chicago mit dem Hull-House. Heute giebt es bereits 35 solche Settlements in England, und 38 in den Ver. Staaten.

* * *

Ganze besonderer Erwähnung verdient die Entwicklung der weiblichen Diakonie in unserm Lande während der letzten 50 Jahre. Auf diese segensreiche Einrichtung wurde die Aufmerksamkeit zuerst durch den Gründer des Milwaukee-Hospitals, Dr. Passavant, am Anfang der 50er Jahre gelenkt. Als der Vater der deutschländischen weiblichen Diakonie, Theodor Fliedner, vier Diakonissinnen im Jahre 1849 aus seinem Institut in Kaiserswerth nach Pittsburg brachte, waren im Ganzen blos etwa 100 in ganz Deutschland. Seitdem ist eine große Veränderung eingetreten. In Deutschland und in ganz Europa sind jetzt 16,000 Frauen als Diakonissinnen in über 4,000 Instituten und Gemeinden thätig. Und in den letzten 15 Jahren ist das Werk von fast allen leitenden Kirchengemeinschaften, namentlich den deutsch-amerikanischen aufgenommen worden, so daß jetzt mindestens 1,000 Diakonissinnen im Dienst christlicher Hospitäler, Asyle für alte Leute, Waisenhäusern, Anstalten für Epileptiker, Kleinkinderschulen und in den Städten unter den Armen wirken. Da in der lutherischen Kirche die Bewegung vor so langer Zeit zuerst begann, ist es nur natürlich, daß sie auch die erste war, in der sie wieder auflebte. Es giebt jetzt blühende Mutterhäuser nach deutschem Muster für die Ausbildung von Diakonissinnen in Brooklyn, Baltimore, Philadelphia, Chicago, Milwaukee, Minneapolis und Omaha,

vertretend die deutschen, englisch-deutschen, die schwedischen und norwegischen Elemente, die diese Kirche bilden. Die Methodisten weichen etwas von dem deutschen Muster einer Diakonissin, die ihre Zeit ausschließlich den Werken der Barmherzigkeit widmet, ab. Ihre zahlreichen Häuser und Diakonissen-Ausbildungsanstalten in Washington, Cincinnati und Chicago bilden die Frauen freilich auch für Werke der Barmherzigkeit aus, hauptsächlich aber sollen sie in evangelistischer Beziehung thätig sein. Diese Bemühungen sind erfolgreich gewesen und etwa 600 ist die Zahl derer, die in den verschiedenen Konferenzen berichtet haben. Die deutschen Baptisten haben das Werk in New York begonnen und die unierte Kirche hat ein Mutterhaus, ein Hospital und ein Altenheim in Buffalo. Die deutsch-reformierte Kirche hat ein Diakonissinnen-Mutterhaus und ein Hospital in Cleveland gegründet, welche unter der Leitung des Pastors J. H. C. Roentgen stehen. In Philadelphia haben die Episcopalen eine Diakonissinnen-Ausbildungs-Anstalt seit mehreren Jahren und das erste Diakonissenhaus der Presbyterianerkirche ist in Verbindung mit der Bethany-Kirche dort eröffnet worden, die durch die große Sonntagsschule John Wanamaker's berühmt geworden ist. Dies genügt, um zu beweisen, daß überall eine Bewegung im Gange ist, unverheirathete Frauen, die auf sich selbst angewiesen sind, die aber ihre Kräfte einem ernsten Zweck widmen wollen, einen Beruf in dem Diakonissendienst, der zugleich edel und segensreich für die Armen und Bedürftigen ist, zu ermöglichen.

* * *

Schließlich sei noch erwähnt, daß während der letzten 25 Jahre in Deutschland in Folge der sozialpolitischen Bewegung die Innere Mission, weil sie ihrem Ursprung nach durchaus nicht nur einzelne Seelenrettung, sondern eine Erneuerung des Volksganzen im Auge hat, vielfach auch auf die Gesetzgebung anregend eingewirkt hat. An erster Stelle ist da der frühere Hofprediger Stöcker zu erwähnen.

---

e. Erziehung und Unterricht.

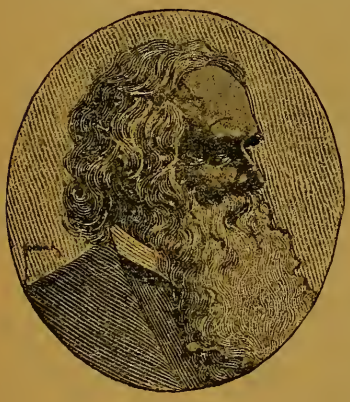
Allgemeine Volksbildung am Anfang des Jahrhunderts etwas Unbekanntes. — Pestalozzi, der Gründer der Volksschule. — Das öffentliche Volksschulsystem in den Ver. Staaten. — Horace Mann und Henry Barnard. — Gegenwärtiger Stand. — Kindergärten und Handfertigkeitsunterricht. — Haushaltungsunterricht. — Verbesserte Lehrmethoden. — Fachschulen. — Landwirthschaftliche und technische. — Colleges und Universitäten. — University-Extension. — Chautauqua. — Philanthropische Erziehungs-Anstalten. — Cooper-Institut. — Bibliotheken. — A. Carnegie. — Stiftungen reicher Bürger.

Am Anfang des 19. Jahrhunderts war allgemeine Volksbildung in unsern Kulturstaaten etwas Unbekanntes, und daß das Volk ein Recht auf Erziehung und Unterricht hat, ist erst im Laufe des Jahrhunderts klar

erkannt worden. Was man vor 100 Jahren Volksschule nannte, hat Pestalozzi (s. Bd. I, S. 277 fg.) mit dem untersten Stockwerk eines großen Hauses verglichen, in dem eine zahlreiche Menschenherde im ekelhaften Dunkel fensterloser Löcher ohne Sonnenschein und gesunde Luft sich selbst überlassen und zum Hinaufgucken in die oberen Stockwerke untauglich gemacht werde. Nachdem die mittelalterliche Kirche es versäumt hatte, für allgemeine Volksbildung zu sorgen und auch die Reformation, trotz Luthers Mahnruf an die Bürgermeister und Rathsherrn aller Städte Deutschlands, über dem lateinischen Schulwesen es nicht zur Einrichtung von allgemeinen Volksschulen gebracht hatte, haben erst seit der Mitte des 17. Jahrhunderts die einzelnen Staaten angefangen, sich dieser Aufgabe bewußt zu werden und den Schulbesuch für alle Kinder obligatorisch zu machen. Aber es fehlte noch das ganze 18. Jahrhundert hindurch am rechten Nachdruck und Ernst, und noch mehr an der rechten Methode des Unterrichts und an den richtigen Schulmeistern. Das kam erst mit Pestalozzi, welcher seinen Schülern nicht nur das Herz warm gemacht hat für ihren Beruf, sondern ihnen auch die wohl ausgedachte Methode des Anschauungsunterrichtes in die Hand gab. In England und in unsern Ver. Staaten begann man im 18. Jahrhundert freie charity-schools einzurichten; um sie besuchen zu können, mußte man aber ein Attest beibringen, daß man zu arm sei, für Unterricht zu bezahlen. Allerdings hatte Massachusetts schon im Jahre 1647 bestimmt, daß jede Ortschaft von mehr als 50 Familien eine freie Schule, und eine solche von mehr als 100 Familien eine Grammar-Schule unterhalten solle. Allein allgemein befolgt wurde diese Bestimmung nicht. Noch im Jahre 1828 besuchten von 350,000 Kindern zwischen dem 5. und 16. Jahre in Pennsylvanien blos 5,000 eine Schule. Immerhin begann aber 1799 in New York eine Agitation zu Gunsten von Volksschulen; sie hatte 1812 Erfolg, indem die Legislatur ein dahin zielendes Gesetz annahm. Pennsylvanien folgte im Jahre 1834. Privatschulen und Akademien waren dagegen schon 1800 sehr gut. In Connecticut wurden solche Schulen im Jahre 1830 von 12,000 Kindern besucht. Die eigentlichen Väter unsres öffentlichen Volksschulsystems wurden Horace Mann und Henry Barnard. Sie agitierten mit solchem Erfolge, daß von da an (1837) das großartigste Wachsthum zu verzeichnen ist. Eine große Förderung erhielt das Freischulsystem dadurch, daß die Bundesregierung ein Sechzehntel aller öffentlichen Ländereien in den neu eröffneten Staaten und Territorien für Schulzwecke bestimmte; und auf diese Weise wurden 68 Millionen Acres Land den Freischulen zugewendet, wovon 10 Millionen für landwirthschaftliche Colleges und 1½ Millionen für Seminarien und Universitäten bestimmt wurden.

Horace Mann.

Gegenwärtig besuchen nahezu 16 Millionen Kinder die Freischulen der Union. Viele Staaten haben ferner Schulzwanggesetze, und die meisten Großstädte liefern den Kindern auch die Schulbücher und sonstigen Materialien frei. Ein Viertel aller Schulkinder der ganzen Welt entfällt auf die Ver. Staaten. Während im Jahre 1871 $69,107,162 in unserm Lande für Schulzwecke ausgegeben wurden, sind die Ausgaben im Jahre 1897 bereits auf $187,320,602 gestiegen, d. h. eine Zunahme per Kopf der Bevölkerung von $1.75 auf $2.62. Die jährliche Durchschnittsausgabe per Schüler ist $18.56. Mit der Zunahme an Schülern hielt die Zunahme an Schulhäusern ziemlich Schritt, wenn auch das enorme Wachsthum mancher unsrer Großstädte dies schwierig macht. Die modernen Schulhäuser sind wahre Prachtbauten, mit Sonnenschein und gesunder Luft. Die besten Einrichtungen für Heizung und Ventilation kommen zur Verwendung, und die Schulzimmer, die sonst immer kahl zu sein pflegten, schmücken den Schönheits- und Kunstsinn weckende Bilder.



Henry Barnard,
erster Ver. St. Commissioner of Education.

Eine wichtige Bereicherung erhielt sodann das Volksschulsystem durch Einführung der Kindergärten und des Handfertigkeitsunterrichtes. Kindergärten, diese herrliche Schöpfung Fröbels (s. Bd. I, S. 278), wurden zuerst im Jahre 1840 in Deutschland eingerichtet; 1854 folgte England und 1855 Frankreich. In den Ver. Staaten gab es im Jahre 1870 erst 5 Kindergärten; heute zählt man deren 2,000. Eine Fortsetzung des Kindergartens ist der Handfertigkeits-Unterricht. Derselbe wurde zuerst in Schweden im Jahre 1876 eingeführt. Die erste Handfertigkeitsschule in den Ver. Staaten wurde 1879 in St. Louis eröffnet, welche Stadt übrigens auch den ersten öffentlichen Kindergarten im Jahre 1873 einrichtete. Nähunterricht wurde zuerst in den Bostoner Freischulen im Jahre 1835, Kochunterricht im Jahre 1880 ertheilt. Seitdem wurde solcher Unterricht in den Schulen der meisten Großstädte eingeführt.

Auch die Lehrmethoden haben sich bedeutend geändert; und wenn auch nicht überall, so doch in den meisten Schulen ist an Stelle der geisttödtenden Rezitiermethode die vernunftmäßige Anschauungs- und Entwicklungsmethode getreten, wie sie Pestalozzi, Herbart u. a. begründet. Es hat dazu namentlich der neu erwachte Eifer zum Studium der Psychologie beigetragen; sowie die gründlichere Ausbildung der Lehrer auf den Normalschulen.

Fachschulen sind ebenfalls erst eine Schöpfung des 19. Jahrhunderts. Die erste Fachschule, dem Studium der Landwirthschaft gewidmet, wurde von Graf Fellenburg in Hofwyl in der Schweiz im Jahre 1799 etabliert. Das erste landwirthschaftliche College wurde 1838 in

Dublin, Irland, eröffnet; in den Ver. Staaten im Jahre 1855 in Cleveland. Heute giebt es in den Ver. Staaten 65 höhere Schulen, welche wissenschaftlichen Unterricht in der Landwirthschaft ertheilen. Die erste technische Schule in den Ver. Staaten, das Rensselaer Polytechnic Institute, wurde 1824 in Troy, N. Y., errichtet; 1847 folgte die Sheffield Scientific School. Vorzüglich sind das Massachusetts Institute of Technology in Boston, die Lawrence Scientific School in Cambridge, das Armour Institute of Technology in Chicago.

Colleges gab es in den Ver. Staaten im Jahre 1801 im Ganzen 30 mit etwa 3,000 Schülern, während man heute deren 480 mit rund

Der Salontyroler. (Gemälde von Franz Defregger.)

160,000 Schülern zählt. Deutschland steht anerkanntermaßen an der Spitze aller Kulturländer mit seinen Universitäten, welche von Studenten und Gelehrten der ganzen Welt besucht werden. Die denkbar größte Lehrfreiheit ist ihr Fundament. Ihr Einfluß hat sich in keinem andern Land so nachhaltend geltend gemacht als in den Ver. Staaten, wo in Folge dessen manche Universitäten wie Harvard, Yale, Columbia, Pennsylvania, John Hopkins, Princeton, Chicago denselben Rang einzunehmen beginnen, den die Deutschen einnehmen. Beinahe alle Staaten der Union unterhalten ferner ihre besonderen Staatsuniversitäten.

Im Jahre 1872 kam zuerst in England die Bewegung zu Gunsten der sog. university-extension in Gang. Ihr Zweck ist, allen Denen, welche nicht in der Lage sind, vier Jahre auf einer Universität zuzubringen, Gelegen-

heit zu bieten, weitere Studien zu treiben. Diese vorzügliche Einrichtung faßte in den Ver. Staaten im Jahre 1890 festen Fuß, und hat sich sehr rasch überall hin verbreitet. Tüchtige Lehrer und Professoren halten Vorlesungen und illustrierte Vorträge, ertheilen Klassenunterricht in allen Branchen des Wissens und helfen Studierenden selbst auf dem Wege der Korrespondenz weiter. In neun Jahren stieg die Zahl Derer, welche am Tag ihren regelmäßigen Beschäftigungen nachgehen, und am Abend diese Vorlesungen usw. besuchen, im ganzen Lande auf über 1 Million. Einem ähnlichen Zwecke dient das sog. Chautauqua-System, welches im Jahre 1874 von Lewis Miller und John H. Vincent etabliert wurde. Es werden in Chautauqua, N. Y., alljährlich im Sommer, und ebenso auch an andern Plätzen Versammlungen, die 6—8 Wochen dauern, abgehalten, wo Unterricht ertheilt wird auf Grund eines vorgeschriebenen Kursus von Lektüre. Bis jetzt betheiligten sich an diesem System mehr als 250,000 Personen.

Zu erwähnen sind sodann alle jene philanthropischen Erziehungsanstalten, welche ihr Entstehen der Liberalität reicher Bürger verdanken und deren Sphäre die große Masse des Volkes umfaßt. Obenan steht das Cooper Union Institut in New York, mit seinen großartigen Unterrichtsanstalten, seinen Laboratorien u. s. w.; das Girard-College in Philadelphia, das Pratt-Institut in Brooklyn, das Lewis-Institut in Chicago, das Carnegie-Institut in Pittsburg u. s. w. Der Unterricht in ihnen beschränkt sich hauptsächlich auf die mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächer, auf Physik, Chemie, Elektrizität, Zeichnen, Modellieren u. s. w.; aber auch Musik, Malerei u. dgl. wird in ihnen gelehrt.

Großartigen Aufschwung nahmen im 19. Jahrhundert auch die öffentlichen Bibliotheken. Im Jahre 1891 zählte man im Gebiet der Ver. Staaten 3,804 solcher Institute (mit mehr als 1,000 Bänden), welche zusammen 26,826,537 Bücher und 4,380,817 Pamphlete aufwiesen. Obenan steht die Kongreß-Bibliothek in Washington. Die meisten Städte haben öffentliche Bibliotheken. Ferner giebt es Bibliotheken, welche gewisse Branchen und Wissenschaften zur Spezialität machen, so die Astor-Bibliothek in New York, die Newberry- und die Crerar-Bibliothek in Chicago. Ferner haben alle höheren Lehranstalten und Universitäten größere und kleinere Büchersammlungen.

In diesem Zusammenhang ist besonders namhaft zu machen der reiche Pittsburger Stahlfabrikant Andrew Carnegie, der sich vom Geschäft zurückgezogen und es sich zur Aufgabe gemacht hat, sein enormes Vermögen noch bei Lebzeiten in gemeinnützigen Stiftungen anzulegen. Nachdem er schon früher das bereits erwähnte „Carnegie-Institute", welches der Förderung von Musik, Malerei und verwandten Künsten dient, ins Leben gerufen und dafür bis jetzt nahezu 4 Millionen verausgabt hat, hat er neuerdings 10 Millionen zur Gründung einer polytechnischen Hochschule in Pittsburg ausgeworfen. Ganz besonders aber hat er in den letzten zehn Jahren sich die Gründung von Bibliotheken zur Aufgabe gemacht. In nicht weniger als 63 amerikanischen und 26 schottischen Städten hat er solch öffentliche Büchersammlungen angelegt. Im Jahre 1900 gab er zu Biblio-

thetszwecken der Stadt New York 5 Millionen, zur Einrichtung von Freiplätzen für arme Studierende in den Universitäten Schottlands, seines Geburtslandes, 10 Millionen, und soeben (1901) hat er zur Errichtung einer nationalen Universität resp. University-Extension in der Bundeshauptstadt Washington ebenfalls 10 Millionen angeboten. Nach einer zuverlässigen Zusammenstellung seiner sämmtlichen Schenkungen hat Carnegie, dessen Gebefreudigkeit wohl beispiellos dasteht, während der letzten zwanzig Jahre mehr als 60 Millionen Dollars allein für gemeinnützige Zwecke hergegeben.

Das Wachsthum der Colleges und Universitäten in unserm Lande, namentlich während der letzten 25 Jahre, wurde hauptsächlich ermöglicht durch die einzig dastehenden, großartigen Stiftungen reicher Bürger. So gab Stephen Girard 8 Millionen Dollars für das nach ihm genannte College in Philadelphia, George Peabody 6 Mill. für Erziehungszwecke im Allgemeinen, John Rockefeller 10¼ Mill für die Universität von Chicago, Leland Stanford 5 Mill. und seine Frau 30 Mill. für die Stanford Universität in Californien, Asa Packer 3½ Mill. für die Lehigh-Universität in Pennsylvanien, John Hopkins ebensoviel für die Hopkins Universität in Baltimore, Dr. D. K. Pearsons ebensoviel für 30 kleinere Colleges, Jacob S. Rogers 8 Mill. für das New York Metropolitan Museum of Fine Arts, C. L. Magee 4½ Mill. für diverse Anstalten, Jos. Newcomb 3 Mill. für die Tulane-Universität. Dutzende aber gaben je zwei oder eine Million für gleiche Zwecke. Es ist sicherlich ein Lichtblick bei unseren heutigen kapitalistischen Zuständen, daß so viele Großkapitalisten sich so nobel zeigen. Die Schenkungen im Betrage von $5,000 und darüber beliefen sich hierzulande in den letzten Jahren auf 346 Millionen, nämlich:

Andrew Carnegie.

1893 auf	$29,000,000
1894 „	32,000,000
1895 „	32,800,000
1896 „	27,000,000
1897 „	45,000,000
1898 „	38,000,000
1899 „	79,750,000
1900 „	62,500,000
Zusammen	$346,050,000

Das 20. Jahrhundert aber beginnt noch großartiger; denn das Jahr 1901 weist die riesige Summe von $123,888,732 auf!

Mit Recht sagte daher kürzlich der Engländer Fred. Harrison, der sich Studien halber in den Ver. Staaten aufhielt, in New York:

„Was auf mich in diesem Lande einen besonderen Eindruck machte, ist der philanthropische Geist, der sich unter den Reichen so vielfach bethätigt. Die großen Schenkungen für Schulen, Bibliotheken, Krankenhäuser u. s. w. haben mich überrascht. So etwas kennt man in England nicht. Die Gründe dafür zu erklären, würde zu weit führen. Unsere sozialen Verhältnisse sind durchaus anderer Art. Bei uns hat das Oberhaupt eines reichen Hauses dafür zu sorgen, daß seine Söhne oder seine Enkel uneingeschränkt bleiben in den Mitteln, die zum standesgemäßen Auftreten der Familie nöthig sind. Es denkt Niemand daran, für gemeinnützige Zwecke große Summen zu opfern. Hier dagegen braucht eine wissenschaftliche oder humane Anstalt nur zu bitten, und es fließen ihr reiche Gaben und Vermächtnisse zu. Dazu darf sich das Volk der Ver. Staaten beglückwünschen."

Anhang.

Trachten und Mode. — Sport und Spiel.

Die Frauenkleidung im 19. Jahrhundert. — Die Krinoline. — Rückkehr zu glatten, die Körperlinien hervorhebenden Kleidern. — Das „tailor-made-Kleid". — Die männliche Kleidung zu Anfang des Jahrhunderts. — Die heutige Mode nach englischem Muster. — Der dem Menschen innewohnende Nachahmungstrieb sorgt stets für eine einheitliche Tracht der Mode. — Sport. — Pferderennen. — Ruder- und Segelsport. — Dauerlauf. — Schwimmen. — Das Radfahren. — Das Rad als Sport- und Vergnügungsmittel. — Als Heilmittel und als Verkehrsmittel. — Das Turnen. — Eine spezifisch deutsche Kunst. — In den Ver. Staaten. — Spiele. — Das moderne Ballspiel. — Lawn Tennis, Cricket und Golf. — Baseball und Fußballspiel. — Billiard und Kegel. — Spiel und Sport als wichtige Kulturfaktoren.

Während in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die Frauen, wie wir in Bd. I, S. 410—412 sahen, eine der griechischen Tracht nachgeahmte Kleidung trugen, welche in langen Falten sich mehr oder weniger eng an den Körper anschloß, bauschten sich vom Beginn der fünfziger Jahre die Frauenkleider immer mehr auf. Bei dem „Genre Pompadour" von 1850—1855 erreichten sie schon einen Umfang von 3,5 Meter ohne die Falten, und die sogenannten „Englischen Unterröcke" gestatteten noch größere Ausdehnung. Seit 1856 erschien dann die Krinoline, jener Stahlreifrock, welcher der Trägerin das Aussehen einer Tonne gab. Kaiserin Eugenie zeigte sich 1859 auf einem Feste in einem Kleide aus weißem Tüll, mit vier Röcken übereinander, jeden mit Tüll gerüscht und mit weißem Gazeband eingefaßt. Es hatte im ganzen 103 Volants, und man berechnete, daß über 600 Meter Zeug dazu verwendet worden seien. 1859 ertönte dann der Ruf, daß die letzte Stunde der Krinoline geschlagen habe, allein der Reifrock änderte bloß die Form: er erschien nicht mehr als Glocke, sondern trichterförmig, was womöglich noch häßlicher aussah. In den sechziger Jahren traten dann die bis 1867 beliebten Jupes-cages auf, deren Eigenart darin lag, daß sie von vorn wenig, hinten aber um so mehr abstanden. „Cage" heißt „Käfig"; diese Art von Reifröcken hatte nämlich neben 37 wagrechten ovalen Reifen auch noch acht senkrechte, bildete also in der That einen Stahlkäfig, der frei für sich stand und dem Niedersitzen der Trägerin jedesmal entschiede-

nen Widerstand entgegensetzte. Die Frisuren stiegen in die Höhe mit künstlich verschlungenen Gebäuden, während sich der Chignon in den Nacken hinabsenkte. Da das eigene Haar vielfach nicht ausreichte, so nahm man fremdes zu Hilfe, und der Handel mit Frauenhaar blühte wie in den Zeiten der Perrücke. Als Kopfbedeckung waren geschlossene wie runde Hüte gleichmäßig in Mode.

Obschon es sehr schwer fällt, sich heute hineinzudenken, wo das Schöne in der Krinolinenmode gelegen haben mag, so dauerte es doch beinahe volle 20 Jahre, bevor sie wieder verschwindet. Erst im Jahre 1867 begegnet man dem glatten Rock mit der ärmellosen Tunika, die ein griechisches Gewand imitiert und ziemlich schlecht zu der Frisur mit den Haarlöckchen paßt. Um aber nicht völlig des geliebten Reifrockes zu entrathen, werden die Kleider unten sehr breit gemacht. Noch einmal feierte die Krinoline eine kurze Auferstehung, um dann hoffentlich für immer ins Grab zurückzusinken. Im Jahre 1874 kamen die sogenannten "Cul de Paris" auf, angeblich einen schöneren Faltenwurf des Rockes bezweckend, aber thatsächlich das Häßlichste und Widersinnigste darstellend, was jemals das Licht der Welt erblickte. Der lange Rock mit der Schleppe, garniert mit Plissé und Volants, die Schürzendraperie mit gebauschter Hinterbahn und Franzenbesatz, die halblangen engen Aermel mit Plissé und Unterärmel aus Spitzen, die ärmellose Jacke und dazu das Puffchignon gaben der Trägerin das Aussehen eines Pfaues, welcher im Begriffe steht, das Rad zu schlagen. Für kurze Zeit verschwand das Cul de Paris, um dem glatten Prinzeßkleid, welches die Körperformen schön hervorhob, Platz zu machen. Aber schon 1884 begegnet man wieder der ganz wahnsinnig hochgebauschten Hinterbahn. Mit dem Beginn des letzten Jahrzehntes kehrte man zu den glatten Kleidern zurück, welche die natürlichen Körperlinien hervorheben und dazu geeignet sind, einen harmonisch gebauten Körper in das beste Licht zu setzen. Das Tailor Made-Kleid, welches heute zu den allervornehmsten und allermodernsten Kleidungsstücken gehört, hat gar keine Verzierungen, das Auge wird durch keinerlei Surrogate beleidigt und das Kleidungsstück gilt als perfekt, wenn es möglichst knapp und faltenlos dem Körper anliegt. Allerdings verlangt es, speziell wenn es aus dünnen Stoffen als Sommerkleid gedacht ist, reichliche Unterkleidung, da man sonst beim Ausschreiten die Form der Hüfte und des Beines gar zu deutlich erkennt und man dann von den Trä-

Eine Krinoline. 1856.

gerinnen derartiger Gewänder mit dem verstorbenen Aesthetiker Vischer sagen kann: „Sie stecken nackt in ihren Kleidern."

Aus dieser kurzen Revue der weiblichen Kleidung im 19. Jahrhundert ersieht man, daß die Veränderung sich immer nur auf unwesentliche Spielarten bezog. Es ist ein fortwährendes Schwanken zwischen breitem und schmalem Rock, zwischen natürlicher und Kontrastwirkung, zwischen breiten und schmalen Aermeln, zwischen glattem und mit Volant besetztem Kleid. Einen viel größeren Sprung machte die männliche Kleidung und man kann heute ein männliches Gewand aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts ruhig für einen Maskenball- oder Kostümabend benutzen. Die Tracht von 1801 erinnert lebhaft an die Operettenhelden aus dem Provinzialtheater. Man denke sich so einen Straßenanzug, bestehend aus Frack mit kurzer gestreifter Taille, schmalen Schößen, langen Aermeln, Revers und hohen Umlegekragen. Das Halstuch wurde mehrfach umgelegt und reichte bis ans Kinn. Das lange, weite Unterbeinkleid steckte in Stiefeln aus weichem Leder und in der Hand wurde ein Knotenstock getragen. Etwas mehr Geschmack, wenn auch noch immer gar nicht an unser modernes Kostüm erinnernd, verräth der englische Gesellschaftsanzug. Schwarzer Frack und Stoffknöpfe, weiße seidene Weste, dasselbe hohe Halstuch mit Jabot, hellgrüne Kniehosen, Zwickelstrümpfe und Schnallenschuhe gehören dazu und ein Klapphut à la Incroyable vervollständigte das Kostüm. Im Jahre 1819 sieht man in der Wiener Herrentracht einen kleinen Anlauf zur modernen Kleidung. Die Halsbinde wurde immer noch bis zum Kinn getragen und zu beiden Seiten desselben schauten drohend die „Vatermörder" heraus. Was aber dem Anzug einen gewissen modernen Anstrich gab, ist erstens das Beinkleid, welches aus demselben Tuch wie der Rock war und bereits knapp bis zum Knöchel reichte, dann der hohe Seidenhut mit gerader Krempe, der Vorläufer unseres Zylinders. Aber die lange Hose scheint sich langsam Terrain zu erobern, denn schon im Jahre 1822 begegnet man wieder der Kniehose, den Zwickelstrümpfen und Schnallenschuhen. Erst das Jahr 1826 bringt das lange, am Knöchel anschließende Beinkleid aus gemustertem Piqué mit sogenannten Strupfen und dem sich nach oben verbreiternden Zylinder, ähnlich wie ihn die russischen Kutscher noch heute tragen. 1845 begegnet man zum ersten Male dem Oberrock, aus

Modekarrikatur aus der Krinolinenzeit.

welchem sich der heutige Gehrock entwickelt hat und die lange Hose, allerdings in der häßlichen Tulpenform, hat vollständig das Terrain erobert. Diese Tulpenform verschwindet aber sehr bald, um einer knapp anliegenden Hose Platz zu machen, wie denn überhaupt die engen anliegenden Kleider lange Zeit als modern galten.

Die heutige Herrenmode ist überall nach englischem Muster, nämlich alles möglichst bequem und leger. Die Kategorien der heutigen männlichen Kleidung kann man in Staatskleid, Gesellschaftsanzug, Straßenanzug und Haustoilette eintheilen. Als Staatskleid bezw. Festgewand gilt noch immer der bürgerliche Frack aus schwarzem Tuch. Man hat zwar in Paris versucht, wiederum dem Frack aus rothem oder grünem Tuch zum Leben zu verhelfen, aber ohne jeden Erfolg. Die lange Hose wird beim bürgerlichen Anzug stets dazu getragen und nur das Hofzeremoniell schreibt kurze Beinkleider, sogenannte Escarpins, vor. Die doppelreihige weiße Weste und der Chapeau-Claque vervollständigen das Kostüm. Als vornehmstes Gesellschaftskleid gilt noch immer der lange Schoßrock, zu dem auch die dunkle aus etwas gemustertem Stoff angefertigte Hose getragen wird. Eine zweireihige Weste von demselben Stoff wie der Rock und breites Selbstbinderplastron mit Busennadel verleihen dem Träger eines solchen Anzuges einen ungemein vornehmen Anstrich. Der speziell in Deutschland so beliebte Smoking, in Amerika Tuxedo genannt, ist eigentlich durchaus nicht korrekt. Der Engländer trägt ihn am Abend in seinem Klub; ihn aber beim geladenen Diner oder in Abendgesellschaft zu tragen, ist durchaus unfair. Der Straßenanzug besteht in Paris durchweg aus heller Hose, dunklem Jacket und Zylinder, statt welchen im Sommer ein weicher Filzhut getragen wird. Zu Hause, auf dem Lande, oder im Sommeraufenthalt wird das breite Sacco aus hellem Stoff benützt. Im Seebad pflegen die Herren Strandanzüge aus farbigem Flanell zu tragen, welche auch beim Lawn-Tennisspiel gern gesehen werden, da sie die Freiheit der Bewegung nicht behindern und den Staub nicht bemerken lassen. Daß auch der Sport sein eigenes Gewand hat, ist selbstverständlich. Der Herrenreitanzug und der Reitrock der Damen sind wenig der Mode gefolgt. Der Touristenanzug lehnt sich zumeist an irgend eine Nationaltracht an und nur das Radkostüm zeigt eine große Anzahl von Spielarten.

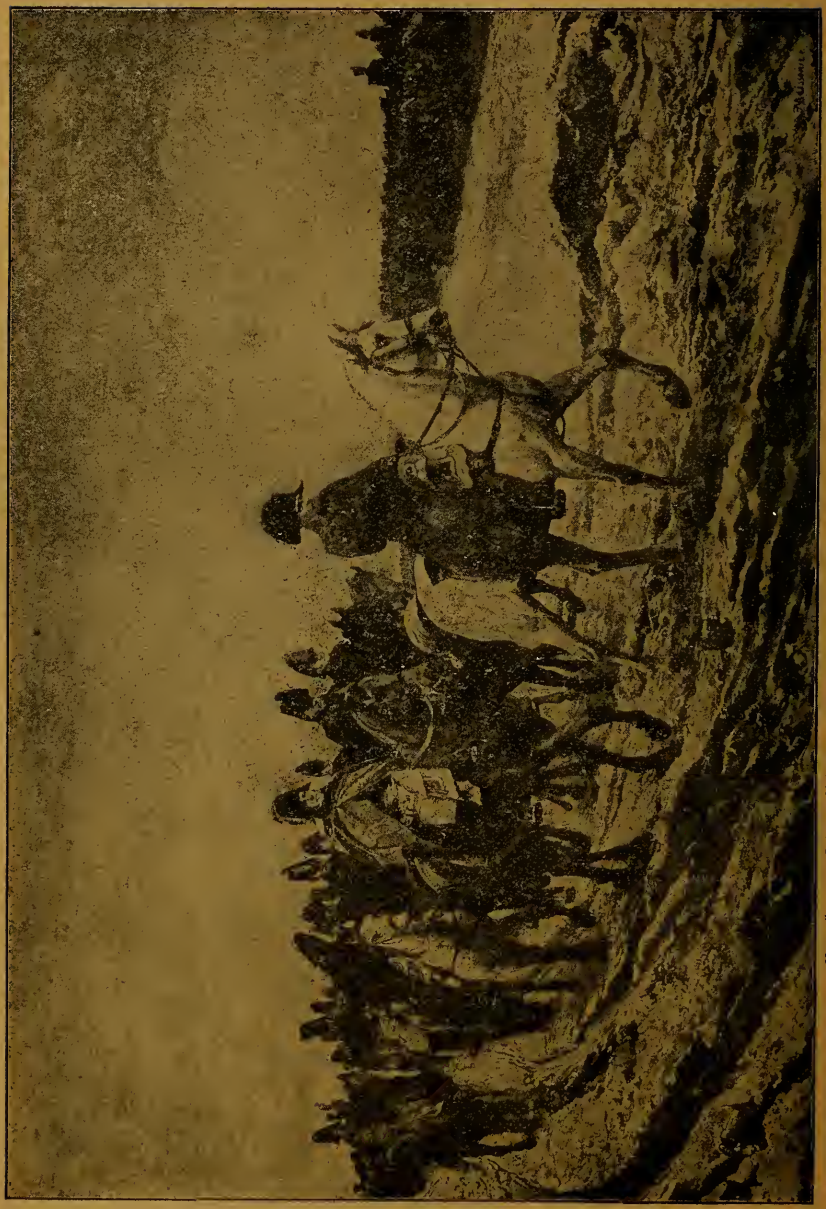
Man würde wahrscheinlich eine viel größere Mannigfaltigkeit in der Mode haben, wenn nicht der dem Menschen innewohnende Nachahmungsgeist für eine jeweilig einheitliche Tracht der Mode sorgte. Die Sucht, als etwas mehr zu erscheinen, als man thatsächlich ist, bringt es mit sich, daß man die größten Thorheiten nachahmt, wenn sie von irgend einer hochgestellten Person ausgehen. Und wenn es dem Prinzen von Wales heute einfiele, in einem gepufften Beinkleide zu erscheinen, so unterliegt es gar keinem Zweifel, daß diese Mode sofort eine Unmenge von Nachbetern fände, die sie für malerischen Chic und äußerst geschmackvoll erklären möchten. Die Mode ist die Uniform der herrschenden Klassen, welche auf die äußeren Kennzeichen nicht verzichten wollen und bemüht sind, sich durch die Form ihrer Kleider von den weniger bemittelten und gebildeten Klassen zu unterscheiden. Kaum ist aber heutzutage ein solches neues Kleid aufgetaucht, so tragen

Modejournale sofort Sorge, daß die Kunde davon bis in das entlegenste Städtchen oder Dorf dringt, wo es dann mit allen zu Gebote stehenden Mitteln und natürlich zu einem für die untern Volksschichten entsprechenden Preise nachgeahmt wird. Natürlich sieht dann ein solches Kleid nur auf Entfernung dem Original ähnlich und ist thatsächlich eine werth- und geschmacklose Nachahmung. Es ist darüber kaum ein Wort zu verlieren, daß die Tyrannei der Mode dem guten Geschmack sehr viel Abbruch thut. Am allermeisten besorgen dies aber die Konfektion (Dry Goods)-Häuser, welche jeden neuen Modeartikel in zehntausenden von Exemplaren auf den Markt werfen und so die Frauenwelt geradezu zwangsweise uniformieren. Man kann in einer modernen Großstadt oft die Beobachtung machen, daß manchmal die ganze Stadt Kleider trägt, die gewissermaßen aus einem Stück Stoff geschnitten sind. Sehr vortheilhaft unterscheidet sich die Pariserin und Wienerin, die es versteht, in ihre Kleidung immer etwas Individuelles, Persönliches hineinzubringen. In Folge dieser Uniformierung verschwindet die Nationaltracht in den Gebirgsgegenden Europas (man denke blos an die malerischen Trachten in den verschiedenen Schweizerkantonen!) immer mehr, und alle Versuche, sie künstlich zu beleben, sind gescheitert.*)

* * *

Die Freude am Sport, d. h. an solchen Unterhaltungen, welche im Freien vor sich gehen, mit Körperübung und dem Gedanken an Wettbewerb und Sieg verbunden sind, hat in den letzten 50 Jahren sehr zugenommen. Die Vorliebe für dergleichen Vergnügen ist ein eigenthümlicher Zug des englischen und amerikanischen Nationalcharakters; doch finden wir sie auch bei den Deutschen und Franzosen. Am Anfang des Jahrhunderts waren der Pferde- und Rudersport am meisten beliebt. Pferderennen, welches eigentlich kein Sport ist, weil sich dabei Pferde für Menschen abquälen müssen, ist namentlich in den höheren Gesellschaftsklassen beliebt und hat sich in Folge dessen zu einem großen sozialen Faktor ausgebildet. Das Derbyrennen zu Epson in England, der Grand Prix zu Longchamps bei Paris, die Jockeyklub-Rennen in Berlin und Wien, sowie die großen Rennen in New York, Chicago u. s. w. haben sich zu gesellschaftlichen Ereignissen ersten Ranges ausgebildet. Der Rudersport wurde in England von jeher von den Angehörigen der Universitäten Oxford und Cambridge gepflegt, und dasselbe geschieht jetzt seitens der Studenten unserer Universitäten Harvard, Yale, Cornell. Der Segelsport hat sich von England aus überall verbreitet, und im Sommer wird er auf unsern großen, kleinen und kleinsten amerikanischen Inland-Seen eifrigst betrieben. Internationale Regatten sind in den letzten Jahren sehr beliebt geworden. Auch der Dauerlauf und das Schwimmen wird neuerdings als Sport geübt. Großartige Ausdehnung hat der jüngste Sport erreicht — das Radfahren. Es ist erstaunlich, wie schnell die Radfahrerei sich die Welt erobert hat. Anfangs

*) S. „Französische und deutsche Trachten, 1849—1899", am Schluß unseres Buches.



Napoleon auf dem Rückzuge aus Moskau. (Nach dem Gemälde von Meissonier.)

1870 war das Fahrrad mehr ein Spielzeug, das aber immerhin seine Vortheile und seinen Nutzen bot; es war damals noch Hochrad. Als aber das jetzt allgemein gebräuchliche Niederrad konstruiert wurde, welches die Leistungsfähigkeit des Rades bedeutend erhöht und gleichzeitig seine Gefährlichkeit vermindert, und als der Irländer Thierarzt Dunlop die Luftreifen (Pneumatiks) einführte, welche leicht und sehr widerstandsfähig sind, sehr rasch repariert werden können und die Erschütterungen beim Fahren auf ein Minimum reduzieren, gewann das Fahrrad eine Verbreitung, die sich beinahe mit der der Nähmaschine vergleichen läßt. Die Engländer entdeckten natürlich sofort ein Sportmittel darin. Der sportliche Wetteifer konzentriert sich beim Radfahren auf die Schnelligkeit, gerade wie beim Pferdesport, dessen Regeln für den Sportbetrieb auch in der Hauptsache herübergenommen wurden. Um die höchstmögliche Schnelligkeit entfalten zu können, nahmen die Rennfahrer von Anfang an eine Haltung an, die weder für schön, noch auch der Gesundheit für zuträglich gelten konnte. Die sportlichen Ergebnisse steigerten sich bald zu geradezu erstaunlicher Höhe, und noch vor dem Jahrhundertschluß hatten einzelne Radfahrer den Record des schnellsten Trabers, des Rennpferdes Salvator, 1:35½ geschlagen. Es bleibt ihnen somit nur noch der Kampf mit der Lokomotive übrig.

Modernes Sportkostüm.

Das Fahrrad entwickelte sich übrigens in den letzten 10 Jahren auch zu einem Heilmittel. Das vollzog sich ganz naturgemäß; Freude an sich ist schon ein Heilmittel und gute Stimmung schon halbe Gesundheit. Immer höhere Altersklassen wandten ihre Aufmerksamkeit dem neuen Vehikel zu, und da war nicht mehr Lust am Sport oder sonst jugendlicher Ueberschwang, sondern wirklich sanitäre Rücksicht das treibende Element. Mit Hilfe des Rades kann man leichter, rascher und bequemer hinaus aus der Stadt in die freie, frische Luft der Umgebung als mit irgend einer anderen Fahrgelegenheit. Alle jene, die im Interesse ihrer Gesundheit, tägliche Spaziergänge machten, fanden gleich heraus, daß das Rad ihrem Zwecke weit besser entspreche als gar Vieles, was sie früher versucht hatten. Gegen Hämorrhoiden, Kongestionen, Schlaflosigkeit, Appetitlosigkeit, Neurasthenie, gegen das ganze Heer der Folgeübel der sitzenden Lebensweise bietet das Rad in unzähligen Fällen rasche und gründliche Hilfe. Und nicht nur Heilmittel wurde das Fahrrad; es ist heute ein wichtiges Verkehrsmittel und hat einen bedeutenden Einfluß auf die Woh-

nungsverhältnisse der Großstadt. Es ermöglicht unzähligen Beamten, Angestellten, Geschäftsleuten, Arbeitern, ihre Wohnstätten an der Peripherie der Städte, in den Vororten, zu wählen, ohne dadurch zu viel an dem kostbaren Kapital „Zeit" einzubüßen, und damit verbessert es ihre Erwerbs- und Lebensverhältnisse. Die Wohnungen können geräumiger, gesünder und dabei billiger sein. Ganze Klassen von Bediensteten können durch das Fahrrad ihre Leistungsfähigkeit verdoppeln und verdreifachen und dadurch den Werth ihrer Arbeit und den Ertrag derselben erhöhen. Hatte ferner seit der fünfziger Jahre die Eisenbahn den Landstraßen einen großen Theil des Verkehrs entzogen, so brachte das Fahrrad wieder Leben auf die Landstraße und es begannen wieder gute Zeiten für die Wirthschaften auf der Straße. Das Fahrrad erfüllte auch darin die Mission der großen Verkehrsmittel. Es brachte, wo es hinkam, Leben und Bewegung in Handel und Wandel. Mit der Hebung des Verkehrs verbesserte es in weiten Kreisen die Erwerbsverhältnisse, es schuf Arbeit und Verdienst, und es wirkte fruchtbar, weil es als ein neues Element erschien, neue Erwerbsquellen, neue Bedürfnisse, neue Arbeits- und Verdienstgelegenheiten schuf. Es begann die Rad-Touristik einzusetzen, welche in kurzer Zeit große Dimensionen annahm. Kurzum, das Fahrrad ist ein Faktor von ernster wirthschaftlicher und sozialer Bedeutung geworden.

Der vornehmste Sport ist und bleibt das Turnen, weil es sich bei ihm zunächst nicht um die Gewinnung eines Preises handelt, sondern weil es die harmonische Ausbildung des menschlichen Körpers um dieser selbst willen pflegt und demnach mit dazu angethan ist, den idealen Sinn der Jugend gegenüber dem verrohenden Einfluß mancher Sporte aufrecht zu erhalten. Wenn auch schon die Griechen die Gymnastik kannten und das ritterliche Turnier sowie das Voltigieren und Ringen mit dem Turnen eine große Aehnlichkeit besitzen, so hat sich dies dennoch selbständig entwickelt und ist als eine spezifisch deutsche Kunst anzusehen. „Turnvater" Jahn errichtete 1811 die erste deutsche Turnanstalt. Eine Reaktion trat ein, als man in der Turnerei Staatsgefährlichkeit witterte, und erst der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV. sowie die durch die Fortschritte der Medizin und der Hygieine zum Durchbruch gelangte Ueberzeugung, daß körperliche Uebungen eine unentbehrliche Ergänzung des Schulunterrichtes bringen müssen, brachten der Turnerei bessere Zeiten. Im Jahre 1843 wurde der Unterricht geradezu unter staatliche Aegide genommen und im Jahre 1850 und 1851 wurden die ersten Turnlehrerbildungsanstalten gegründet. Heute ist in den meisten europäischen Schulen der Turnunterricht obligat und nur ein ärztliches Attest kann den Schüler von demselben dispensieren. Ueber die kolossale Ausbreitung der Turnerei giebt am besten das Turnvereinswesen Aufschluß. Im Jahre 1859 gab es nur 100 Turnvereine, 1864 schon an 2,000, 1876 findet man durch die Kriege die Vereinszahl etwas gesunken, während es heute ca. 7,000 Vereine mit ungefähr über einer halben Million Vereinsangehörigen giebt, welche alle zusammen die nach Gauen eingetheilte Deutsche Turnerschaft bilden. Auch die meisten Universitäten besitzen ihre eigenen akademischen Turnvereine. Das Beispiel Deutschlands wirkte auf

die anderen Staaten, von denen zuerst Dänemark das Turnen einführte. Auch Oesterreich folgte bald nach und in der Schweiz wurde das Turnen geradezu eine nationale Sache und in regelmäßigen Intervallen werden dort nationale Turnfeste abgehalten. In England kann das Turnen noch heute keinen rechten Fuß fassen, da der Sport noch zu sehr das Terrain beherrscht. Dagegen verbreitet es sich in den Ver. Staaten von Jahr zu Jahr. Nicht nur haben die Deutschen hier eine Menge Turnvereine ins Leben gerufen, sondern Turnunterricht wird auch in vielen öffentlichen Schulen ertheilt, und in den meisten Großstädten giebt es Athletic-Clubs, Gymnasien und dergleichen.

Bethätigung der Körperkraft und Geschicklichkeit, verbunden mit Unterhaltung, ist der Zweck der Spiele im Freien oder in geschlossenen Räumen. Das moderne Ballspiel mit seinen vielen Unterabtheilungen ist eine Schöpfung des 19. Jahrhunderts und stammt ebenfalls aus England. Da ist vor allem das Lawn Tennis, welches in seinen Grundzügen im Jahre 1877 und 1878 zu Wimbledon in England festgelegt und vom All England Lawn Tennis Club geleitet und in kurzer Zeit die gesammte zivilisierte Welt erobert hat. Die Bewegung des Balles beschränkt sich auf ein auf dem Boden aufgezeichnetes Spielfeld, welches durch ein über die Mitte gestelltes Netz in zwei Hälften getheilt ist. Die Spieler sind mit besonderen Schlägern, Racketts, ausgerüstet und haben ihre Partei so zu vertheidigen, daß sie den vom Gegner auf ihre Seite getriebenen Ball jeweils über das Netz zurückgeschlagen haben. Schlägt ein Spieler fehl, oder treibt er seinen Ball ins Netz, so wird der Schlag seinem Gegner zugerechnet. Je 6 Gänge bilden ein Spiel und je 6 Spiele eine Parthie; mehrere Parthien bilden ein Match.

Neben dem Lawn Tennis wurde von dem Mary Lebone Cricket Club auch das Cricket-Spiel in folgender Weise festgesetzt: Zu einer Partie gehören zwei Parteien zu je 11 Mann, jeder mit einem Schlagholz zum Treiben des Balles ausgerüstet. Auf dem Spielplatz sind je drei Stöcke eingeschlagen, die so dicht aneinander stehen, daß der Ball nicht vollkommen hindurch kann. Auf diesen drei Stäben liegen wiederum zwei Stäbe lose auf und vor jeder Stabgruppe steht hinter einer gezogenen Linie ein Spieler, welcher beim Schlagen die Linie nicht überschreiten darf. Nun sucht der Spieler einer Partei mit dem Ball die Stäbe so zu berühren, damit einer oder beide Querstäbe heruntergeworfen werden. Gelingt ihm das nicht und schlägt ein Spieler der Gegenpartei den Ball hinweg, so sucht er, bevor die rings umherstehende feindliche Partei den Ball wieder ins Spiel gebracht hat, möglichst oft zu der nächsten Stabgruppe hin und zurück zu laufen. Nach der Anzahl dieser Läufe wird das Spiel berechnet.

In neuester Zeit ist das schottische Golfspiel sehr in Schwung gekommen. Dieses besteht darin, einen Guttaperchaball mit möglichst wenig Schlägen von einem im Spielterrain eingegrabenen Loch ins andere zu treiben. Diese Löcher, in der Regel achtzehn, bilden einen Kreis und sind von einander bis 400 Meter weit entfernt, so daß zum Golfspiel oft ein ganzes Feld gehört.

Nicht weniger beliebt, besonders hier in den Ver. Staaten, ist das Baseball- und das Fußball-Spiel, welche in vielen Beziehungen dem Tennis ähneln, nur mit dem Unterschied, daß der Ball nicht mit den Händen, sondern mit einem Schlegel (bat) resp. blos mit den Füßen geschlagen werden darf. Auch diese Spiele werden wie die übrigen Sports von professionellen Spielern betrieben, gewöhnlich 9 oder 11, welche von Clubs angestellt und bezahlt werden. Die Colleges und Universitäten haben ihre "teams" von Spielern, die extra sich trainieren lassen und dann große Wett-Tournamente veranstalten. Endlich sei noch erwähnt das Billiard- und das Kegelspiel, welche beide ebenfalls erst im 19. Jahrhundert allgemein bekannt und geübt wurden.

So viel über die verschiedenen Arten von Sport und Spiel, und ihre Entwicklung! Mancher möchte vielleicht die Frage aufwerfen, was denn all das mit der Kulturgeschichte zu thun habe. Victor v. Lainig giebt darauf folgende Antwort: „Es erscheint auf den ersten Blick, als ob der radfahrende Jüngling oder die Tennis spielende Maid oder endlich der Turner wohl durch ihre geistigen Qualitäten die Kultur des Volkes zu heben im Stande sind, nicht aber durch die Ausübung des Sportes. Und dennoch sind Spiel und Sport so mächtige gesellschaftliche Faktoren, daß sie nicht nur innerhalb der Kulturentwickelung eines Volkes keine quantité negligeable vorstellen, sondern geradezu einen wichtigen Kulturfaktor bilden. Sie theilen dies in gewisser Beziehung mit der Mode. Wir wollen ganz davon absehen, daß die Turnerei durch Verschmelzung mit anderen Bestrebungen ein so kräftiger politischer Faktor wurde, daß die Erhebung Deutschlands aus dem napoleonischen Joch sowie das Jahr 1848 nicht zu geringem Theile diesen Bestrebungen zu verdanken ist. Aber auch der Radfahrsport, die öffentliche Rennbahn und der Spielplatz haben einen starken Einfluß in psychologischer Beziehung sowohl wie in sozialer ausgeübt. Die einzelnen Stände, welche sich früher durch Kleidung und äußere Abzeichen unterschieden, mußten diese äußeren Standesunterschiede mit demselben Augenblicke aufgeben, wo das Bekleidungswesen aus der Hausindustrie zur Konfektion ward. Auch der Radfahrsport, welchem nunmehr Alt und Jung huldigen, der Tennisplatz, auf dem sich neben dem Bürger der hochgeborene Aristokrat tummelt, die Rennbahn, wo der Totalisator alle Unterschiede von Rang und Geburt verwischt, tragen nicht wenig dazu bei, um die Standesunterschiede auszugleichen und die Leute einander näher zu bringen. Aber auch der Sinn für Natur wurde durch das Radfahren geweckt und nicht nur der Sinn allein, sondern speziell dem Sport und Spiel haben wir es zu verdanken, daß wir aus einer geistreichelnden empfindsamen sentimentalen Zeit im ersten Drittel dieses Jahrhunderts herausgekommen sind, welche bei jeder Gelegenheit Thränen vergoß und in der gepreßten Treibhausatmosphäre der Romantik schwelgte. Sport und Spiel führen unsere Jugend zur Natur zurück, wenn auch etwas anders, als es sich Jean Jaques Rousseau in seinem „Emile" dachte, und dieser Rückkehr verdanken wir eine junge kräftige Generation mit einer fröhlichen Weltanschauung arbeitsfreudig und kampfesmuthig!"

1851.
1852.

1853.
1854.

1855.
1856.

1857.
1858.
1859.

1860.
1861.

1862.
1863.
1864.

1865.
1866.
1867.

1868.
1869.
1870.
1871.

Albert
Noyelles
Bray
Bretonn
Mezières
Quesnel
didier
Crépy
Senlis
Meaux
Lagny
Brie
Melu
Gien
Nérondes

Übersichtskarte des Kriegsschauplatzes in Frankreich 1870/71 mit Angabe der hauptsächlichsten Marschrouten der deutschen Armeen.

MAR. 28 1902

1 COPY DEL. TO CAT. DIV.
MAR. 28 1902

APR. 3 1902

9964 MAR 28 1902

LIBRARY OF CONGRESS
0 021 548 567 5